Gutzkow



Meyers Klassiker-Ausgaben

Gutzkows Werke

Dritter Band



K. Gutzkow

Gutzkow während der Weimarer Jahre (1861—64).

Gutzkows Werke

Herausgegeben von

Peter Müller

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe

Dritter Band



Bibliographisches Institut · Leipzig

Politische Schriften.

Die rote Mütze und die Kapuze

und

Ansprache an die Berliner.

Die rote Mütze und die Kapuze.

Einleitung des Herausgebers.

Von den zahlreichen Schriften politischen Charakters, die Gutzkow im zehnten Band seiner „Gesammelten Werke“ (Jena 1875) vereinigt hat, sind im folgenden nur „Die rote Mütze und die Kapuze“ sowie die „Ansprache an die Berliner“ abgedruckt. „Die rote Mütze und die Kapuze“, die sich gegen den Görresschen „Athanasius“ wendet, ist in den sogenannten Kölner Wirren entstanden, die sich um die Person des Erzbischofs von Droste zu Vischering (1773—1845) konzentrieren. Zum Verständnis ist es notwendig, sich den berühmten Kirchenstreit in seinen Hauptzügen kurz zu vergegenwärtigen.

Bereits 1817 nahm Droste-Vischering als Kapitularvikar von Münster in seiner Tendenzschrift „Über die Religionsfreiheit der Katholiken“ sehr energisch weitgehende Rechte für die römische Kirche in Anspruch. Auch kam er damals schon mit der preußischen Regierung über die Frage der konfessionellen Mischehen in Streitigkeiten. Die Verwickelungen wurden ernster, als er des weiteren seinen Klerikern verbot, außerhalb des Bistums Münster zu studieren. Die Maßregel richtete sich gegen den 1819 von Münster an die neubegründete Universität Bonn berufenen Professor Hermes, dem ein Teil seiner Schüler an die neue Wirkungsstätte folgen wollte. Die Regierung antwortete mit der zeitweiligen Aufhebung der theologischen Fakultät in Münster. Droste-Vischering legte sein Vikariat freiwillig nieder und zog sich gänzlich von der Öffentlichkeit zurück, bis er 1835 Erzbischof von Köln wurde und er nun seinen großen Kampf um die Mischehen gegen die Regierung mit jener starren Unbeugsamkeit aufnahm, die die jahrhundertealte Tradition der Kirche ihren Dienern zu vererben pflegt.

Eine königliche Deklaration hatte 1803 für den Osten der Monarchie einseitig verfügt, daß Kinder aus Mischehen jeweils der Religion des Vaters folgen müßten, und daß kein Ehegatte den andern durch

Vertrag zu einer Abweichung von diesem Gesetz verpflichten dürfte. Durch Kabinettsorder vom 17. August 1825 wurde diese Vorschrift auch auf die Rheinlande und Westfalen ausgedehnt. Die katholische Bevölkerung erblickte hierin eine ungerechte Benachteiligung ihres Glaubens, da in den neupreußischen Provinzen mit dem aus den alten Provinzen übernommenen protestantischen Beamtenstand viel häufiger der Fall eintreten mußte, daß ein protestantischer Mann ein katholisches Mädchen heiratete als umgekehrt. Dementsprechend organisierte die Geistlichkeit den Widerstand. Nach vielfachen fruchtlosen Verhandlungen erwirkte der preußische Ministerresident von Bunsen in den Konferenzen mit dem Kardinal Capellari ein Breve des Papstes Pius VIII. vom 25. März 1830, das noch durch eine Instruktion des Kardinals Albani vom 27. März ergänzt wurde. Das päpstliche Breve zeigte in der Frage der gemischten Ehen zwar ein gewisses Entgegenkommen, glitt jedoch gerade über den wichtigsten Streitpunkt, den der Kindererziehung, mit ganz unbestimmten Wendungen hinweg. Es konnte deshalb auf beiden Seiten nicht befriedigen. Die Staatsregierung trat denn auch bald in Sonderverhandlungen mit den rheinisch-westfälischen Bischöfen ein. Tatsächlich kam 1834 eine Einigung mit dem damaligen Erzbischof von Köln, dem Grafen von Spiegel, zustande, der auch seine Suffraganbischöfe von Trier, Münster und Paderborn zum Beitritt überredete. Es wurde vereinbart, daß die Geistlichen fortan bei konfessionell gemischten Ehen das Versprechen katholischer Kindererziehung nicht mehr als unerläßliche Bedingung für die kirchliche Trauung fordern sollten. Die Einigung bedeutete den Sieg der Regierung, die nunmehr im wesentlichen erreicht hatte, was sie seit 1825 erstrebte. Aber der Vertrag hatte den großen Nachteil, daß er ohne Wissen der Kurie abgeschlossen worden war. Er war aus diesem Grunde völlig wertlos, wenn die Bischöfe und ihre Nachfolger nicht gewillt waren, auch dann bei ihrer Abmachung zu bleiben, wenn diese nicht die Billigung des Papstes finden sollte.

Der altersschwache Graf Spiegel starb schon 1835, und als sein Nachfolger wurde Freiherr von Droste zu Vischering am 1. Dezember 1837 zum Erzbischof von Köln gewählt. Freilich hatte sich die Regierung vorher in vertraulichem Briefwechsel ausdrücklich vergewissert, daß er die Abmachung von 1834 weder angreifen noch umstoßen werde. Als aber die Kurie durch den Trierer Bischof von Hommer,

der auf dem Sterbebett am 10. November 1836 die Einigung bereute über den ganzen Hergang unterrichtet wurde und offen ihre Mißbilligung zeigte, wandte sich Droste-Vischering mit aller Schärfe gegen die Mischehen und die akatholische Kindererziehung. Er rechtfertigte sein Vorgehen mit der verblüffenden Erklärung, der Inhalt der Einigung, die zu halten er verpflichtet worden war, sei ihm damals nicht authentisch bekannt gewesen — in einer so wichtigen Angelegenheit zweifellos ein Versäumnis, das man weder dem Erzbischof noch der Staatsregierung zum Ruhme auslegen kann.

Gleichzeitig suchte Droste-Vischering die ihm verderblich und ketzerisch scheinende Lehre der sogenannten Hermesianer zu unterdrücken. Hermes selbst war schon 1831 gestorben. Trotzdem 1835 seine Schriften auf den Index kamen, behielt er doch unter den Professoren und Studierenden in Bonn großen Anhang. Mit schroffen, häßlichen Maßregeln sollten nun die freier gesinnten Professoren der theologischen Fakultät mundtot gemacht werden. Die Vermittelungsversuche der Regierung, geführt von dem Kurator der Universität, Herrn von Rehfues, scheiterten vorläufig; ja, der Erzbischof verlangte, daß alle Neupriester achtzehn Thesen unterschrieben, die ihm ihre streng-kirchliche Gesinnung und ihre Handlungsweise nach seinen Intensionen zu verbürgen schienen. Als endlich ein milderer Ausgleich zustande kam, konnte er nicht mehr in Kraft treten, weil Droste-Vischering, der in der Frage der Mischehen um nichts nachgeben wollte noch von seinem Standpunkt aus konnte, am 20. November 1837 verhaftet und nach der Festung Minden abgeführt worden war.

Die plumpe Polizeimaßregel rief gewaltige Erregung hervor und vertiefte in bedauerlicher Weise den religiösen Zwiespalt. Mehr als 200 Broschüren erschienen hüben und drüben; auch die Regierung selbst suchte ihren Schritt in einer von Bunsen verfaßten Staatsschrift „Darlegung des Verfahrens der preußischen Regierung gegen den Erzbischof von Köln“ (Berlin 1838) zu rechtfertigen. Der Hauptrufer im Streit war der alte Görres. Sein „Athanasius“ (Regensburg 1838) erlebte gleich vier Auflagen. Mit jakobinischer Heftigkeit verteidigt und greift er an; seine zügellose Leidenschaft bewahrt ihn dabei nicht vor Ausfällen prinzipieller Art gegen den preußischen Staat und den Protestantismus, die jedes Maß überschreiten. Dennoch blieb seine Wirkung so hinreißend, seine Argumentation so wuchtig,

daß die Gegenstimmen der protestantischen Publizisten, Ph. Marheineke, „Beleuchtung des Athanasius von Görres“ (Berlin 1838), K. Bruno, „Kern und Schale, oder drei politische Blicke auf die Kölnische Angelegenheit“ (Jena 1838), und H. Leo, „Sendschreiben an J. Görres“ (Halle 1838), zu keiner Geltung kommen konnten. Görres blieb ihnen zudem in seiner Schrift „Die Triarier H. Leo, Ph. Marheineke und K. Bruno“ (Regensburg 1838) nicht die Antwort schuldig.

Gutzkow ergriff in dem Streit wiederholt das Wort. Zunächst ließ er sich im „Telegraphen für Deutschland“ in einer Reihe von Aufsätzen „Über die Absetzung des Erzbischofs von Köln und die Hermessche Lehre“ aus; dann veröffentlichte er unter dem Pseudonym Leonhard Falk „Streifzüge in der Kölner Sache“; in Nr. 108 besprach er „Leos Sendschreiben an Görres“, in Nr. 160 „Görres' Triarier“. Später nahm er alle diese Publikationen in den zehnten Band seiner „Gesammelten Werke“ auf.

Mehr Beachtung als diese Zeitschriftenaufsätze beansprucht die selbständige Broschüre „Die rote Mütze und die Kapuze“, die Gutzkow 1838 bei Hoffmann und Campe erscheinen ließ. Sich weniger um Recht und Unrecht in der Kölner Sache kümmernd, gibt Gutzkow der Streitfrage eine allgemeinere Bedeutung und stellt, unbeirrt durch die Ansprüche der Hierarchie wie durch die des Staates, den reaktionären Forderungen des „Athanasius“ als höchstes Gesetz unserer Zeit die Freiheit der Selbstbestimmung des einzelnen gegenüber. Im Anschluß daran entwickelt er Gedanken, deren Verwirklichung zum Teil auch für uns noch in begehrenswerter Zukunft liegen. Leider entfernt er sich jedoch bei seinem ungestümen Vorstoß zu oft von der Sache selbst und läßt sich zu persönlichen Gehässigkeiten fortreißen, wie ja auch der Titel der temperamentvollen Kampfschrift deutlich auf die Entwickelung Görres' vom Jakobiner, der begeistert die rote Mütze der Freiheit schwang, zum römischen Reaktionär in der Mönchskapuze hinweisen soll. Eine kurze Entgegnung auf die Gutzkowsche Broschüre findet sich im „Epilog zur vierten Auflage des ‚Athanasius‘“.

Vom Beten und Fasten und den Beängstigungen des Kapuzinerstricks kann es nicht herkommen, daß die alte Görressche Originalität in dem „Athanasius" kaum wiederzuerkennen ist; denn die Münchner neukatholische Schule dilettiert ja bekanntlich nur auf die Religion, segnet sich wohl mit Weihwasser, wenn sie in die Kirche geht, bückt sich wohl, wenn der Priester die Monstranz in die Höhe hebt; doch ist ihr im übrigen das kirchliche Wesen nur die äußere Begrenzung und Beschützung eines beliebigen, nur der Hierarchie angepaßten Denkens und Spielens, wobei die jungen und alten Mönche rundlich gedeihen und die Wangen sich rot und fleischig erhalten. Es kann also dieser Geistesbankerott, den Görres in seinem „Athanasius" zeigt, nur die Rache sein, welche die Ideen immer an treulosen Überläufern und nur durch den Moment bestimmt gewesenen Taschenspielern des Stils und der erkünstelten Leidenschaft nehmen; die natürliche Abspannung der Seelenkräfte, die überall eintreten muß, wo der Gedanke müde wird, sich ein eignes Gehäuse organisch, wie das Muscheltier, zu treiben und dafür lieber in den ersten besten alten Maulwurfspalast, in eine offenstehende Mönchskutte, in eine alte weihrauchgebeizte Reliquienschachtel kriecht. Die Begriffe verrosten, wenn sie nicht als Pflugschar oder Waffe mehr dienen; die Gefühle stumpfen sich ab, wenn sie nur auf Haß sinnen und gegen alles eine verneinende Abstoßung hegen; selbst die rohe Muskelstärke der Leidenschaft, die ehemals das Görressche Wesen bezeichnete, will von Zeit zu Zeit geübt sein; sonst macht man den Eindruck, den Görres bei allen unbefangenen Lesern seines „Athanasius" hinterlassen haben wird: den Eindruck eines achtzigjährigen Generalfeldmarschalls, der noch einem Napoleon Schlachten liefern will, den zwei Husaren von einem Gichtstuhl auf das Streitroß heben müssen, und der zwar in allem noch die alten Kommandowörter und steifen Möllen-

dorfschen[1] Prätensionen verrät, aber zuletzt, mehr des Mitleids als des Angriffs würdig, auf seinem Sattel zusammenknickt. Die Pracht der Görresschen Sprache, der zuliebe man früher die Theorie einer eignen „architektonischen Poesie"[2] erfand, ist wie ein altes Prunkzimmer geworden, wo von den Bronzeverzierungen die Vergoldung sich abgebröckelt hat. Der Straßburger Münster präsentiert sich, wie von einem Feldherrn Ludwigs XIV. demoliert. Über die alten sinnigen Arabesken, Hautreliefs und gotischen Schnörkeleien von früher sind allerlei katholische Kräuter und Lebermoose gewachsen als: Unser-lieben-Frauen Bettstroh, Mariendistel, Marienmünze und Dreifaltigkeitskraut. Keine satirischen Maki-Affen springen mehr auf dem einst von Görres so wohlberittenen Elefanten der indischen Mythologie herum[3]. Die Lotosblumen sind alle von dem vielen Weihwassersprützen verwelkt. Der ehemals so beliebte Lingam hängt schlaff und ohnmächtig herunter; die Yoni ist zusammengeschrumpft[4]; das Weltei ist ausgelaufen und die Urweltsschlange ringsherum eine gewöhnliche Nürnberger Vexierschlange von Holz geworden, die nur Kinder beängstigt. Auch die nordische Mythologie hat aufgehört, der Görresschen Phantasie noch Bilder und Allegorien zu liefern. Die Esche Yggdrasill läßt traurig die Zweige hängen; der Urdarbrunnen ist eingefroren[5]; nur ein einziges Mal tritt noch im „Athanasius" Odin auf, aber, wie Görres selbst sagt, „einäugig und etwas angetrunken"[6]. Kaum daß noch am Schluß der Schrift die Edda und die Götterdämmerung ein wenig poltern, was sich aber dort, am Schluß des fünften Aktes gleichsam, wie ein Theaterdonner und eine künstliche Hölle mit bengalischem Feuer ausnimmt. An Witz, Phantasie und Rhetorik ist „Athanasius" armselig ausgestattet. Kaum noch, daß Görres die Blasphemie wagt, Christus mit dem Schachbrett

---

[1] Graf von Möllendorf (1724—1816), preuß. Generalfeldmarschall der friderizianischen Schule. — [2] Vgl. Wolfgang Menzel, „Deutsche Literatur", Bd. 1, S. 156 f. (2. verm. Aufl., Stuttgart 1836). — [3] Anspielung auf die „Mythengeschichte der asiatischen Welt" (Heidelberg 1810, 2 Bde.) und andere ähnliche Arbeiten von Görres. — [4] Vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes. — [5] Die Esche Yggdrasill ist in der nordischen Mythologie der alles umfassende Weltbaum, das Sinnbild des Raumes und der Zeit. Unter einer seiner Wurzeln befindet sich der Urdarbrunnen, an dem die Nornen hausen. — [6] Ungenaues Zitat aus dem „Athanasius", S. 109.

unterm Arm auftreten und mit dem König von Preußen eine Partie spielen zu lassen (S. 134)[1]. Sonst ist um den großen orientalischen Zaubrer von ehemals, um alle seine Silber- und Goldblättchen, um seine bunten Federgürtel und mystischen Riemengeflechte jetzt die dumpfe, einfarbige, braune Mönchskutte geworfen.

Indessen handelt es sich in dem „Athanasius" nicht um die alten indischen Jongleurkünste des Stils mit aufgeworfenen Kugeln und balancierten Degenspitzen auf dem schnurrenden Teller der Rhetorik, sondern allerdings um eine in die nächsten Interessen des Augenblicks praktisch eingreifende Stimmabgabe, um die Lösung eines zum Firlefanz der Stiltoilette nicht viel Zeit lassenden höchst wichtigen Problems .... Halten wir uns an das Faktum!

Görres hat sich in die Schlichtung eines Prozesses eingemischt, über welchen schwerlich die Paragraphen des Kirchen- oder irgendeines Landrechtes entscheiden werden, sondern der in allen seinen täglich neu sich entwickelnden Instanzen sich in eine organische Gärung der höchsten Bildungs- und Institutionsinteressen unsres Vaterlands verwandeln zu wollen scheint. Die Hand, welche den Erzbischof von Köln von seinem Sitze entführte, wurde, ohne es zu wissen, von einer höhern Fügung gelenkt. Mitten in die teils gewaltsam, teils durch eigne Ermattung und Widersprüche mit sich selbst abgebrochenen Fragen über unser politisches, gesellschaftliches und literarisches Leben, mitten in die Gedankenembryone, die nicht leben, und die Greisenüberlebtheiten, die nicht sterben können, schleuderte die Vorsehung eine Aufgabe, an deren Lösung jedes Interesse seine Rückhaltsgedanken, jede Tendenz ihre Zielpunkte, jede Dialektik das unverrückbare Zentrum ihres eigentlichen Wollens und Meinens enthüllen sollte. Die Stabilitätsinteressen mußten sich wechselweise den Vorwurf der Demagogie machen; die falschen Bundesgenossenschaften der aufeinander sich stützenden Tendenzen mußten sich auflösen und Schwerpunkte suchen in jener öffentlichen Meinung, die die Masse beherrscht. Das Kölner Zerwürfnis wirkte wie ein chemisches Reaktionsmittel, mit dessen

[1] Die Zitate beziehen sich auf die erste Auflage, Regensburg 1838.

Hülfe die vielfachen Mischungen der Lüge und Wahrheit, denen seither das Szepter auf den Thronen, der Hirtenstab in der geistlichen Herde und das Schiboleth der Doktrin auf dem Katheder gehörte, sich zersetzten und jeder Urstoff gezwungen wurde, nur Gleichartiges, nur seine geistige Wahlverwandtschaft zu suchen. Jetzt soll sich entscheiden, auf welcher Seite die Freiheit des Geistes, die Innigkeit des Gemüts, die Tiefe des Gedankens und die echte Verehrung der Geschichte ihre aufrichtigen und unerschrocknen Verbündeten findet; und damit in das Kölner Ereignis diese Bedeutung kommt, damit es nicht in einen formellen, öden und buchstabenmäßigen juristischen Prozeß verwittert, sei uns jede Stimme willkommen, die ihre Meinung darüber durch tiefer eingreifende Motive bestimmt und an sie geschickt die schwebenden Fragen der Zeit anzuknüpfen versteht! Hat doch auch Krug[1] gesprochen und in seiner Art gezeigt, das Kölner Unheil käme wohl daher, daß man in Dresden seinen Geldzuschuß zur Errichtung einer Leipziger katholisch-theologischen Fakultät verschmähte, eine Summe, die er nun wahrscheinlich den Juden geben wird, damit die auch anfangen, Katheder aufzuschlagen und bindende Dogmatiken und Bannstrahle zu schmieden. So wird auch der Pietismus mit seiner Ansicht nicht ausbleiben; der Rotteckſche Liberalismus[2] soll auch schon im Anzuge sein; die Philosophen desgleichen werden über einen Ausweg sinnen; so ist es auch ein wichtiger Fortschritt, daß Görres seiner Partei das Wort geredet hat.

Athanasius wurde seiner mehreren Absetzungen wegen von Görres zum Titularheiligen seiner Schrift gewählt[3]. Dieser widerspruchsüchtige Bischof soll das Vorbild des Herrn von Droste-Vischering sein, den die Görressche Schrift mit schlechtem Takte in den Vordergrund, als nächsten Inhalt, stellt; denn Seite 81 läßt Görres seinen ehrwürdigen Klienten nach einer langen Verteidigung in dem Augenblick fallen, als er

[1] Wilhelm Traugott Krug (1770—1842), Professor der Philosophie in Leipzig, veröffentlichte im Kölner Streit die Schrift „Konflikt zwischen geistlicher und weltlicher Macht in Sachen des Erzbischofs von Köln" (2. Aufl., Leipz. 1838). — [2] Karl von Rotteck (1775—1840), deutscher Geschichtschreiber und seinerzeit führender liberaler Politiker in Süddeutschland. — [3] Athanasius, gest. 373, der schonungslose Gegner des Arianismus, wurde wiederholt von geistlichen und weltlichen Behörden gebannt.

die Unmöglichkeit einsieht, ihn gegen den Wortbruch oder wahrscheinlicher gegen die Jesuitenmaxime, der Zweck (nämlich Erzbischof zu werden) heilige das Mittel (nämlich dem preußischen Ministerium sein Ehrenwort zu verpfänden), in offnen Schutz zu nehmen. Die lange dürre Görressche Beweisführung, das vierfach unterschriebene Münchener Universitätsgutachten[1], dies alles fällt in sich selbst zusammen in dem Augenblick, wo der Domkapitular von Münster eine Übereinkunft zu halten verspricht und sie nicht hält, bei der anzunehmen, daß er sie nicht gekannt hätte, ein Interpretationsversuch von außerordentlicher Indiskretion wäre[2]; denn welche Ehre würde es einem Kirchenfürsten machen, Dinge nicht zu kennen, die für seinen Glauben Lebensfragen werden sollten! Da Görres sich schämen mußte, einzuräumen, fidem acatholicis non esse habendam[3] und sich öffentlich über die Pfiffigkeit und reaktionäre Konsequenz seines Klienten zu freuen, so kann er zwar die preußische Regierung fragen, ob sie ein Recht zu Syllogismen für gewählte sechzigjährige Erzbischöfe hätte, aber doch nicht den Makel von der Ritterehre des Erzbischofs nehmen; so daß also die erste Hälfte des „Athanasius" ohne allen Zweck eifert und auch das pomphafte Münchener Gutachten, wenigstens in der Kölner Angelegenheit, nicht das mindeste entscheidet.

Obgleich wir diese Blätter nicht der Buchstabenerklärung widmen wollten, so möchten doch einige Bemerkungen über das Gutachten hier am Platze sein. Die vier Professoren (unter welchen auch ein Konvertit, Herr Phillips[4], figuriert) suchen den Widerspruch nachzuweisen, in welchem ein die gemischten Ehen begünstigendes Breve des Papstes Pius VIII. mit der Albani-Bunsenschen[5], darauf sich gründenden weitern Instruktion der rheinischen Bischöfe steht, und allerdings spricht der

[1] Bezieht sich auf das Gutachten, das Görres in den Kölner Wirren von den Münchener Professoren Döllinger und Möhler, Phillips und Möy über das Vorgehen der preußischen Regierung einholte und im „Athanasius", S. 64 ff., mitteilte. — [2] Vgl. die „Einleitung des Herausgebers", S. 8 dieses Bandes, Z. 34 ff. — [3] „Den Ketzern brauche man nicht Wort zu halten." — [4] George Phillips (1804—72) wurde 1827 außerordentlicher Professor in Berlin, trat dann zum Katholizismus über und war 1833—47 Professor der Rechte in München. Im Bunde mit Görres verfocht er ultramontane Interessen. — [5] Vgl. die „Einleitung des Herausgebers", S. 8 dieses Bandes, Z. 9 ff.

Papst in echt römischer Weise mehr von Freiheiten, als er deren gestattet, und gießt über die Grenzen seiner Nachgiebigkeit einen Nebel, der nicht völlig klar sehen läßt, was er eigentlich erlaubt und was er verbietet. Es mag andern überlassen bleiben, die Konkordanz zwischen Pius VIII., dem Kardinal Albani und Herrn von Bunsen herzustellen; nur die Bemerkung drängt sich unwillkürlich auf, daß jene Konvention in betreff der gemischten Ehen eher zu allem als zur Benachteiligung des Katholizismus ersonnen ist. Nur eine solche eigennützig-kapriziöse Auffassung des Katholizismus wie die Görressche, die, um nur Zwiespalt zu haben, die tote Formel auf die äußerste Spitze treibt und zu einer so boshaften Orthodoxie sich herabläßt, daß er den Münsterländern, ohne zu erröten, sagt, sie sollten nur dreist bei ihrer Nonne von Dülmen[1] und den geweihten Wundermedaillen bleiben (S. 156), kann in den Motiven jener Übereinkunft Unchristliches, Irreligiöses entdecken; da sie im Gegenteil die Frucht einer konservativen, etwas frömmelnden und jedenfalls sehr religiösen Absicht ist. Die strenge Observanz hätte die Zivilehen nur befördert, während diese, im Interesse der Kirche, aufhörten, wenn eine mildere Form der kirchlichen Assistenz eintrat. Nicht um dem Protestantismus zu nützen, wurde Nachgiebigkeit von der starren katholischen Maxime verlangt, sondern um der Religion und der katholischen Kirche zu nützen, um ihr einen segensreichen Einfluß auf diejenigen gemischten Paare zu sichern, die, einmal zurückgestoßen vom katholischen Geistlichen, nie wieder dessen Berührung zu suchen pflegen und ihre Kinder dem duldsameren protestantischen Geistlichen oder dem Zufall überlassen. Man muß die „Einigung" in der „Darlegung des Verfahrens usw." II, S. 9 ff.[2] selber lesen, um sich zu überzeugen, daß sie in der zartesten Absicht nur zum Besten der katholischen Kirche selbst bezweckt wurde und eine Zuweisung von Bekennern an die evangelische Kirche am allerwenigsten bei ihr im Hintergrunde liegt. Man muß wissen, daß Herr von Bunsen ein Freund der Tholuckschen

---

[1] Die berühmte stigmatisierte Nonne Anna Katharine Emmerich (1774—1824) lebte im Kloster Agnetenberg zu Dülmen in Westfalen. — [2] Vgl. die „Einleitung des Herausgebers", S. 9 dieses Bandes, Z. 30 f.

Mystik[1], ja, wie verlautet, sogar der Zusammensteller eines Gesangbuches ist, welches man in die evangelische Kirche einzuführen bezweckte, daß ferner der Weg nach Rom bekanntlich über Herrenhut geht, um wenigstens den Gesichtspunkt gleich aufzugeben, als könnte von dorther eine ernstliche Kränkung der katholischen Kirche im Werke sein. Das innigste religiöse Interesse lag der „Einigung" zum Grunde, und nur jenes Görressche Dilettieren auf die Religion, das zufällige Auslaufen einer im innersten Kern weltlich demagogischen Gesinnung in geistlichen Widerspruchsgeist kann diese Tatsache übersehen und sich mit Lehrern des abgestorbenen Kirchenrechts verbünden, die am Schluß ihrer trocknen Auspunktierung sich noch den ironischen Scherz erlauben, sich als große Rationalisten zu gebärden und auszurufen: Das preußische Übereinkommen könne auch nur den Aberglauben befördern! So finden in der Tat diese Männer im gedankenlosen Abkugeln des Rosenkranzes, im Knicksen vor der Monstranz und in der freitägigen Genüge an Fischen statt Fleischspeisen das Wesen der Religion, der eine vielleicht als Spiel für seine Phantasie, Görres aber gewiß nur als bequemstes Hülfsmittel, um den noch immer glühenden Haß gegen die weltliche Macht und die Schadenfreude über deren Verwirrung sicher zu verbergen. Vor dem „Aberglauben" zu warnen und den Münsterländern zuzusprechen, sie sollten sich die Nonne von Dülmen und die Wundermedaillen nicht nehmen lassen, darin liegt Beweis genug, daß Görres nur deshalb die Kapuze so dick und wulstig trägt, um die alte abgeblaßte rote Mütze zu verbergen, die, wenn man sie ertappte, ihn leicht vor ein Bild seines Königs[2] zur Abbitte bringen könnte. Ein unredliches Spiel, dem Görres hier die Vernunft, die Aufklärung und die heiligsten Interessen seines Vaterlands opfert.

Es kann nicht fehlen, daß in dem politischen Teile des „Athanasius" manche Wahrheit unterläuft. Görres, der einst

[1] Friedrich August Tholuck (1799—1877), protestantischer Theolog pietistischer Richtung, wurde 1826 ordentlicher Professor in Halle. Als Bunsen preußischer Ministerresident beim päpstlichen Stuhle war (1827—37), war Tholuck vorübergehend (1828/29) preußischer Gesandtschaftsprediger in Rom. — [2] Bezieht sich auf Ludwig I. von Bayern, vor dessen Bild der Arzt und Politiker Gottfried Eisenmann (1795 bis 1867) Abbitte leisten mußte. Vgl. Bd. 4 dieser Ausgabe, S. 104, Anm. 3.

Deutschland an die Fränkische Republik verkaufte[1] und die geistlichen Fürsten durch Anweisungen auf den Mond, die weltlichen durch Nürnberger Spielsachen, den König von Preußen unter andern durch eine Schachtel bleierner Soldaten entschädigte, wird immer bitter und ergötzlich werden, wenn er wo noch einmal den Mut hat, die Persönlichkeiten der Staatsmänner und die Formalitäten der heutigen Regierungskunst zu persiflieren. Die Satire des „Athanasius" auf Preußen muß sich eines guten Anlehnungspunktes in München zu erfreuen haben, weshalb derjenige, welcher Preußen dagegen zu verteidigen wagen sollte, nicht mehr darauf rechnen kann, allseitig vom Bundestage gebilligt zu werden. Deshalb auch möge denn Preußen seine eigenen Tirailleurs, Männer z. B. wie den vorläufig noch nicht getauften Joël Jacoby[2], vorrücken und von ihnen den Streit ausfechten lassen! Herr von Rehfues[3] bedarf der Verteidigung nicht; denn die Verfahrungsweise, die ihm Görres zur Last legt, ist keine sklavische Ausführung berlinischer Aufträge, sondern die rüstige Tätigkeit, welche dieser Staatsmann für das Interesse seiner Regierung an den Tag legt, verschmilzt bei ihm mit einer tiefen, allerdings vom Protestantismus innigst beseelten Leidenschaft für die Aufklärung und Humanität, vor allen Dingen für eine innerhalb der Wissenschaft unbedingt zu gestattende Lehrfreiheit auf den Universitäten. Die Verspottung des Herrn von Kamptz[4] (S. 48) rührt von einer großen Ähnlichkeit her, die zwischen Görres und diesem Staatsmann stattfindet; denn so wie Görres früher ein Demokrat war und jetzt

---

[1] Görres wurde 1799 an der Spitze einer Deputation nach Paris gesandt, um Frankreich zur Einverleibung des linken Rheinufers zu veranlassen, das von Preußen im Frieden von 1795 und von Österreich im Frieden von 1797 bereits preisgegeben worden war; Görres erkannte jedoch in Paris bald in Napoleon den kommenden Tyrannen und verzichtete auf seine Mission; vgl. seine Schrift „Resultate meiner Sendung nach Paris im Brumaire VIII (1800)". — [2] Joël Jacoby (1805—77), nach seiner Taufe Johann Maria Jacoby, praktischer Arzt in Königsberg, oppositioneller Politiker, nahm in einer Broschüre „Stimme aus Berlin" (Berl. 1838) Partei für den Erzbischof. — [3] Vgl. die „Einleitung des Herausgebers", S. 9, Z. 16 ff., und Görres, „Athanasius", S. 38 f. — [4] Heinrich von Kamptz (1769—1849), preußischer Staatsmann, 1817—25 Direktor des preußischen Polizeiministeriums, 1832—42 Justizminister. Als solcher war er mit der Fortführung der Gesetzesrevision und der obersten Leitung der Justizangelegenheiten in den Rheinlanden beauftragt.

sich unter dem Schutz des Staates in einen hierarchischen Reaktionär verwandelt hat, so war Herr von Kamptz früher der Schrecken der Demagogen, und später, dem Absolutismus eines Herzogs Karl von Mecklenburg[1] gegenüber, wurde er beinahe selbst einer. Ich glaube, daß bei diesem Vergleichungspunkte Herr von Kamptz noch ehrenvoller besteht als Görres, und daß von diesem schwerlich wird gerühmt werden können, daß er seine dienstlichen Gegner nicht selten schätzte und sie sogar durch eine allgemein bekannte Privatzuvorkommenheit auszeichnete. Es macht Herrn von Kamptz weit mehr Ehre, besser von unserer Zeit zu denken, wie er 1817 dachte, als dem Überreicher der Koblenzer Adresse im Jahre 1838 zu schreiben (S. 51): „Und dies geschieht in einer Zeit, wo die Revolution wie ein brüllender Löwe umgeht unter allen Völkern, suchend, wen sie verschlingen möge."

Görres teilt die handelnden Bildungselemente des preußischen Staates in den rationalistischen Geist, der das Militär und die Beamten beherrsche, und den pietistischen, der zwischendurch gesäet ist. Indessen ist das meiste, was Görres hier in witzelnder Rhetorik schießen läßt, schon einmal dagewesen und paßt nicht mehr auf Verhältnisse, die sich in der Tat, wenn auch nicht zum Bessern, doch zu einer ganz andern Schattierung, als Görres ausmalt, verändert haben. Görres verfährt in seiner Schilderung der preußischen Beamtenkaste wie einer, der wieder einmal seine alte staubige Uniform vom Nagel nimmt, den Flamberg umgürtet und sich, alt und grau geworden, noch einmal in den Praktiken zeigen will, die früher an ihm sehr gewandt und ergötzlich waren. Sein Witz haspelt an einem Tatbestande herum, den er nicht mehr vollkommen zu würdigen weiß, und ich muß gestehen, daß die Seite 98 sich vorfindende Charakteristik des preußischen Beamtenstandes fast wörtlich den bekannten Spottepisteln des Herrn von Eckstein[2] in der „Allgemeinen Zei-

[1] Karl Friedrich August (1785—1837), Herzog von Mecklenburg-Strelitz, Stiefbruder der Königin Luise, befehligte seit 1815 die preußische Garde. Im Staatsrat, dessen Präsident er 1827 wurde, verfocht er mit Erfolg entschieden absolutistische Tendenzen. — [2] Baron Ferdinand von Eckstein (1790—1861), geadelter und zum Katholizismus übergetretener Jude, seit 1818 in Paris im Polizeiministerium tätig, schrieb für die Augsburger „Allgemeine Zeitung" viele Artikel gegen den Liberalismus.

tung" über Dupin[1] und den Tiersparti[2] nachgeschrieben scheint. Wenn es wahr wäre, daß die preußischen Beamten in dem Könige nur einen primus inter pares, einen Großpensionär, aller Schreiber Oberschreiber, aller Kanzleien Großkanzler, Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein sehen wollen, so paßt dies weder auf China, dessen Mandarinenwirtschaft Görres nicht studiert zu haben scheint, noch auf Preußen, wo ja diese Schilderung, wenn sie wahr wäre, einen Grad von konstitutionellen Sympathien voraussetzen würde, wie sie in Preußen kein Beamter, der regelmäßig seinen Gehalt bezieht und auf Beförderung in der Anziennetätsliste hofft, zu hegen sich einfallen läßt. Es würde den preußischen Beamten nicht wenig Ehre machen, wenn sie teilweise so dächten, wie Görres ihnen spottend zumutet. Treffender, wenigstens pikanter, sind die Angriffe auf den Pietismus, auf die Agendenbischöfe, auf die zur Staatskirche erhobene Berliner Hauskapelle und das Muckerwesen[3]; doch kann man auch hier nicht umhin, weit lieber noch dem Pietismus das Wort zu reden, als der forcierten und ohne alle innere Wahrheit des Herzens und Kopfes rein aus Kaprice geheuchelten Anhänglichkeit an die starrste Form der katholischen Kirche, an die unbedingte Unterordnung unter die Hierarchie und die toten Zeremonien des Meßopfers. Die

---

[1] Jean Jacques Dupin (1783—1865), französischer Rechtsgelehrter, Anhänger der Julirevolution und Ludwig Philipps, war 1831 und dann öfter Kammerpräsident. — [2] „Dritte Partei", Fraktion in der französischen Deputiertenkammer, 1832—33 entstanden, verfocht die Interessen des Mittelstandes. — [3] Vgl. „Athanasius", S. 99 und 100. — Mit der Bemerkung über die „Agendenbischöfe" und die „zur Staatskirche erhobene Berliner Hauskapelle" wird auf den berühmten Agendenstreit über die Einführung einer einheitlichen protestantischen Gottesdienstordnung angespielt. Auf Initiative und unter persönlicher Teilnahme Friedrich Wilhelms III. erschien 1816 die „Liturgie für die Hofkirche in Potsdam und die Garnisonkirche in Berlin", die Schleiermacher bald einer abfälligen Kritik unterzog. Ein neuer Entwurf, der den Konsistorien und Superintendenten zur Begutachtung vorgelegt wurde, förderte große Meinungsverschiedenheiten zutage. Darauf erschien 1822 die „Kirchenagende für die Hof- und Domkirche in Berlin", die in nochmals verbesserter Form den Konsistorien und Superintendenten mit dem Befehl zugestellt wurde, die Geistlichen sollten sich bestimmt über die Annahme erklären. Die große Mehrzahl der protestantischen Kirchen nahm die Agende an, die übrigen wurden vor die Alternative gestellt, sie entweder auch anzunehmen oder eine schon früher nachweislich in Gebrauch gewesene Agende ohne alle Abweichung zu befolgen. Dagegen traten zwölf Berliner Geistliche auf, an ihrer Spitze Schleiermacher, der namentlich dem König das episkopale Recht, liturgische Anordnungen zu treffen, abstritt.

Mucker sind mir lieber als Görres. Denn jene suchen sich doch aus einem dumpfen Zustande in die Klarheit einer unmittelbaren göttlichen Anschauung zu erheben; Görres dagegen steigt mit allen seinen Geistesschätzen in die feuchte Höhle des Aberglaubens hinunter und tastet in den Regionen, wo er alles durch seinen Geist sichtbar erleuchten könnte. Die Mucker suchen von allem, was Form hat und äußerlich ist, zu abstrahieren und versenken sich in einen erträumten innerlichen Mittelpunkt. Görres dagegen heimlicht sein Innerlichstes und Eigenstes mit einer gewissen Gefühlsschwäche dem Äußerlichen und Positiven, das für den freien Geist keine strikt bindende Kraft haben sollte, an und opfert, fastet und betet, weil ihm das Bestehende und Starre in der Kirche Umrisse und Grenzen für seine zitternden und nie recht klar gewordenen Affektionen gibt. Die Mucker suchen, mit einer allerdings bedenklichen Freiheit, sich doch selbst zu bestimmen, sie erbauen sich, auf die Gefahr hin, mit dem Bestehenden in Widerspruch zu geraten, aus dem zarten Nervengeflecht ihrer Träumereien eine innere, unsichtbare Kirche; während Görres so sehr das Vertrauen auf seine eigne geistige Schöpferkraft verloren hat, daß er das Gedankenloseste zu seinem Gesetze macht, nur, weil es *ist*, weil es sich mit der Hand begreifen läßt und ein Gerüst vorstellt, über welches man beliebig seine phantastischen Teppiche und nur halb entschlummerten alten grollenden Sympathien aufhängen kann.

Wer könnte sagen, daß die Berliner Hof- und Justizräte, wenn sie nach Aachen oder Ems ins Bad kommen, sich vorzugsweise durch ihre Liebenswürdigkeit auszeichnen? Wer kann dem Rheinländer verdenken, daß ihm die täppische Art, wie Berliner sich überall in der Welt nach ihrer Spree und ihren Butterbröten umsehen, wie sie alles Fremde nur nach dem Heimischen beurteilen, ebenso lästig ist wie das viele offizielle Wesen, das wir, um die Sachlage nicht zu verwirren, hier nicht weiter bezeichnen wollen! Allein es ist bei Görres noch mehr als dieser Lokalhaß, der ihm immer seine Spottlust gegen den deutschen Norden geschliffen hat. Es ist der Geist des Protestantismus ebensosehr, wie norddeutsche Eigentümlichkeit selbst, die ihm zur Folie seiner Satire dienen müssen. Die Esel, die er den Kon-

sistorialräten und Generalsuperintendenten bohrt, sind nicht zunächst die Nachkommen der heiligen Eselin von Verona, sondern hier spricht sich ganz offen der liebloseste Lokalgeist aus, jener verderbliche Stammseparatismus, der von jeher die Deutschen an ihrer innigeren Verschmelzung hinderte, jener kalte Egoismus und Bauerburschenübermut, der die da von drüben über die Achseln ansieht und jeden für fremd hält, der nicht, wie er, viel Suppen und Mehlspeisen ißt. In Görres kocht nichts heftiger als die Lust, Nord und Süd im deutschen Vaterlande zu trennen, wie denn seine Clique sich auch jetzt entschlossen hat, eine „Historisch-politische Zeitschrift für das katholische Deutschland"[1] herauszugeben. Historisch-politisch! Politik und Geschichte für eine Hälfte des Vaterlandes nur! Politik und Geschichte in jener Bedeutung, wo die Reformation die Rolle des zweiten Sündenfalls und Luther die der zweiten Schlange spielt! Durch diese Umtriebe werden die innersten Gefühle des protestantischen Deutschlands verletzt; die Anhänglichkeit an das, was historisch unser geworden ist und wir durch teure Kämpfe erobert haben, wird mit Schadenfreude herausgefordert, und, so gewohnt auch einer ist, seine Glaubensbefriedigung nicht innerhalb einer Konfession zu finden, so möchte man doch als fanatischer Protestant auffahren, wenn man S. 36 liest, Christus hätte die Kirchengewalt an den Papst übertragen und nicht nötig gehabt, erst in Berlin sich darüber ein Notariatsinstrument ausfertigen zu lassen; oder S. 38, die katholische Kirche am Rhein hätte die Preußen aufgenommen, nicht Preußen die katholische Kirche, und ähnliche leidenschaftliche Gehässigkeiten, die nur zunächst der beißenden Form wegen erfunden scheinen und doch wieder ein so verwildertes Gemüt verraten, als lebten wir in den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges und müßten um Gottes willen von den Katholiken den Westfälischen Frieden erbitten.

Indessen kommen die Feindseligkeiten nicht von den Katholiken, sondern von einer kleinen verzweifelten Clique, die,

[1] Die „Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland" wurden von Görres und George Phillips (vgl. S. 15 dieses Bandes, Anm. 4) im J. 1838 ins Leben gerufen.

da sie von einigen träumerischen Gewalthabern und gewissen Konflikten der deutschen Gleichgewichtspolitik unterstützt wird, sich zum Organ der römischen Hierarchie gemacht hat. Sie kommen vorzugsweise von einem Manne, bei dem sich die demagogische Vergangenheit gleichsam wie ein alter Rheumatismus nur in heiligen Geschwüren auf die Haut wirft, und der in der Galerie der Renegaten eine ganz eigentümliche, durch Ähnliches nicht gemilderte Schaustellung einnimmt. Männer von reichem poetischen Gemüte werden nicht immer die Kraft haben, über alle Umstände hinweg die Fahne ihres ersten Glaubensbekenntnisses siegreich flatternd zu erhalten. In den Lebensläufen eines Zach. Werner, eines Fr. v. Schlegel, eines Stolberg[1] liegt eine tiefe psychologische Wahrheit und trotz der klaffenden Widersprüche ihres Anfangs und ihres Endes doch eine innere seelische Harmonie, die nachzuweisen eine heilige Aufgabe der Biographie ist. Immer wird man bei diesen Metamorphosen einen Punkt finden, der unverrückbar blieb, und der die Kraft hatte, aus dem Wogen und Gären des schwachen Herzens siegreich unter allen Umständen wieder aufzutauchen. Auch bei Görres möchte es wohl möglich sein, ihm bei allen seinen Seelenwanderungen eine gewisse Einheit zuzuerkennen; doch hat diese Einheit nicht wie bei den vorhingenannten Männern den Vorzug, daß sie sich tief im edleren Teile seines Herzens gebettet hätte, daß sie einen unauslöschlichen Durst nach Erkenntnis, Beruhigung, Wahrheit verriete und durch die großartigsten Veränderungen in den allgemeinen Zeitstimmungen bedingt würde. Das, was Görres unter allen Umständen beibehielt, war die Leidenschaft, der formelle Widerspruchsgeist, der kleinliche Koblenzer Lokalegoismus[2]. Das Talent der Sprache umgaukelte ihn verführerisch, so daß er alles verteidigte oder angriff, was seiner Ausdrucksweise schlagendere Effekte darbot. Den Stil St. Justs[3] ahmte er als Republikaner nach[4];

---

[1] Zacharias Werner trat 1811, Friedrich von Schlegel 1808, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg 1800 vom Protestantismus zur katholischen Kirche über. — [2] Görres war 1776 in Koblenz geboren. — [3] Antoine Saint-Just (1767—94), französischer Revolutionsmann, wurde am 9. Thermidor 1794 hingerichtet. — [4] Anspielung auf die ersten, freiheitlich-revolutionären Schriften von Görres, namentlich auf sein bald unterdrücktes Journal „Das rote Blatt", das er 1797 herausgab; es richtete sich gegen

dann pfiff er den Ton der Naturphilosophie[1]; dann folgte er Bahnen, die Schlegel und Kanne[2] gezeichnet hatten[3]; dann, als Herausgeber des „Rheinischen Merkur"[4], poetisierte er die trockne Derbheit Jahns und Arndts; dann machte er umgekehrt den Lamennaisschen[5] Weg vom Demokraten zum Jesuiten, opferte den theokratischen Einflüssen der neufranzösischen Spekulation und den historischen Rechtsbegründungen eines Haller[6], bis die Kirche ihr weites Gewand ausbreitete, alle verworrenen Ideen und Eindrücke, die in dem Chamäleon noch zuckten und galvanisch vibrierten, umhüllte und über die allmähliche Abtakelung dieses Fahrzeugs, die Pensionierung und Inruhestandversetzung eines starkgewesenen Mannes ihren heiligen Segen sprach. Wohl dem, der seinen Frieden hat! Aber wer möchte den Frieden um den Preis seiner Ehre erkaufen?

Ist sich aber etwas unter allen Umständen in Görres gleichgeblieben, so ist es sein Talent zur Demagogie. Welche vortrefflichen Proben davon liefert seine Anrede an die Rhein- und Münsterländer! Görres in der Kapuze blickt sich einen Augenblick scheu um und wirft, ohne daß es seine Obern sehen, schnell die rote Mütze unter seine alten Landsleute, die denn auch redlich zeigt, daß sie ihre Aufwiegelungskünste noch versteht. Diese Anrede ist ein Meisterstück der revolutionären Beredsamkeit, über das man sich ordentlich freuen möchte, wenn nicht doch darin mehr Talleyrand als Mirabeau nachgeahmt wäre, wenn nicht Mephistopheles sich lächerlich machte durch die alte Pelzkappe, mit der er in die Hütten der Rhein- und Münsterländer tritt und sich als alten Gevatter zu erkennen gibt, hinter den

---

Adel, Geistlichkeit und Despotismus. — [1] Gemeint sind die Publikationen von Görres auf naturphilosophischem Gebiet, dem er sich nach 1800 energisch zuwandte. — [2] J. A. Kanne (1773—1824) beschäftigte sich in seinen Schriften viel mit den Fragen des Mythus. — [3] Anspielung auf die indisch-asiatischen Studien von Görres; vgl. S. 12 dieses Bandes, Anm. 3. — [4] Der „Rheinische Merkur", von den Franzosen als „eine fünfte Macht" bezeichnet, verfolgte deutschnationale, franzosenfeindliche Tendenzen; er erschien vom Februar 1814 bis Februar 1816. — [5] Robert de Lamennais (1782 bis 1854) war anfangs romtreuer Priester, sagte sich aber schließlich gänzlich von der offiziellen Kirche los und verlangte im Namen der Religion die Souveränität des Volkes. — [6] Karl Ludwig von Haller (1768—1854), Staatswissenschaftslehrer, trat 1821 zum Katholizismus über; berüchtigt ist seine „Restauration der Staatswissenschaften" (Winterthur 1816 ff.) wegen der stark reaktionären Gesinnung.

Ofen setzt, in Töpfe und Tiegel lugt und der Dummheit und dem Aberglauben frisch zum Munde redet. „Gevatter, man will Euch nicht halten“, sagt Görres in der Pelzkappe, „was Euch 1813 versprochen ist, nämlich Gleichheit der beiden Konfessionen in politischer und bürgerlicher Hinsicht!“[1] Diesen Satz, der auf die Kölner Angelegenheit wie die Faust aufs Auge paßt, da er von den politischen Rechten der Katholiken handelt, wiederholt der Gevatter so lange, bis dem guten Münsterländer ganz dumm und dem Rheinländer ganz wild wird. Und nun zieht Görres S. 156 seine Münchner Wundermedaillen in allen Formaten, in Silber und Zinn, alle in Augsburg und Freising eingesegnet, hervor und schenkt sie an jung und alt und nagelt auch noch an die Stubentür einige lithographierte und mit Wasserfarben ausgemalte Wunder der Nonne von Dülmen, geht ab und erwartet, daß die angelegte Mine nächstens zur Explosion kommen wird.

Es ist nicht Sache dieser Schrift, daß sie die von Görres ausgestreuten Pulverkörner aufläse und nach Berlin hinterbrächte; sondern wir treten endlich, befreit von den juristischen und demagogischen Fußangeln des „Athanasius“, dem tendenziösen Zwecke unsrer Blätter näher. Die sich jetzt in Deutschland entspinnende Debatte über Konkordate und Episkopalkirche, über „Deutschland und Rom“ usw. macht der dabei entwickelten Gelehrsamkeit ebensoviel Ehre, als der freimütige Vorschlag, eine deutsch-katholische Kirche zu stiften[2], Hindernisse finden wird. Das geringste dieser Hindernisse sollte freilich der Umstand sein, daß Katholizismus ohne Rom gar nicht denkbar und eine vom Papst emanzipierte katholische Kirche ein zwitterhaftes Gebild wäre; diejenigen, welche diesen Einwand machen, haben immer das Historische als das Organische im Sinne und bedenken nicht, daß alles organisch ist, was der Mensch dazu machen will, und daß jede Institution der Natur entspricht, wenn sie nur aus der Vernunft oder Übereinstimmung geboren ist. Allein die Hindernisse sind konventioneller Art; welcher Fürst wird sich in Deutschland an die Spitze großartiger Reformideen stellen? Deshalb

[1] Vgl. „Athanasius“, S. 27 und 156. — [2] Erst 1844 bildeten sich tatsächlich eine Reihe deutsch-katholischer Gemeinden. Vgl. S. 326 dieses Bandes, Anm. 2.

bleibt nichts übrig, als die durch die Kölner Frage angeregte Verhandlung über das rein konventionelle Gebiet hinauszuleiten und ihre Motive mit jenen Ideen unsrer Zeit zu verknüpfen, welche nicht bestimmt sind, durch das Kölner Faktum und das dadurch gestellte Hauptthema des Tages beseitigt, sondern grade durch dasselbe ergriffen und zum Zeugnisse von sich selbst berufen zu werden. Dem „Athanasius“ liegt eine eigentümliche, aus mannigfachen Elementen zusammengesetzte Auffassung unsrer Zeit zum Grunde, die wir teils um ihrer selbst willen scharf ins Auge fassen wollen, teils um den Staatsmännern und den in ihrem Urteil über die Zeit noch Schwankenden unterm Volke Gelegenheit zu geben, über das, was im Schoße des Jahrhunderts schlummert, sich eine warme Überzeugung zu bilden und jene Entschlüsse zu warten und zu pflegen, welche aus dem Erdreich einer erkannten Wahrheit sprießen.

Die Görressche Art zu philosophieren besteht darin, daß er überall zwei armselige nackte Gegensätze annimmt und diese in einem höhern Dritten zu vereinigen sucht. Zuweilen mag dies mechanische Verfahren an seinem Orte sein; öfters aber noch ist es so unpassend, wie wenn man sagen wollte, die höhere Einheit eines Brautpaares bestände darin, daß der Geliebte Mönch, die Geliebte Nonne würden und sich beide zu der heiligsten Entsagung verklärten. So nimmt auch Görres an, daß das Christentum bei seiner Stiftung (nicht als Weltreligion, sondern als Hierarchie) in dem damaligen Völkerleben die beiden ewigen Gegensätze der Menschennatur vorgefunden hätte, den leidenden Gehorsam und die freie Selbstbestimmung; beide geistigen und gemütlichen Elemente wären in ihren Extremen vom Christentume abgeschnitten worden, und die Lehre wie Kirche des Erlösers hätte alles Einseitige zum Maß zurückgeführt und alles Leidenschaftliche gemildert. Wer würde diesen Ausspruch nicht billigen? Es bleibt wahr, solange sein Anwalt dabei die geistig beseligende Kraft der Christuslehre im Auge hat, und wird erst dann schimärisch, wenn Görres die Institutionen des Christentums mit dem Evangelium selbst, die Hierarchie mit dem Berufe, eine Weltreligion zu stiften, das mystische Dogma mit

der zivilisierenden Kraft einer Religion des Friedens und des Geistes vertauscht. Insofern Görres im Christentum eine einmal gestiftete Unwandelbarkeit der Lehre und der Verfassung sieht, kann ihm niemand einräumen, daß der Zweck der Zukunft lediglich das Christentum sein und bleiben solle; sondern dann wollen wir uns mit der Verheißung des Heiligen Geistes trösten, welcher die Gemüter zur Freiheit entfesselt hat und schon deshalb nicht mit einem Flammenschwerte gegen die bunte Fülle des jetzt in seinem Namen nach Klarheit und Geltung ringenden Ideengewühls zu reagieren die Aufgabe hat, weil ihn der fromme Glaube unter dem Symbol der Liebe, als Taube, sich vorstellt.

Görres sagt aber, die reine Religion der Liebe wäre in allen Zeiten die katholische Konfession gewesen, sie hätte die Spontaneität[1] und Rezeptivität[2] des menschlichen Gemütes in ein sanftes Gleichgewicht gebracht, „Wucht und Gegenwucht" gegeneinander ausgeglichen[3] und, wie man wohl im Görresschen Sinn hinzufügen kann, mancher weltlichen Neuerungslust einen sichern geistlichen Deckmantel gegeben. Indes hätte die Sünde der Menschen zugenommen, und da wir gewohnt wären, unsere eigenen Fehler den Ideen und der Zeit zuzuschreiben, so wäre jene mittelalterliche Harmonie des Duldens und Handelns, des Glaubens und Forschens durch die überwiegende Tätigkeit der Spontaneität gestört und der unselige Anfang zu jenen Zersetzungen und Revolutionen gemacht worden, die in kirchlicher Hinsicht die Reformation schufen. Der Protestantismus hätte sich nach jenem Dualismus wieder in den Vernunftglauben und die Frömmelei gespalten, welche beide Tendenzen denn auch bis heute einen beispiellosen Gipfelpunkt erreicht hätten. Der Protestantismus hätte die Fürsten von der Kirche befreit und sie zu jenem Absolutismus getrieben, der die Revolution hervorrief und wiederum mit ihr die beiden Gegensätze, welche jetzt noch im Schwange wären: die Demagogie in der platten Tendenz, überall die Geschichte wegzurasieren, und die Stabili-

[1] Die Fähigkeit des Verstandes, aus sich selbst heraus, ohne besondere äußere Anregung, Begriffe zu bilden. — [2] Aufnahmefähigkeit der Sinne. — [3] „Athanasius", S. 90f.

tät bei der konservativen Partei, welche unbedingt nur den Stillstand wolle. Allen diesen traurigen Mißbildungen der gegenwärtigen Zeit gegenüber lautet das schwärmerische Görressche Ideal, daß die christliche Gesellschaft sein solle: wahre göttliche und wahre menschliche Ordnung, Kirche und Staat, eine und dieselbe Christenheit, Herrin und Eingeborne in zwei Naturen, ohne Vermischung, ohne Verwandlung, ohne Teilung und ohne Sonderung, ganz so, wie auch Christus wäre wahrer Mensch und wahrer Gott (S. 100). Und dies Ideal würde sich jetzt wieder erfüllen; ein neuer Frühling der Geschichte wäre im Anzuge, die päpstliche Allokution wäre schon von den Engeln des kommenden Himmelreiches über die Alpen zu uns gebracht worden, und in München, in den kleinen hierarchischen Tee- und Bierzirkeln, sprosse und grüne es schon, und von dort aus werde, wahrscheinlich vermittelst des Steinheilschen[1] elektrischen Telegraphen, sich die Botschaft der neuen Welt unter alle Völker verbreiten.

Man kann diese Konstruktion der Geschichte des christlichen Zeitalters nicht besser würdigen, als wenn man all die Ecksteine sieht, die dieser babylonische Baumeister verwirft, und welche doch die wahren Ecksteine der Geschichte geworden sind. Er verwirft die Reformation und, als eine verbrecherische Fortsetzung derselben, die Revolution; alle durch schwere historische Geburten gezeitigten Resultate der Gewissens-, Denk- und Redefreiheit, alle Resultate der bürgerlichen Rechtsgleichstellung, staatsrechtlicher Verpflichtungen und Gewährleistungen, alle Resultate der Wissenschaft, der Kunst und Literatur werden von dieser neuen vulkanischen Schöpfung, die von München ausgehen soll, durch den Görresschen Krater ausgestoßen und müssen weit, weit auf freiem Felde kümmerlich zu toter Asche verwesen, zu Lavatrümmern, um für „Lacrimae Christi“[2] den Boden zu düngen. Alle die Ideen, welche dem Zuge der drei letzten Jahrhunderte seine keilförmige Schlachtordnung gegeben haben und vorn an der Spitze der Treffen stehen, welche die neue Zeit den Vorurteilen der alten noch immer liefern muß, alle diese geharnischten Wahrheiten und sieggekrönten Tatsachen des freien

[1] Karl August Steinheil (1801—70), Begründer der elektromagnetischen Telegraphie. — [2] Berühmte Weinsorte vom Vesuv.

vernünftigen Denkens und der von der Historie abstrahierenden Freiheit der Selbstbestimmung müssen auf das Görressche Kommando von ihrem Ehrenplatze abtreten, werden als infam kassiert und mit Gewalt in die grauen Büßerregimenter gesteckt, wo die Karl V., die trierschen Bischöfe von Hommer[1] und alle die, welche an ihrem Sterbebette schwach waren, fasten und beten. Luther, Melanchthon, Cartesius, Locke, Hume, Leibniz, Spinoza, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Kant und Fichte, alle müssen sie wieder einlenken und sich ein wenig mehr nach München und Rom zu halten. Der scharfe Zugwind, der durch die Köpfe dieser Männer wehte, wird keineswegs die Flügeltüren der Zukunft aufreißen, sondern er war nach Görres nur bestimmt, die an die Wände der Peterskirche neu gemalten alten Legenden zu trocknen oder eingefangen zu werden in die Blasebälge der Kirchenorgeln. Kurz, wer möchte dem Görresschen Himmel trauen, wenn er sieht, welche Resultate und welche Geister bei s e i n e r Wendung der Dinge in die Hölle fahren!

Der immer wiederkehrende Refrain der Görresschen Klage ist die durch tausend geschichtliche Sünden gestörte Einheit von Kirche und Staat. Görres behauptet, die christliche Sozietät sei auf dieses Dogma begründet worden[2]; doch geht er dabei nie von den offen vorliegenden Voraussetzungen der evangelischen Geschichte aus. Christus und die Apostel nahmen den Staat, den sie vorfanden, die römische Weltherrschaft, als etwas, „in das man sich schicken müsse"; sie wichen der Obrigkeit aus, indem sie dem Kaiser gaben, was des Kaisers ist, und ermunterten sich in den Episteln: „Seid untertan der Obrigkeit!" Die Apostel hatten sich wohl gemerkt, daß sie ohne Falsch wie die Tauben gegen Gott, aber klug wie die Schlangen gegen die Welt sein sollten, und liebten ihr Evangelium viel zu innig, als daß sie es einer gewagten Opposition gegen die heidnischen Zeitläufte hätten zum Opfer bringen mögen; sie dachten nicht daran, die Politik mit der Religion zu verschwägern. Oder wenn Görres an den in Christus selbst gegebenen Anfang einer Gottesherrschaft denkt, indem er sagt, die Einheit von Kirche und

[1] Vgl. die „Einleitung des Herausgebers", S. 8 dieses Bandes, Z. 37 ff. — [2] „Athanasius", S. 23.

Staat wäre das christlich Ursprüngliche, so hat der König dieser Theokratie sich doch immer einer solchen Zumutung entzogen und gelehrt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!“ Und auch im Mittelalter herrschte zu keiner Zeit das Görressche Ideal. Die Kirche erbaute sich auf einem andern Grunde als der Staat, und ihre beiderseitige Berührung war selten eine andere als eine feindliche. Wenn die Bischöfe weltlichen Verhandlungen beiwohnten, so taten sie es als Vertreter von Landesbesitzungen, die der Kirche gehörten, wie noch heute in England die Bischöfe des Oberhauses nicht die Religion vertreten, sondern die weltliche Macht, die man der Religion daselbst zugewendet hat. Wann hätte je die Kirche eine mit dem Staat so eng verschmolzene Einheit vorgestellt, daß man sich an jene Figuren erinnert glauben sollte, die auf der einen Seite einen Harlekin, auf der andern einen Ritter darstellen? Görres meint, die jetzt übliche Trennung von Kirche und Staat widerspräche der Natur, die nie etwas Gleichartiges so schroff und tot sich gegenüberstelle. Aber ist denn die Trennung zweier gleichartigen Begriffe eine Tötung derselben, wenn die Trennung nur deshalb geschieht, um nicht eines in den Ruin des andern hineinzureißen und die Kirche alle jene Schicksale teilen zu lassen, welche der moderne Staat wird zu durchlaufen haben? Welche Zumutung, wo Görres doch selbst eingesteht, daß die Kirche und der Staat beide sich verflacht haben, dann eine Ohnmacht an die andere zu binden, ein Antiquiertes durch das andere zu erlösen? Görres sagt, durch das Ausstoßen der Kirche hätte der Staat seinen Schwerpunkt verloren; allein er kann versichert sein, daß der Staat ihn durch die Wiederaufnahme derselben nicht wiederfinden wird; noch weniger, wenn die Kirche, wie Görres verlangt, in ihren Prälaten bei allen Staatsaktionen zugegen sein sollte. Könnten wir, wenn z. B. der Bundestag nach diesem theokratischen Prinzipe gemodelt würde, nicht gar erleben, daß Görres als päpstlicher Nunzius bei demselben aufträte und wieder Raum gewönne, Deutschland an Frankreich bruchstückweise loszuschlagen[1], so daß Talleyrand dann umgekehrt an Görres in

[1] Vgl. S. 18 dieses Bandes, Anm. 1.

Erfüllung käme, erst Konventsdeputierter und dann Bischof von Autun[1].

Es liegt eine tiefe Bedeutsamkeit darin, daß grade die gemischten Ehen die Veranlassung des gegenwärtigen Zerwürfnisses waren. Gerade an dieser praktischen, sittlichen und gesellschaftlichen Frage hätte Görres erkennen sollen, daß es sich nicht um große architektonische Institutionen, um Münsterbauten und riesenhafte Klenzesche[2] Umrisse handelt, sondern um etwas, das sich aus dem innersten Schoße unsrer Gesellschaft von selbst als Bedürfnis, als Symptom, als Krankheit oder Gesundheit zu erkennen gibt. Görres sieht nur immer das Wollen der Menschen, das Tun und Lassen der Staatslenker, die Intrigen der gescharten und mit bestimmter Konsequenz handelnden Tendenzen, während die eigentliche Stelle, wo die Geschichte und die Aufgabe der Jahrhunderte sich jetzt erkennen läßt, der stille Busen, das menschliche Herz, überhaupt die Individualität ist. Wenn die Prophetie und die Liebe zur Menschheit an etwas anknüpfen und der Erde etwas schenken will, so muß sie auf den innersten Zustand der Gesellschaft blicken, auf die Lage des moralischen Individuums, auf das frei Sittliche, das nach Form und Gestaltung strebt. Vom Grunde der seelischen und gemütlichen Bedürfnisse, von dem Grunde der Widersprüche, in welche die Theorie mit dem menschlichen Herzen, die Zumutung der Emanzipation mit dem, was wir davon ertragen können, gerät, von dem Grunde der wieder nach neuen Gesetzen ringenden neuen Freiheit schießen die Institutionen auf, die die Zukunft uns bringen soll; nicht aber von dem Grunde phantastischer Illusionen, die sich von den Umrissen der Vergangenheit, die sie allerdings schön zu zeichnen verstehen, nicht trennen wollen. Es ist möglich, daß die wahre soziale Philosophie unsrer Zeit irgendeinem Görresschen Wunsche begegnen kann, daß wir einen oder den andern der Görresschen Quadern, irgendeinen Knauf oder Spitzturm von ihm auch an unserm

[1] Talleyrand (1754—1838) wurde 1788 Bischof von Autun und 1789 Parlamentsmitglied. — [2] Leo von Klenze (1784—1864), Architekt, führte in München im Auftrage Ludwigs I. die Glyptothek, die Alte Pinakothek, die Hofkirche, das Odeon, den Königsbau, die Propyläen und andere bedeutende Bauten auf.

Gebäude brauchen können; aber der Riß, die Idee des Gebäudes, wird ganz anders sein und nicht einen der Fortschritte verleugnen, die wir seit drei Jahrhunderten in der Ästhetik der bürgerlichen Baukunst des Lebens gemacht haben. Der alte Dom kömmt nicht mehr zustande, und solange wir für den neuen noch keine schöne Form haben, wollen wir in niedrigen Hütten beieinander wohnen, friedlich und treu, jeder froh seines mit Maienzweigen grün bekränzten Daches, froh, daß ihm die Aussicht unbenommen bleibt, täglich wenigstens die ewige Sonne unter- und wieder aufgehen zu sehen. Lieber wie Nomaden mit schnell abgebrochnen Zeltlagern durch die Wüste ziehn und unsern Gott da anbeten, wo wir das Schwert in die Erde stecken, als in langen schwarz und weiß gekleideten, murmelnden und rosenkranzkugelnden Kirchfahrtszügen wieder in die alten Dome wallen!

Es ist eines der Stichwörter des Tages: Trennt die Kirche vom Staat! aber auch eine der Untugenden des Tags, sich an gewisse Formeln zu hängen und sie zur Parole des Liberalismus zu machen, ehe noch ihre verschiedenen Seiten scharf begrenzt sind. Die Trennung der Kirche vom Staat mag überall da eintreten, wo entweder die Kirche, wie in England, sich in das oft sehr unwürdige Risiko weltlicher Kämpfe einläßt und vom Vermögen der Nation eine Dividende bezieht, welche es buchstäblich wahr macht, daß das Evangelium vorzugsweise den Armen gepredigt wird; oder da, wo eine geistliche Büreaukratie von obenher die Religionsangelegenheiten in der Art kontrolliert, daß ohne Wissen der Landeskonsistorien keine Kirchenmaus verhungert, daß Lehre, Disziplin, Anstellung der Geistlichen, alles nur von einer einzigen, geistlich und weltlich zusammengesetzten Zentralbehörde ausgeht. Unterbleiben aber möge die Trennung auf der andern Seite überall da, wo die freigewordene emanzipierte Kirche sich eine eigne stabile Gliederung zu geben sucht, wo die geistlichen Ständeversammlungen, Synoden genannt, auch namentlich in der evangelischen Kirche sich als einen geistlichen Staat im Staate mit milden, sehr milden Exkommunikationsformeln und zu lösenden Abendmahlszetteln setzen, wo also die Kirche nur Kraft gewinnen würde, so wie etwa

am Rhein neben den einmal nicht zu ändernden Vexationen des Staates, den Rekrutierungen und Steuern, noch eine Beängstigung der Gewissen durchzuführen, die sich bis in die innersten Verzweigungen des Privatlebens erstreckte. Wer möchte, wenn man die Hallesche Denunziation vom Jahr 1830[1] und die Kölner Bedrohung der Hermesianischen Lehrfreiheit[2] erwägt, nicht Gott danken, daß weder die Synodal- und Presbyterialverfassung bei den Evangelischen, noch die Hierarchie bei den Katholiken so feste Wurzeln schlägt und die Trennung der Kirche vom schlichtenden, beruhigenden und immerhin indifferenten Staate noch nicht ganz vollzogen ist! So ist das beliebte Schibboleth des Tages, gegen welches Görres den Bannstrahl schleudert, allerdings mit Vorsicht anzuwenden und lediglich auf die Gewissensfreiheit und ein wahrhaft nur der Religion gewidmetes Interesse zu beschränken.

Es gibt keinen grelleren Kontrast als die Görresschen Träumereien einer wiederkommenden Hierarchie und Nordamerika. Es ist ein Gegensatz wie eine uralte Linde, die in ihrer Krone längst gebrochen, von Blitzen in ihrem Stamme zerrissen ist, hier und da aber kleine frische grüne Zweige treibt, wie man sie dem morschen Holz nicht mehr zutrauen sollte, und dagegen eine schlank aufschießende Fichte, die ein vortreffliches Nutzholz abgeben wird. Wenn nur jene kleinen grünen Zweige mehr als die allerdings noch immer wuchernde Kraft des Wachstums wären, wenn sie nur starke, trotzige Äste würden und die alte Linde noch Schatten geben könnte, Schatten für das Leben, nicht Bretter für einen Sarg! Werden wir so „europamüde" sein, um nicht einzugestehen, daß die morsche Linde unserm Herzen wohler tut als die schlanke amerikanische Nutzholztanne! Und dennoch ist einer der größten Schmerzen unsrer Zeit der, dem Traume zugunsten der Wirklichkeit entsagen und die gemütliche Neigung des Herzens gegen die tyrannische Pflicht der waltenden Tagesordnung opfern zu müssen. In

[1] Gemeint sind die Angriffe, die der Theolog Hengstenberg 1830 in seiner orthodoxen „Evangelischen Kirchenzeitung" gegen die rationalistischen Professoren Wegscheider und Gesenius in Halle richtete. Er stützte sich dabei auf Kollegnachschriften. — [2] Vgl. die „Einleitung des Herausgebers", S. 7 dieses Bandes, Z. 16 ff. und S. 9, Z. 10 ff.

Nordamerika ist die Kirche wahrhaft vom Staate getrennt; jede Sekte und Überzeugung hat dort das Recht, frei ihren Kultus auszuüben; aber es ist nicht wahr, daß dabei dem Christentume irgendeine seiner beseligenden Kräfte verloren gegangen wäre. Die Bildung des Yankee ist entschieden auf christlichem Grunde aufgeführt; Gebet leitet die Sitzungen des Kongresses ein und schließt sie. Zitate aus der Bibel wechseln mit Zitaten aus den Schriften Franklins und werden für gewichtiger gehalten als diese. Mit einem Worte, die Görressche „Pracht und Herrlichkeit“ der Kirche würde schwerlich dem Christentume soviel moralische Energie zu erhalten wissen, als sich das Christentum da zu erhalten wußte, wo es beinahe eine Privatsache geworden ist. Unsre Bildung steuert einmal dem Ziele entgegen, daß wir Staat und Kirche nicht mehr als die beiden Eihäute ansehen, die all unser Tun und Lassen im Keime umschließen, als die beiden Kategorien, wie Zeit und Raum, von denen man nicht befreit wird, und nähme man Flügel der Morgenröte und flöge ans äußerste Meer; sondern dahin will allerdings die Zeit hinaus, daß die erste und Hauptinstitution der Gesellschaft die freie Persönlichkeit des Menschen ist, und daß von dieser aus dann Verpflichtungen gegen das Ganze in betreff der bürgerlichen Ordnung und des Glaubens an die höhere Weltlenkung ausströmen, keineswegs aber Staat und Kirche wie Raum und Zeit alles umfassen und bedingen, was wir uns geistig und gesellschaftlich erworben haben. In einer ganz andern als der Görresschen Art werden wir, da das Gleichartige sich doch immer wieder aufsuchen muß, zu den Genossenschaften und Korporationen des Mittelalters in der Politik zurückkehren, wie in der Religion zu jener ursprünglichen apostolischen Gesellschaftsverfassung, wo noch nicht von einem Münster und einer Kirche, sondern nur von Hütten und Gemeinden die Rede war.

Der Protestantismus riß sich von dem Papsttum der reineren Lehre wegen los. Es war dies die erste Offenbarung der verheißenen Ankunft des Heiligen Geistes, der vor allen Dingen die Wahrheit daran kenntlich machen wollte, daß sie frei macht. Das apostolische Christentum reagierte durch Luther

gegen die Versteinerung der Lehre, die in Institutionen übergegangen war und aufgehört hatte, eine sich ewig neu erbauende geistige Energie, eine ewige lebendige Flamme zu sein. Das Christentum war durch das, was sich als katholisch nach der Trennung herausstellte, eine sich nach außen offenbarende Wahrheit, eine Wahrheit der Umstände und Umgebungen, eine Wahrheit, wie die Schule[1] sagen würde, in der Form des Andersseins geworden; das Christentum mußte wieder eine Wahrheit an sich werden, ein Spiegel des Lebens, nicht das abgespiegelte Leben; ein Zentrum, keine Peripherie. Durch Luther wurde dem Christentum seine Bedeutung als Lehrbegriff, sein spekulativer Inhalt, seine reine und ausschließlich göttliche Beziehung wiedergegeben. Das Dogma wurde neu ergründet und bestimmt, das Symbol dem authentischen Urquelle der Bibel nähergeführt und überhaupt das Christentum, wenn zwar als der Sieger über alle Philosophie, doch damit auch als ein Moment in der allmählichen Entwickelung der göttlichen Wissenschaft aufgefaßt. Das Christentum wurde wieder eine Wissenschaft und von ihrem möglich reinsten biblischen Grunde aus Religion; als solche wurde sie Gesetz des Lebens, Verklärung aller menschlichen Moral und schuf das eigentliche Prinzip des Protestantismus: zu forschen in der Schrift und zu leben im Herrn!

Verstünde Görres, sich mit klaren Gedanken in den Mittelpunkt der Zeiten zu versetzen, so würde er einsehen, daß Katholizismus und Protestantismus, jeder nur eine Seite der Bedeutung des Christentums ausgebildet haben, jener die Zivilisation, dieser die Wissenschaft, die im Christentum gegeben ist. Im Papsttum war die Erscheinung des Christentums durchaus historisch-weltlich geworden; das Papsttum faßte in sich den Glanz aller jener Verdienste zusammen, welche sich die Väter der Kirche der sinkenden römischen Weltherrschaft, welche sich die Heidenbekehrer der Bildung einer neuen Weltlage gegenüber erworben hatten. Das Echo all der mutigen Kämpfe, welche die neue Lehre gegen die Barbarei der Zeitalter geführt hatte, klang

[1] Die Schule Hegels.

in der Peterskirche wider, so daß allerdings im Bewußtsein der Hierarchie der Stolz liegen durfte, daß die Welt ihr die Veränderung der alten Ordnung der Dinge, ihr die Milderung der Sitten, ja sogar die Bildung der Reiche und Gemeinwesen verdankt. Diese in dem Herzen Gottes wohlberatene, aber in den Aposteln nie bewußtgewesene Bestimmung des Christentums, ein alles bezwingendes und umwandelndes Moment der Geschichte zu werden, liegt im Katholizismus vollkommen ausgesprochen und würde diesem Bekenntnisse, würde den Träumen eines Görres unumstößlichen Vorschub leisten, wenn nicht einerseits in der Reformation eine gedankenmäßige, in sich durch und durch notwendige Reaktion der ursprünglichen Bedeutung des Christentums als einer Lehre zur so tief durchgreifenden Erscheinung gekommen wäre, und wenn andererseits in den Institutionen der Hierarchie die Möglichkeit läge, einmal das Wahre an der Reformation in sich aufzunehmen und zu verarbeiten und sodann politisch, weltlich etwas andres auszudrücken als eine zivilisierende Kraft des Christentums, die zu lebhaft, zu vollständig schon in unser Blut, in die Atmosphäre unsres moralischen Daseins übergegangen ist, als daß sie durch Institutionen noch ferner so mächtig hervorzuheben und auszuzeichnen wäre. Wenn die Hierarchie früher ein Unterpfand der natürlichen Freiheit gegen weltliche Unterdrückung war, wenn sie sich für die Initiative der Bildung und Aufklärung des Mittelalters halten konnte, so weise uns Görres nach, wie sie auch jetzt noch sich an die Spitze unsrer großen historischen Probleme stellen könne! Er zeige uns die Möglichkeit, daß auf einem Konzile die Differenzen der deutschen Philosophie entschieden werden; zeige uns, daß der Papst jemals ins Mittel getreten sei, wo es sich in neuern Zeiten um die Befreiung der Armen aus weltlichem Drucke, um die unparteiliche Versöhnung entgegengesetzter Ansprüche gehandelt hat! Welche Rolle spielt die Hierarchie überall? Steht sie, wo nicht etwa wie in Irland Religionshaß dazukömmt, auf einer andern Seite als der, welche ihr die meisten ihrer Privilegien zusichert? Wie will Görres dieser eigennützigen und ohnmächtigen Hierarchie jene Kraft geben, sich an die Spitze der Ereignisse zu stellen; jene Entsagung, um

eines ihrer Rechte zu opfern; jene Aufklärung, um einzusehen, daß die fernere Behauptung desselben ihrer tonangebenden historischen Mission unwürdig ist! Mit einem Worte, die Hierarchie drückte im Mittelalter die historisch-zivilisierende Kraft des Christentums aus; aber jetzt möchte man doch des Dankes wohl längst überhoben sein, daß man durch ihre Hülfe schreiben und lesen lernte, daß sie den Goten Buchstaben gab, daß sie die Wissenschaft durch Abschriften berühmter Werke erhielt, daß sie die Sitten der alten Deutschen milderte und jene Eichen niederhieb, unter welchen den falschen Göttern Menschenopfer dargebracht wurden. Auf den Grund dieser Dienste, die das Christentum allerdings der Welt geleistet hat, sollten noch umfassende Institutionen, wie Hierarchie und Staatskirchen, sich ausdehnen dürfen?

Wenn sich somit das Papsttum als Konzentration der weltlich-historischen Bedeutung des Christentums überlebt hat, so läßt sich auch dem Protestantismus der Einwand machen, nicht, daß er, wie Görres sagt, durch ewiges Negieren sich in korrosives Arsenik bei den Rationalisten und in narkotische Blausäure bei den Pietisten verwandelt hat[1], sondern daß er die andere Seite des Christentums, die Lehre, einzig und allein ausgebildet und nur von dieser Lehre aus einen Einfluß des Christentums auf die Welt gestattet hat. Durch diese, man möchte sagen Theologisierung unsers Lebens ist der frei sich entwickelnde und oft durch nur weltliche Beziehungen bedingte Fortschritt der Geschichte mehr gehemmt als befördert worden. Die rein theologische Ausbildung des Christentums, früh in unsere Herzen gesenkt, durch mancherlei weltliche Zugeständnisse zu Macht und Ansehen erhoben, hat gegen viele Forderungen des Zeitgeistes (ich nenne z. B. die bürgerliche Gleichstellung der einmal in unsre Gesellschaft aufgenommenen Juden) sich umso heftiger stemmen können, als der Protestantismus, die vorzugsweise theologisch spekulierende Konfession, rüstig und behutsam genug war, sich gegen keinen der Fortschritte in der Philosophie abzuschließen, sondern an Prinzipien und Methoden

---

[1] Vgl. „Athanasius", S. 95.

von der Geschichte derselben soviel in sich aufzunehmen, als nur irgend mit dem biblischen Glauben in eine gewisse Harmonie gebracht werden konnte. Die geistreichsten Denker, statt sich innerhalb der reinen Spekulation zu bewegen, übertrugen ihre Philosopheme in die Mitte des Christentums und schmückten den Tempel Gottes mit allen ihren prächtigen Waffen, ihren Demantschilden, ihren sieggewohnten Fahnen aus. So wurden durch den Protestantismus und den vorzugsweise theologischen Sinn desselben, der sich ja bis auf die Bauern der Dörfer, die ihre Bibel mit in die Kirche nehmen, erstreckt, alle Fragen und Rücksichten christianisiert; eine Methode, die dem Christentume nichts nützte und der Geschichte schadete. Wenn die katholische Hierarchie darin einseitig ist, daß sie die historisch-weltlichen Einflüsse des Christentums an die Stelle der Lehre setzte, so ist der Protestantismus es darin, daß er am Christentum alles in Lehre verwandelt, daß er alle Gedanken der Philosophie zu theologischen Problemen macht und den Maßstab von Judäa, als einen heiligen und unveränderlichen, an alle Breiten, Höhen und Tiefen des jetzigen Jahrhunderts legt.

Es gibt, behaupten wir, eine Verschmelzung der katholischen und protestantischen Kirche, wenn wir auch keine äußere Form dafür anzugeben wissen. Doch würde sich diese von selbst finden, wenn erst die beiden Konfessionen für ihre Einseitigkeit auch keine mehr hätten. Das Tiefe am Katholizismus ist seine weltliche, das Tiefe am Protestantismus seine geistige Mission; das Tiefe ihrer Verschmelzung würde sein: der Katholizismus begründet seine weltliche Mission nicht mehr auf die geistige Armseligkeit des Mittelalters und der Protestantismus seine geistige auf keinen einzigen weltlichen Anspruch mehr, bei der ungeheuren Fülle von weltlichen Beziehungen, die einmal jetzt die Ordnung des Tages bilden. Es werde der Protestantismus die Garantie einer freien christlich-philosophischen Bildung für das Individuum entweder, oder wenn sich Gleichgestimmte zusammenfinden, für Gemeinden; von der Hierarchie aber kann schwerlich mehr zurückbleiben, als daß allerdings kein weltliches Gebild unsrer Sitten und Einrichtungen ohne höhere, christliche Beziehung bleiben möge, je nach dem Geist des Friedens und

der Versöhnung, der die erste Grundlage des Christentums ist, nach dem Geist jenes Ausspruches ferner, daß das Himmelreich nicht von dieser Welt ist, nach dem Geist jener Verfügungen endlich, die da lehrten: Schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit! Aber Himmlisches und Irdisches knete man nicht mehr zusammen, am wenigsten zu jenem Teige, aus dem Görres Prälaten und Kirchenfürsten knetet, und sie an der künstlichen Ofenwärme seiner trübseligen Täuschungen trocknen will! Christus wird wahrlich nicht wie in der Legende in die Hände klatschen, daß die Lehmvögelchen lebendig würden und lustig in die Lüfte flögen!

Dem Christentume soll nichts genommen werden als seine falsche Anwendung. Kein Berg wird jemals Golgatha übergipfeln; kein Joseph von Arimathia, der sich entschließt, dem Herrn sein schweres Kreuz zu tragen, wird ohne den Preis der Liebe bleiben. Was auch die moderne Kritik an der evangelischen Geschichte zertrümmert hat — das sind die falschen Anschwemmungen der Sage gewesen, welche Verwandtes an Verwandtes kitteten und eine Schilfvegetation trieben, in welcher die Krokodile der Heuchelei weinen und die der Orthodoxie manches Moseskn äblein der Zukunft zerreißen konnten. Die hohen Zedern und Palmen auf der Mitte des grünen Eilands der evangelischen Geschichte nagt kein Borkenkäfer der Kritik an, sondern sie säuseln fort und fort ihren seligen Frieden und werfen ihre heiligen Schatten, welche noch immer die aufnehmen, so mühselig und beladen sind. Das Christentum feiert seine größten Triumphe nicht in den stolzen Prozessionen der Peterskirche, nicht im Fronleichnamsprunk, nicht unter donnernden Geschützessalven, sondern in der Stille des menschlichen Herzens, in der warmen Brust eines Friedfertigen, der all seinem Tun und Denken ein einiges Gepräge und eine einzige heilige Durchdringung geben will. Das Christentum ist überall da am nächsten, wo die äußern Institutionen es am fernsten gerückt haben. Das Christentum will gesucht und, um heißer umfangen zu werden, entbehrt sein. Das Christentum ist eine Religion des Widerspruchs, eine Religion der verneinten äußern Welt; je unsichtbarer, desto sichtbarer, je ärmer, desto reicher. Überall

wird Christi Geist schwinden, wo man ihm zumutet, in äußere Gestaltungen, wenn auch noch so organisch, überzugehen und sein Inneres in etwas äußerlich Sichtbares treiben und aufkeimen zu lassen. Es ist darum wenig für das Christentum zu fürchten, weil es wohl in äußern Kristallisationen als Hierarchie oder Dogma kann angegriffen und gestürzt werden, jede Religion aber, die dann an die Stelle treten sollte, da wieder anknüpfen müßte, wo Christus angeknüpft hat, an das Unsichtbare, an die Ahnung, an die Unsterblichkeit und die einzige praktische Welttugend, an die Liebe.

Nur die Anwendung des Christentums soll geändert werden. Seine Priester sollen nicht die Rolle der Chaldäer und Zeichendeuter am babylonischen Hofe spielen; seine Lehren sollen nicht, in Erz gegraben, an allen Straßen ausgehängt werden und von denen, die im Bienenkorbe des Staates sitzen, verlangen, beschworen zu werden. Alle diese Anforderungen, welche der Zeitgeist an die Lehrer und Hüter des Christentums stellt, sind zu bekannt, als daß wir durch Wiederholung derselben uns eine neue Gehässigkeit zuziehen wollen. Die vorliegenden Beispiele sprechen deutlicher als Abstraktionen. Die Frage der gemischten Ehen beweist, daß sich im Schoße der Gesellschaft Bedürfnisse bilden, deren moralische Abschätzung sich weder durch polizeiliche noch kirchliche Verbote erhärten läßt. Die Bedürfnisse sind eine Frucht der Umstände und setzen Stockungen der Sitte voraus, welche nicht immer durch die eigne menschliche Unsittlichkeit bedingt werden. Für den glücklichen Erfolg unbedingter Zwangsgebote, mögen sie nun aus der Polizeistube oder vom Hochaltare kommen, ist unsre Zeit nicht mehr gläubig genug, und die zornige Verdammung eines Priesters, der Bannfluch, den er auf Widerspenstige schleudert, schüttet nur zu seinem Nachteile alles zusammen und benimmt ihm ohne eigne Demütigung jeden Rückweg, um sich den gleichgültig in ihrer einmal angenommenen Sitte Fortwandelnden je wieder zu nahen. Wassertropfen höhlen zuletzt einen Stein aus; kein Gesetz ist stark genug, einem Bedürfnis auf die Länge Trotz zu bieten. Was wird die Kirche tun, wenn ihr statt gehorsamt aus dem Weg gegangen wird? Sie wird starr und trotzig auf ihrer alten

Stelle bleiben et impavidam ferient — *ruinae*[1] und nicht einmal die Volneyschen[2], sondern die sich von selbst bei einem Gebäude ergebenden Ruinen, bei dessen Verwaltung kein Fond für Ausbesserungen niedergesetzt ist.

Görres kennt mit einer eigenen atheistischen Geschichtsphilosophie in der Geschichte nur handelnde, intrigierende, keine leidenden Faktoren. So wird er auch bei allen diesen Andeutungen voraussetzen, daß sie nur das Feldgeschrei einer wühlenden geistlichen Demagogie sind, Aufträge, die ein jeder in seinem Bereiche gewissenhaft und, dem Satan dafür aufs Blut verpflichtet, durchführen müsse; und die Schwachen wird er dabei für sich haben, da man diesen nur die Resultate der Kirchenreformation, die wir weiter auszubilden haben, aufzählen darf, um sie einzuschüchtern. Wie das Altertum von stolzen Bauten erzählt, bei denen die Arbeiter ihr Leben verwirkten, wie sich ein Heerführer der Völkerwanderung[3] in einer entwässerten Stelle eines Flusses begraben ließ und die mitwissenden Sklaven, die das Grab ausgehöhlt hatten, sogleich getötet wurden, so freuen die Menschen sich der Früchte, die der Baum des Erkenntnisses trägt und verdammen die Hand, die sie ihnen bricht. Deshalb tut es wohl not, die Schwachen zu ermuntern und sie zu versichern, daß das meiste von dem, was sich in der Kirchenreformation demnächst noch als historisch unveräußerliches Resultat ergeben wird, ohne menschliches Zutun reifen wird, und daß grade die Kirche durch Gehenlassen und Passivität ihrer Angehörigen am frühsten zu ihrem Ausgangspunkte kommen wird. Was wir nicht wagen anzugreifen, das greifen die Institutionen an. Die heilige Scheu, die uns zittern machen würde, wenn wir in dem Kirchenwesen Wahres vom Falschen trennen sollten, empfindet der Staat nicht, dem die Vorsehung

---

[1] Ungenaues Zitat aus Horaz, „Oden", Buch 3, Nr. 3, V. 7: „Si fractus illabatur orbis: Impavidum ferient ruinae" („Ja, wenn der Weltbau krachend stürzt, treffen die Trümmer doch ruhig das Herz"). — [2] Constantin François Chasseboeuf, Graf von Volney (1757—1820), französischer Schriftsteller. Hier ist angespielt auf sein Hauptwerk „Les ruines, ou méditations sur les révolutions des empires" (Paris 1791). — [3] Alarich, Häuptling der Westgoten, starb 410 zu Cosenza in Unteritalien und wurde der Sage nach in voller Rüstung im abgeleiteten Busentofluß bestattet.

einmal deshalb seine einseitige Ausbildung und sein momentanes Übergewicht gegeben hat, um die Hierarchie niederzudrücken. Wir können ruhig lächelnd, unsern Herder und Montesquieu in der Hand, dem Konflikte zusehen und aus dem, was sich heute einfädelt, auf das Gewebe schließen, welches die Zukunft wird gesponnen haben. Sieht man, wie die Gestirne der weltlichen und geistlichen Übermacht zusammenstoßen, so wollen wir uns trösten, daß Gott für alles gesorgt hat, und daß er da immer selbst schafft, wo uns die menschliche Ungewißheit über himmlische Dinge im Schaffen zaghaft machen würde. So gibt es für den Philosophen auch in dem Streite, der diese Blätter veranlaßt hat, nur eine Art, seine Stimme abzugeben, nämlich die stillschweigende. Wir leben in einer so denkwürdigen Übergangsepoche, daß wir, ohne darum in Quietismus zu verfallen, das Meiste in der Tat auf sich beruhen lassen können, da es, wie alle Zeichen ansagen, wahrlich zu seinem Ziele kommen wird. Görres ahnte dies und sprang auf, um über den Vorfall keine Stille im Lande eintreten zu lassen. Der Indifferentismus der Rheinländer empört ihn; er fühlt, daß durch die Fehler der Menschen in der Geschichte Größeres getan ist als durch ihre Tugenden. Harren wir geduldig des Ausganges; selbst wenn keine der streitenden Parteien im Rechte der Geschichte wäre: ihr verpflichtet — sind sie alle!

Görres hat in dem Sinne recht, die Revolution eine Fortsetzung der Reformation zu nennen[1], als dem kirchlichen Protestantismus der weltliche Liberalismus entspricht. So wie aber jener dahin ausartete, daß er sich in Symbolen zu befestigen suchte und abgerundete Systeme schaffte, ebenso hat der Liberalismus nur die Bestimmung, eine Gesinnung zu sein, eine moralische Tugend, welche allen unsern Empfindungen und Gedanken eine freie, vernünftige und edle Richtung gibt. Wenn der Liberalismus zunächst in der Form der Verneinung auftritt, so trifft die Schuld nicht ihn, sondern die Masse von Überlieferungen, welche, ohne es vor dem Richterstuhle der Vernunft zu verdienen, auf unsre Interessen und Gedanken eine bindende

[1] Über Reformation und Revolution vgl. „Athanasius", S. 24 und 95.

Gewalt ausüben. Der Liberalismus fällt mit dem Protestantismus, sobald beide mehr als eine ursprüngliche, des freien Menschen würdige Tugend und Gesinnung, etwa eine schlechthin unbegrenzte Manie der Verneinung sein wollten. Der Liberalismus ist ein wesentlich nur befreiendes Prinzip; das Bindende, welches Institutionen schafft, ist ihm bis jetzt nur von meist unzulänglichen Geistern zugetraut worden, die, der Geschichte unbedingt widersprechend, Festes aus einem Stoffe machen wollten, der, wie eben der Liberalismus, nur ein Fluidum ist und nur ein Äther, ein Duft unsrer modernen Existenz sein soll. Nein, das Bindende, Gestaltende und Gesetzgebende in der Politik sollen weder Liberalismen noch Überlieferungen der Geschichte, sondern lediglich die sozialen Interessen und menschlichen Bedürfnisse sein.

Die Reformation zerstörte den Begriff der Kirche als eines Abstraktums; die Revolution zerstörte ebenso den Staat. Die Reformation verfiel in das Extrem, daß sie an die Stelle des in den Hintergrund gerückten Kultus die Dogmatik und die symbolischen Bücher, überhaupt die Theologie setzte, und die Revolution gestaltete aus dem Liberalismus a priori Einrichtungen, die man gewöhnlich mit dem Namen des Vernunftstaates zusammenfaßt. Beides hat geführt und würde führen zu einem Despotismus, der ebenso unerträglich wäre wie der alte; die Despotie des Papsttums wurde dort vertauscht mit der Despotie der Dogmatik; hier würden wir statt der individuellen Monarchen monarchische Begriffe bekommen, statt der Despotie der Überlieferung die Despotie einer gesellschaftlichen Logik, die erst wahrhaft fanatisch werden müßte, da ihre Formeln leere Hülsen sind, in welche sie sich beeilen muß, schnell und à tout prix einen Kern hineinzulegen.

Wir sehen, daß dasjenige, was jetzt an die Stelle der Kirche treten will, die von unten auf sich bildende Gemeinschaft gleichartiger Überzeugungen ist. Ebenso soll der Staat aufhören, von oben aus als ein Ganzes, fertig Konstruiertes dazustehen; er soll sich aus dem Prinzip der Gesellschaft von unten aus, aus dem Schoße der Bedürfnisse und gesitteten Interessen, von selbst erzeugen; er soll, wie die Kirche, das nie

Fertige und doch immer Vorhandene sein; er soll unsere Existenz in so schwachen und so weiten Umrissen umziehen, daß wir ihn nie in unsrer unmittelbaren Nähe haben, daß er nirgend etwas Abgeschlossenes vorstellt, sondern zahllosen Integrationen offen steht, die wir aus der Fülle unsres geistigen und industriellen Schaffens ihm zubringen werden. Das nächste ist die moralische, freie Existenz, das zweite der Erwerb und seine Freiheit, das dritte die Gemeinde und ihre Ordnung, das vierte ist das Ganze des Staates und unsere Vertretung in demselben. Ich gebe hier die Grundzüge einer Politik, wie sie bis jetzt noch nicht systematisch ausgeführt ist, wie sie aber in der Masse und ihrem Verhalten zum Staate heute einmal vorhanden ist. Diese Grundzüge, die sich von selbst in das politische Bewußtsein der Gegenwart (man nehme nur die ungeheure Freiheit der Geldinteressen, die selbst die unumschränkteste Monarchie nicht hindern kann!) hineinleben und die ihnen entsprechenden Formen ausbilden werden, müssen mit der Zeit uns eine vollkommene bürgerliche Freiheit bringen, ohne daß wir nötig hätten, in einen fremden Weltteil auszuwandern.

Monarchie oder Republik — das ist eine Frage, die unerledigt bleiben wird, seitdem wir wissen, daß das Prinzip der Republiken die Tugend sein muß und im Namen der Tugend und Freiheit die größte Despotie nicht bloß ausnahmsweise geherrscht hat, sondern herrschen muß, da wir die Tugend jetzt nur durch Terrorismus zu einem Prinzip der Öffentlichkeit erheben können. Der Staat soll aus dem Schoße der individuellen Freiheit als Selbstgesetzgebung für die Interessen und Vorteile des gesellschaftlichen Bindens und Sichverpflichtens hervorgehen; von untenauf soll sich das, was wir Staat nennen, auftürmen, und wahrlich! so wie wir gegen die Kirche als Hierarchie die Einseitigkeit des absoluten Staates reagieren sahen, so reagiert gegen den Staat schon längst die Einseitigkeit der absoluten Individualität, nämlich das Geld, welches der nackteste und gefühlloseste Ausdruck der Interessen und Bedürfnisse ist. Das Geld schafft Korporationen, die der Staat ohne weiteres (selbst wenn sie von Juden gebildet sind!) in seine althergebrachte Konstruktion aufnimmt; die Interessen und Be-

dürfnisse des gesellschaftlichen Zusammenlebens werden stärker werden als die Abstraktion des Staates. Wissen wir noch nicht, was sich daraus bilden kann, so wissen wir doch, daß die Revolution schon das trügerischste, beschwerlichste und gehässigste Mittel zur Freiheit ist, zu jener Freiheit der Selbstbestimmung, zu der wir kommen werden ohne Wissen und Willen, ja, durch die Vermittelung der Privilegierten selbst!

Ebenso unhistorisch wie der harmlosen Entwickelung unserer politischen Wohlfahrt nachteilig ist es, daß Görres die Revolution als ein lauerndes, noch immer wühlendes unversöhnliches Weltprinzip darstellt[1]. Sie ist ihm der Hauptfaktor der modernen Geschichte, der auch allen übrigen Prinzipien der Besonnenheit und des Widerstandes das eigentliche Gebiet ihrer Tätigkeit anweist, sie ist ihm jene ewige Propaganda der Zerstörung, des Fürstenhasses und der alles Höchste zu Boden nivellierenden Theorie der nacktsten Menschenrechte. Die Revolution ist ihm die stets mobile Kolonne[2] der Umwälzung in ihren beiden Flügeln und in ihrem Zentrum die verschlagenste negative Taktik, die nur die Verwirrung und die Beute will. Görres hat dabei nicht bloß die zerstreuten Trümmer älterer und jüngerer Revolutionen im Auge, die allerdings schlagfertigen Vorposten der unglücklichen, um allen festen Lebensanhalt im Ausland gebrachten polnischen Emigration, die deutschen Flüchtlinge[3], die Italia giovine[4] und die Klubs von Barcelona[5]; nicht bloß den fabelhaften Comité Directeur[6] und seine hie und da mit den Jesuiten affiliierten Seitenverzweigungen*; sondern die

* Wer erinnerte sich nicht des mit einem Münchner Paß und dem apostolischen Segen der bayerischen Gesellschaft Jesu ausgestatteten Demagogen

[1] Vgl. „Athanasius“, S. 51 und 104. — [2] „Athanasius“, S. 96, ist die Rede von der „mobilen revolutionären Partei“. — [3] In der Schweiz bestand ein politischer Bund von unzufriedenen Deutschen, der sich „Junges Deutschland“ nannte. Nach seiner Ausweisung verlegte er seinen Sitz nach London, wo er jedoch allmählich jede Bedeutung verlor. Mit dem literarischen Jungen Deutschland darf er nicht verwechselt werden. — [4] Freiheitsbund in Italien, bestand von Anfang der dreißiger Jahre bis etwa 1848. Sein Organ war die von Mazzini in Genf herausgegebene „La giovine Italia“. — [5] Spanischer Freiheitsbund mit ähnlichen revolutionären Tendenzen wie die „Giovine Italia“. — [6] Diese Einrichtung hat nicht bestanden. Allerdings dachte Giuseppe Mazzini daran, ein die Freiheitsbünde der Einzelländer umfassendes „Junges Europa“ („Comitato europeo“) zu gründen.

Revolution ist ihm der eigentümliche Sauerstoffbestandteil, den die moderne Lebensluft schon organisch in sich aufgenommen hat; sie wohnt nach ihm nicht bloß in den Köpfen, welche die phrygische Mütze tragen, sondern selbst in gekrönten Häuptern; sie blickt ihm aus den Portefeuillen der Minister ebenso entgegen wie aus den Augen der Fabrikarbeiter; sie ist ihm selbst da gegenwärtig, wo sie scheinbar ganz offen bestritten wird. Statt grade durch die Möglichkeit, selbst in den Kabinetten die Revolution nachzuweisen, sich zu einer Änderung des Ausdrucks zu bequemen und sich zu überzeugen, daß allerdings die Resultate der Revolution sich in lebendiges Blut für den Organismus der heutigen Staatenexistenz schon verwandelt haben, statt den ganzen Gesichtspunkt eines nackten Widerspruchs von Position und Negation zu verlassen, türmt Görres alle möglichen Symptome der Neuerung zu einem Ungetüm aufeinander, dem er die Form jenes schrecklichen, apokalyptischen Tieres gibt, hundert Köpfe, hundert giftige Zungen, zweihundert feuersprühende Augen, zahllose Fäuste und Tatzen, zahllose Brüste, um alle Laster daran großzusäugen. Dies freche Scheusal liegt irgendwo in einer Katakombe von Paris und dünstet von da seinen pestilenzialischen Einfluß über alle Länder und Völker aus, versengt die grünen Saaten des Erdreiches, unterwühlt Kirche und Staat und eitert, wie Görres vergessen hat hinzuzufügen, noch die Blasphemien von neuen Kunstreligionen, von Religionen der Industrie à la Saint-Simon[2], und die methodische Verpestung unseres gesellschaftlichen und sittlichen Lebens, letztere besonders mit Hülfe der schönen Literatur, aus. Görres muß das halbgeborstene Ei, aus welchem dies Ungetüm allmählich gekrochen ist, in Paris damals ja selbst gesehen haben, als er den Jakobinern ehrfurchtsvoll die Schlüssel von Koblenz überbrachte!

Wolfrum, den der Minister d'Argont[1] auf die Tribüne der französischen Deputiertenkammer brachte?

---

[1] Graf d'Argout (1782—1858), französischer Staatsmann. — [2] Claude Henri Graf Saint-Simon (1766—1825), französischer Schriftsteller, forderte in seinen beiden Hauptwerken: „Catéchisme des industriels“ (1823) und „Nouveau Christianisme“ (1825) eine religiöse Reform der Gesellschaft auf Grund eines neuen Christentums der werktätigen Bruderliebe.

Leider teilen noch viele Staatsmänner dieselben gigantischen Phantasien und halten die Revolution für etwas mathematisch Abgrenzbares und mit allgemeinem Aufgebot Abfängliches, während, wenn sie wie der Krebs in dem Staatskörper frißt, jeder Arzt bezeugen kann, daß dies Übel nicht die Wirkung eines giftigen Insektes oder einer verpestenden Berührung ist, sondern eine Desorganisation des Blutes, eine überzählige und Pseudofunktion des Lebensprozesses. Die Revolution ist keine chirurgische, sondern eine pathologische Krankheit; ein Spezifikum unterbräche die krankhafte Entwickelung und leitete sie wieder in die gesunde und normale Vegetation hinüber. Wenn von der Revolution als einer mobilen Kolonne die Rede ist, so können damit höchstens jene verzweifelten Reste des fast überall zersprengten Klubwesens gemeint sein, die, selbst wenn sie sich aus einigen Phantasten (wir nennen die Bessern) rekrutieren, nimmermehr eine andere Kraft entwickeln werden als die, welche Deutschland umwälzen wollte und damit anfing, ein Wachthaus zu stürmen[1], als die, welche den Savoyer Kriegszug einem der treulosesten Kondottiere, Romarino, überließ, und die noch jetzt zuweilen mit Göttinger Hiebern und Stürmern sich in Barcelona sehen läßt. Auf diese Revolution paßt das Görressche Bild von dem umgehenden brüllenden Löwen wahrlich nicht. Er ist bei den meisten sicher nur — die Haut des Löwen.

An die Revolution als eine plötzliche, idealische Umgestaltung aller äußern Verhältnisse kann man in schwärmerischer Jugendzeit einen einzigen schönen Frühlingsabend glauben; man wird aber bald zu der Einsicht kommen, daß in der Geschichte und dem Völkerleben ein von der Natur bedingtes ewiges „Trägheitsgesetz", eine allerdings verrückbare, aber nie den Zug nach dem untern Schwerpunkte verlierende Gravitation herrscht. Was die Geschichte Neues und Überraschendes bringt, das ist wie ein plötzlicher Regen im Sommer, wo alle Hausfrauen eilen, das Wasser einzufangen. Die Menschheit fällt immer wieder in die alte Lage zurück und wartet mit Muße ab, daß sich das in der Auf-

[1] Erstürmung der Konstablerwache in Frankfurt a. M. am 3. April 1833.

regung schnell Eroberte allmählich befestige und mit dem Vorhandenen verschmelze. Anders werden wir die Menschen zu keiner Zeit finden, wenn dem Enthusiasmus des einzelnen auch wie Moses wohl die Flamme auf dem Haupte ewig lodert und flackert. Das Ereignis bricht los wie ein Gewitter, und erst der Sonnenschein, der darauf folgt, kann den entladenen Wolken die segensreiche Wirkung auf die Fluren sichern. Das Ereignis kann mißlingen, es kann bestritten werden, es kann eine Windrose von parteiischen Richtungen schaffen; aber es läßt ein Resultat zurück, das sich von selbst zum Kapital unsrer Erfahrungen und unsrer politischen Bildung schlägt. Wie wir gewiß die Stimmen über die Julirevolution geteilt gefunden haben, wie wir auch über die plötzlichen Reformen, die sie uns Deutschen brachte, die verschiedensten Meinungen hörten — das, was in unsern Tagen in Hannover geschah[1] und wie es aufgenommen wurde, beweist, daß sich allmählich politisch freier Sinn gebildet hat und wir ohne Gewalt und Umsturz zu einem Einverständnis über öffentliche Dinge gekommen sind, das vor zehn Jahren unter uns noch nicht möglich geschienen hatte. So haben sich auch die Resultate der Revolution in theoretische, schon unbestrittene Maximen und darauf gebaute, sich wie von selbst verstehende Bildungselemente verwandelt.

Wer könnte leugnen, daß die Weisheit, die uns noch die meisten Staatsmänner zurzeit anbieten, vor Gott und dem Verstande Torheit ist! Wer könnte in allen Einrichtungen des momentanen Staates Befriedigung seines individuellen Stolzes und seiner Liebe für das Wohl der Gesamtheit entdecken? Wir leben im Gegenteile in einem regen, sich drängenden Gewühl von Widersprüchen und Wetteiferungen; wir können dem Nächsten nicht trauen und nicht eine Stunde unser Haus verlassen, ohne es zu verschließen und ihm einen Wächter zu setzen. Was uns geschenkt wird, wer weiß, ob es nicht von den Danaern kömmt! Was uns erleichtern soll, wer weiß, wo wir dafür desto

[1] König Ernst August erklärte bei seinem Regierungsantritt 1837, daß er das Staatsgrundgesetz von 1833 nicht anerkenne. An der lebhaften Opposition gegen den Verfassungsbruch beteiligten sich namentlich die sieben Göttinger Professoren Albrecht, Dahlmann, Ewald, Gervinus, Jakob und Wilhelm Grimm und Wilh. Weber.

schwerer tragen müssen! Allein, wie wir bei Betrachtung der Kirche sahen, daß das Zuwarten und Geschehenlassen die beste Philosophie für eine Übergangsepoche ist, so möchte auch wohl die beste öffentliche Tugend im Momente darin bestehen, daß man nur auf den redlichen Zusammenhang des Nächsten blickt, daß man in den meisten Dingen durch den ganzen Willen für die halbe Tat sich entschädigen läßt, die Schwierigkeit der Aufgaben nicht immer durch das Schwert gelöst wünscht und sich überhaupt den Glauben nicht verkümmert, daß alles, was geschieht, sein eignes Urteil an sich trägt und die Aufopferung vom Eigennutz ja auf den ersten Blick sich unterscheiden läßt. Unsre gegenwärtige Epoche ist überhaupt weit weniger dafür geschaffen, daß wir sichtbare, um sich greifende Verkörperungen der Ideen begehren sollten als vielmehr die innere, gemütliche und hauptsächlich durch die Erziehung und Bildung (vermöge Schule und Literatur) zu bestimmende Befestigung der probehaltigen Resultate früherer Aufregung. Daß der Gesetzeskodex der Zukunft noch nicht geschaffen sei, wäre zuwenig, daß man schon nach ihm Prozesse entscheiden müsse, zuviel gesagt. Vorerst sind wir in der Lage, diesen Gesetzeskodex erst in das Bewußtsein der Massen einzuführen, damit niemand nach etwas anderm gerichtet werde als nach dem, was er kennt, und wonach er sich zu leben verpflichtet hat. Diese stille, organische und gesetzmäßige Gärung unsrer gegenwärtigen Weltlage würde durch die fanatische Konstruktionssucht eines Görres in ein heißes Schäumen und Sieden verwandelt werden. Den alten Formen zuliebe würde er den Geist töten, der sich neue schafft. In der Ungeduld, daß sich zehen Jahre bewegen wie eine Spinne, die immer nur einen Anlauf macht, sich besinnt und wieder umkehrt, würde er das ganze Jahrhundert in Verwirrung bringen.

Görres erkennt vielleicht die neuen Ideen an; aber er bemitleidet sie, daß sie noch keine Formen haben. Statt sie nun, wie junge Küchlein, die aus dem Ei kriechen, mit Liebe zu pflegen und sie am warmen Busen aufzuziehen, muß er sie opfern den alten starren Formen und sie reduzieren. Es ist ein peinliches Gefühl, wenn man sieht, daß Menschen und Verhältnissen von ganz geschloßner Fertigkeit Worte und Taten gewidmet

werden, wofür jenen alles und jedes Verständnis fehlt. So nimmt der beschränkte und kaum leidlich gebildete Fürst ein Buch in die Hand, das ihm gewidmet wurde, ohne auf einer einzigen Seite ihm deutlich zu sein. So nimmt die kokette Schönheit eines Weibes alle die duftenden Redeblumen an, die ihr ein junges poetisches Gemüt zum Strauße bindet, ohne daß sie für das Geistige und Tiefe des Selams[1] den Sinn hätte. Wer möchte dem Papst von heute und seinen Kardinälen, wer möchte der geistesdürren katholischen Kirche alle jene Opfer der Verliebtheit gönnen, welche ihnen das poetische Gemüt der Deutschen seit zwanzig Jahren schon gebracht hat! Vollends aber, wer möchte glauben, daß alles, was unsre Zeit geboren hat, nur bestimmt sein sollte, wieder in den vorgezeichneten Umfang jener historischen Formen zurückgeführt zu werden, die aus sich selbst nichts mehr treiben und zeitigen können! Die Görressche Theorie bindet die Ideen nicht nur an die Geschichte, sondern beschneidet und stutzt sie auch so zu, daß sie nur in das einmal von ihr Gegebene hineinpassen dürfen. Sein Prinzip ist dies: daß wir uns in die Geschichte hineinleben sollen! während das unsrige heißt: daß wir uns aus der Geschichte herausleben! Das höchste Gesetz unsrer Zeit, das alles umfäßt, ist die Freiheit der Selbstbestimmung. Wir haben nichts überliefert bekommen; wir sind frei, wir wollen, wir dürfen gegen die Tradition keine Verpflichtungen haben. Wenn die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts den Vorwurf der Mattigkeit verdient, so ist es daher, daß sie nur erläuternd, berichtigend, kritisierend, witzelnd über dem Gegebenen schwebte, die Sage in Historie, die Wunder in Physik verwandelte und überhaupt bei dem Historischen blieb und es nur anders verstand als die alte Zeit. Unsre Aufgabe aber ist es, die Begriffe zunächst nur aus der Vernunft zu entwickeln, die Geschichte als eine Stufenfolge dieser selben nach Freiheit ringenden Vernunft zu verstehen, die Begriffe nicht an das Positive äußerlich zu knüpfen oder sie innerlich in ihm verflüchtigen zu lassen (wie Görres entweder das eine oder das andre tut); sondern, ihrem eignen Schwer-

[1] Blumensprache.

punkte folgend, werden die Begriffe nur noch durch sich selbst erfaßt, durch sich selbst frei und geistig bedingt. Das ist das erste Gesetz: die Vernunft! Aus ihrem Grunde können wir Jakobiner, Kapuziner, Pietisten und Scholastiker werden; immerhin! (wenn's möglich wäre!) wenn wir's nur durch die Freiheit der Vernunft würden, nicht durch die Sklaverei irgendeiner von außen oder durch poetische Illusion uns aufgedrängten Unterordnung! Das erste wäre traurig; aber das letzte wäre schändlich! Die Vernunft kann von ihren Vordersätzen abgeschnitten oder versprengt werden; aber gefangen gibt sie sich nicht.

Da es der Vernunft zurzeit noch nicht gegeben ist, daß sie Schöpfungen aufführte, ja, um es noch richtiger zu sagen, da sie nur die Klarheit des Bewußtseins über die Welt ist, so wird sie sich nicht mitten in das Gewühl des Tages begeben, sondern von einer einsamen Warte aus ihre kämpfenden Söhne und Verwandte mustern und höchstens den Toten die Leichenrede halten. Die heutige Philosophie, die nur auf die Heiligkeit des Geistes begründete, kann manchen Theoremen der Görresschen Lehre entgegenkommen, sie kann über Kirche und Staat oft gleiches denken, aber das meiste von dieser Übereinstimmung wird durch die heilige Scheu gemildert werden, die wir vor dem, was in der Geschichte tot ist, so gut haben sollen wie vor dem in ihr Lebendigen. Nur auf gewissen Stufen, unter Voraussetzungen, die ja abgestorben sind, kann die Philosophie eines oder das andre der Görresschen Dogmen zugestehen; aber die erste Stufe und erste lebendige Voraussetzung wird immer die bleiben, daß unsre Zeit die Aufgabe hat, die Geschichte nur noch zu entsiegeln, wenn das Wappen der Vernunft auf ihr steht, und lieber, da wir im Jahre, nicht im Jahrhundert leben, einer abwartenden reflektierenden Zeitbetrachtung zu huldigen, als in wilder Hast Institutionen mit Formeln beschwören, die ihre Zauberkraft verloren haben.

Geistesirre pflegt man wohl dadurch zu heilen, daß man sie durch einen ihnen künstlich verursachten physischen Ekel allmählich zur Zusammenfassung und gebundnen Einigung ihrer Verstandeskräfte zurückführt. In diesem Sinne wäre auch Görres auf

dem Wege, zur Besinnung zu kommen; denn es rächt sich seine Auffassung der gegenwärtigen Weltlage dadurch am empfindlichsten an ihm, daß er sich, von Überdruß und Ekel an derselben gepeinigt, von ihr abwendet und einer mutlosen Verzweiflung sich übergibt. Wer soviel Galle und Magensäure hat wie Görres, der kann nichts mehr, was ihm die Welt und ihre fortlaufende Geschichte bietet, mit Behaglichkeit verdauen; seine Säfte sind so verdorben, daß ihm alles bitter und ekel schmeckt. Görres gibt eine Schilderung des Momentes, die die geängstigte und krankhafte Empfindung seiner Nerven deutlich verrät und denen Mitleid einflößen muß, die auch vom Unvollkommnen, das die Zeit bietet, sich doch zu nähren wissen, da sie sich Bewegung machen und durch eigene sich tummelnde und aufregende Tätigkeit dem schwer Verdaulichen entgegenkommen. Görres empfindet nur Blähungen und Aufstoßen von den Nahrungstoffen, die ihm die Tagsgeschichte bietet; er geht so weit, sogar die Luft für verpestet zu halten, und ruft aus (S. 110): „Es ist so weit gekommen, daß wir allerorten von der Lüge, wie von einer Atmosphäre, uns umfaßt und umgeben finden; sie wird eingeatmet und ausgeatmet; wie Speise und Trank tritt sie ins Leben ein und geht ihm angeeignet über in Fleisch und Blut." Er sagt, daß alles Sittliche jetzt in Frage gestellt würde, daß tausend und abertausend häßliche Warzen Krötenschleim ausspritzen; Lüge und Fälschung hätte das Steuer der öffentlichen Meinung ergriffen, die Einfalt und Leichtgläubigkeit, selbst der gebildeten Zeitgenossen, ließe sich alle nur möglichen Entstellungen der Wahrheit gefallen; wir gingen in einer fiktiven Welt umher, in einem Fabelreiche, und müßten auf die borniertesten Ansichten, die flachsten Gedanken und die armseligsten Leidenschaften schon Rücksicht nehmen wie auf ein Ding, das ordentlich etwas vorstellt und bedeuten soll. Görres sperrt sich gegen den Tag wie gegen die Pest ab. Wer ihn sprechen will, den empfängt er durch eine Türspaltritze, das Haupt umhüllt mit Decken und Schleiern; er nimmt keine der kursierenden Münzen in die Hand, ehe sie nicht dreimal in dreierlei Wasser abgewaschen ist; seine Speisen muß der Koch erst selber in seiner Gegenwart kosten, damit sie nicht vergiftet sind; in die Zeitungen wirft er keinen Blick mehr,

weil schon die Druckerschwärze heute eine Verpestung ist; der Papierstoff ist ihm schon widerlich; wer weiß, aus was für Lumpen er gemacht ist! Alles, was er jetzt besser haben kann als in frühern Tagen, mißfällt ihm, weil es vielleicht mit Hülfe von Maschinen gemacht ist. Die Menschen und die Dinge seien nicht mehr das, was sie waren, und es bleibe dem Biedermanne nur noch übrig, sich für einen Lebendigbegrabenen zu halten und zu leben, als lebte man nicht.

Dies ist die mutlose Verzweiflung an der Gegenwart, die am Abend seines Lebens jeden ergreifen wird, der sich ewig auf ein einseitiges Handeln stellte und nie begreifen wollte, daß Handeln die Frucht des Denkens und Denken immer die Voraussetzung zweier Begriffe sein sollte, welche man gegeneinander ausgleicht oder wechselseitig sich ergänzen läßt. Immer nur eines wollend, entweder die Herrschaft der roten Mütze[1] oder die Naturphilosophie[2] oder „Asiatische Mythengeschichte“[3] oder altdeutsche Volksbücher[4] oder den Haß gegen die einst so teuren Franken[5] oder eine Koblenzer Adresse[6] oder die Hallersche Restauration[7] oder eine Münchner Professur[8], — wo kann da am Abend des Lebens Ruhe und Zufriedenheit eintreten, wenn man sieht, daß die Zeit alles mit fortnimmt, was an der Mode war, und nichts leichter vergessen läßt als ihre eignen Momente! Die Freiwilligen von 1813 treten jetzt zusammen und feiern ihre heldenmütige Jugendzeit, und wie unendlich fremd ist uns jüngern, die wir damals erst geboren wurden, schon ihr Enthusiasmus, ihr Singen und Trinken, ihr Wahlspruch und ihr Toast! Ganz entgegengesetzte Gedankenreihen wohnen jetzt in der Jugendbrust und liegen den Männern zur Prüfung und Entscheidung vor. Wie bemitleidenswert wäre jeder Ritter des Eisernen Kreuzes, der seinen alten Gesichtspunkt von 1813 nicht

---

[1] Vgl. S. 23 dieses Bandes, Anm. 4. — [2] Bezieht sich auf die philosophischen Schriften von Görres, wie „Glauben und Wissen“ (München 1806); vgl. S. 24 dieses Bandes, Anm. 1. — [3] Vgl. S. 12 dieses Bandes, Anm. 3. — [4] Anspielung auf „Die deutschen Volksbücher“ (Heidelberg 1807) und ähnliche germanistische Arbeiten von Görres. — [5] Vgl. S. 24 dieses Bandes, Anm. 4. — [6] Vgl. S. 18 dieses Bandes, Anm. 1. — [7] Vgl. S. 24 dieses Bandes, Anm. 6; hier ist wohl angespielt auf Görres' „Europa und die Revolution“ (Stuttgart 1821). — [8] Görres wurde 1826 von König Ludwig I. von Bayern als Professor der Geschichte an die Universität München berufen.

erweitert hätte und sich entrüstete, daß wir in seine Kriegslieder nicht mit einstimmen, seine Toaste veraltet finden und ihn nur dann verehren, wenn er die Kraft seiner Jugend sich auch für das richtige Verständnis der spätern Zeit erhalten hat, die ihn als gereiften Mann antraf. Es ist ja schon die nächste Maxime des Umgangs, daß wir aus Täuschungen und bittern Schmerzen nie herauskommen würden, wollten wir in allen Gemütern, selbst den verwandtesten, dieselben Denk- und Gefühlsprozesse voraussetzen. Wie oft urteilt man mit andern dasselbe und muß sich gestehen, daß der andere sein Urteil einem Grunde und einer Veranlassung verdankt, die uns so wenig zusagt, daß wir lieber hätten, er wäre andrer als in dieser Art unsrer Meinung! Es gibt keine vollkommen gleiche Kammerton- und Orchesterstimmung der Gemüter; eine Tatsache, die die erste Grundlage unsrer Lebensphilosophie sein soll, und die, wenn sie einmal als etwas Unabänderliches von uns hingenommen ist, uns einzig und allein sowohl den Glauben an uns selbst wie die Kraft erhalten kann, die tausend verworrenen Eindrücke der Welt ruhig an uns herankommen zu lassen und aus der steten Fülle dessen, was die Zeit bietet, zu entnehmen, was uns zusagt. Selbst wer auf Leben und Tod die Lampe der Freundschaft anzünden will, muß sich gewöhnen, daß das Öl derselben ein steter kleiner Hader ist. Wieviel mehr muß man nun die Geschichte als etwas ansehen, das uns niemals eine vollkommene Befriedigung auf unseren Ruf „Tischlein, decke dich!" vorzaubert; sondern erscheint auch das Tischlein, so fehlt doch immer etwas daran, eine Serviette, ein Korkzieher, eine Gabel, wie's kömmt. Das moralische Leben des Menschen, im nächsten und entferntesten, im Haus und in der Geschichte, soll nicht bloß eine Tugend, sondern ebensosehr auch eine Kunst sein. Das Individuum und die Zeit sollen ein schönes musikalisches Wettspiel vorstellen, einen Tonkampf, der sich immer wieder in den reinsten Akkorden zu versöhnen weiß. Alle wahrhaft großen Männer haben, wenn sie nicht grade selbst befugt waren, der Zeit eine Gestaltung zu geben, sich durch diese echte Kunst des Lebens in der Geschichte ausgezeichnet; sie haben sich nie gescheut, aus ihrem Fahrzeuge, wo es not tat, alte Lieblingsvorstellungen

als Ballast über Bord zu werfen, ohne daß ihnen jemand hätte den Vorwurf der Inkonsequenz machen dürfen. Die echte Lebenskunst hat ein ursprüngliches Vermögen, welches ihr unter allen Umständen gesichert bleibt, und zu diesem sucht sie nur von der Zeit soviel Vorteile hinzuzugewinnen, als eben die Ehre zuläßt. Kömmt etwas Trocknes in der Geschichte, so mißt sie es nicht mit einem Eimer; kömmt etwas Flüssiges, so geht sie nicht mit der Elle daran. Allem Neuen wird sein Recht der Neuheit gelassen und ein passendes Urteil dafür nicht aus dem Alten und Gewohnten geborgt, sondern aus dem Neuen selbst entnommen. Vor Namen, die noch nicht genannt waren, erschrickt sie nicht; ja das, was sich erst entwickelt, pflegt sie mit Liebe. Sie findet ihren Stolz darin, die Jugendfrische nicht darin zu zeigen, daß sie immer noch so spricht wie 1797 und 1813, sondern daß sie am Jungen immer wieder selbst sich verjüngt, daß sie das Vergangene mit dem Kommenden zu vermitteln strebt und dem Werdenden nicht Haß, sondern Erfahrungen anbietet. Von einer solchen Lebensansicht hat Görres keine Vorstellung. Weil seine Vergangenheit planlos war, weil er sich beim ersten Moment, wo er sich als Strebenden fühlte, nicht sagte: „Das willst du!" so geht ihm auch die ganze Zukunft verloren! Sein Leben war eine ewige leidenschaftliche Bestimmung seiner Empfindungen und Urteile durch den Augenblick, und es konnte grade nur die Folge einer solchen Mittelpunktlosigkeit die sein, daß er sich gebärdet wie ein Reicher in Kairo, wenn die Pest ausbricht. Der Würgengel ist sein Wachen, der Würgengel sein Traum. Die Luft ist ihm Tod, das Atmen Verwesung. Eine dumpfe, schwüle Sonnenhitze brütet über den sich schwärzenden Opfern der gräßlichen Seuche, und in jedem Moment erwartet er, daß auch ihm die Tasse schwarzen Mokkakaffees aus der Hand gleiten und er dem Zorn der Götter verfallen sein werde! Gönnen wir ihm den sanften Tod, daß er in den Phantasien des schon eintretenden Fiebers den Frühling um sich grünen sieht und das Gras einer neuen Weltordnung beinahe wachsen hört; gönnen wir dem Sterbenden die Täuschung, daß er den kleinen künstlichen Isarwasserfall des Englischen Parks in München im Fieber schon mit dem Niagara verwechselt!

Herr Eichhorn[1] aber und das preußische Ministerium mögen mir nicht übelnehmen, daß ich an eine Frage des Kirchenrechts und der Insubordination Betrachtungen umfassenderer Art knüpfte. Die Kölner Angelegenheit hat die Bestimmung, von ihrer innerhalb Aktenstücken sich bewegenden offiziellen Erörterung in höhere Gedankenschichten aufgegipfelt zu werden. Ja, es ist selbst beklagenswert, daß die beiden darüber in Streit geratenen Parteien sich lediglich schon nur nach dem Glaubensbekenntnisse unterscheiden und die Motive alle zurückgeführt werden entweder auf den Papst oder auf Luther. Bekömmt die Kölner Frage die rein konfessionelle Wendung, so wird nicht sowohl viel Gehässigkeit und Gewalttat sich in den Streit mischen, wie Görres dazu den Anfang gemacht hat, sondern noch unerträglicher könnte die weitläufige Wiederholung alter, längst zu den Akten gelegter Debatten werden. Nichts wäre dem Kampfe schädlicher, als wenn die Theologen beider Parteien die alten ausgedienten Gemeinplätze über Kirchen-, Papst- und Luthertum wieder aus den Invalidenhäusern holten und die alten Jungen wieder die Parade beziehen müßten; nichts schrecklicher als ein dreißigjähriger Federkrieg, alte Schlachten bei Leipzig und Lützen, alte fanatische Magdeburgsverwüstungen, kurz, das Broschürengewühl, etwa mit den Fahnen: „Stimme eines protestantischen Geistlichen aus dem Erzgebirge über Rom und die Römlinge" oder „Was wollen die Jesuiten im 19. Jahrhundert?" oder „Gewissenszwang und Gewissensfreiheit, Aphorismen von einem Laien" usw. Es wäre zu wünschen, daß die Frage sich mehr innerhalb der Publizistik und der Philosophie erhielte. Der Katholizismus als Glaubenssache ist in Deutschland so erstorben oder hat sich so sehr in die allgemeine Stimmung der Zeit, in den Indifferentismus hineingewöhnt, daß zur Bekämpfung als wesentliche Gegner nur übrigbleiben sollten: die Reaktionäre einer phantastischen Philosophie und Weltanschauung, auf welche aber mit theologischen Waffen weit weniger sich wirken läßt als mit jenen Hülfsmitteln, welche

[1] Johann Albrecht Eichhorn (1779—1856), preußischer Staatsmann und Rechtsgelehrter, wurde 1831 Direktor im Ministerium des Auswärtigen, 1840 Minister für die geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten.

man aus dem Arsenal der allgemeinen Zeit- und Weltresultate entnehmen muß. Auf dem Gebiete der Publizistik sollte die Stellung Bayerns und Östreichs zu unsrer Frage von Kundigen und Mutigen erörtert werden und eine Anfrage geschehen, ob der Bundestag wohl fest genug organisiert ist, um die doppelte Politik einiger Staaten auszuhalten, die auf dieser Seite Verbündete und auf jener Zweideutige sind; ferner: ob es wohl einen Staat gäbe, der Süddeutschland eine gewisse Einheit und gleichgewichtige Vorneigung (für die betreffenden Völker aber mit Inkaufnahme der Hierarchie und einer gewissen Vorliebe für das malerische, bauende, dichterische und leider auch politische Mittelalter) zu geben trachtet? Ferner: ob es einen zweiten, größern Staat gibt, der heute ein Verbündeter, morgen ein Rival ist, heute in dem deutschen, morgen im europäischen Gleichgewicht seinen Schwerpunkt sucht, und dessen Lenker, beinahe wie Talleyrand, dem verschlagensten Egoismus, wenn's nützlich ist, alles opfert. Endlich sollte Preußen gefragt werden, ob es nicht aus diesem Kölner Zerwürfnis, das den Rheinprovinzen jedenfalls eine unbehagliche Stimmung gegeben hat, und wo es Dinge dulden mußte, die sonst seiner strengen politischen Observanz gar nicht anstehen, einen Schluß auf seine künftige Politik und Verfassung machen wolle und vorläufig wenigstens ein redliches Geständnis sich geben, welches die eigentlichen Zeitrichtungen sind, denen es sich zu vermählen hat, und worin zu allen Zeiten die Prinzipien der preußischen Monarchie zu suchen wären, in den Werken Friedrichs des Großen oder in denen eines Haller[1], dessen westfälischer Adept, Herr von Haxthausen[2], jene ritterschaftliche Kavalkade mitorganisieren half, die in Berlin gleichsam dem König Artur gegenüber die Rechte der uralten, feudalen Tafelrunde sichern wollte! Es werden noch Stimmen genug geweckt werden, welche die Frage nicht an die alten theologischen Kontroversen, an die Ansprüche des Kirchenkodex oder die Paragraphen des preußischen Land-

[1] Vgl. S. 24 dieses Bandes, Anm. 6. — [2] Werner Moritz Maria Freiherr von Haxthausen (1780—1842) war 1833 ritterschaftlicher Deputierter auf dem westfälischen Landtag; durch seine Schrift „Über die Grundlagen unserer Verfassung" zog er sich viele Feinde zu.

rechts* allein anneseln, sondern die die Resultate derselben über den bisherigen Parteienkampf hinweg aufsuchen und es ahnen, daß in ihr eine welthistorische Lehre, und sollt' es auch nur eine negative, eine Warnung sein, ausgesprochen liegt! Langweilig und unnütz sind die alten Sätze, die durch das Kölner Ereignis neu bestätigt werden, tief aber und spannend alle die Keime, die aus ihm, für die nächste Zukunft schon, neu sprießen werden, wenn man nur die Wärme der rechten Gedanken an es heranläßt und den Mut und das Vertrauen hat, das Große und Neue auch zu wollen.

Ehe ich nun durch einige nähere Angaben den höhern Gesichtspunkt der Kölner Frage noch deutlicher feststelle, möge hier eine Privatmitteilung folgen, die uns umso willkommener sein muß, als der Verfasser derselben ein Münsterländer ist und beweisen kann, daß nicht alle Münsterländer zu den Wundermedaillen, welche Görres als commis voyageur der Augsburger Zinngießer und der hierarchischen Propaganda zu verschiedenen Preisen anbietet, greifen würden. — Unterm 1. März schreibt man[2] von dem Schauplatz der wundertätigen Nonne von Dülmen folgendes:

„Es wird unendlich viel über den Erzbischof Klemens August geschrieben, nur leider fast immer ohne Kenntnis der Sachlage oder der Persönlichkeit; wir müssen bedauern, durch eine solche gezwungen zu sein, von dem Haupte des Mannes den Kranz beharrlicher Konsequenz zu nehmen, womit ihn eine poetische Ansicht geschmückt hat; um den des Mutes und der Unerschrockenheit können ihn seine Feinde selbst nicht bringen, ohne die psychologische Grenzlinie, auf der sich Mut und Trotz begegnen, zu verrücken. Die von ihm bewiesene Mißachtung der Würde und der Rechte des Staates wird nur zu begreiflich durch einen Charakter, dessen Hauptelemente Adelstolz, Eigensinn und Will-

* Görres sagt: Wie kann dem Erzbischof das preußische Landrecht entgegengehalten werden, da es doch bekanntlich am Rheine keine Gültigkeit hat! Er vergißt dabei, daß der staatsrechtliche Inhalt des Landrechts allerdings auch die Rheinlande bindet[1].

[1] Vgl. „Athanasius", S. 39, Anmerkung. — [2] Die Ausgabe letzter Hand schreibt statt „man" „ein Freund" und nennt in einer Fußnote Levin Schücking.

kürlichkeit mit einer daraus herfließenden Überschätzung seiner Stellung sind, dabei eine wunderbare Mischung von einer gewissen geistlichen Demut und allerdings aufopfernden Wohltätigkeits-, nicht aber, wie es scheint, Menschenliebe. So hatte er schon früher sich überall die Herzen seiner ihm ehemals in der Diözese Münster für eine Zeitlang untergebenen Geistlichkeit völlig entfremdet; alle klagten über hochfahrende Behandlung und endloses Warten, um zur Audienz zu kommen. Ebenso spricht sich der Geist unchristlicher, gregorianischer Strenge in einem früher geschriebenen Erbauungsbuche des Erzbischofs aus: ‚Versuch zur Erleichterung des Gebets‘[1], welches außerdem denkwürdig schlecht stilisiert ist, ein Fehler, der auch in seiner kühn geschriebenen Abhandlung ‚Über die Religionsfreiheit der Katholiken‘[2] nur zu bemerklich wird.

„Es läßt sich nicht verkennen, daß unsere Zeit nach vielen Seiten hin im Reagieren begriffen sei; von wiedererscheinenden mittelaltrigen Schnörkeleien der Mode bis zur Verwandlung hannoverscher Staatsbeamten in königliche Diener[3] zieht sich quer über alle unsere Eisenbahnen weg, allen Koterien der Literatur unter den Augen vorbei eine Reihe von Symptomen des Rückschreitens durch unser Dezennium, die ein unbefangen prüfendes Auge nicht haben blenden können. Froh wurde von vielen Seiten schon die um sich greifende Dämmerung begrüßt, und begierig streckten sich viele Hände darnach aus, um daraus den Schleier zu weben, den man der klug gewordenen Jungfrau Europa wieder um das Haupt schlingen wollte. Dem neuen Mittelalter mit seinem sechzehnhundertjährigen Jubiläum der heiligen Ursula[4] und ihrer Schar von elftausend klugen Jungfrauen ohne eine einzige törichte, mit seinen Wallfahrten nach Kevelaer, statt von Licht und her-

---

[1] „Ein Versuch zur Erleichterung des inneren Gebets, teils zum Betrachten, teils zum Lesen“ (Münster 1833). — [2] Vgl. die „Einleitung des Herausgebers“, S. 7 dieses Bandes, Z. 11 f. — [3] Gemeint sind wohl die Göttinger „Sieben“. Vgl. S. 48 dieses Bandes, Anm. 1. — [4] Nach der Legende war Ursula eine britannische Prinzessin, die, von einem Heiden zur Ehe begehrt, um Aufschub bat und mit 11000 Jungfrauen zu Schiff bis Basel fuhr, um von da zu Fuß nach Rom zu pilgern. Auf der Rückreise wurde sie mit ihren Begleiterinnen von einem Hunnenheer bei Köln niedergemacht.

mesischer bescheidener Vernunft, von den Strahlen erhellt, die auf den Wundermedaillen aus den Händen der heiligen Jungfrau Segen über die Gläubigen spenden, fehlte nur noch ein Prälat — ein Gebhard von Mainz[1] in Verachtung weltlicher Staatsgewalt, ein Foulquet von Marseille[2] in Vertilgung hermesischer Ketzerei, ein unerschrockener Kämpe (siehe die Thesen, die die Bonnenser beschwören sollten[3]!) für die immaculata conceptio B. M. V. Klemens August bestieg den erzbischöflichen Stuhl der hohen Kathedrale zu Köln, und die alte ehrwürdige Colonia versprach das neue Montsalvatsch zu werden für die ganze mystisch-romantische Schule; hätten sich nur noch einige goldene Stäbe, die, am Gewölbe des Domes aufgehängt, die Regierungsjahre des Metropoliten bezeichnen, den beiden ersten anfügen können, wir hätten sie alle, in die Tarn- und Nebelkappe ihrer süßen Träumereien verhüllt, dort erblickt, umschattet, im eigentlichen Sinne des Wortes, von dem Dämmerlichte, das durch die martyrerblutglühenden gotischen Fensterrosen bricht in die riesigen poesieumschleierten Hallen jenes Baues. Die heiligen drei Könige hätten ihnen, wie beim Ariost Merlin aus der Tiefe seiner Gruft Prophezeiungen sendet[4], die Wunder des Morgenlandes, wohin aus dem unwürdigen Okzident der heilige Gral in des Priesters Johannis Land sich entrückt, verkündet; Sankt Gereons[5] und seiner Gefährten Schädel hätten den zahnlosen, lang' verbundenen Mund geöffnet und dem neunzehnten Jahrhundert Warnungsstimmen zugerufen, wie sie uns aus der ‚Christlichen Mystik'[6] entgegentönen. — Schade um den Duft der Heiligkeit, die uns umflossen hätte, um die zehrenden Wirkungen scharfer Ostwinde zu neutralisieren —

---

[1] Vielleicht denkt Gutzkow an Gebhard III. (gest. 1110), der 1084 Bischof von Konstanz wurde und Kaiser Heinrich IV. als erbitterter Gegner erfolgreich bekämpfte. — [2] Folquet von Marseille, gest. 1223, berühmter Troubadour, ging später in ein Kloster, wurde Abt, dann Bischof von Toulouse; er war einer der grausamsten Verfolger der Albigenser. — [3] Vgl. die „Einleitung des Herausgebers", S. 9 dieses Bandes, Z. 10 ff. — [4] Ariost, „Rasender Roland", 3. Gesang, V. 16—19. — [5] Nach der Legende bildete der heil. Gereon mit seinen Genossen einen Teil der thebaïschen Legion, die um 300 n. Chr. niedergehauen wurde, weil sie lieber den Märtyrertod sterben als sich an den Christenverfolgungen beteiligen wollte. — [6] „Die christliche Mystik" von Görres erschien 1838 ff. (Regensburg, 4 Bde.).

schade um die Balsamdüfte der Rosen von Damaskus, die unsre dampfverpestete Atmosphäre erträglich gemacht hätten. —

„Aber es ist ein Jahrhundert ohne Poesie, das unsrige, ohne Gemüt, das Jahrhundert seelenloser Maschinerien; wenn das Dampfschiff ‚Prinzessin Marianne‘ den alten Vater Rhein, der zürnend hoch aufschäumt und das, was ihm zunächst liegt von dem Lande der frechen Menschenkinder, mit seinen Wogen peitscht, aus Ingrimm, daß sie ihm also auf dem Kopf zu tanzen sich erdreisten, hinunterrauscht auf die hunderttürmige mächtige Stadt Agrippinens[1] zu, dann ziehen die Klänge des Schiffglöckleins, die über den breiten Spiegel erschallen, die schwarzen Rauchwolken, die sich über die Täler des Landes der Ubier[2] verfinsternd dahinziehen, mehr wahre, gefühlte Teilnahme auf sich als der dröhnende Klang der Glocken vom Turme der hohen Kathedrale, die zu seufzen scheinen in ihren melancholischen Tönen über den Geist der Zeit; als die Weihrauchwolken, die der pontifizierende Kirchenfürst am Altare emporsendet, wohin nur noch die Furcht und die Gewohnheit treiben. Ist es ein Wunder, daß in einer solchen Zeit die ‚Stütze der Kirche‘ von Bajonetten gestürzt wurde, daß Gendarmen jenen Stern der Zuversicht für die Ultramontanen haben glanzlos untergehen lassen in das Haus der Frau Vogler[3] auf der Obermarktstraße zu Minden*?

---

* Wohl mag unsre Zeit eine gemütlose, seelenarme sein, aber grade weil sie es ist, weil z. B. in dem Körper des Staats, besonders des deutschen, die alle verbindende, zum ganzen zusammenhaltende Idee des gemeinsamen Bürgertums mangelt, weil er den Untertanen eine Maschine ist, ohne warmes Leben, ohne Herz, nur da, um sie eigennützig zu seinen Zwecken zu gebrauchen — eine Ansicht, die freilich aus früheren Zuständen und privatrechtlichen Ansichten von Fürstengewalt nur zu natürlich hervorging und auch jetzt wohl durch l'état c'est moi's gerechtfertigt wird —, weil man in den westlichen Provinzen Preußens nicht fühlt, daß man Glied des preußischen Staates sei, und als solches diesem zugefügte Beleidigungen mitempfindet, sondern nur, daß man den Preußen angehöre, — ist es erklärlich, daß die Entfernung des Erzbischofs

---

[1] Köln, colonia Agrippina, wurde als Stadt um 50 n. Chr. von Agrippina, der Tochter des Germanicus, begründet. — [2] Der germanische Stamm der Ubier wohnte ursprünglich auf dem rechten Rheinufer (Sieg bis Main); von anderen Stämmen bedrängt, ließ er sich 38 v. Chr. von Agrippina in der Gegend von Köln, Bonn und an der Ahr ansiedeln. — [3] Droste-Vischering wohnte in Minden im Hause des Kaufmanns Vögeler, nicht Vogler.

„Die gute Frau ahnte gewiß nicht, für welche Hoffnungen ihr Haus das Grab werden sollte, als man ihr die befremdende Nachricht von der Einquartierung eines Erzbischofs, von seinem Kaplan begleitet[1], ankündigte, oder deutlicher zu reden, einer Art päpstlichen Generals und seines Adjutanten, die kriegsgefangen seien. Und obwohl sie fast geneigt war, das Ganze für eine Mystifikation zu halten, da sie nie etwas von einem zwischen den Truppen des Königs und des Heiligen Vaters geführten Kriege vernommen habe, sah sie doch bald darauf den Angekündigten ihr streng bewacht zugeführt.

„Es war ein Mann von 65 Jahren, groß und stark gebaut: das Gepräge unwandelbarer Strenge und der Hoheit der ernsten Stirne aufgedrückt, das früher dunkle Haar gebleicht, aber sonst blassen, farblosen Aussehens. Das Auge des Mannes dunkel und lebhaft; Entschlossenheit kündigten die schmalen, festgeschlossenen Lippen an und heroische Kraft und Mut die weitgeöffnete Nase; die Züge überhaupt markiert und männlich; großartig. So gewann er in den ersten Augenblicken die Ehrfurcht seiner neuen Umgebung, die sich bald erhöhte, als ihm die Winterkälte Veranlassung gab, seinen Hang zur Mildtätigkeit gegen die Armen aller Konfessionen zu entfalten; sonst aber schien jene, aus dem Betragen des jüngern Begleiters gegen den Erzbischof, auf keine große Subordination unter den Truppen Sr. Päpstlichen Heiligkeit schließen zu dürfen. Beide Männer aber zeigten eine ein ehrenvolles Zeugnis von ihrer innern Überzeugung und ihrem Gewissen gebende Heiterkeit und Sorglosigkeit, beinahe den frohen Sinn des Dulders für die Wahrheit. Sie wurden getrennt bewacht bis zur Abführung des Kaplans nach Magdeburg. Klemens August hegt eine diogenische Verachtung gegen alles Überflüssige; seine Nahrung besteht fast allein aus gelben

von Köln, als feindliche Maßregel betrachtet, eine so allgemeine Erbitterung in den genannten Landesteilen hat hervorbringen können, die, noch immer nicht milder geworden, allen gegenseitigen Rechtfertigungsgründen hartnäckig ihr Ohr verschließt.

[1] Eduard Michelis (1813—55), Kaplan und Sekretär Droste-Vischerings; am 31. Dezember 1837 wurde er auf die Festung Magdeburg gebracht und erst 1840 freigelassen.

Wurzeln, roh oder gekocht, seine einzige Erholung ist das Billardspiel und die nie verlassene Tabakspfeife; damit und mit vielen andern Eigenheiten, die ihm ankleben, liebte er seit je einsiedlerische Abgeschlossenheit. — ‚Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle‘, sagt das Sprichwort. — Mit breitrandigem Hute, in der einfachen dunklen Tracht des katholischen Geistlichen, mit kurzem, darübergezogenem Spenser[1], sich am narkotischen Kraute labend, sah man ihn nur auf einsamen, unbesuchten Pfaden lustwandeln, mit einem Stab oder Regenschirm den gemeßnen, großen, wellenförmig bewegenden Schritt unterstützend. Seine Unterhaltung ist sehr lebhaft und, wenn mit Freundlichkeit verbunden, so, daß man darin das Nachgeben gegen die Konvenienz fühlt. Er war früher Jäger. Man erzählt sich: ein Landgeistlicher der von ihm früher als Generalvikar verwalteten Diözese Münster hatte sich einst zum Ausruhen ins Gras gelegt; da ertönt ein Schuß dicht hinter ihm, Schrotkörner ritzen seine gellenden Ohren. Wütend springt der Diener des Friedens auf und eilt schmähend auf den Störer seiner Ruhe zu; als er darin seinen geistlichen Obern erkennt, erhebt er ungescheut seine Stimme, um gleich einem schottischen Presbyterianer Zeugnis abzulegen gegen das ungesetzliche Jagen der Geistlichkeit; ein Zitat drängt das andere, bis der ganze kanonische Titel de clerico venatore[2] erschöpft ist, wie die Zunge des Redenden und die Halme des nahen Kornfeldes winddurchsäuselt ihren Beifall nicken. Der Generalvikar aber wandte sich schweigend ab, ließ den armen Geistlichen zu sich bescheiden und schwer seinen beleidigten Zorn fühlen; er erhielt nie auch die geringste Pfründe.

„Der Leidensgefährte des Erzbischofs von Köln, sein Kaplan Michaelis, jüdischer Konvertit[3], ist eine lange, nach vorn übergebeugte Gestalt, mit markierten geistvollen Gesichtszügen; er entwickelte auf der Schule schon ein seltenes Talent und einen Fleiß, der ihn zum besten Schüler des Gymnasiums zu Münster machte. In der ‚Cölestine‘ des Herrn von Pfeilschifter[4] für 1838

---

[1] Ärmeljäckchen. — [2] „Corpus iuris canonici“, lib. V, tit. 24. — [3] Michelis, nicht Michaelis, war kein jüdischer Konvertit. — [4] Johann Baptist von Pfeilschifter (1793—1874) gab 1837—39 ein religiöses Taschenbuch „Cölestina“ heraus.

befinden sich einige lyrische Gedichte von ihm, das erste so hübsch, daß es zu bedauern wäre, wenn er in seiner jetzigen quasi-babylonischen Gefangenschaft die Harfe an den Weiden der Elbe aufhängen wollte."

Diese Mitteilung, obgleich sie von einem aufgeklärten Beurteiler des Ereignisses kömmt, kann doch nicht verschweigen, daß die Rheinprovinzen sich in einer bedenklichen Aufregung befinden, und ich glaube, man täte besser, dies in Berlin anzuerkennen und auf durchgreifende Abhülfe zu sinnen, als in dorther kommenden Berichten die Rheinprovinzen für vollkommen beruhigt, friedfertig und trotz eines an einem Protestanten verübten Totschlags für duldsam und nur das Gesetz liebend zu erklären. Die westlichen Provinzen der preußischen Monarchie haben eine weit lebhaftere Auffassung als die östlichen; von der Geschichte bisher immer mächtiger ergriffen als jene, haben diese Länder, wie die süddeutschen Territorien, sich ein freies Urteil gebildet, das sich nicht mit jener Schroffheit bevormunden läßt wie in den naiven, unpraktischen, von dem Weltlauf alles nur halb erfahrenden slawisch-deutschen Ostprovinzen der Monarchie. Welch ein Unterschied zwischen einem Bürger von Kottbus und einem aus dem kleinsten Fabrikstädtchen bei Aachen, etwa aus Eupen! Es liegt grade darin, daß die Rheinprovinzen ebenso wie Süddeutschland von der Geschichte so vielfach in Anspruch genommen sind, der Grund, daß diese Länder ein schnelleres und klareres Urteil über öffentliche Dinge fassen und durch Bevormundung eher verletzt als befriedigt werden. Die Rheinprovinzen sind sicherlich preußisch gesinnt; man darf dort nur reisen, um sich von der Aufrichtigkeit dieser Gesinnung zu überzeugen. Die reichen Fabrikanten und Kaufleute sind alle das, was man in Preußen Patrioten nennt, d. h. sie trinken die Gesundheit des Königs mit den aufrichtigsten Glückwünschen und würden bei etwaigen Kolberger Belagerungen sich grade wie der alte Nettelbeck benehmen. Sie sind der geregelten Verwaltung der Monarchie für den glänzenden Vorschub, den sie ihrem Handel und Gewerbe leistet, dankbarlich verpflichtet;

Görres wird diese Erfahrung zum Teil selbst schon am Rhein gemacht und empfunden haben, daß den Rheinländern gerade seine eigne Weisheit früher auch schon eine Torheit schien. Indessen stimmen darin wieder alle glaubwürdigen Berichte zusammen, daß man in den Rheinprovinzen nicht nur eine gesetzliche Aburteilung des Erzbischofs wünscht, sondern sich auch in ein unbehagliches Gefühl versetzt findet, welches durch die von Berlin aus kommenden Erläuterungen und Proklamationen nicht allseitig beruhigt wird. Man vermißt die Wärme des Ausdrucks, man entbehrt, der Schwachen wegen, ungern der schlagenderen Fakten, die mit einer gewissen Popularität vorgetragen werden sollten, man wünscht für das ganze Ereignis einen andern Gesichtspunkt als den der Insubordination eines Untertanen; endlich beleidigt es, wenn die Rheinländer von Berlin aus immer in den dortigen Berichten ihre Gesinnung schon vorweggenommen und sich als gleichgültig an dem Vorgange dargestellt finden. Ohnedies ist das katholische Bekenntnis, wenn auch nicht mit Fanatismus ausgesprochen, doch überall eine naheliegende, in das innerste Wesen der Familie und der Erziehung eingreifende ernste Angelegenheit und reicht selbst bei denen, die aufgeklärt sind, bis in die innersten Gemächer des Hauses hinein. Der Katholizismus ist dasjenige, worüber sich hoch und niedrig, reich und arm, Herr und Diener am schnellsten verständigen, und was das allen gleichmäßige Zugeteilte und auf alle die gleichen Ansprüche Richtende ist. Und wie eben niemand für seine Gestalt kann und selbst der geschmackvollste Ästhetiker, der wohl beurteilt, wie ihm dies und jenes in seinem Antlitz läßt, doch, selbst wenn es nicht schön wäre, sich gekränkt fühlt, wollte man es in seiner Gegenwart für unschön ausgeben, so wird der katholische Glaube, selbst in der Form, die ihm der Erzbischof zu geben trachtete, wird die Allokution des Papstes selbst denen wert, die Bildung genug haben, um sich zu überzeugen, daß die preußische Regierung weder der Lehre noch dem Sakrament entgegenhandeln will. Schließlich sind die meist protestantischen und zum Teil ostpreußischen Beamten ein noch immer allzu heterogenes und mit dem innern Volksleben noch nicht verschmolzenes Element der rheinpreußischen Gesellschaft;

Sitte und Gewohnheit wie die dienstliche Stellung, beides sondert sie von den übrigen ab, und sie handeln denn auch wohl unklug genug, daß sie in den größern Städten ihre eignen Klubs und Bälle haben, wo alles gut berlinisch und nach norddeutschem Komment zugeht. Das alles sind Motive, die ineinanderwirken, um selbst von den Geistesklaren und den Anhängern der Dynastie wahrzumachen, was von allen Seiten berichtet wird, daß in den Rheinprovinzen ein unbehagliches, dumpfes Mißgefühl herrscht, welches sich am allerwenigsten dadurch beruhigen wird, daß man höhern Orts von ihm keine Kenntnis nimmt.

Auch ist das Ministerium gewiß weit entfernt, sich über den Zustand des Landes zu täuschen oder die guten Ratschläge derjenigen Altpreußen zu billigen, die ihm denselben kurzen Prozeß anraten, der bei einer hochfahrenden Persönlichkeit angewandt war. Das Ministerium muß die Notwendigkeit, die Gemüter am Rheine zu schonen, nur allzusehr empfinden; denn sonst würd' es schwerlich soviel Milde gegen diejenigen entfalten, welche offenbar geistlich oder weltlich an der Lenkung der öffentlichen Stimmung beteiligt sind. Der Fanatismus des platten Landes, dessen Bewohner in die Städte dringen, um ihre angehenden Heiligen zu schützen, läßt sich durch kein Mittel auf der Welt, und am wenigsten durch ein gewalttätiges, beruhigen. Es macht dem Ministerium Ehre, daß es das Außerordentliche des Momentes anerkennt und gegen die vielen ungesetzlichen Äußerungen, die fallen mögen, und die offenkundig gewordenen Tumulte mit nachgiebiger Schonung, namentlich nicht mit langwierigen Untersuchungen und schnöden Polizeimeistereien verfährt. Es wird noch mehr geschehen müssen; die Blätter werden vollkommene Freiheit erhalten, den Gegenstand nicht bloß zur Sprache, sondern auch zur Beurteilung zu bringen; es ist unglaublich, daß sich die frühere preußische Maxime, in keinerlei Sinn, selbst im zustimmenden nicht, Beurteilungen der Staatsakte zuzulassen, jetzt nicht sollte abgestumpft haben. Die offizielle Sprache ist bekanntlich nirgends beliebt, und alle Stimmen aus den Rheinprovinzen vereinigen sich darüber, daß die bisher von Berlin aus geführte nirgends wohlgetan hat. Dies sucht man aber fälschlich in der Abfassung der Publikanden, die

gar nicht anders sein können; es liegt nur in den Schwierigkeiten, die man noch bisher allen Blättern gestellt hat, sie zu ergänzen und zu erläutern, einzelnes zu bestreiten, um das Ganze desto eindringlicher zu machen, Wünsche und Warnungen auszusprechen und sich überhaupt recht in der Aufreguug mitzufühlen, die wenigstens rings um Preußen herum das Ereignis hervorgerufen hat.

Zwei politische Erfahrungen sind es zunächst, die, ohne widerlegt werden zu können, im Bewußtsein der preußischen Politik Entschlüsse der ernstesten Art zeitigen müssen. Selbst wenn das Ministerium nicht geneigt sein sollte, anzuerkennen, daß Kabinettsordres und Aktenstücke in der wichtigen Angelegenheit ferner nicht ausreichen, sondern daß Institutionen und Gedanken an deren Stelle treten müßten, so ist doch erstens in betreff der Rheinprovinzen deutlich genug durch ihre gegenwärtige Stimmung an den Tag gelegt, daß die Verschmelzung ihrer Gesinnungen mit denen der älteren Bestandteile der Monarchie nicht vollkommen ist und es allerorten in diesem Verbande noch an dem rechten staatlichen Einheitsbewußtsein gebricht. Das bindende Element der preußischen Monarchie ist bekanntlich dreifach: die Militärverfassung, das Beamtenwesen und die glücklichen Chancen des allgemeinen deutschen Zollverbandes. Aber wohl nur die letztern möchten es sein, die in den Rheinprovinzen eine haltbare Springfeder bilden; die elastische Kraft der beiden übrigen Institutionen reicht dort nicht aus, die Militärverfassung, weil sie lediglich nur notwendig und eine harte Pflicht ist, das Beamtenwesen, weil grade in diesem recht die Verschiedenheit des Ostens und Westens täglich zur Schau getragen und dadurch die Verschiedenartigkeit erst recht zu einer Institution, zu einem immer sichtbaren Symbol gemacht wird. Es muß in die preußische Monarchie etwas hineinkommen, das diese drei Elemente zu einem Höhern verklärt und das Ganze mit gleichberechtigter und freitätiger Selbstgesetzgebung umfäßt. Die Verschmelzung muß in einem Höhern gesucht werden, wo der Ausdruck des Ganzen mit dem Ausdruck des Einzelnen stets in einem organischen Zusammenspiel sich befindet, in einem Bande, dessen beide Enden die beiden Bestandteile der Monarchie selber

straff und beide verpflichtend anziehen. So wie sich bis jetzt nur die moralische Kraft Altpreußens am Rheine geltend gemacht hat, so muß auch den westlichen Provinzen möglich werden, ihre moralische Kraft auf den Osten zu werfen und für die empfangenen Eindrücke auch künftig ebensoviele wiederzugeben. Soll einmal ein organisches Ganze gebildet werden, so müssen alle Teile in einem freitätigen Gleichgewichte stehen und müssen sich wechselseitig mit gleicher Berechtigung bedingen können. Daß Paderborner in Posen als Soldaten stehen, daß junge Düsseldorfer in Marienwerder bei der Regierung Assessoren werden und die Krefelder Seidenwaren und Bielefelder Leinwand in Ostpreußen für Brautaussteuern Absatz finden, möchte schwerlich genug sein, um jene dauernde Einheit des politischen Bewußtseins zu schaffen, die selbst über solche Zerwürfnisse, wie das gegenwärtige, triumphierend hinausreicht. Wer ist in Berlin für die Gesinnungen des Rheinlands verantwortlich? Welche Deputation kann der Regierung dasjenige garantieren, was die Beamten wohl melden, aber nicht schicken können? Wie allein könnte die am Rhein herrschende öffentliche Meinung sich in Berlin so stellen, daß sie unmittelbar zum Ohr des Königs dränge, eine gewisse Macht, sich nach ihrer Einsicht geltend zu machen, besäße, den treuesten Bericht über die herrschenden Stimmungen ablegte und bei Fragen der Gesetzgebung, wie eben bei der über die gemischten Ehen, einen Volkswillen ausspräche, der sämtliche Allokutionen des Papstes aufwöge? Wie könnte allein die jetzige Frage über die Stellung der rheinisch-katholischen Kirche zu Berlin und zu Rom nun so gelöst werden, daß man sicher wäre, nicht ein aufgeklärtes Ministerium handle, sondern ein Volk, ein Staat, der sich in einer klaren und bewußten Idee zu erfassen sucht? Wie könnte mit einem Worte dem preußischen Staate ein konzentriertes politisches Bewußtsein gegeben werden? Ich nenne die Zauberformel nicht, sondern füge nur hinzu, daß sie kein Traumideal, sondern ein heiliges und wahrlich doch endlich einmal einzulösendes Versprechen ist!

Geht das erste Resultat auf die Form, so geht das zweite auf den Geist. Die preußische Politik hat seit der Julirevolution

allerdings mehr unbestimmt getastet und sich in den meisten politischen Fragen von einem sehr gesunden und praktischen Instinkt leiten lassen. Sie hat trotz Münchengrätz[1] und Kalisch[2] doch deutlich genug sich nach Frankreich übergeneigt und keine der zudringlichen Liebkosungen zurückgewiesen, mit der Louis Philipp, um seine Dynastie zu befestigen, die östlichen Höfe heimsuchte. In Handel und Gewerbe ist sie nur aufgeklärten Prinzipien gefolgt, in den Verbesserungen der Verwaltung und Gesetzgebung hat sie nie die Verwandtschaft mit jenen Ideen verleugnet, durch die Friedrich der Große Preußen zu einer europäischen Macht erhob, und durch die auch 1806 die zerstreuten Kräfte wieder mutig eingesammelt wurden. Und dennoch drangen durch diese Tatsachen oft Ideen und einige darauf begründete Maßregeln hindurch, die teils einen unbedingten militärischen Despotismus mit karlistischen Sympathien, hochstelzigen Legitimitätsphantasmen und etwas anonymer Poesie (Herzog Karl von Mecklenburg gestorben[3]), teils eine grelle Ideenverwandtschaft mit den eben von München ausgehenden mittelalterlichen Reaktionen („Berliner politisches Wochenblatt") verrieten. Das westfälische Ritterfähnlein, so gen Berlin zog[4], konnte eigentlich voraussetzen, daß es nach dem, was als immer mehr um sich greifende Regierungstendenz seither verlautet war, mit offnen Armen würde empfangen werden; die Ritter waren ja alle auf das „Wochenblatt" abonniert, sie hatten rheinische Majorate durchgekämpft, sie konnten teilweise wenigstens auf einen Sitz in der preußischen Pairskammer rechnen, die allerdings von der mittelalterlichen Reaktion nach englischem Zuschnitt würde genehmigt worden sein. Nun wissen wir wirklich nicht, ob es der von Görres Seite IV geschilderte Geist der preußischen Regierungsmethode oder eine heilige, vom Genius des Jahrhunderts ergriffene Entrüstung über die Anmaßung der Mitarbeiter des „Wochenblatts" war, die den Rittern überall, wo

---

[1] Im September 1833 fand in Münchengrätz eine Zusammenkunft zwischen Zar Alexander von Rußland und Kaiser Franz von Österreich statt, bei der eine Verständigung über die den Orient und Polen betreffenden politischen Fragen erfolgte. Dem Vertrag über Polen trat Preußen im Oktober bei. — [2] Schutz- und Trutzbündnis zwischen Preußen und Rußland vom 28. Februar 1813. — [3] Vgl. S. 19 dieses Bandes, Anm. 1. — [4] Vgl. S. 57 dieses Bandes, Anm. 2.

sie Anklang erwarteten, bloß ein heruntergelassenes Fallgitter zeigte. Möchte es die letztre gewesen sein! Möchte man einsehen lernen, daß Preußen ein Staat der Abstraktion ist, der sich lediglich nur durch die zu übernehmende Initiative der politischen und religiösen Aufklärung und des sich überall Bahn brechenden freien Gedankens frisch und grün erhalten kann! Es konnte dem Liberalismus keine größere Genugtuung werden als dieser Widerspruch dessen, was die preußischen Staatsmänner vielleicht denken, und dessen, was sie tun müssen, der Widerspruch ihrer Prinzipien und ihrer außerhalb derselben einzig und allein zu lösen möglichen Aufgabe. Wir verlangen keinen plötzlichen Anschluß von oben her an irgendeine der herrschenden Tendenzen; wir haben an dem Eindruck der Worte, „der Erzbischof stünde mit zwei revolutionären Parteien im Bunde", genugsam erlebt, wie mißlich es ist, in die schwebende Angelegenheit das nicht bloß an und für sich allgemein als gehässig Gestempelte, sondern überhaupt etwas weltlich Tendenziöses hineinzuziehen; aber wir sind auch ebenso überzeugt, daß diejenigen Staatsmänner, welche etwa das nackte Beamtenprinzip hätten, Vermeidung der Extreme und Herrschaft der Obrigkeit, die kritische Lage der Dinge nicht verstehen und in dem Falle, daß der Papst sich nicht abfinden läßt und in römischer Weise Dezennien hindurch auf seinem Willen beharrt und einen unaufhörlich lodernden Brand anschürt, sicher auch diese Lage niemals heilen wird. Das Kölner Ereignis hat konsensuell alle übrigen schlummernden Empfindungen, Vorlieben und Tendenzen Deutschlands geweckt, und ein Gewühl von Meinungsabgaben und Zumutungen steht bevor, welches die Staatsmänner wohl zwingen dürfte, nicht im Interesse der Staatsmaschine und der loyalen Konduite zu verfahren, nicht die allbekannten schwarzen Adler mit Krone und Szepter, sondern Gedanken und die flammenden Symbole des Zeitgeistes in ihre Banner zu wirken.

Sollte der Görressche „Athanasius" einen Fürsten finden, der sich in die architektonischen Entwürfe desselben verliebt und sie im gotisch-byzantinischen Stile ausführen läßt; sollte die von München aus zu erwartende „Historisch-politische Zeitschrift", zu

deren Herausgabe sich zunächst ein Konvertit, Herr Phillips[1], und des „Alten vom Berge"[2] „blondgelockter" Sohn Guido, der Verfasser einer Lebensgeschichte der Jungfrau von Orleans[3], mit vielen Münchner Professoren und Akademikern verbunden haben, Theorien aufstellen, welche das Programm einer katholischen Fürstenkoalition, eines in seiner Art neuen Rheinbundes bildeten und von einem Fürsten genehmigt würden, von dem verlautet, daß er für den Erzbischof von Köln sein Ritterschwert in die Wagschale (auch Blondel, der Richard Löwenherz befreien wollte, war ein Dichter) legen wird: so stünde ein Zerwürfnis bevor, bei welchem Preußen seine natürlichen Verbündeten bei allen denen suchen muß, die eine kräftige, durch freisinnige Institutionen zusammengehaltene Einheit des Vaterlandes wünschen, die der deutschen Nation die ihr gebührende Initiative aller Fragen des Lichtes und der Aufklärung sichern wollen, und die trotz des spröden und der Zeit nicht selten feindseligen Geistes, der mitunter von Berlin gekommen ist, trotz der russischen Allianz, trotz der leidenschaftlichen Feldzüge einiger berlinischer Staatsmänner gegen das Schriftwesen, doch so lange noch auf Preußen ihre Hoffnungen setzen werden, als diese Monarchie durch das Zusammentreffen der Umstände immer wieder daran erinnert wird, daß sie nur einen Schwerpunkt, nämlich das deutsche Vaterland hat, daß ihre Vergangenheit viel zu geringfügig und jung ist, als daß sie auf dieselbe mit einer jetzt in den Kabinetten so beliebten phantastischen Koketterie zurückblicken könnte, daß ihr Terrain nur in der Zukunft liegt und sie die Aufgabe hat, das Gediegene und nur leider Zerstreute der kleinern deutschen Staaten und Stämme vor Europa zu einer imposanten Geltung zu erheben. Deutschland kann zu seiner Einheit nur durch eine staatsrechtlich ausgebildete Hegemonie kommen, und wer würde diese nicht an Preußen übertragen wünschen, wenn es durch Grundsätze regiert wird, welche die Kraft der Nationen in ihrer größtmöglichen Selbstbestimmung und in dem Rechte der Vertretung finden! Der Vorhang

---

[1] Vgl. S. 15 dieses Bandes, Anm. 4. — [2] Görres, der ehemalige Anhänger der Jakobiner. — [3] „Die Jungfrau von Orléans, nach den Prozeßakten und gleichzeitigen Chroniken" (Regensburg 1834).

ist im Aufzuge begriffen; wir wollen sehen, wie das Stück gespielt wird!

Nun aber drängt die Zeit, daß diese Blätter Freund und Feind begrüßen. Mit Schmerz ring' ich mich von einer Gedankenverbindung los, welche, ich ahn' es, bei den wenigsten, für die sie bestimmt ist, jetzt schon Beifall finden wird; doch sollte auch keiner dieser Funken da zünden, wo doch Stoff genug dafür vorhanden wäre, dann hab' ich wenigstens das Herz durch alle die Tatsachen erleichtert, die im Auftrage des ringenden und das Höchste erstrebenden Jahrhunderts gegen die aus einem dumpfen Gemäuer krächzende Eulenstimme des „Athanasius" geltend gemacht werden mußte. Ist es für die Formen noch nicht Zeit, so ist es doch immer Zeit für die Gedanken; und vor dem scharfen Zugwinde dieser Gedanken unserer Epoche hält sich höchstens nur eine Fackel: jede kleine brennende Klosterkerze, die in die dumpfen Kellergewölbe des Mittelalters hinunterleuchten soll, wird von dem scharfen Luftstrom, der durch die leeren Fenster der Ruinen bläst, schnell ausgelöscht. So tappe Görres nur wieder in seine Zelle heim und lasse den Schatz von denen heben, die nicht alte Büßerformeln dafür murmeln, sondern sich frisch geschnittener Haselstauden und duftender junger Springruten dazu bedienen. Die unbegrabenen Spukgestalten, die alten Institutionen mit gebrochenem Auge und noch nicht verwestem Leibe, die Gespenster der alten Zeit, welche den in der Dämmerung heranschleichenden Mönch Görres begleiten, schrecken uns nicht; Hahnenruf ertönte schon mehr als einmal, und noch eine kurze Weile, so müssen die Toten alle in ihre Gräber zurück, und die aufgehende Sonne gibt uns sicher den Mut, uns des Lebens und des Lichtes zu freuen.

Es ist schwer anzugeben, wo w i r stehen; aber wo Görres steht, das zeigt der lange dunkle Schatten, den er wirft, im Lichte der scheidenden Abendsonne. Wir wissen nicht deutlich, wie wir bedacht sind, nicht sicher, was uns die entfernte Zukunft bringen wird; aber alle wissen wir, daß die Irrlichter, welche in der Weltauffassung eines Görres tanzen, eine unsichere, feuchte Moorgegend bezeichnen, die wir sicherlich vermeiden werden. Wir wollen uns an dem scherzhaften Gemisch von weltlich und heilig

freuen, welches dem Mittelalter einen so poetischen Humor gab, wir wollen die Andacht der Heiligen bewundern, die italienischen Gemälde höher schätzen als die niederländischen, vor der Erhabenheit des Kölner Domfragmentes staunen, aber weder diesen durch den Glauben vollenden wollen (Kunsteifer mag immerhin seine Lust daran haben!), noch im ganzen Mittelalter etwas andres finden als eine historische Entwickelungsstufe der Menschheit, die sich überlebt hat. Wir haben nicht im Leben so viel Irrtümer wie Görres begangen, sind von hundert Eindrücken des schwankenden Lebensfahrzeugs nicht wie eine Hängematte hin und her geschaukelt worden, um am Abend unsrer Tage, um wenigstens etwas Sichres zu haben, ein elfenbeinernes Kruzifix an unsre sterbenden Lippen drücken zu müssen, wo der Krampf des Verscheidens eine künstliche Liebe und Inbrunst erzeugt, die nur die Angst der ermattenden Seele ist. Wir wissen nicht, wo wir stehen; aber wohin wir an Görres' Hand geraten würden, das wissen wir.

Führen würd' er uns in jene dumpfe Klosterzelle, in welcher der „Athanasius" geschrieben scheint. Ein enges stickiges Gemach beängstigt unsre Brust. Dort eine Pritsche und einige wollene Decken, um darauf zu schlafen, und ein Bündel Stricke, um täglich dreimal von dem liebenden Nachbar nebenan, dem Bruder Ringseis[1] oder gar dem schon in der Jugendblüte verwelkten, um alle freie Gedankenentwickelung betrogenen Novizen, dem eigenen Sohne Guido, gegeißelt zu werden. An der Wand ein schwarzes Kreuz von Ebenholz, der Erlöser von Elfenbein daran, die Wunden und Nägelmale durch rote Farbe angedeutet, darunter Maria aus Gips, mit Lackfarben bestrichen. Neben dem kleinen Ofen liegt ein Ballen Bücher, seine eignen früher geschriebenen, die der Mönch Görres als Feuerung zur Buße gebraucht. Ein mittelalterliches Breviarium auf Pergamentblättern ist die einzige Lektüre, die er sich gestattet. Ausgeschnittene und bunt gemalte Heiligenbilder liegen als Paginazeichen darin, und zuweilen kniet der fromme Mönch vor einem derselben nieder und betet und beichtet. Etwas Backwerk aus dem

[1] Johann Nepomuk Ringseis (1785—1880), Professor der Medizin in München, wurde wegen seiner reaktionären Schriften stark angefeindet.

nahegelegenen Ursulinerinnenkloster steht unter einem Tuche verdeckt, welches eine Kopie des Schweißtuches der heiligen Veronika sein soll. Rings hängen an den Wänden zierliche Nonnengeschenke, seidne Kissen mit silbernen Borten, besonders kleine Eier, die sich öffnen lassen, und wo als Sinnbild der Generatio aequivoca[1] ein Ei in dem andern liegt. Auch hängen Muschelhut und Pilgerstab für eine noch projektierte Reise nach Rom an der Wand, und durch die kleinen Fenster zittert ein grüner Schatten von einem Kirchhofsbaume herein, der die Zelle vollends verdunkelt. Will auch einmal ein Vogel auf ihm zu singen beginnen, so weint Bruder Nepomuk Ringseis nebenan oder winselt Guido, der Novize, da sie eben gegeißelt werden, oder die Glocke ertönt und ruft zum Horassingen die alte Stimme, die einst das „Ça ira“ mitgesungen und jetzt als Ministrant auf die Stichwörter des Messelesers horchen und mit den heiligen Responsorien einfallen muß.

Görres, umgekehrt dem Franzosen Chabot gleichend, der erst Kapuziner und dann Jakobiner war, hat sich auch durch seinen „Athanasius“ des Kapuzinergenerals Lorenz von Brundusium[2] würdig gezeigt, der alle Krankheiten der Zeit und der Welt heilte und nur seine eignen, besonders heftige Steinschmerzen, nicht heilen wollte, weil die Krankheit ja seiner Seele besser zusagte als die Gesundheit; er hat sich würdig gezeigt des Kapuziners Seraphini de Monte Granario[3], der, um nur verspottet zu werden, alles verkehrt anfing, Suppe mit der Gabel, Fleisch mit dem Löffel aß, der seine aufgesprungenen nackten Fußsohlen wie Stiefeln behandelte und sie mit Ahle und Draht zusammenflickte, und der selbst den Schimpf ertrug, wegen seiner mit bunten Lappen geflickten Kutte für einen Harlekin zu gelten. Dort stehen sie in dem Refektorium, die Münchner Konvertiten und Neophyten; die einen haben unter ihren auf einen Rost gelegten Priesteruniformen ein Feuer angezündet, die Secouette genannt, und vertilgen das Ungeziefer in dem

[1] Urzeugung. — [2] Der heilige Lorenz von Brindisi (1559—1619) war berühmt durch seine Wunder; er hatte der Sage nach an dem Sieg der Deutschen über die Türken bei Stuhlweißenburg (1601) hervorragenden Anteil. — [3] Der heilige Seraphin von Monte Granaro (1540—1604).

wollenen Tuche; die andern kommen vom Terminieren[1] heim und schütten ihre Quersäcke aus; andre müssen zur Strafe Pönitenz üben und lecken ein Kreuz in einen Aschenhaufen, müssen sich in einem gescheuerten Kessel spiegeln oder, wenn sie unreinlich waren, sich den Bart mit einem Gartenrechen kämmen. Und obgleich die Kapuziner die strenge Ordensregel haben, daß sie keinen Überläufer in ihren Reihen dulden, so wandelt doch, des weltlichen und heiligen Gemischs sich freuend und die Religion auch als Sache des Humors geltend machend, Görres behaglich unter ihnen und murmelt gebückt, still und ergeben seinen Rosenkranz.

Doch fort aus dieser dumpfen und aberwitzigen Klausur! Hinaus an Gottes freie Luft! Selige Gefühle geistiger Gesundheit umfächeln uns; wir trinken Mut des neuen Lebens, wie der Dichter sagt, und baden, zuversichtlich auf die Zukunft bauend, unsre in jenen schwülen Mauern beängstigte Brust im Morgenrot, mit voller Wahrheit die Seligkeit jener schönen Verse genießend, wo es mit treffendster Anspielung auf Reaktionen und Görressche Umtriebe heißt:

„Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden belebenden Blick;
Im Tale grünet Hoffnungsglück;
Der alte Winter, in seiner Schwäche,
Zieht sich in rauhe Berge zurück.
Von dorther sendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises
In Streifen über die grünende Flur —
Aber die Sonne duldet mehr kein winterlich Weißes,
Überall regt sich Bildung und Streben,
Bald, bald wird sich alles mit Farben beleben!“

[1] Betteln.



Ansprache an die Berliner.

März 1848.

Einleitung des Herausgebers.

Die Februarrevolution in Paris und die vielfachen Aufstände, die sich in den übrigen Staaten daran anschlossen, hatten auch die Gemüter in Berlin in lebhafte Erregung versetzt. Etwa seit dem 2. März fanden große politische Kundgebungen im Tiergarten statt, die immer stürmischer verliefen und wiederholt zu Zusammenstößen mit der Polizei und sogar mit dem Militär führten. Einen bedenklichen Höhepunkt erreichte die Gärung, als von Wien die Nachricht von dem Sturze Metternichs und dem Siege des Volkes kam. Am 15. März bereits begann der Barrikadenbau. Um Blutvergießen zu verhindern, beschloß Friedrich Wilhelm IV. nachzugeben. Am 17. März wurde die Zensur abgeschafft, und am 18. erschien ein Patent, das die Umwandlung des deutschen Staatenbundes in einen Bundesstaat mit einer unverzüglich einzuberufenden Bundesrepräsentation, eine allgemeine deutsche Wehrverfassung mit Bundesheer und Bundesflagge, die langersehnte Preßfreiheit und für Preußen eine konstitutionelle Verfassung mit Volksvertretung in Aussicht stellte. Am gleichen Tage empfing der König Deputationen vom Rhein und aus Berlin, die die Entlassung des Ministeriums Bodelschwingh, Abzug des Militärs und Bewaffnung der Bürgerschaft forderten. In verhängnisvollem Entgegenkommen berief der König den Zweiten Vereinigten Landtag schon für den 2. April und beauftragte Graf Arnim-Boitzenburg mit der Neubildung des Ministeriums. Froh über diese Konzessionen, wollte das Volk am Nachmittag des 18. April vor dem Schloß eine Dankeskundgebung veranstalten. Bald jedoch schlug die Stimmung um; durch einen unglücklichen Zufall entluden sich zwei Gewehre vorbeimarschierender Soldaten, ohne daß jedoch jemand getroffen

wurde. Die Menge glaubte sich verraten, und alsbald begann ein erbitterter Straßenkampf. Schwachmütig befahl Friedrich Wilhelm den Truppen, die mühsam gewonnenen Positionen zu räumen; er erklärte in seiner Ansprache „An meine lieben Berliner", nur das Schloß, das Zeughaus und einige andere Gebäude, bei denen es notwendig wäre, sollten militärisch besetzt bleiben. Am 19. März wurden die beim Barrikadenkampf Gefallenen in feierlicher Prozession vor das Schloß getragen, und der König sah sich gezwungen, seine halb ohnmächtige Gemahlin am Arm, auf dem Balkon zu erscheinen. Er verkündete die verlangte Volksbewaffnung, und sofort bildete sich eine Bürgerwehr, unter deren Schutz sich dann Friedrich Wilhelm stellte. Am 29. März wurde das Ministerium Arnim-Boitzenburg entlassen, nachdem es durch königliche Kabinettsorder eine Verfassung zugesagt hatte, die das neue liberale Ministerium Camphausen ausführen sollte.

Gutzkow hat die stürmischen Märztage in Berlin miterlebt und in den „Rückblicken" ausführlich darüber berichtet. Die schwere Krankheit und der in der Nacht von Gründonnerstag auf Karfreitag eingetretene Tod seiner ersten Frau hinderten ihn, in dem Maße, wie er es wohl wünschte, persönlich an den Ereignissen teilzunehmen. Er hoffte sogar, zwar vergeblich, auf einen Sitz im deutschen Parlament. Ende März oder Anfang April 1848 ließ er bei Julius Springer seine „Ansprache an das Volk" erscheinen, die mit den Anfangsbuchstaben seines Namens K. G. unterzeichnet war. Später hat er sie unter dem veränderten Titel „Ansprache an die Berliner" mit wenigen unwesentlichen Änderungen in den zehnten Band seiner „Gesammelten Werke" (Jena 1875) aufgenommen. Diese letzte Fassung ist unserm Druck zugrunde gelegt.

Irgendeinen geschichtlichen Wert besitzt die manchmal etwas phrasenhafte „Ansprache" nicht. Es ist lediglich die erregte subjektive Kundgebung eines Tribunen vor dem Volk, mehr von dem Gefühl eingegeben als von klarem politischen Urteil beherrscht.

Eine größere Publikation, ebenfalls vom Jahr 1848, „Deutschland am Vorabend seines Falles oder seiner Größe", fand damals ebensowenig Beachtung wie die „Ansprache".

Ihr alle habt gekämpft! Der eine mit der Waffe, der andere mit dem Wort, alle mit der Gesinnung!

Der Sieg war euer! Nicht durch die Niederlage des Gegners, nicht durch die Toten, die dem Feinde fielen, ihr siegtet durch euer eigenes Blut. Ihr triumphiertet mit euern eigenen Toten.

Jahre werden vorübergehen, bis sich der Anblick jener Särge verwischt, welche der Schmerz mit Trauerflören, die Liebe mit Blumen, die Hoffnung mit bunten Fahnen schmückte. Nein! Nie wird er verwischt werden! Nie! ihr hobt eure Kinder empor und zeigtet ihnen die Märtyrer der neuen Freiheit, eure Enkel stammelten euch die Worte des Schmerzes nach, die auf euern Lippen zuckten, und ihr mußtet ihnen die Ursache eurer Tränen erzählen! Und nicht nur in unser Gedächtnis, nicht nur in unser Herz sind diese Tage geschrieben, nein, ihr unsterblicher Stoff, ihre ätherische Idee muß sich einigend verflüchtigen mit unsrem Blut, unserm Leben, unserer Bildung, unserer Erziehung, der Luft, die wir atmen, mit dem Brot, das wir essen, dem geistigen Vermögen und Erbe, das wir den Nachkommen hinterlassen.

Haltet vor allen Dingen fest, was ihr in diesem Augenblick besitzt! Was besitzt ihr? Ich will es euch sagen.

Man gab euch in diesen Tagen Freiheiten, deren Zweck und Ursprung ihr nicht faßtet! Man nannte euch neue Minister; ihr kanntet ihre Namen nicht. Männer kamen und verkündigten: „Freut euch! Man sorgt für euch, man gibt euch neue Berater eurer Wünsche, neue Tröster eurer Leiden!" Man sprach von Preußens Zukunft, von Deutschland, von allem — nur nicht

von dem, was euch in nächster Nähe ergriff. Die Freiheit der Presse — das war schon ein Wort, dessen Verlebendigung ihr begriffet an den weißen Blättern, die lustig in den Straßen auf und ab flatterten[1]; aber endlich gab man euch Waffen[2]! Das war etwas, was sich halten und fassen läßt: ein Zauber, unmittelbar, durch alle Sehnen und Adern wie Genesung rieselnd, ein Zauber, der euch jetzt erst zu Männern machte!

Und diesen Zauber haltet fest! Auf dem Gewehr den Arm stützend und in stiller Mondnacht auf euern Wachtposten hinausblickend auf die Plätze, Paläste und Straßen, in denen ihr sonst nur wie geduldete Mieter lebtet, überdenket, was alles geschah, warum es geschah, wofür!

Die freie Presse, die Geschwornengerichte, die freigewählten ständischen Vertreter, das enger geschürzte Band der deutschen Einheit, all diese Gaben von oben herab wie ausgeworfene Münzen geschenkt, das hätte keinen Bau gegeben von Dauer und von Kraft. Das Fundament mußte gelegt werden durch euch selbst! Und sehet! Darin erblicke ich einen weisen Fingerzeig vom obersten Oben. Die ewige Weisheit kam der menschlichen zu Hülfe. Diese Blüten der Freiheit mußten aus eurer eigenen Empfindung sprießen, aus euerm eigenen Eifer, aus eurer eigenen Aufopferung.

Wer die Verantwortung für jene düstere Gräberreihe hat, die draußen vor dem Tor auf Jahrhunderte ein Wallfahrtsort der Freiheit bleiben wird, vielleicht gibt es Herzen, die hier voll Wehmut und Reue in sich selbst blicken! Aber die alte Lehre sagt: Gott verkehrt die Weisheit der Menschen um seiner eigenen Weisheit willen! Dies Blut m u ß t e vergossen werden. Die Freiheiten, die man euch schenkte, bedurften einen Grund und Boden. Dieser Grund und Boden war die Freiheit selbst. Ihr mußtet i n e u ch fühlen, was Menschenrecht ist; ihr mußtet euch herauswickeln aus dieser Schnürbrust ewiger Bevormundung durch Gendarmen und bewaffnete Knechte der Disziplin. Erst mußte euch die Luft gehören, die ihr atmet,

[1] Gutzkow denkt an das „Extrablatt der Freude" der „Königlich privilegierten Zeitung" vom 20. März 1848. — [2] Vgl. Bd. 4 dieser Ausgabe, S. 403, Z. 16 ff.

eh' ihr ein neues Deutschland und alle Wunder der Zeitungen besaßet. Diese Luft gehörte euch in Preußen nicht! Ein Beamtennetz umspann euch, ein ewiges polizeiliches Überwachen eurer glücklichen „Gewohnheit des Daseins", es benahm euch die Lust am Dasein. Die kriegerischen Erinnerungen, ruhmvoll für das Volk, ruhmvoll für die, deren König ein Friedrich II. war, ruhmvoll für Bürger, die später Gut und Blut an die Jahre 13, 14 und 15 setzten, sollten nur zur Verherrlichung des Mittels zu diesem Ruhme, der Armee, dienen. Welche Last drückte euch! Wie unerträglich in einem Zeitalter der Ziviltugenden dies ewige im Vordergrundstehen der bunten Uniform und der adeligen, in den Offiziersrock gehüllten Kastenansprüche! Preußen, in erzwungenster Weise zum Militärstaat hinaufgeschraubt, war das Land der Bajonette, des zweifarbigen Tuches, der Ordens- und Titelsucht, des patriarchalischen Despotismus, einer Polizei, die sich in alles und jedes mischte. Ehe nicht diese Schnürbrust gesprengt war, konnten wir nicht frei atmen, und alle Freiheiten der Welt, von allen Zeitungen der Monarchie proklamiert, konnten uns nicht wahrhaft frei machen.

Erinnert ihr euch jenes Abends, am 13. März[1], als die Reitergeschwader an das Brandenburger Tor sprengten und der Bataillone wuchtiger Geschwindschritt durch die Straßen dröhnte? Eine Versammlung auf freiem Raume, Frühlingsregenschauern ausgesetzt, wollte dort von Dingen sprechen, die vielleicht alles betrafen, nur nicht die Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung. Daß Ludwig Philipp von Frankreich gefallen war, weil sein Minister Guizot[2] nicht leiden mochte, daß sich tausend Menschen an einer Mittagstafel zu politischen Zwischengesprächen versammelten, hatte der, der diese Reisige schickte, vergessen. Er wollte den gekrönten Häuptern der Welt zeigen, wie der Militärstaat mit solchen anmaßenden Bewegungen verführe, wie bei uns ein einziger metallener Druck

[1] Vgl. Bd. 4 dieser Ausgabe, S. 395, Z. 8ff. — [2] François Pierre Guillaume Guizot (1787—1874), französischer Staatsmann und Historiker, wurde 1840 Minister des Auswärtigen und 1817 Chef des Kabinetts; als er 1848 die Reformbankette in den französischen Städten verbot, brach in Paris der Aufstand aus.

der Hand solchem Aufschwung den Nacken bräche. Aber der Druck mißlang. Nicht, daß ihr Neigung gehabt hättet, „In den Zelten"[1] dem dort Gesprochenen oder Begehrten euch anzuschließen; ihr wolltet euch nur jenes Menschenrecht erhalten, euch ohne Störung der öffentlichen Ordnung, und wär's in hunderttausendfacher Anzahl, versammelt zu sehen. Und dies Werk gelang. Hohn und Spott, die Drohung, selbst die Barrikade, bewiesen, daß jene Regierungszeit, wo man den Zusammentritt von fünf Menschen, die sich über den Staat unterhalten, für ein Verbrechen erklärte, aufgehört hat. Glückliche Zeit, die uns erst fünfzig Jahre später als andern Völkern anbrach! Wir erkämpften die persönliche Freiheit, das Menschenrecht der freien Bewegung, der erlaubten Rührigkeit in unserer Meinung, in unserm Gehen und Stehen. Dem Bürger gehört die ganze Straße, und nicht bloß der „Bürgersteig"! Willkommen sei uns der Krieger, der unser Sohn und Bruder ist; willkommen sei uns der Wächter der öffentlichen Ordnung, den wir bezahlen; aber beide müssen die von uns Geduldeten sein, nicht wir die von ihnen Geduldeten!

Man hat die Begebenheiten dieser Tage eine Revolution genannt. Das sind sie auch. Preußen reiht sich endlich den Staaten an, die auf den Grund des Volkswohls angelegt sind; und damit wir nie wieder zurückfallen in jenen Zustand lokaler Sklaverei und unterbundener persönlicher Freiheit, was ist zu tun?

Zunächst denkt euch, daß der Staat nichts ist, was außer euch lebt! Der Staat ist hinfort keine mehr mit Fingern zu zeigende fremde Existenz, die sich nur an jene Gebäude anknüpft, wovor ihr Schilderhäuser und Soldaten erblickt! Der Staat beginnt mit euch selbst, mit jedem von euch! Er beginnt nicht mehr von oben, senkt sich nicht mehr wie eine gewölbte Gnadenkuppel über euch herab, sondern von der breiten Basis des Volkes aus erhebt sich der Staat nur noch wie eine Pyramide. Jeder Staat ist so, wie derselbe von untenauf angelegt wird. Die Gesinnung, die von unten emporströmt, gibt den

[1] Die Straße, an der die „Zelte" (altberühmte Gartenwirtschaften) liegen.

Duft der Höhe, und es liegt an euch, daß es ein wohlgefälliger Duft, ein Opferrauch der Freiheit sei.

Wehe den Gesetzgebern, die sich am 4. April versammeln[1] und euch eine Verfassung geben werden, wenn sie sagen sollten: Du Geringster dort in der Bluse, du in der Mütze, der durch die Kugeln an der Barrikade durchlöcherten, sollst ausgeschlossen sein von deinem Anteil am Staat! Der Staat ist auch d e i n Leben, ist die Garantie deines Menschenrechts, ist die Garantie deiner Ansprüche auf Glück und Freiheit! Wehe ihnen, wenn sie den Staat nur von jenen Menschen beginnen wollen, die goldene Siegelringe tragen, von jenen, die am 19. März erst zitternd von ihren Warenschildern den Titel Hoflieferanten ausstrichen, dann an die Türen des Zeughauses liefen und die ersten waren, denen man Gewehre gab! Das allgemeine Stimmrecht werde die friedliche Waffe, die jeder Deutsche, jeder Preuße in seiner Hand trage, und dies, wackerer Mitbürger, übe mit Vorsicht! Lies in den Zeitungen, wer im Rate der Stadt, wer bei gemeinnützigen Zwecken, Vereinen, Sammlungen ein gutes, für das Volk schlagendes Herz verrät! Der Mann, dem die Hofräte und Hoflieferanten am öftesten widersprechen, den merke dir, dessen Namen trage im Herzen, dessen Namen wirf in die Urne, wenn sie dich auffordern, einen Verordneten der Stadt, einen Verordneten des Landtags, vielleicht einen Verordneten jenes Reichstags zu wählen, der im Herzen Deutschlands für die gemeinsamen Angelegenheiten der Nation reden soll. Dies Stimmrecht ist dein Stolz, ist deine Ehre, und wenn du es übst, ist es deine Feierstunde, deine Beeidigung als Bürger der geistigen Welt! Entflieh ihr nicht! Opfere nicht leichtsinnig dein Recht, ja oder nein zu sagen! Es wird dich heben, eine Ansicht aussprechen zu dürfen! Deine Meinung zu behaupten, muß dir deine Religion werden!

Die Waffe, die du am 19. März empfingst[2], fordert der Staat nicht zurück. Er gab sie dir als Zeichen der Lossprechung, als Zeichen deiner Freiheit! Aber du siehst Tausende in den

[1] Der Zweite Vereinigte Landtag war auf den 2. April berufen. — [2] Anspielung auf die vom König genehmigte Bürgerwehr.

Straßen wandeln, die rüstig sind wie du; fordere, daß auch ihnen eine Waffe gegeben wird! Denn wehe euch, freigewordene Bürger, wenn eure neue Wehr nur der Eitelkeit der Begüterten, dem Müßiggang der Reichen als Spielzeug dienen sollte. Die Frage ist ernst, ich muß darüber genauer sprechen.

Preußen hat eine Friedensarmee von 120000 Mann. Die ist zu groß!

Preußen hat eine Kriegsarmee von 800000 Mann. Die ist zu klein! Der Friede ist die Sehnsucht aller Völker. Nur im Frieden blüht das Glück des Lebens. Preußen wird, wie alle andern deutschen Staaten, in einem erkräftigten Deutschland sich neu bilden. Wir werden keine preußischen, keine sächsischen, keine dessauschen Truppen mehr haben: wir werden nur noch deutsche haben unter dem schwarz-rot-goldenen Banner! Glückliche Aussicht für den Landmann, dessen Sohn ihm nicht mehr auf Jahre vom Pfluge gerissen wird; glückliche Mutter, die ein Sohn durch sein Gewerbe ernährt; der Militärzwang wird gemildert werden; denn Preußen bedarf keiner Überanstrengung seiner Bürger mehr. Die Landwehr, ein Vermächtnis glorreicher Jahre[1], werde lokalisiert und verschmolzen mit der neuen Bürgerwehr. Verschmachten sollt ihr nicht im Dienst unter den Waffen, die Bürgergarde soll euch eine ernste, keine drückende Pflicht werden, und was ihr auf der einen Seite dem öffentlichen Zwecke an Kraft und Zeit für die Stadtwehr leistet, das müßt ihr gewinnen an Erleichterung der Landwehrpflichtigkeit! Die Landwehr muß zum größern Teile übergehen in die Stadtwehr.

Eine teils stationäre, teils mobile Nationalgarde, eine Wehr, die je nach den Dienstjahren vor oder in den Toren, am Herde oder auf dem Marsch verwandt wird, hat ihre frühere von oben herab befohlene Einrichtung aufzugeben! Von unten herauf findet die Wahl der nächsten Offiziere statt. Auch hier wird das Wahlrecht, frei aus dem Herzen kommend, der schönste Orden, der die Brust des Bürgers schmückt. So erst wird Stadt- und Landwehr wahres Volkseigentum. Man sieht sich ver-

[1] Der Freiheitskriege.

einigt für den Zweck der Freiheit und der Ordnung, für die Größe der Nation, die Würde unsers Namens. Und in diese Reihen darf sich keine Anmaßung drängen, kein von oben dekretierter Major darf es wagen, euch mit dem „vertraulichen Du" zu begrüßen! Die Übernahme der Offiziersstelle ist eine Gefälligkeit, die man dem vielleicht zu viel beschäftigten tapfern und gebildeten Gemeinen, der noch größere Ansprüche darauf hätte, zu danken hat. Und nun sorge, daß sich in Reih' und Glied der reine, volkstümliche Geist erhält, daß es uns nicht ergehe wie in Frankreich, wo der schlaue, gleisnerische, gekrönte Börsenmäkler[1] den Geist der Nationalgarde durch die Leckerbissen der Hofgunst verdarb, durch scheinbare Bürgerfreundlichkeit gute und friedliche Menschen in das Netz einer willenlosen Abhängigkeit verlockte und sich aus der Nationalgarde eine Brustwehr für das System der Nüchternheit, öffentlichen Langeweile und der Spießbürgerlichkeit erschuf! Seid auf eurer Hut, wenn ihr Hoflieferanten, Mielentz-dinierende sogenannte „Kameraden" von 1813, Beamte, die ihr vielleicht teilweise aus euern Reihen ausschließen müßtet, de- und wehmütige Stadtverordnete und ähnliche Persönlichkeiten zu euern Offizieren wählt. Laßt euch nicht zuviel von der Ordnung predigen! Die wahre Ordnung ist nur da, wo die Freiheit ist.

Vom Recht, die Waffe zu tragen, vom Recht, seine Stimme zu geben, erhebt sich der Bau des Gemeinwesens empor zur luftigern Höhe. Um sich zurechtzufinden in den oft labyrinthischen Gängen dieses Gebäudes, sucht euer Urteil zu bilden, eure Kenntnisse zu vermehren, und wenn ihr Wegweiser bedürft, wählt diejenigen Zeitungen, die nicht nur eine freie, sondern auch eine anregende Sprache führen. Die Presse ist nun frei; aber sie sei nicht frei, um sich nur in Stimmungen und Gefühlen zu ergehen und der bloßen Unbequemlichkeit einer zweiten Durchsicht durch einen Zensor überhoben zu sein, sondern sie übernehme in dieser ernsten Zeit das Amt, mit- und vorzuarbeiten den Organisationen, den neuen Einrichtungen

---

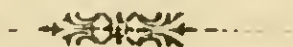
[1] Ludwig Philipp.

und Staatsformen! Denn der Schwierigkeiten werden sich zahllose finden, und es ist Pflicht der Presse, sich schnell aus einem gehaltlosen, breiten Hin- und Herwogen der Notizen, aus dem Gefühl der Bequemlichkeit zu erheben zur Tat, zur Unterstützung der Gesetzgebung, zur Vorzeichnung der Wege, die unsere Staatsmänner wandeln sollen. Die Zügel der Bewegung in der Hand zu behalten, erfordert Mut und Ausdauer. Eine freie Presse ist ein Aufruf an die Feder, nicht sich auszuruhen, sondern die Anstrengung zu verdoppeln.

Weit ist das Feld, wollt' ich beginnen von dem, was nun durch unsere errungene persönliche Freiheit zu erwirken ist. Die Welt raucht, hier und da steht sie in Flammen. Jeder Tag erschwert die Aufgabe des Löschens, denn immer neuer Zündstoff wird in die Glut geworfen, und Tage, Stunden sogar, verändern die Gesichtspunkte. Darüber vielleicht ein andermal. Preußens neue Verfassung, der Landtag, die Aufhebung der Herrenkurie, die Auflösung dieses Landtags und die Wahl nach neuen Prinzipien, die vorauszusehende polnische Verwirrung, die Entschädigung Preußens durch eine moralische Gebietserweiterung im deutschen Staatenorganismus, die Gestaltung dieses Organismus — das alles sind Fragen von unberechenbarer Aussicht, voll Aufforderung an unsere feurigste Teilnahme und überdachteste Wachsamkeit.

Und damit schließ' ich: Verliert über alle diese gemeinsamen Fragen eure n ä ch st e Aufgabe nicht! Duldet nicht, daß man von Versöhnung spricht, ehe Gerechtigkeit geübt! Duldet nicht, daß Männer zweideutiger Gesinnung auftreten und, eure Gefühle mitten im Schmerz abschneidend, eure Gesinnungen vorwegnehmend, euch auffordern, mit denen „Arm in Arm“ zu gehen, von denen ihr euch auf ewig trennen müßt (trennen nicht von den Menschen, sondern von ihrem System); duldet nicht, daß man zu früh seine schon wieder segnen wollenden Hände ausstreckt und euch Zweige des Friedens anbietet! Ihr wollt Zeit für eure Trauer, Zeit auch für eure Vergebung. Was Berlin erlebt hat, das ist so denkwürdig in seinem innersten Gehalt, daß es sich auf die Gesinnung der Stadt, des Landes ausdehnen muß. Verachtet die, die zu früh den Takt anschlagen,

daß ihr fröhlich sein und tanzen sollt! Seid stolz auf diesen Ernst der Gemüter. Wahrlich, er tat not in einer Stadt, welche die erste Deutschlands sein sollte, und die so zerstreut in ihren Gesinnungen, so spielend und gedankenlos in ihrer Anteilnahme am großen Ganzen gewesen! Und wenn euch Lauheit überkommt, wenn Sophisten und faselnde Witzlinge euch wieder ernüchtern wollen, so wallfahrtet hinaus in jenen Friedrichshain, wo, euch erhebend und zu Taten mahnend eure unvergeßlichen Toten ruhen!



Literarisches.

Charakteristiken

und

Vergangenheit und Gegenwart.

Einleitung des Herausgebers.

Die im folgenden abgedruckten Charakteristiken sind eine Auswahl aus den „Öffentlichen Charakteren". Schon 1835 hatte Gutzkow bei Hoffmann und Campe ein Bändchen „Öffentliche Charaktere" anonym erscheinen lassen und hier ausschließlich politische Persönlichkeiten besprochen. Die kurzen, geistreich geschriebenen Aufsätze des damals noch sehr jungen Autors fanden sogar den Beifall des Fürsten Metternich. Vom Standpunkte unserer heutigen vertieften historischen Kenntnis sind sie jedoch längst veraltet und können nur noch ein stilistisches Interesse beanspruchen. Nach 1835 verfaßte Gutzkow namentlich für den „Telegraphen" eine große Zahl weiterer Charakterbilder, vorwiegend literarischer Persönlichkeiten, und nahm sie teils in die „Beiträge zur neuesten Literatur" (Stuttgart 1836), teils in „Götter, Helden, Don Quixote" (Hamburg 1838), teils auch in den zweiten und dritten Band der „Vermischten Schriften" (Leipzig 1842) auf. Später vereinigte er diese zerstreuten Aufsätze mit den 1835 publizierten „Öffentlichen Charakteren" und ließ sie bei der ersten Herausgabe seiner „Gesammelten Werke" (Frankfurt a. M. 1845 ff.) den zweiten, bei der letzten Ausgabe (Jena 1872 ff.) den neunten Band bilden; dieser wurde noch um einige Nummern erweitert. Bei der vorliegenden Auswahl mußten wir uns auf die Wiedergabe derjenigen Charakteristiken beschränken, die für die zeitgenössische Literatur- und Geistesgeschichte von Wert sind. In erster Linie kamen für den Wiederabdruck die Aufsätze über Schleiermacher, Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz, Büchner, Immermann und David Friedrich Strauß in Betracht. Bei ihrer geistreichen Auffassung und ihrem präzisen Stil dürfen die scharfumrissenen Charakterbilder, die meist aus persönlicher Kenntnis, stets aber mit lebhafter Anteil-

nahme des Gemüts entworfen sind, noch heute auf volles Interesse rechnen. Sie verdienen mehr beachtet zu werden, als es die landläufige Literaturgeschichte zu tun pflegt. Der eigenartige Nekrolog auf Schleiermacher gewann für Gutzkow insofern eine verhängnisvolle Bedeutung, als er mit zur Lösung der Verlobung mit Rosalie Scheidemantel beitrug, die sich durch die freimütige Kritik an ihrem Lieblingsprediger in ihrem frommen Kirchenglauben tief verletzt fühlte[1].

Unentbehrlich für Gutzkows Biographie und die Geschichte des Jungen Deutschlands sind die Ausführungen in „Vergangenheit und Gegenwart“. Der Aufsatz erschien im „Jahrbuch der Literatur“, erster Jahrgang (Hamburg 1839), und wurde von dem Autor sonst nicht wieder abgedruckt. Zum richtigen Verständnis sei daran erinnert, daß etwa um 1838 im jungdeutschen Lager der Bürgerkrieg ausgebrochen war. Zwar hatte ja von jeher mehr Abneigung als Zuneigung bestanden, aber so offen und erbittert wie jetzt hatte man sich wechselseitig noch nicht bekämpft. Für Gutzkow bedeutet der Aufsatz die endgültige Lossage von dem literarischen Zusammenarbeiten mit Heine, Laube und Mundt. Die erste, unfruchtbare Periode seines Schrifttums lag hinter ihm; er schickte sich an, die bisher gewandelten Bahnen zu verlassen und sich ganz der dramatischen Produktion zu widmen, von der er sich die größten Erfolge versprach. An diesem entscheidenden Punkte wirft er in „Vergangenheit und Gegenwart“ noch einmal einen kritischen Rückblick auf die Literaturgeschichte von 1830—38, der zwar sehr subjektiv, jedoch ungemein aufschlußreich ist.

---

[1] Vgl. Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 17*, Z. 12ff.

Charakteristiken.

Schleiermacher.

Unmittelbar nach seinem Tode geschrieben*.

1832[1].

Seit einigen Jahren mäht der Tod in den Reihen der deutschen Männer, welche ein in verschwundenen Zeiten erworbenes Kapital an Ruhm sicher angelegt haben. Nach der Julirevolution sah sich das Vaterland nach diesen großen Gelehrten, Weltweisen und Staatskundigen um und konnte sie nicht finden. Mit den Renten ihrer Vergangenheit hatten sie sich von dem ernsten Schauplatz der Begebenheiten geflüchtet. Der Tod forschte dann nicht vergebens nach ihnen, der Tod berührte seine Opfer: Barthold Niebuhr[2], Georg Hegel[3], Franz Passow[4] und so manchen andern, an dessen Namen sich reiche und freudige Erinnerungen von ehemals knüpfen. Die Greisenschar des deutschen Ruhms wird lichter, und das letzte geheimnisvolle schwarze Band, das die einzelnen Häupter zusammenhält, zieht sich immer enger zusammen.

---

* An einer Stelle der mehreren Veröffentlichungen Varnhagens findet sich die Tagebuchanmerkung, alle Welt sei entrüstet über diesen Artikel, den die „Allgemeine Zeitung“ gebracht hatte, und forsche dem Verfasser nach. Ich glaube es wohl. Varnhagen glaubte damals selbst, alle Augenblicke würde sich die Tür öffnen und eine Kabinettsorder ihn wieder in den aktiven Dienst, d. h. die Bekämpfung des Zeitgeistes, zurückrufen.

---

[1] Muß heißen 1834. Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher, geboren am 21. November 1768 in Breslau, war seit 1810 Professor für protestantische Theologie an der Universität Berlin; er starb am 12. Februar 1834. — [2] Barthold Georg Niebuhr (1776—1831), Begründer der modernen historisch-kritischen Geschichtsforschung. — [3] Friedrich Wilhelm Hegel, geboren am 27. August 1770 in Stuttgart, starb am 14. November 1831 in Berlin an der Cholera. — [4] Franz Passow, Philolog, geboren 1786 in Mecklenburg, starb am 11. März 1833 als Professor an der Universität Breslau.

Und wie sie hinsterben, diese hehren Gestalten — sehen wir das Vaterland klagend an ihre Grabesurne treten? Wo ist der Schmerz, dem es sich hingäbe, ungetröstet? Wo die Träne, die ein vertrauensvolles Wort stillen könnte? Kein Schmerz, keine Träne, nur stummer Schauer.

Aber in dieser Sprachlosigkeit liegt noch mehr als in der Apathie, die am Grabe Goethes stand. Goethe war einem Teil seiner Zeitgenossen längst gestorben; er hatte sie durch sein langes Leben ermüdet. Weit anders bei dem Tode dieser mächtigen Geister, welche in den früheren Tagen aus ihren der Wissenschaft geweihten Museen herausgetreten waren und die Sache des Vaterlandes hatten erklären, schützen, die ihr hatten siegen helfen. Lebten diese Männer noch, als ihre einst so feurigen Zungen plötzlich verstummten und die beredtesten Worte auf ihnen erstorben waren? Da war das verworrene Deutschland, da hatte sich die Jugend an ihre Lehrer anlehnen wollen, dieselbe Jugend, welche sich später tollkühn — in die Gefängnisse stürzte! Wer wußte sie, als sie noch nicht reif waren, zu lenken? Die jungen Männer wollten die Söhne ihres Geistes sein, und entarteten sie da nicht erst, als sie von ihren Vätern enterbt wurden? Man kann nicht leugnen, daß seitdem eine Lauheit gegen unsere Notabilitäten eingetreten ist. Sowohl diejenigen, deren Schülerschaft sie nicht duldeten, als jene andern, denen ihre Weigerung und Inkonsequenz zugute kam, beide Parteien gaben dem alten Ruhm wenig Gehör, und man kann sagen, daß diese Erfahrung den meisten ans Leben gegangen ist.

Schleiermachers innere Kraft schien unzerstörbar, und doch waren namentlich für ihn die Ereignisse seit der Julirevolution Todesstöße. Wie felsenhart Schleiermachers Charakter war, so reichte seine Kraft doch nur aus, sich selbst zu beherrschen. Die Begegnisse zerrütteten ihn, nicht, weil er sich dem Schmerz unmännlich hingab, sondern weil er ihn fühlte, weil er ihn nicht wegleugnen konnte, ebensowenig wie jene theologischen Begriffe, an die er nicht glaubte und die zu widerlegen er doch so viel weitläufige Dialektik ausspann.

Wer mit Schleiermacher je in Berührung gekommen ist,

wird immer bereit sein, zuerst von seinem zentripetalen, unverrückten Verstande* zu sprechen. Um sein ganzes Wesen hatte sich die logische Folgerichtigkeit wie eine Rinde gelegt; es war eine zerstörerische, entmutigende Kraft, die von ihm ausging. Wie es aber bei Menschen seiner Natur eine immer wiederkehrende Erscheinung ist, so hatte er bei aller logischen Isolierung doch ein moralisches Bedürfnis der Hingebung, das vielleicht nie fordernd, verlangend bei ihm zum Vorschein gekommen ist, wohl aber in den geheimen Saiten seines Wesens widertönte. Wer ihn in den letzten drei Jahren seines Lebens zu beobachten Gelegenheit hatte, wird eine oft in ihm hervorquellende Weiche bezeugen können, ein Unterliegen, eine Unmacht, gegen den Schmerz anzukämpfen, die Mitleid erregte. Ein häuslicher Unglücksfall gab zu dieser Stimmung die erste Veranlassung, oder, um mich richtiger auszudrücken, der Tod seines einzigen Sohnes[2] riß die Schleusen fort, die noch die Gefühle und Selbstgeständnisse eines — vielleicht wußt' er selbst nicht wie — gebrochenen Daseins zurückdämmten. Es war eine treue Gemeinde, die er noch zu elektrisieren vermochte, und vor deren Öffentlichkeit er seitdem mit dem Gefühl einer gewissen Verklärung und eines Bedürfnisses der innersten Mitteilung getreten ist. Seine zahlreichen Zuhörer, die Elite der Bildung Berlins, hatten ihm bei seinem häuslichen Mißgeschick eine Teilnahme bewiesen, die ihn ebenso vernichtete, wie sie ihm wohltat. Zum erstenmal in seinem Leben, in diesem platonischen Kunstwerk weise berechnender Abwägung seiner Daseinsmomente, hatte er sich gestehen müssen, daß er des Trostes bedurfte, weil der künstliche Bau einer stolzen Vergangenheit morsch zusammenbrach. Schleiermacher predigte seitdem in seiner Kirche mit rührender Ergebung. Die Anlage seiner meisterhaften Vorträge war zwar ihrem Schematismus nach dieselbe geblieben, aber Ton, Haltung, die Auflösung seiner dialektischen Rätsel war verändert. Man wollte es nicht glauben,

* Steffens[1] war ein zentrifugaler Charakter.

[1] Henrich Steffens (1773—1845), Philosoph, Naturforscher und Dichter. — [2] Nathanael, einziger Sohn Schleiermachers, erlag im Herbst 1829 dem Scharlachfieber.

konnte sich aber jeden Sonntag davon überzeugen, daß Schleiermacher die Kanzel nicht mehr ohne Tränen verließ.

Wir geben zu, daß der Verlust seines Sohnes und die Ahnung seines eigenen Todes zu einer solchen Stimmung viel beitrugen, möchten aber denen nicht beipflichten, die sie außerdem zum größten Teil aus einer Wendung seiner theologischen Studien und Resultate erklärt finden wollen. Es ist wahr, daß ihn die Notwendigkeit, seinen hartnäckig gegen die Dom-Agende geführten Kampf[1] fallen zu lassen, ferner die kurz vor der Juliusrevolution vorgefallene Hallesche Denunziation[2], welche die Einmischung des Staats in den Streit der Kirche rief, ja vielleicht selbst die erneute Ausgabe seines „Systems der christlichen Glaubenslehre" mit all den kritischen Ungelegenheiten, die in Deutschland die Erscheinung eines neuen Buches zu begleiten pflegen, unangenehm berührten. Es ist wahr, daß ihn die theologische Parteiung, die Appellation an die Laien, die rücksichtslose Absonderung in rationalistische und supernaturale Systeme und das Drängen der Umstände, sich auf irgendeine Seite hingeben zu sollen, in trübe Stimmung versetzte. Allein wir glauben an keine Inkonsequenz theologischer Meinungen bei einem Gelehrten, der in seinen ersten Schriften, in seiner ersten Begrüßung des deutschen Publikums schon all die Keime ahnen ließ, welche später zu so bewundernswürdiger Vollendung gediehen, und noch weniger bei einem Philosophen, in dessen dialektischen Prinzipien sich keine Momente der Ruhe und der starren, dogmatischen Abschließung finden. Die auffallend dringliche Anempfehlung eines lebendigen und doch resignierenden, die Welt opfernden Christentums, die wir in Schleiermachers letzter Kanzelwirksamkeit finden, hatte einen tiefern Grund und hing mit den Bemerkungen zusammen, die unsere Worte des Gedächtnisses eröffneten.

Die Begebenheiten der drei letzten Jahre paßten nicht in die Berechnung, die auch Schleiermacher von seinem Leben gemacht hatte. Es störte ihn, wenn man ihm öffentliche Zumutungen machte; er wollte von den Parteien nicht zitiert sein

[1] Vgl. S. 20 dieses Bandes, Anm. 3. — [2] Vgl. S. 33 dieses Bandes, Anm. 1.

und widerrief sogar öffentlich eine Nachricht, welche ein französisches Blatt über seine politische Meinung gegeben hatte, mit witzigen, aber matten Worten in der „Preußischen Staatszeitung". All die früheren offiziellen Mißverhältnisse waren in der Tat gehoben, seine Regierung hatte Vertrauen zu ihm, Schleiermacher wurde bei Hofe gern gesehen, und seines Königs Huld verlieh ihm in einem Orden eine überraschende Auszeichnung. Schleiermacher hatte die Wendung, welche die jüngste Aufregung nehmen würde, kaum geahnt; er stand den Tendenzen des Tags mit offenem Bekenntnis gegenüber. Allen seinen öffentlichen Vorträgen gab er von jetzt an eine Richtung, die sich entschieden gegen das Drohende, Nächste wandte. Er mag nicht so weit gegangen sein wie Niebuhr, der eine neue Barbarei fürchtete, aber Schleiermacher sah ein, daß die Zeit *nichts mehr für ihn* tat. Die Impulse, die das öffentliche Leben erhielt, kamen von einer Seite her, die mit *seinen* ideellen Bestrebungen in keiner Verbindung mehr stand. Das Terrain hatte sich verändert, die Fragen waren auf eine für ihn verbrecherische Spitze getrieben, alle Voraussetzungen, unter denen ein Mann wie Schleiermacher noch hätte wirken können, waren in der Hast des Augenblicks eingestürzt. Niebuhr fürchtete, man würde keine Achtung mehr vor den Forschungen der Gelehrsamkeit haben: Schleiermacher fürchtete, man würde in kurzem nach den Tugenden des menschlichen Herzens, Liebe, Vertrauen, Treue, vergebens fragen. Dies ist der Schmerz, der den Verstorbenen in seinem letzten Lebensjahre verfolgte. Darum klammerte er sich an das Christentum, darum weinte er, wenn er den zweiten Teil seiner Vorträge beendet hatte und zur Schlußfolgerung und Exhortation an seine Zuhörer überging. Er fragte nicht geradezu: wo bleibt Plato, wo sind Sokrates und Christus? Wo bleiben die Tatsachen des Herzens? Wo die Hoffnungen der Zukunft? Denn er wußte wohl, daß das Leben mit der Idee niemals in unmittelbarer Berührung steht. Aber die Brücken, die vom einen in das andere führten, die sah er überall wie abgerissen. Er verzweifelte, an den übermütigen Interessen des Augenblicks einen Gesichtspunkt zu entdecken, der eine

Aussicht in die höheren Regionen der Humanität öffnete. Da resignierte er, schloß Auge und Ohr und flehte seine Gemeinde mit Tränen an, nichts zu tun, als zu resignieren und gleich ihm Aug' und Ohr zu schließen. Seine Rede gewann in solchen Augenblicken hinreißenden Zauber. Er ließ alles, womit die Theologie seit Jahrhunderten den Namen Christi umhüllt hat, zur Seite liegen und trat mit fast schwärmerischer Zuversicht der unmittelbaren Erscheinung des Erlösers immer näher, bis der Theologe (und so ging seine Hingebung in ein dogmatisches Bedürfnis über) in des Gottmenschen Leibhaftigkeit, Persönlichkeit, in der ganzen Wirklichkeit, wie ihn Thomas nach der Auferstehung sah, schwelgen konnte. Schleiermacher stand auf dem Punkte, alles aufzugeben, wenn er nur noch Christus als Person rettete.

Ich kann hier nicht unterlassen, noch einen besondern, tiefen, zerstörenden Eindruck zu erwähnen, den auf Schleiermacher eine traurige Erfahrung der Tagesgeschichte machte. Wie er sich überredete, daß die Welt nun bald nur noch von materiellen Interessen würde bewegt werden, so schien ihm auch die Cholera[1] geradezu eine Konsequenz dieser Richtung, ein Einbruch tellurischer Kräfte, eine dämonische Plage, welche im unmittelbaren Gefolge der siegenden unmoralischen, materiellen Tendenzen gehe. Man kann wohl sagen, daß wenige das grenzenlose Unglück der Cholera so tief empfunden haben als Schleiermacher, den seine Stellung als christlicher Lehrer zwang, auf den so peinlichen Gedanken der in Berlin und Preußen wütenden Seuche öfters einzugehen. Sein Idealismus konnte alles ertragen, Krieg, Not, andere Übel, gegen welche sich die Menschheit zu wappnen versteht; aber die Cholera, dieser schmutzige, ekle Tod, die allgemeine Hülflosigkeit selbst der Gelehrten, mit der man sie erwartete, der pestartige Anhauch, der auf alles uns Umgebende und Belebende von ihr überging, dies dünkte ihm eine fast höhnische Reaktion der Materie gegen die Idee, eine Konsequenz des Zeitgeistes und seiner leichtsinnigen Orgien. Von dieser schmerzhaft-krankhaften Überzeugung waren seine

---

[1] Sie brach 1830 in Berlin aus.

öffentlichen Vorträge durchdrungen. Er vermochte dem mächtigen Unbehagen, das auf seine saubere, reinliche Seele eindrang, nicht mehr Widerstand zu leisten und fand nur Trost in jenem letzten Grunde, dessen wir schon Erwähnung getan. Es war dann zuweilen eine lächelnde, seinen Tränen sich entringende Hoffnung, wie vielleicht die Summe des hereinbrechenden Materialismus, eben die „Seuche", die Menschen wieder zu Liebe und Eintracht zurückführen könnte, daß sie sich untereinander Beistand leisteten und einer dem andern wieder Opfer der Liebe brächte. Dies ist ein Beispiel seiner letzten Dialektik. Männer dagegen, die noch den Mut besaßen, jeder Erscheinung des Lebens ins Auge zu sehen, die in der einbrechenden Aufregung ein Gesetz der Notwendigkeit fanden und in allen Ausschweifungen der Leidenschaft nur die Zufälligkeit der Gärung — die Vertreter der Lebenslust, des freudigen Vertrauens, des Siegesjubels der Jugend, diese hielten sich seitdem von Schleiermacher, dem zerstoßenen Rohre, entfernt. Seine Hülflosigkeit hörte auf zu rühren, da er ihr sein Leben und sein tätiges Christentum opferte. Kaum vernarbte Wunden brachen in seiner Nähe wieder auf. So wirkte er, der einst so Starke, zuletzt ermattend, erschlaffend.

Zum Schluß erklären wir, wohl den Widerspruch zu kennen, der gegen diese Darstellung Schleiermachers von seinen Schülern, seinen Umgebungen, seinen Gemeindegliedern erhoben werden könnte und erhoben ist. Allein es war uns nicht darum zu tun, die unvergeßlichen hohen Tugenden und Vorzüge des Trefflichen, eine allgemeine, unangefochtene Anerkennung, die dem Gelehrten, dem Lehrer, dem Redner gebührte, hier wiederzugeben, sondern ihn als ein Glied der sich immer mehr lösenden Kette unserer großen Männer zu betrachten, als einen öffentlichen Charakter, der zu wenig Stubenmensch war, um sich in seine wissenschaftlichen Gebäude zurückzuziehen, sondern der mit der Zeit fortlebte, ja, selbst auf sie eingewirkt hatte. Wenn spätere Zeiten sich auf Schleiermacher berufen, so ist es wichtig, die verschiedenen Gesichtspunkte zu kennen, unter welchen derselbe aufgefaßt werden muß.

Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz.

1835.

Wer einst die organische Entwicklung der neuen deutschen Literatur zeichnen will, darf den Sieg nicht verschweigen, den drei durch Gedanken, durch ein Gedicht und durch eine Tat ausgezeichnete Frauen über die Gemüter gewannen. Mit Rahel[1] zeichnete sich die höhere Empfänglichkeit, bis zu welcher es weibliche Wesen bringen können, gegen die Folie der gewöhnlichen Frauenbildung ab. Bettina[2] warf auf das Antlitz zahlloser Frauen den rosigen Abglanz einer freieren Anschauung der Menschen und Dinge, so daß sie wieder etwas Dreistes, Großherziges, Naives zu denken und zu sagen wagten. Charlotte Stieglitz[3] endlich ließ in diese heitern Gemälde einen dunkeln Schlagschatten fallen und zeigte, wie groß die Opfer werden können und werden müssen, wenn man aus dem gewöhnlichen Kreise des Handelns und Fühlens heraustritt und von dem verbotenen Baume der modernen Erkenntnis kostet. Wie durch eine göttliche Verabredung ergänzen sich diese drei Gestalten:

---

[1] Rahel Levin (1771—1833), genannt Rahel, war seit 1814 mit Karl August Varnhagen von Ense (1785—1858) vermählt; sie hielt in Berlin lange einen bedeutenden literarischen Salon. — [2] Elisabeth von Arnim (1788—1859), genannt Bettina, neigte stark zur romantischen Schwärmerei; 1807 wurde sie persönlich mit Goethe bekannt, der ihre Zuneigung freundlich duldete. Ihre Erinnerungen an Goethe, die manches Wahre und viel Erdichtetes enthalten, gab sie unter dem Titel „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ (Berlin 1835, 3 Bde.) heraus. — [3] Charlotte Willhöft (geb. 1806) war seit 1828 mit Heinrich Stieglitz (geb. 1801) vermählt. Dieser fühlte sich in arger Selbsttäuschung zu großen dichterischen Taten berufen, verzichtete deshalb 1833 unbefriedigt auf seine Tätigkeit als Gymnasiallehrer und Kustos an der Berliner Bibliothek und ging auf Reisen. Als er aber auch jetzt die ersehnte Anregung zu dichterischen Schöpfungen nicht fand, gab sich seine Gattin, in dem trügerischen Glauben, seine Dichterkraft durch einen tiefen tragischen Eindruck zu entfesseln, am 29. Dezember 1834 durch einen Dolchstich den Tod. Stieglitz verließ Berlin, begab sich nach München, dann nach Rom, zuletzt nach Venedig, wo er eine gewisse politische Rolle spielte und 1849 an der Cholera starb.

drei Parzen, die den Faden der neuern Literatur und einer ernstern Ausgleichung der Bildung mit dem, was die Gesellschaft vertragen kann, anlegten, spannen, abschnitten.

Um zunächst das Äußerlichste zu erwähnen, so gaben Varnhagens von Ense mannigfache Veröffentlichungen über Persönlichkeiten und deren stillen oder geräuschvolleren Verkehr eine verführerische Anschauung des Bildungsprozesses früherer Literaturphasen. Man konnte in den vielfachen Briefen und seinen Charakteristiken den Gang verfolgen, welchen die Literatur ins Leben und das Leben wieder in die Literatur nimmt. So viel Geheimnisse, als hier gelüftet wurden, gaben ebensoviel Bildern, die Varnhagen von Ense um sich zauberte, einen magischen Reiz. Man sah das Große in seinen ersten kleinen Anfängen, man sah das Berühmte im einfachen Hauskleide, man konnte die Wirkungen verfolgen, die oft scheinbar unbeachtet gebliebene Schriften auf das Urteil geistreicher Menschen in der Stille hervorbrachten. Eine Parallele der Anfänge, aus denen die romantische Schule hervorging, war mit dem gegenwärtigen Werden und Gebären einer neuen Literatur bald gezogen. Man übertrug die Zeichen des Alten auf das Neue, verglich die Symptome der Vergangenheit mit der Gegenwart und schöpfte Mut, einer feindlichen Abneigung der öffentlichen Tatsachen und den eingewurzelten Vorurteilen der überwiegenden Anschauungsweisen, Systeme und Bildungen die Spitze zu bieten, auf eine Zukunft der Gewöhnung und Versöhnung hoffend. Ein frommes Vertrauen ermutigte so die einen, steigerte sich aber bei den andern zu einer Zuversicht, die sie ihre Kräfte höher anschlagen ließ, als ihnen — der Erfolg lehrte es — hätte erlaubt sein sollen.

Weit mächtiger wirkte indessen der Gedankeninhalt der Briefe und Tagebücher, die Varnhagen von seiner Gattin herausgab[1]. Die Neuerungslust, die sich auf sittliche Überlieferungen geworfen hatte und, seitdem die Franzosen durch ähnliche Erscheinungen beschäftigt wurden, in sich selbst fast eine historische Notwendigkeit entdeckte, las aus den Briefen der Rahel

[1] „Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde" (Berlin 1833).

eine zartkeimende Saat neuer titanischer Ahnungen heraus, die ihre grünen Köpfchen verstohlen über die Fläche des Überlieferten hinausstreckte. Noch nie hat es politische Umwälzungen gegeben ohne Angriffe auf die gleichzeitigen moralischen, gesellschaftlichen und religiösen Begriffe. So wie die Reformation soziale Utopismen hervorrief, so wurde noch jede Revolution von einem Zittern begleitet, das sich allem, was überhaupt in Sitte und Gesetz feststeht, mitteilte. Jeder große Prophet kam in die Verlegenheit, von einem schwärmerischen Anhänger politisch gedeutet zu werden; jeder Held der Geschichte, der mit Riesenkraft alte Formen zertrümmerte, kam in die Lage, sittliche Stimmungen, die ihm zunächst nicht angehörten, als Verbündete neben sich zu dulden. Nur ein Rigorist des Widerspruchs kann ableugnen, daß die durch die Julirevolution geweckte schwankende Bewegung des Zeitgeistes und namentlich die schnelle Bändigung desselben, die eine Menge zurückgestauter, im vollen Laufe begriffener Gewässer voraussetzt, sich nicht auch andern Fragen als den politischen hätte mitteilen müssen. Wie innig Rahels Nachlaß mit dieser Erscheinung zusammenhängt, beweist das Urteil, das man unbestreitbar über ihre Andeutungen fällen muß, und zugleich die Berichtigung, die notwendig doch wieder der übertriebenen Vorstellung vom Werte derselben zu geben ist. Daß Rahel so Bedenkliches philosophiert hat, scheint mir lediglich die Folge einer gemütlichen Mißstimmung, eines freudenlosen Blickes in die nächsten Umgebungen und einer allzu schwärmerischen Vorstellung von dem zu sein, was in Zeit und Raum von ihr entfernt lag. Sie quälte sich entweder selbst oder wurde gequält. Da der Geist der Frauen nie schöpferisch wird, so kann ihre höchste Bildung immer nur eine unglaubliche Steigerung der Empfänglichkeit sein. Wie oft erstaunt' ich, das Wesen der mir als geistreich angerühmten Frauen nur in dieser gewandten Beweglichkeit zu finden, mit der sie jeder möglichen Wendung einer Frage, jeder halben und kaum gebornen Idee nachspringen und zu dem Unreellsten ihre scharfsinnigen Konsequenzen ziehen. Ich sprach einst Bettina und fand, daß sie mit Sonnenstrahlen spinnt, daß sie aus Klängen Häuser baut. So war auch Rahel nur groß im Anknüpfen, Ausspinnen, Aus-

bauen dessen, was die Schöpfungskraft der Männer beiseite liegen läßt. Sie lebte in einer Gedankenatomistik, wo sie in jedem der fast unsichtbaren Moleküle eine Kugel sah und Menschen darauf, Flüsse und Seen und Staaten und neue Sitten. Männer würden so negative Gespräche, wie man mit geistreichen Frauen führen kann, unter sich immer abbrechen. Der Idealismus der Männer hat eine reelle Grundlage, eine positive Beziehung. Sie nehmen nicht, wie Frauen zu tun pflegen, das letzte Wort, das man spricht, und machen gleich daraus ein Thema zu einer neuen Frage, und so ins Unendliche fort. Und bei Rahel kam noch eine vielleicht farblose Draperie des Lebens hinzu, ein aschgraues Einerlei der Ohnmacht, schnelles Verkosten eines Genusses, schneller Überdruß und jene Zergliederungssucht seiner Freuden, vor welcher Goethe so gewarnt hat[1]. Aus diesen Grundstoffen und Veranlassungen bildeten sich Rahels vielbesprochene soziale Neuerungskeime, deren Zusammenhang mit neuern Versuchen und Wagnissen ich auch nur darin finden kann, daß in unserer Zeit dieselbe Unbehaglichkeit, auf unserm Horizonte dasselbe zum Menschen- und Sittenhaß reizende trübe Grau liegt. Was das sogenannte „Junge Deutschland" ohne Verabredung und ohne Plan in dieser Richtung zu einer deutlicheren Vorstellung auszubilden gewagt hat, war ebenso Folge einer Verstimmung. Man muß mit Schmerzensbanden an die Welt gefesselt sein, muß sein Herz erst dann begreifen lernen, wenn es gebrochen ist, um zu verstehen, was ich hier sagen will. Und ich kenne Herzen, die mich verstehen.

Der Glaube, daß man durch Literatur auf das Leben, durch Dichtung auf Frauenbildung und überhaupt auf eine idealische Verschönerung des Daseins und, fast möchte man sagen, auf die Genialisierung der Herzen wirken könne, wurde durch Bettinas Briefwechsel zu einer zauberhaften Gewißheit erhoben. Sie hatte zu Goethe gesagt: es wär' ihr, als müßte sie immer vor ihm tanzen. Dieser zunächst nur kindlich-naive Ausdruck ihrer Liebe zu ihm drückt gerade das ganze eigen-

---

[1] Gutzkow denkt an Goethes Gedicht „Die Freuden" („Es flattert um die Quelle"), das mit den Worten schließt: „So geht es dir, Zergliedrer deiner Freuden!"

tümlich magnetische und fast religiöse Verhältnis ihrer Seelen aus. Goethe wirkte auf sie wie ein kräftiger Bogenstrich auf Sand, dessen Klangfigur sie wurde. Wie die Schlangen, befangen vom Blick des indischen Zauberers, tanzen, so verlor Bettina im Anschauen des Genius ihr Individuum und mußte ihm dies — so fühlte sie's wenigstens — im Kultus schwankender Schönheitsbewegungen opfern. Keine Stelle drückt das Magnetisch-Schöne ihres Verhältnisses zu Goethe, wo Liebe, Anbetung und durch beides hervorgerufene eigene Kunst sich vermählten, bezeichnender aus. Welch eine hehre Ahnung des zwischen dem Genius und der naivsten Empfänglichkeit (Bettina kannte kaum Goethes Schriften) möglichen Verkehrs mußte diese Erscheinung wecken! Nie schien der Literatur eine Huldigung dargebracht, die schwärmerischer war. Die Schranken der spröden Konvenienz fielen, wo ein Genius lächelte. Die Rückhaltsgedanken des im Leben Üblichen und Hergebrachten entschlummerten unbewußt, wenn das Große und Erhabene sein Auge aufschlug und die zarte weiße Geisterhand ausstreckte. Ein Verkehr seliger Genien schien hienieden möglich zu werden: die Gesetze waren nur noch Blumengewinde, womit sich Engel scherzend umschlangen. Man konnte glauben an ein Leben im blauen Ätherlicht der Ideenwelt, wo die Brust von irdischen Dünsten nicht mehr beängstigt atmet, sondern wo freie, reine Himmelsluft, wie auf hohen Bergen, den Busen hebt und erweitert. Waren neue Ideen da oder sollten auch nur die alten ins Leben gerufen werden: hier sah man ein Beispiel, einen Versuch, der schon gemacht war. Mußte man ihn, da sich bald kalte anekdotische Ergänzungen in das Verhältnis Goethes und Bettinas eindrängten, auch mißlungen nennen, so war doch etwas davon übriggeblieben: ein Gedicht*.

Und wurde dies Gedicht durch die kalte Reaktion der Wirklichkeit, als Bettina und Goethe der Poesie, die sie um sich gewoben hatten, nicht mehr gewachsen waren, eine Elegie, so erhob es Charlotte Stieglitz, als sie den Dolch ergriff, zur Tragödie. An diesem traurigen Ereignisse sah man, daß die

* Leider mußte man später sagen: eine Täuschung.

Wunden, die man sich selbst im ungewissen Drange und Zorne schlug, bis ans Leben gehen konnten. Was man getrieben hatte, war ein Spiel gewesen, dem nun die Laune des Schicksals ein ernsthaftes Ende gab. So gaukelt ein Schmerz in den Worten eines Freundes, der uns mit lächelnder Miene belehrt, und wir wittern nicht, daß sich dahinter Ernst verbirgt. Die Gewitter des Lebens ziehen nicht wie am Himmel herauf, drohend, in finstern Wolken, lange voraus zu berechnen; sondern wolkenlos ist der Tag, die Sonne scheint wie zum Feste, und plötzlich zuckt der Blitz durch die im Nu sich verfinsternde Aussicht. Wenn wir, des Endes uns nicht bewußt, einen Anfang wagen, den Gedanken denken ohne System, Stein' auf Steine fügen ohne Riß, Gott auch außerhalb des Himmels zu suchen uns vermessen und mit Dämonen scherzen, ohne die Hölle zu betreten, so fällt doch plötzlich das Gatter ins Tor, wir sind abgeschlossen, ohne Rückkehr, der Verzweiflung preisgegeben, während wir kaum zu scherzen geschienen hatten. Zweifel und Glauben sind von sich so fern wie Leben und Tod, und doch rinnt nichts leichter ineinander als diese. Das unglückliche Ende jener Frau mochte herbeigeführt sein durch eigene oder ihres Gatten Torheit, durch Liebe oder durch Erkaltung, durch freiwillige oder gezwungene Entsagung, Entsinnlichung oder Übergeistigung; darüber ist noch keine Auskunft zu geben; allein entschieden ist, daß man ihrem Tode eine Deutung auf den Kampf der Idee mit der Wirklichkeit gab, daß sie, wenn auch mit eigenen Lebens- und Charakterbeziehungen, ein Opfer jener Konflikte genannt werden konnte, in welche Rahels verdrießliche und Bettinas überschwengliche Beurteilung der Menschen und Verhältnisse geraten mußten. Wie sehr das alles auf gärende und dichterische Gemüter einwirkte, wird man begreifen, wenn ich gestehe, daß ich den Roman „Wally, die Zweiflerin" nicht geschrieben haben würde ohne den Tod der Stieglitz. In sternenhellen Winternächten begibt sich mehr, als wir am Ofen träumen. Man kann edel sein und weiß doch nicht, was noch edler ist. Man hat über die Dinge, die hieher gehören, und die ich verschweigen will, mit viel Vernunft, aber mit wenig Wahrheit geurteilt. Ja, es gibt sogar Irrtümer, die schöner sind als das Richtige.

Seit dem Tode des jungen Jerusalem[1] und dem Morde Sands[2] ist in Deutschland nichts Ergreifenderes geschehen als der eigenhändige Tod der Gattin des Dichters Heinrich Stieglitz. Wer das Genie Goethes besäße und es aushalten könnte, daß man von Nachahmungen sprechen würde, könnte hier ein Seitenstück zum „Werther" geben. Es sind moderne Kulturzustände, die sich hier durchkreuzen, und doch ist der Grabeshügel, der aus ihnen hervorragt, wieder in solchem Grade Original, daß die Phantasie des Dichters lebendiger nicht befruchtet werden kann.

Ein Geistlicher hat an dem winterlichen Grabe dieser armen Frau über ihr Beginnen den Fluch ausgesprochen. Das war wohl seines Amtes. Aber wir sind nicht alle ordiniert und auf das Symbol geschworen. Und doch hörte man rings von ungeheurer Verirrung summen, Nervenschwäche, falscher Lektüre; alles schlägt sich stolz an seine Brust, die schon etwas aushalten kann, und kehrt pfiffig die Eingeweide seines Verstandes heraus, um zu zeigen, wie gesund, ohne Verknotung, ohne allen Mangel sie sind. Sie zeigen lachend die Matrikel ihres Lebens, das sie in Gotha bei Arnoldi[3] versichert haben, und furchtsame, aber kühne Philosophen behaupten den alten dummen Satz, daß Selbstmord die unzulänglichste Feigheit verrate. Wenige nur ahnen es, daß hier eine Kulturtragödie aufgeführt wurde und die Heldin des Stücks bis auf den letzten Moment für zurechnungsfähig erklärt werden muß, wenigstens vor einem Tribunal, das vollkommen die Wehen unserer Zeit versteht. Es kommt hier überhaupt nicht auf das Urteil an, sondern auf die Erklärung.

Das erste Motiv des tragischen Aktes ist auch hier die Liebe; es war ein Opfer, das die Frau ihrem Manne brachte. Aber diese Liebe war eine volle, gesättigte; eine Liebe, die sich an großen Tatsachen erwärmt, und die allein imstande ist, Männer zu beglücken. Es war nicht eine allgemeine, durch das Band der

---

[1] Der Kammergerichtssekretär Karl Wilhelm Jerusalem erschoß sich 1772 in Wetzlar, weil er sich zurückgesetzt fühlte und unglücklich liebte. Sein Tod war für die Entstehung von Goethes „Werther" bedeutsam. — [2] Karl Ludwig Sand (1795 bis 1820), politischer Schwärmer, ermordete 1819 in Mannheim den russischen Staatsrat Kotzebue und wurde deshalb am 20. Mai 1820 vor dem Heidelberger Tor zu Mannheim hingerichtet. — [3] Ernst Wilhelm Arnoldi (1778—1841) schuf 1821 die Gothaische Feuer- und 1829 die Lebensversicherungsbank auf Gegenseitigkeit.

Gewohnheit zusammengehaltene Neigung, die sich bei den meisten Frauen zuletzt auf die Tatsache der Kinder wirft und von diesen aus den Mann nur noch mit einem matten, wenn auch treuen Feuer umfängt. Es war noch weniger jene egoistische Liebe der Schönheit, die sich um ihrer selbst willen nur hingibt da, wo sie Anbetung findet. Sondern ein anderes Ideal der Liebe lag hier vor, eine objektiv angelegte Liebe, eine Liebe, die sich auf Tatsachen stützt, die für beide Teile des Bandes gemeinschaftliche waren, eine Weltansicht, wechselseitige Zulänglichkeit, auf das Lebensprinzip des Wachstums und des Erkenntnisses. Diese Liebe war erfüllt, sie hatte Staffage. Beide Teile standen sich gleich, und eins durfte für das andere nicht verantwortlich sein. Ideen vermittelten hier Kuß und Umarmung. Sinnlicher Platonismus waltete; und ich glaube, die jungen Männer des Jahrhunderts werden nicht eher glücklich sein, bis die Liebe nicht überall wieder diesen idealen Charakter angenommen hat, den sie sogar vor vierzig Jahren schon hatte.

Charlotte hatte vor dem Todesstoße noch in Rahels Briefen gelesen. Rahel würde ihren Gemahl nie haben so unglücklich machen können, denn sie wollte keine Resultate wie Charlotte; sie ergab sich nur dialektischen Umtrieben, dem Genuß, die Dinge von einem ihr nicht angebornen Standpunkt anzusehen: Rahel zog, wie Lessing, das Suchen der Wahrheit der Wahrheit selbst vor. Charlotte kannte diese Resignation des Gedankens nicht; sie war kein Zögling der Frivolität wie Rahel, zu deren Füßen die Mirabeaus und Catilinas des preußischen Staats und der Periode 1806 gesessen hatten.

Rahel war Negation, Brillantfeuer, Skeptizismus, innerer Geist. Sie nahm keinen Gedanken auf, wie er ihr gegeben wurde, sondern wühlte sich in ihn hinein und zerbröckelte ihn in eine Menge von Gedankenkörnern, die immer die Form des Geistreichen und ein Drittel von der Physiognomie der Wahrheit hatten. Rahel unterhandelte mit dem Gedanken; sie war kein Weib der Tat: wie kann sie Selbstmord lehren! Charlotte dagegen war Position, dichterisch, gläubig, immer Seele. Sie beugte sich vor den Riesengedanken der Zeit und der Tatsache, und ihr Geist fing erst da an sich zu entfalten, wo es galt, diese

Gedanken zu ordnen. Charlotte war System. Weil sie nicht alles kombinieren konnte, was die Zeit brachte (können wir's denn?), so blieb ihr nichts übrig als ihr großer, starker Wille. Charlotte konnte sterben auch ohne Rahel.

Wie aber und wodurch alles auf diese Höhe kam, das wird nur durch Heinrich Stieglitz einzusehen sein; denn wir sagten schon, daß hier nichts ohne die Liebe war. Heinrich Stieglitz, wie man ihn früher in Berlin sah im braunen Rock und Quäkerhut, luftdurchschneidend, in keck berechneter Haltung, ging aus den Bildungselementen hervor, die vorzugsweise die Berliner seit zehn Jahren charakterisiert haben. Ein Jude, getauft, liebte er Hegel, Goethe, die Griechen, die Philologie, die preußische Geschichte und die deutsche Freiheit, russisches Naturleben, polnische Begeisterung, alles durcheinander. Nebenbei mußte er auf der königlichen Bibliothek in Berlin mit Bedienten und Dienstmädchen verkehren, die für ihre Herrschaft die entlehnten Bücher holten, über welche er ein Register führte. Himmel, Erde und Hölle lagen hier ziemlich nahe beieinander. Wo Einheit? Wo Ziel und Ende?

Stieglitz dichtete; man wollte es nicht zugeben, daß er originell war. Natürlich! Es ist ja alles so öd und trist in Deutschland, die Dinge sind subjektive Geschmacksache geworden, und da, wo in der Restaurationszeit Geist, Leben oder meinetwegen auch nur das Aufsehen war und die Tonangabe, überall fand Stieglitz Widerspruch. Er, der mit Hafiz schwelgte und auf den asiatischen Gebirgsrücken gesattelt saß[1], geriet in Gefechte mit Saphir[2]. Seine Ideale wurden ihm profaniert. Auch Menzel wies ihn kalt zurück, weil er keine Einseitigkeit antraf. Die Julirevolution brach an und ergriff seine Muse wie seine Meinung. Da erschienen „Lieder eines Deutschen"[3], den Tiersparti[4] vergötternd und doch von den Repräsentanten des Tiersparti aus Inkonsequenz wieder nicht recht eigentlich anerkannt. Wo ein Ausweg? Stieglitz liebte die Goethesche

---

[1] Anspielung auf die „Bilder des Orients" (Leipzig 1831—33, 4 Bde.) von Heinrich Stieglitz. — [2] Moritz Gottlieb Saphir (1795—1858), Journalist und Herausgeber humoristischer Schriften. — [3] Gemeint sind wohl die „Stimmen der Zeit in Liedern" (2. Aufl., Leipzig 1839) von Stieglitz. — [4] Vgl. S. 20 dieses Bandes, Anm. 2.

Poesie und die Freiheit und konnte keine Brücke finden. Er fühlte sich unheimlich in den Systemen, die ihn zunächst umgaben; die Fragen der Welt fanden Eingang in sein empfängliches Herz. Aber auch hier wieder soll alles Meinung, Wahrheit die Prosa der Partei sein. Ist denn wirklich die Freiheit ohne Schönheit? Kann man nicht mehr Dichter für sich sein und doch ein Stolz für die Patrioten, wie es früher war, wo der alte Grenadier sang[1]?

Der unglückliche Dichter ging noch weiter in seiner Verzweiflung. Er saß im Schimmer der nächtlichen Dichterlampe, Ruhe auf der Straße, das weiße Papier, das Leichenhemd der Unsterblichkeit, durstig nach Worten der Unsterblichkeit, vor ihm. Im Nebenzimmer schlägt Charlotte zuweilen das Klavier an. Der Dichter hat Tränen im Auge. Denn war ihm eine andere Leiter zum Himmel im Augenblicke sichtbar, als die, die sich aus einem solchen zitternden Tone aufbaute? Wo ist Wahrheit? Wo Licht, Leben, Freiheit? Wo ist alles, was man haben muß, um — ein großer Dichter zu sein? Das ist's! Wo ist der Haß eines Dante, rechter, tiefer ghibellinischer Haß? Wo die Blindheit eines Milton? Wo der Bettelstab Homers? Wo die Situation eines Byron, geschaffen aus eigenem Frevel und aus der ricochettierenden[2] Rache des Himmels? Wo Wahrheit und ein großes, stachelndes, unglückliches Leben? Ach, nichts als Lüge, heiterer Sonnenschein, reichliches Auskommen und der Bekanntschaft lästiger Besuch! Der arme Heinrich liegt krank an der Miselsucht; wo ist des „Meigers" Tochter, die sich für ihn opfere[3]?

Ich meine es aufrichtig mit diesen Worten und fühle, welche tragische Wahrheit in ihnen liegt. Sie drücken den Schmerz unserer poetischen Jugend aus, von welcher die altkluge öffentliche Meinung verlangt, daß sie sich zusammenscharen solle und sich aneinanderreihe, um das zu besingen, was die Weltgeschichte dichtet. So fühl' ich wenigstens; vielleicht dachte Stieglitz anders. Vielleicht dachte er an seine Verse und abstrahierte vom Momente; vielleicht dachte er an die Stellung in der Literatur-

[1] Ludwig Gleim (1719—1803), ahmte in seinen Gedichten den Anakreon nach. Hier sind seine „Lieder eines preußischen Grenadiers" gemeint (Berlin 1758). — [2] Zurückprallenden. — [3] Anspielung auf Hartmann von Aues Epos „Der arme Heinrich" (um 1200); dort will sich die Tochter eines Pächters für den aussätzigen Herrn opfern, der nur gerettet werden kann, wenn eine reine Jungfrau ihr Herzblut für ihn hingibt.

geschichte und an die Sonderbarkeit, daß gerade Homer, Virgil, Ariost, Petrarca zu ihrer Zeit so viel „gemacht" haben und Heinrich Stieglitz jetzt gar nichts; vielleicht dachte er nur an die harmlose Persönlichkeit, wie sich diese zu allen Zeiten, unabhängig von den Zeiten, dichterisch ausgesprochen hat: kurz, er fand, daß man eine großartige Staffage seines Schicksals haben müsse, um originell zu sein in der Lyrik, erhaben im Drama, interessant im sogenannten Infanteristenausdruck, in der oratio pedestris, und lechzte nach einem Ereignis, das sein Inneres revolutionieren sollte!

Töricht, wenn man Stieglitz den Vorwurf macht, daß er seine Gattin in diesen Strudel hineinriß. Sie mußte doch wahrhaftig wissen, was seine Stirn in Runzeln zog, und mußte teilen, was an seinem Wesen nagte. Sie stand auf der Höhe, sein Unglück zu begreifen. Sie fühlte, daß dem Manne eine Staffage seiner so nüchternen Begeisterung fehlte. Das gewöhnliche Geschwätz der Tanten, die ein Interdikt legen auf Annäherungen zwischen ihren Nichten und sogenannten Schöngeistern, Kraftgenies, Demagogen, die Philisterei großer und patriotischer Städte, die ihren Töchtern nur angestellte und offizielle Jünglinge zu lieben erlaubt und jedem Manne, der Bücher macht, den Rat gibt, unbeweibt zu bleiben, der lieben Kinder, des Brotes und der Poesie selbst wegen, die ja besser gedeihe ohne bürgerliche Rücksichten und Witwenkassen; diese ganze Misere kam doch wohl nicht in Charlottens erhabene Seele. Es ist falsch, ihr geschwätzigen Robberspielerinnen und Ehefrauen aus der gemäßigten Zone, wenn ihr glaubt, die närrische Doktorin Stieglitz, das beklagenswerte Wesen, habe sich deshalb — beendigt, wollen wir's nennen, um ihrem Mann Ruhe zu schaffen, ihn aus dem Bereich der vierwöchentlichen Wäsche zu bringen und ihm die Sorgen zu ersparen: was werden wir essen? was werden wir trinken? Daran dachte sie nicht. Nicht Ruhe, sondern Erhebung, titanische Verzweiflung gönnte sie ihrem Manne. Sie gab sich als Opfer hin, nicht um ihn zu heilen, sondern um ihn in tiefe Krankheit zu werfen. Sie wollte seiner Melancholie einen grellen, blutroten und ach! nur zu gewissen Grund geben. Sie wollte ihn von der Lüge befreien,

Sie gab sich hin dem Tode, jung, liebreizend, mitten im Winter, gleichgültig gegen die Hoffnung des Frühlings, resigniert auf den gewiß für sie noch bestimmt gewesenen langen Faden der Parze, bereit, das Geheimnis des Todes zu erproben, lange, lange vor dem Müssen, resigniert auf jede Freude und Anmut, die in der Zukunft noch für sie blühen konnte . . . Die Tat ist nun geschehen. Das Grab ist stille. Schnee bedeckt den Hügel. Die Neugier ist befriedigt. Was soll man schließen? Ihr nichts, wir alle nichts. Was soll Heinrich Stieglitz? Armer Überlebender! Du bist ein trauriger, unglücklicher Rest. Dein Unglück, das nun da ist, ist ohne Energie. Dein Unglück überragt dich! Du bist ihm nicht gewachsen! Was wirst du tun? Die ungeheure Tat besingen? Gewiß, ein Totenopfer steht dir an. Dante hätte dieser Anregung nicht bedurft, Goethe auch nicht. Willst du die Tatsache überwinden, sie aufnehmen in dein Blut und unterbringen in den Zusammenhang deiner Gedanken, so mußt du so groß sein wie Dante und Goethe. Wirst du öffentlich von dem Opfer zehren, das im geheimen dir die Liebe gebracht hat? Ich beschwöre dich, bring an das Risiko deiner Verse nicht den gewaltigen Schmerz heran, den du empfindest! In diesem Ganzen liegt zuviel Erhabenheit, daß nicht das Ende eine — Komödie sein müßte. Wahrlich, Poesie wäre dann hier nichts mehr; das Motiv und die Staffage ist größer als das, was sich darauf bauen läßt. Es ist nicht mehr die Welt, in der hier etwas Seltenes vorgegangen ist, sondern ein enger Raum von vier Wänden, eine Bühne von drei Wänden; es ist eine Tragödie. Aber noch ist die Tragödie nicht vollständig. Willst du sie abrunden?

Charlotte Stieglitz ist an zwei Irrtümern gestorben, die beide denselben Gegenstand betrafen, und von denen einer den andern ablöste. Im Anfang glaubte sie an die Poesie ihres Mannes, sie wühlte in seinem langen Haare, sie erschrak vor dem Trotz seines Auges, sie dachte sich in Heinrich Stieglitz einen Adler, der auf dem höchsten Gipfel des Parnasses horstete. Alles, was das liebende Mädchen Großes und Stolzes von Männern ahnte, was sie Erhabenes in der handelnden Hälfte des vierfüßigen Begriffes Mensch voraussetzte, glaubte sie in

ihrem Verlobten anzutreffen. Da war kein kühnes Bild, kein prometheisches Gleichnis, das sie nicht auf ihn angewandt hätte. Das war ihr erster Irrtum, sie glaubte sich mit einem Titanen zu vermählen.

Als sie von diesem ersten zurückkam, verfiel sie in den zweiten. Nachdem sie eine schlaffe, ermüdete, selbstquälerische Natur angetroffen hatte, einen Dichter mit verbrauchten Bildern, einen Gelehrten mit klaffenden Wissenslücken, als aus seinem Munde die Vergangenheit statt der Gegenwart, der Orient statt des Vaterlandes, die Goethesche Reminiszenz statt des Genies sprach, da gab sie ihn verloren und irrte dahin. Sie glaubte, daß er noch anders werden könnte. Seine Zukunft wollte sie retten, sein Fundament, seine Mitgift der Natur, alles, wozu er werden konnte unter andern Voraussetzungen, in Griechenland als Verbannter, in der Wüste Sahara als Pilger, in seiner Einbildungskraft und Hypochondrie als ein Tor. Sie wollte ihn retten. Sie wollte ihm die Lüge aus seinen ermatteten Augen wischen, wollte das Einerlei einer ewigen Selbsttäuschung von den vier Wänden nehmen, die ihn umgaben, wollte ihm die klassische Wahrheit statt der romantischen Hypothese geben.

Beide Irrtümer würden nie mit dem Tode der Frau geendet haben, hätten sie nicht in einer und derselben Betrachtung ihr gemeinschaftliches Band gefunden. Diese Betrachtung war religiös-christlicher Art. Sie war soviel als Resignation und Opfertod und drückte sich in der männlichen, energischen Frau nicht phantastisch, sondern bürgerlich und wirtschaftlich aus. Ihr erster Schmerz bei ihrem ersten Irrtum war die Notwendigkeit einer gewissen Existenz gewesen, in welche sie den Geliebten durch ihre Liebe versetzt hatte. Sie ertrug es schwer, daß ein Titan an der Kette gehen, ein Bote des Olymps ein Unterkommen bei der königlichen Bibliothek suchen mußte. Schmerzhaft dachte sie: mir kleinen, überflüssigen Frau zu Gefallen, um meine Küsse und Umarmungen zu haben, um mir des Jahres zwei neue Kleider auf den Leib zu schaffen, steigt da ein (umgekehrter) Ganymed vom Himmel und notiert als königlicher Kustos Bücher, die man von einer öffentlichen Anstalt entleiht! Damals schon war sie dem Tode näher als dem Leben.

Der Gedanke der Aufopferung wurzelte fest in diesem kleinen holdseligen Kopfe, der soviel Ernst und Mut umschloß. Denn die Frauen sind seltsam. Ihre kleine Welt beherrscht sie ganz. Aufopferung war die Brücke, die vom ersten zum zweiten Irrtum führte. Sie war so fromm und gläubig, daß sie es sich nicht möglich dachte, ein Mißgriff könnte den andern ablösen. Im zweiten müßte sie das Rechte treffen, sann sie: der Faden, der sie durch das Labyrinth führte, sei die Liebe. Wann ich stürbe, dachte sie, würd' ich seine Zukunft erlösen und in sein Dichten und Trachten die Erinnerung eines gräßlichen Moments flechten, wie einen roten Faden in Schiffstaue. Der Schlüssel seiner Zukunft würde wie in dem Märchen in Blut gefallen sein und kein Versuch ihm gelingen, vom Metall die Spur seiner die Götter versuchenden Trägheit abzuwischen. Tummle dich, Heinrich, in den Wirren der Welt! Verscheuche durch stolze und erhabene Leistungen die üble Nachrede, die mein Tod über deinen Namen bringt! Zeige dich gefaßt, nicht aus Kälte oder Schwäche (die Schwächlinge sind bald beruhigt), sondern aus einem Entschluß, der nachhaltig, der so riesengroß ist, daß er über dein ganzes künftiges Leben einen Versöhnungsschatten wirft! So dachte sie und gab sich in einer Dezembernacht selbst den Tod, um eine Zeit der Zukunft, wo Advent auf jedem Antlitz strahlt und der Kranke des Frühlings harrt.

Die in dem „Denkmal Charlottens"[1] erschienenen Briefe, Bemerkungen und Tagebuchauszüge beurkunden keine Denkerin wie Rahel, keine Dichterin wie Bettina, aber einen starken Willen, eine ungewöhnliche Kraft im Dulden, Bildungsfähigkeit, ein edles Weib. Manches, was aus ihrem Munde kommt, ist artig gesagt, Stil und Urteil sind scharf ausgeprägt. Man sieht hier eines jener schönen weiblichen Wesen, die uns zum Glück noch oft begegnen: nicht originell, nicht begünstigt von der Natur, etwas ernst, schwer und nachsinnend im Begreifen, nicht einmal besonders arrondiert in den weiten Gebieten des Wissensnötigen; aber glau[2] und munter sich dafür interessierend, zuweilen gespornt vom edelsten Ehrgeiz, sinnig zuhörend bei

[1] „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal" von Theodor Mundt (Berlin 1835). — [2] Hellen Geistes.

ernstem Gespräch und aus tiefster Naivetät zuweilen dialektische Momente spendend, die der Debatte eine neue Wendung geben. Charlotten die Produktion anzuraten, war jedenfalls ein Mißgriff, der sich aus der Freude entschuldigen läßt, wenn man soviel Liebe, Zartheit, Unschuld für die Literatur hätte erobern und auch von andern bewundert sehen können.

Der Biograph (Theodor Mundt) ordnete den reichlich vorliegenden Stoff mit umsichtigem Blick und hielt sich in seinem eigenen Urteil der Gerechtigkeit so nahe, als es persönliche Rücksichten gestatteten. Es muß einst eine Revision der Akten dieses Prozesses geben, die außerhalb des Mundtschen Buches liegt. Wir freuen uns nur, daß der Biograph diese weitere Appellation anzuerkennen scheint und nichts vorwegnimmt, was sonst noch dem einen oder andern in dieser Sache moralisch angerechnet werden kann. Besonders anziehend ist der sentimentale Schmelz in Mundts Darstellung, eine elegische Gestrecktheit und poetische Blumenfülle des Stils, die wir überall unnatürlich finden sollten, die aber hier so an ihrer Stelle ist, daß wir sie ungern vermissen würden. Auch des Darstellers Schwelgerei in Schilderung poetischer Beziehungen, in Ausschmückung des Gedankens, die Frau eines Dichters zu sein, ist etwas, das hier dem kalten, stoischen, pietistischen Urteil der Menge gegenüber Wirkung hat. Denn es gehört Mut dazu, diesen altklugen Menschen, die sich auf ihre Zufriedenheit und auf sich selbst soviel einbilden und kein einziges Martyrium kennen als die jeweiligen kleinen Störungen des Optimismus, gegenüber zu trotzen auf Rosen und zarte Gefühlsergüsse, ja selbst auf den preisgegebenen, bemitleideten, bürgerlich mißgeachteten Namen eines Dichters. Oft glaubt man den Biographen für sich selbst streiten zu hören, wo er doch nur von sich die Farben lieh, um das auszumalen, was Charlotte Glorienhaftes mit Recht in der Dichtkunst, mit Unrecht in ihrem Gatten zu sehen glaubte.

Ein Besuch bei Bettinen[1].

1837[2].

Es war an einem kalten, regnerischen Tage des Spätherbstes. „Unter den Linden“ in Berlin waren die Bäume von ihrer gelben Last (nur wenn sie grün sind, sind die Blätter dem Baum eine Freude) befreit; auch die Säle der Kunstausstellung, die für den schwindenden Sommer in Berlin immer einen Ersatz an ästhetischen Anschauungen zu geben pflegen, waren schon geschlossen. Mich fröstelte selbst im Überzieher. Mit einiger Befangenheit blickte ich zu den Fenstern jener märchenhaften Erscheinung, Bettina Brentano, hinauf, die mitten in dem enggeschnürten Dasein unserer modernen Beziehungen den Mut gehabt hatte, ein *Kind* zu bleiben und ihre Empfindungen auszusprechen, ohne die Folien zu bedenken, die heute das Große, Erhabene und Schöne erwägen muß, um für groß, erhaben und schön anerkannt zu werden.

Es ist ein eigenes Gefühl, geistig von einem Namen angeregt, längst schon mit seinen ideellen Beziehungen vertraut zu sein und zu den Phantasien, die man sich von einer Erscheinung innerhalb der Kunst oder Wissenschaft gebildet hat, nun das leibhafte Gegenbild in Wirklichkeit zu sehen. Eine Persönlichkeit, die wir uns nur genienhaft denken konnten oder erhaben wie den olympischen Zeus oder phantastisch wie einen Sänger zu Ossians Zeiten, tritt uns im Frack oder Warschauer Schlafrock oder im weiblichen Negligé mit Haarwickeln entgegen, und wir wissen nicht, sollen wir bei der Begrüßung zuerst an Knigge oder an die Stellung denken, die der Begrüßte im Reich der Geister einnimmt. Wir mühen uns lange, bis wir die Vorstellungen, die wir von dem hohen Geiste vorgefaßt hatten,

---

[1] Vgl. S. 98 dieses Bandes, Anm. 2. — [2] Muß heißen 1840; vgl. die Anmerkung am Schlusse dieses Bandes.

wieder gesammelt haben in den Kreis der bürgerlichen Sphäre, in der wir unsern Angebeteten begrüßen. Wieviel große Denker und Dichter gibt es leider, zwischen deren äußerem Auftreten und ihren geistigen Gebilden eine so unermeßliche Kluft liegt, daß wir in dem einen kaum das andere wiedererkennen! Die Wahrheit ihres Genies ist bei ihnen nicht zur Wahrheit des Menschen geworden. Wenn man einen Dichter, der uns oft den Vorhang vom dunkeln Geisterreiche hinwegzog und uns in die Sphären einer Unsterblichkeit hineinblicken ließ, die ihm gewiß genug ist; wenn man ihn z. B. mit einem Jabot sieht, auf dem gelbe Tabaksflecken auf die Gewohnheit eines narkotischen Tropfenfalles schließen lassen: das ginge noch. Aber wenn wir die persönliche Bekanntschaft eines Philosophen, dessen Moralgesetz die Selbstbeherrschung ist, mit einem Wortwechsel anknüpfen, über dessen Gelärm und Gezänk wir ihn betreffen, während ein Hund dazwischenbellt, die Hausfrau eine Terrine zerschlägt und die Kinder schreien, da kann man wohl sagen, daß große Menschen wie Landschaften aus einer gewissen Entfernung gesehen werden müssen, und daß das Genie immer klein dastünde, würde man seine Geschichte nach den Mitteilungen seines Kammerdieners schreiben.

Bei Bettina hab' ich mich aber nicht getäuscht. Ich dachte mir: ein Wesen, das in seiner Jugend ein Elfenkind war, kann im Alter nur eine Zauberin, eine Norne werden. Und so traf ich sie. Es lag mir etwas Dämonisches in ihrer Erscheinung; ich fühlte es, daß sie der Natur näher stand als ich. Ein grauer Schlafrock, ohne Eleganz, umschloß kleine und behende Glieder. Bettina ist von mittlerem Wuchs, behend, schmächtig, in ihrer Jugend gewiß wie eine Gazelle. Noch hat sie die schönen Augen einer Gazelle, aber auch das Zitternde, Ungewisse des Tierauges, sie ist hierin der Natur näher als wir, die wir unsere Blicke zügeln und sie nicht vor unsern Gedanken vorausschießen lassen. Schönes, schwarzes, ich möchte sagen römisch-katholisches Haar verrieten zwei Locken, die vorn über die Stirn herunterglitten und das Ansehen eines gebrannten Toupets hatten, das, im Nebel feucht geworden, sich auflöst. Die Kräuselung wollte nicht Stich halten, die beiden Locken hätten ebensogut zwei

Zöpfe werden können. Mit unruhiger Behendigkeit lief Bettina in dem fast möbellosen Zimmer von einer Reliquie zur andern; da war Goethe im Kreise seiner Eltern gemalt, da hingen Gipsabgüsse von Schinkelschen[1] und ihren eigenen Basreliefs, da lagen Mappen mit Kartons und Zeichnungen, ein Flügel stand in der Nähe, und wenn Bettina nicht von einem zum andern hüpfte, um mir etwas zu erklären, so saß sie unruhig auf dem Sofa und zerpflückte während des Sprechens eine Oblate nach der andern, die sie aus einem Kästchen langte. Eine so fiebernde Aufregung! Es ist in ihr alles Leben — und das Lebenszeichen des Lebens ist Zerstörung. Sie hörte während zwei Stunden, wo ich sie sprach, nicht auf, Oblaten zu zerpflücken.

Diese zwei Stunden einer mir unvergeßlichen Unterhaltung rauschten wie Sekunden vorüber. Wir sprachen über alles und hätten doch, als wir schieden, erst anfangen mögen! Diese Vielseitigkeit, diese Gedankensprünge, diese geistreiche Formgebung im Momente, dieses neckische Spiel mit der Wahrheit oder mit dem Schein derselben — es bezauberte. Als ich aufstand und unten auf der Straße die wunderbaren Eindrücke zusammenhalten wollte, war es mir, als wär' ich aus einem Tropfbade gekommen, oder als hätte ich auf einer üppigen Weinranke schwebend gesessen und wäre von allen Seiten her wie aus unsichtbaren Felsenöffnungen mit einem ununterbrochenen Staubregen geneckt worden. Auch so frei und frisch, so gestärkt fühlte ich mich nach diesem geistigen Bade. Ich begriff nun wohl, was sie mir selbst mit jener kleinen Koketterie, die eben zu den Reizen ihrer Erscheinung gehört, erzählte, daß Schleiermacher, wenn dieser in der Akademie hätte über einen philosophischen Gegenstand lesen müssen, ihr sagte: „Bettina, schreib mir über Musik, über Liebe, kurz über das, was ich abzuhandeln habe, einen Bogen voll von deinem Zeuge auf!" — „Er brauchte es zwar nicht", sagte sie; „aber es regte ihn an." Und gewiß, die schaffende Gedankenarbeit in vielen Genien wird gesteigerter, schwungreicher, hören sie in der Ferne Musik. Auch Gedanken eines andern können für unser eigenes Denken geistige Resonanz

[1] Karl Friedrich Schinkel (1781—1841), Architekt und Maler, Begründer der neuklassischen Richtung in der Architektur.

werden. Schleiermacher kam in die Region, wo er nach einem positiven Resultate strebte, wenn ihm Bettina das, was bei ihm Gedanke werden mußte, als Klang, naive Intuition aussprach.

Worüber ich mit Bettinen verhandelte, darüber ein andermal. Will man ihren Geist genießen, so bemerke ich nur noch dies, daß man sich nichts daraus machen muß, wenn man sich selbst lächerlich erscheint. Sie, eine gaukelnde Sylphide, ist dem bedächtigen Ernst des Mannes immer im Vorsprung. Man berührt eine Frage, will sie ergründen, aber Bettinen ist es nur um einen Blitzstreifen zu tun, der plötzlich darauf fällt, der einen magischen Schimmer auf die Frage gleiten läßt, sie auf einen Augenblick prächtig erleuchtet, als platzte eine Leuchtkugel im Mondenschein — dann ist's aus und wieder Nacht. Der geistvollste Mann ist ihr gegenüber, da sie nicht Stich hält, sondern immer springt und abschweift, ein Pedant. Sie wirft dir ein Paradoxon an den Kopf, du sinnst darüber, willst Aufklärung und wirst von ihr wie ein Bär im Kreise herumgeführt; sie spottet deiner Gründlichkeit; sie ist nur Poet.

Bettina spricht noch immer ihr Frankfurter Deutsch, eine bequeme Sprache, die sich's mit den Endsilben leicht macht, viel unnützes, widerspenstiges Konsonantenvolk schnell verschluckt und die Vokale nach Belieben lang oder kurz beim Kragen nimmt. Sie ist damit so resolut, wie es gewiß auch die Frau Rat war.

Bettina hat eine Hand, so weiß, zart gepflegt und magnetisch, daß sie nie aufhören wird, Lippen anzuziehen.

Georg Büchner[1].

1837.

Um den Ton zu verstehen, worin dieser Nachruf an einen früh vollendeten jungen deutschen Dichter gehalten ist, denke man sich eine Freundschaft, die aus der Ferne, ohne persönliche Begrüßung, nur durch wechselseitige Bestrebungen, durch gleiche Gesinnungen hervorgerufen und durch das Band der Ideale zusammengehalten wurde. Man wechselt Briefe und Zusprüche, tauscht seine Zukunft aus, schüttet sich einander ein reiches Füllhorn lachender, dreister Hoffnungen in den Schoß; man spricht sich in trüben Stunden Mut zu, malt sich eine Wendung der Dinge aus, in welcher wir selbst vom Winde, der sich dreht, gefaßt werden dürften; man hofft auf persönliche Begrüßung und gibt sich Kennzeichen, wenn man sich plötzlich begegnen sollte; ein solcher Gemüt und Geist bewegender Verkehr dauert ein Jahr. Da tritt eine kleine Unterbrechung ein; der eine bestellt sein Haus, der andere rüstet sich zu einer Reise und neuen Lebensbahn. Der Briefwechsel stockt. Man ist ohne Sorge über den still fortglimmenden Freundschaftsfunken und tritt eines Tages an einen öffentlichen Ort, wo sich das Echo der tausend Tagesgerüchte, das Echo der Verfolgungen in den Zeitungen durchkreuzt. Man ergreift sorglos eine derselben und liest, daß der Freund, der hoffnungsvolle, strebende, mutige, sogar schon seit Monaten, hinübergegangen ist in das Reich des Friedens, sanft entschlummert im Arme einer Geliebten, ausgelöscht aus dem jungen Nachwuchsregister unserer Hoffnungen, tot — ja mehr als tot — schon seit Monden verstorben!

So ging es mir mit Georg Büchner, einem strebenden Jünglinge aus Darmstadt, dessen Freundschaft ich mir er-

[1] Georg Büchner (1813—37) mußte, politischer Umtriebe verdächtig, 1835 als Student der Medizin von Gießen nach Straßburg flüchten, wo er neuere Philosophie studierte; 1836 habilitierte er sich an der Universität Zürich, starb aber daselbst schon nach wenigen Monaten.

worben hatte, und der sie mir leistete mit vollem, ideenreichem Herzen. Es war eine Knospe, deren Entfaltung ein herrliches Farbenspiel am Sonnenlicht gespiegelt hätte. Noch glaubte ich einen jungen Titanen aus widerwärtigen Verhältnissen sich losringend zu wissen; und in dem Augenblicke barg ihn schon der kühle Schoß der Erde. Ich sah ihn seine Waffenrüstung zum Kampfe mit der Unbill der Zeiten schmücken — und schon schlummerte er in jenem ewigen Reiche des Friedens, wo die Widersprüche versöhnt und der Egoismus des Zeitalters in kalte Asche verwandelt ist. Ich kann jenes tiefe, grausame Weh verstehen, auf dem Totenbette mit seiner Liebe zum Leben und seinen Zukunftsträumen zu ringen, sich trennen zu müssen von dem Großen und Edlen, das man noch von sich bewahrheiten und bewähren wollte, und in jener Hand, die sich eben ausstreckte, um ein Reich des Ruhmes und der Ehre zu erobern, den lähmenden Tod zu fühlen. Junger Kämpe, vielleicht warst du ergeben, als sich die Sinne und dein Bewußtsein löften; vielleicht lächeltest du schon über der Menschen ehrgeiziges Rennen und Treiben und dachtest selig, daß alles eitel sei, daß auch die Irrtümer, die du bekämpfen wolltest, ja selbst die Dichterträume, die wie Lorbeer schon auf deiner Stirne lagen, an der Pforte der Ewigkeit wie bunte Farben sich in Vergängliches auflösen. Vielleicht vermißtest du, schon im Vorhofe der Ewigkeit, den Nachruf deiner Freunde nicht. Aber sie sind ihn dir schuldig; sie müssen dein Andenken mit frischem Rasen belegen und einen Kranz von Immergrün um das bescheidene Kreuz hängen, welches deine Grabstätte bezeichnet. Du gehörtest in die Legion der edlen Streiter für die Sache des Jahrhunderts. Die Menschen, die du haßtest, sollen wissen, wer du warst; und die, die du liebtest, sollen hören, was sie an dir verloren haben.

In den letzten Tagen des Februar 1835, dieses für die Geschichte unserer neuern schönen Literatur etwas stürmischen Jahres, war es, als ich einen gesellig verbundenen Kreis von ältern und jüngern Kunstgenossen und Wahrheitsfreunden bei mir sah. Wir wollten einen Autor feiern, der bei seiner Durchreise durch Frankfurt am Main nach Literatenart das Handwerk begrüßt und lange genug zurückgezogen gelebt hatte, um

uns zu verbergen, daß er im Begriff war, Bücher herauszugeben, welche, ob sie gleich jüdischen Inhalts waren, dennoch von der „Evangelischen Kirchenzeitung"[1] kanonisiert werden sollten. J. Jacoby* war's. Kurz vor Versammlung der Erwarteten erhielt ich aus Darmstadt ein Manuskript nebst einem Briefe, dessen wunderlicher und ängstlicher Inhalt mich reizte, in ersterem zu blättern. Der Brief lautete: „Mein Herr! Vielleicht hat es Ihnen die Beobachtung, vielleicht, im unglücklicheren Fall, die eigene Erfahrung schon gesagt, daß es einen Grad von Elend gibt, welcher jede Rücksicht vergessen und jedes Gefühl verstummen macht. Es gibt zwar Leute, welche behaupten, man sollte sich in einem solchen Falle lieber zur Welt hinaushungern, aber ich könnte die Widerlegung in einem seit kurzem erblindeten Hauptmann von der Gasse aufgreifen, welcher erklärt, er würde sich totschießen, wenn er nicht gezwungen sei, seiner Familie durch sein Leben seine Besoldung zu erhalten. Das ist entsetzlich. Sie werden wohl einsehen, daß es ähnliche Verhältnisse geben kann, die einen verhindern, seinen Leib zum Notanker zu machen, um ihn von dem Wrack dieser Welt in das Wasser zu werfen, und werden sich also nicht wundern, wie ich Ihre Türe aufreiße, in Ihr Zimmer trete, Ihnen ein Manuskript auf die Brust setze und ein Almosen abfordere. Ich bitte Sie nämlich, das Manuskript so schnell wie möglich zu durchlesen, es, im Fall Ihnen Ihr Gewissen als Kritiker dies erlauben sollte, dem Herrn Sauerländer zu empfehlen und sogleich zu antworten. — Über das Werk selbst kann ich Ihnen nichts weiter sagen, als daß unglückliche Verhältnisse mich zwangen, es in höchstens fünf Wochen zu schreiben. Ich sage dies, um Ihr Urteil über den Verfasser, nicht über das Drama an und für sich, zu motivieren. Was ich daraus machen soll, weiß ich selbst nicht, nur das weiß ich, daß ich alle Ursache habe, der Geschichte gegenüber rot zu werden; doch tröste ich mich mit dem Gedanken, daß, Shakespeare ausgenommen, alle

---

* Siehe „Rückblicke auf mein Leben" (Berlin, Hofmann), S. 142[2].

---

[1] Vgl. S. 33 dieses Bandes, Anm. 1. — [2] Vgl. Bd. 4 dieser Ausgabe, S. 177, Z. 6ff.; über Jacoby vgl. S. 18 dieses Bandes, Anm. 2.

Dichter vor ihr und der Natur wie Schulknaben dastehen. — Ich wiederhole meine Bitte um schnelle Antwort; im Falle eines günstigen Erfolgs können einige Zeilen von Ihrer Hand, wenn sie noch vor nächstem Mittwoch hier eintreffen, einen Unglücklichen vor einer sehr traurigen Lage bewahren. — Sollte Sie vielleicht der Ton dieses Briefes befremden, so bedenken Sie, daß es mir leichter fällt, in Lumpen zu betteln, als im Frack eine Supplik zu überreichen, und fast leichter, die Pistole in der Hand: la bourse ou la vie! zu sagen als mit bebenden Lippen ein: Gott lohn' es! zu flüstern. G. Büchner."

Dieser Brief, den ich abdrucke, um sogleich ein Bild des Charakters zu geben, dessen Erinnerung wir feiern, den ich auch, unbekümmert um seine noch lebenden, vermöglichen Eltern, abdrucke, weil wir die kleine Affektation und das unmotivierte Elend darin bald erklären werden, reizte mich, augenblicklich das Manuskript zu lesen. Es war ein Drama: „Dantons Tod". Man sah es der Produktion an, mit welcher Eile sie hingeworfen war. Es war ein zufällig ergriffener Stoff, dessen künstlerische Durchführung der Dichter abgehetzt hatte. Die Szenen, die Worte folgten sich rapid und stürmend. Es war die ängstliche Sprache eines Verfolgten, der schnell noch etwas abzumachen und dann sein Heil in der Flucht zu suchen hat. Allein diese Hast hinderte den Genius nicht, seine Begabung in kurzen scharfen Umrissen schnell, wie im Fluge, an die Wand zu schreiben.

Alles, was in dem lose angelegten Drama als Motiv und Ausmalung gelten sollte, war aus Charakter und Talent zusammengesetzt. Jenes ließ diesem keine Zeit, sich breit und behaglich zu entwickeln; dieses aber auch jenem nicht, nur bloß Gesinnungen und Überschweifungen hinzuzeichnen, ohne wenigstens eine in der Eile versuchte Abrundung der Situationen und namentlich der aus der köstlichsten Stahlquelle der Natur fließenden hellen und muntern Worte. „Dantons Tod" ist im Druck erschienen[1]. Die ersten Szenen, die ich gelesen, sicherten ihm die gefällige, freundliche Teilnahme jenes Buchhändlers noch an dem bezeichneten Abend selbst. Die Vorlesung einer

[1] Zuerst im „Phönix. Frühlingszeitung für Deutschland", Jahrgang 1835, Nr. 73—77 und 79—83.

Auswahl davon, obschon von diesem oder jenem mit der Bemerkung, dies oder das stände grade so im Thiers[1], unterbrochen, erregte Bewunderung vor dem Talent des jugendlichen Verfassers.

Kaum hatte Georg Büchner einen Bescheid, so erfuhren wir, daß er auf dem Wege nach Straßburg war. Ein Steckbrief im „Frankfurter Journal" folgte ihm auf der Ferse. Er hatte in Darmstadt, vor seiner Familie sogar, verborgen gelebt, weil er jeden Augenblick befürchten mußte, in eine Untersuchung gezogen zu werden. Er war in jene unglückseligen politischen Wirrnisse verwickelt, die in so vielen Familien die Ruhe untergraben, so vielen Vätern ihre Söhne und Frauen ihre Gatten genommen haben. Ob ihn nur Verdacht oder eine erwiesene Beschuldigung verfolgte, weiß ich nicht; man versicherte, daß er den Frankfurter Vorfällen[2] nicht fremd gewesen. Vielleicht hatten ihn auch nur seine in Straßburg früher fortgeführten Studien verdächtig gemacht. Jedenfalls ergab sich, daß Büchner die Partie der Flucht gern ergriff. Er war mit einer jungen Dame in Straßburg versprochen; das Exil, für andere eine Plage, war für ihn Wohltat. Er gestand mir ein, daß er die Teilnahme seiner (wahrscheinlich loyalen) Eltern durch seine tollkühnen Schritte auf eine harte Probe stelle, und daß er nicht den Mut hätte, diese abzuwarten. Dies spornte ihn an, sich selbst einen Weg zur bürgerlichen Existenz zu bahnen und von seinen Gaben die möglichen Vorteile zu ziehen. Daher das verzweifelnde Begleitungsschreiben des „Danton": das „Pistol" und die unschuldige Banditenphrase: la bourse ou la vie!

Mehre der aus Straßburg an mich gerichteten Briefe Büchners sind mir nicht mehr zur Hand. Ich hatte indessen große Mühe mit seinem „Danton", da solche Dinge, wie sie Büchner hingeworfen, Ausdrücke, die er sich erlaubte, heute nicht gedruckt werden dürfen. Es tobte Sansculottenlust in der Dichtung; die Erklärung der Menschenrechte wandelte darin, mit Rosen bekränzt, aber nackt. Die Idee, die das Ganze zu-

---

[1] Louis Adolphe Thiers (1797—1877), französischer Staatsmann und Geschichtschreiber; hier ist seine „Histoire de la révolution française" (Paris 1823—27, 10 Bde.) gemeint. — [2] Vgl. S. 47 dieses Bandes, Anm. 1.

sammenhielt, war die rote Mütze[1]. Büchner studierte Medizin. Seine Phantasie spielte mit dem Elend der Menschen, in das sie durch Krankheit geraten; ja, die Krankheiten des Leichtsinns mußten ihm zur Folie seines Witzes dienen. Die dichterische Flora des Buches bestand aus Feld- und aus Quecksilberblumen. Jene streute seine Phantasie, diese seine übermütige Satire. Um dem Zensor nicht die Lust des Streichens zu gönnen, ergriff ich selbst dies Amt und beschnitt die wuchernde Demokratie der Dichtung mit der Schere der Vorzensur. Da fühlt' ich wohl, wie gerade der Abfall des Buches, der unsern Sitten und Verhältnissen geopfert werden mußte, der beste, der individuellste, eigentümlichste Teil des Ganzen war. Lange, zweideutige Dialoge in den Volksszenen, die von Witz und Gedankenfülle sprudelten, mußten zurückbleiben. Die Spitzen der Wortspiele mußten abgestumpft werden oder durch aushelfende dumme Redensarten, die hinzuzusetzen waren, krumm gebogen. Der echte „Danton" von Büchner ist nicht erschienen. Was davon herauskam, ist ein notdürftiger Rest, die Ruine einer Verwüstung, die mich Überwindung genug gekostet hat.

Büchner schrieb im Sommer 1835 an mich: „Straßburg. Verehrtester! Vielleicht haben Sie durch einen Steckbrief im ‚Frankfurter Journal' meine Abreise von Darmstadt erfahren. Seit einigen Tagen bin ich hier; ob ich hier bleiben werde, weiß ich nicht, das hängt von verschiedenen Umständen ab. Mein Manuskript wird unterderhand seinen Kurs durchgemacht haben. Meine Zukunft ist so problematisch, daß sie mich selbst zu interessieren anfängt, was viel heißen will. Zu dem subtilen Selbstmord durch Arbeit kann ich mich nicht leicht entschließen; ich hoffe, meine Faulheit wenigstens ein Vierteljahr lang fristen zu können, und nehme dann Handgeld entweder von den Jesuiten für den Dienst der Maria oder von den St.-Simonisten für die femme libre oder sterbe mit meiner Geliebten. Wir werden sehen. Vielleicht bin ich auch dabei, wenn noch einmal das Münster eine Jakobinermütze aufsetzen sollte. Was sagen Sie dazu? Es ist nur mein Spaß. Aber Sie sollen noch erleben,

[1] Die Idee der demokratischen Freiheit.

zu was ein Deutscher nicht fähig ist, wenn er Hunger hat. Ich wollte, es ginge der ganzen Nation wie mir. Wenn es einmal ein Mißjahr gibt, worin nur der Hanf gerät! Das sollte lustig gehen, wir wollten schon eine Boa constrictor zusammenflechten. Mein ‚Danton' ist vorläufig ein seidenes Schnürchen und meine Muse ein verkleideter Samson."

Der wilde Geist in diesem Briefe ist die Nachgeburt „Dantons". Der junge Dichter muß seinen Thiers und Mignet[1] loswerden; er verbraucht noch die letzten Reste auf seiner Farbenpalette, von der er jene dramatischen Bilder aus Frankreichs Schreckensherrschaft gemalt hatte. Der Ausdruck ist ihm wichtiger als die Sache. Die revolutionäre Phraseologie reißt ihn hin, dafür nach idealen Unterlagen zu suchen. Er wird bald andere Ansichten haben und sich von jener Unruhe befreien, die man immer spürt, wenn man eben vom Reisewagen steigt. Der Puls schlägt dann öfter in der Minute, als man Gedanken für jeden Schlag hat. G. Büchner hörte bald auf, von gewaltsamen Umwälzungen zu träumen. Die zunehmende materielle Wohlfahrt der Völker schien ihm die Revolution zu verschieben. Je mehr jene zunimmt, desto mehr schwindet ihm eine Aussicht auf diese. Er schrieb mir unter anderm: „Die ganze Revolution hat sich schon in Liberale und Absolutisten geteilt und muß von der ungebildeten und armen Klasse aufgefressen werden; das Verhältnis zwischen Armen und Reichen ist das einzige revolutionäre Element in der Welt, der Hunger allein kann die Freiheitsgöttin und nur ein Moses, der uns die sieben ägyptischen Plagen auf den Hals schickte, könnte ein Messias werden. Mästen Sie die Bauern, und die Revolution bekommt die Apoplexie. Ein Huhn im Topf jedes Bauern macht den gallischen Hahn verenden."

Inzwischen hatte ich den erschienenen „Danton" nach Verdienst im „Phönix" gewürdigt[2]. Büchners Bescheidenheit schmollte, daß ich ihn zu hoch gestellt: er käme in Verlegenheit, meine in seinem Namen gegebenen Versprechungen zu erfüllen. Meine Kritik hatte aber noch eine andere Folge, die für unsere

[1] François Mignet (1796—1884), französischer Geschichtschreiber, verfaßte unter anderem eine berühmte „Histoire de la révolution française" (Paris 1824, 2 Bde.). — [2] Im „Literaturblatt" zum „Phönix" vom 11. Juli 1835, Nr. 27.

Zustände nicht uninteressant war. Ich erhielt aus der Schweiz einen anonymen Brief, der allem Anschein nach von der dortigen jeune Allemagne[1] herrührte, und worin mir über mein Lob eines patriotischen Apostaten, wofür nun schon Büchner galt, die heftigsten Vorwürfe gemacht wurden. Es war zu gleicher Zeit der Neid eines Schulkameraden, der sich in dem Briefe ausgällte. Den Verfasser ärgerte das einem ehemaligen Freund gespendete Lob, und um seine kleinliche Empfindung zu verbergen, hüllte er sich in pädagogische Vorwände. Der geärgerte Schulkamerad schrieb: „Bei der unbedingtesten Gerechtigkeit, die ich Büchners Genie widerfahren ließ, ist es mir doch nie eingefallen, mich vor ihm in eine Ecke zu verkriechen!" Darauf folgte ein Erguß über die Eitelkeit, in der nun der Kamerad bestärkt werden würde, eine Versicherung, daß er Büchners wahrer Freund wäre, und in einem Postskript — ob ich nicht eine Antikritik abdrucken wollte! Mir schien dies anonyme Treiben so verdächtig, daß ich Büchnern einen Wink gab und von ihm Aufklärung erhielt. Ich will die betreffende Stelle hersetzen; nicht, weil das ganze Verhältnis von Bedeutung ist, sondern weil ich darin eine Abspiegelung von Jugenderinnerungen sehe, die gewiß in vielen Lesern dieses Aufsatzes auftauchen. Wer hätte nicht in Beziehungen gestanden, wo brechen so schwer, fast unmöglich ist, und wo man durch das freundschaftliche Verhältnis doch nicht erquickt, sondern im Gegenteil nur belästigt wird und mit Freuden jede Gelegenheit ergreift, sich mit gutem Grunde die Last abzuschütteln! Büchner antwortete: „Was Sie mir über die Zusendung aus der Schweiz sagen, macht mich lachen. Ich sehe schon, wo es herkommt. Ein Mensch, der mir einmal — es ist schon lange her — sehr lieb war, mir später zur unerträglichen Last geworden ist, den ich schon seit Jahren schleppe, und der sich, ich weiß nicht aus welcher verdammten Notwendigkeit, ohne Zuneigung, ohne Liebe, ohne Zutrauen an mich anklammert und quält, und den ich wie ein notwendiges Übel getragen habe! Es war mir wie einem Lahmen oder Krüppel zumut, und ich hatte mich so ziemlich in

[1] Vgl. S. 45 dieses Bandes, Anm. 3.

mein Leiden gefunden. Aber jetzt bin ich froh, es ist mir, als wäre ich von einer Todsünde absolviert. Ich kann ihn endlich mit guter Manier vor die Türe werfen. Ich war bisher unvernünftig gutmütig, es wäre mir leichter gefallen, ihn totzuschlagen als zu sagen: Pack' dich! Aber jetzt bin ich ihn los! Gott sei Dank! Nichts kommt einem doch in der Welt teurer zu stehen als die Humanität."

Weil sich Büchner mit allen Kräften auf eine akademische Stellung vorbereitete, so konnte er seine Mußezeit nur leichten Arbeiten widmen. Er übersetzte in der Serie von Victor Hugos[1] übertragenen Werken die „Tudor" und „Borgia" mit dichterischer Verwandtschaft mit dem Original. Einen seiner Briefe, wo er die Schwächen Victor Hugos mit feinem Auge musterte, kann ich nicht wiederfinden. Alfred de Musset[2] zog ihn an, während er nicht wußte, „wie er sich durch V. Hugo durchnagen" solle, Hugo gäbe nur „aufspannende Situationen", A. de Musset aber doch „Charaktere, wenn auch ausgeschnitzte". Wie wenig er auch arbeitete und erklärte, für den „Danton", der so hurtig nicht zustande gekommen, wären „die darmstädtschen Polizeidiener seine Musen gewesen", so trug er sich doch mit einer Novelle, wo Reinhold Lenz[3] im Hintergrunde stehen sollte. Er wollte viel Neues und Wunderliches über diesen Jugendfreund Goethes erfahren haben, Neues über Friederiken und ihre spätere Bekanntschaft mit Lenz.

Büchners spätere Briefe beschäftigen sich meist mit seinen Zukunftsplänen. Sein Herz war gefesselt, er suchte eine Existenz als Schmied seines Glückes. Er hatte die Medizin verlassen und sich auf die abstrakte Philosophie geworfen. Er schrieb (wie gewöhnlich ohne Datum): „Straßburg. Lieber Freund! War ich lange genug stumm? Was soll ich Ihnen sagen? Ich saß *auch* im Gefängnis und im langweiligsten

---

[1] **Victor Hugo** (1802—85) führte in Frankreich die romantische Bewegung herauf. Von seinen vielen Werken sind hier gemeint die Dramen: „Marie Tudor" und „Lucrèce Borgia" (1833). — [2] **Alfred de Musset** (1810—57), einer der hervorragendsten modernen französischen Dichter. — [3] **Jakob Michael Reinhold Lenz** (1751—92), bedeutender Dichter der Sturm- und Drangperiode, befreundete sich 1771 in Straßburg mit Goethe, nach dessen Heimkehr er mit **Friederike Brion** (1752—1813) einen leidenschaftlichen Liebesroman anzuspinnen suchte.

unter der Sonne, ich habe eine Abhandlung geschrieben in die Länge, Breite und Tiefe. Tag und Nacht über der ekelhaften Geschichte, ich begreife nicht, wo ich die Geduld hergenommen. Ich habe nämlich die fixe Idee, im nächsten Semester zu Zürich einen Kurs über die Entwicklung der deutschen Philosophie seit Cartesius zu lesen; dazu muß ich mein Diplom haben, und die Leute scheinen gar nicht geneigt, meinem lieben Sohn „Danton" den Doktorhut aufzusetzen. Was war da zu machen? Sie sind in Frankfurt und unangefochten? Es ist mir leid und doch wieder lieb, daß Sie noch nicht im ‚Rebstöckel' (Straßburger Gasthaus) angeklopft haben. Über den Stand der modernen Literatur in Deutschland weiß ich so gut als nichts; nur einige versprengte Broschüren, die, ich weiß nicht wie, über den Rhein gekommen, fielen mir in die Hände. Es zeigt sich in dem Kampf gegen Sie eine gründliche Niederträchtigkeit, eine recht gesunde Niederträchtigkeit, ich begreife gar nicht, wie wir noch so natürlich sein können! Und Menzels Hohn über die politischen Narren in den deutschen Festungen — und das von Leuten! mein Gott, ich könnte Ihnen übrigens erbauliche Geschichten erzählen. Es hat mich im tiefsten empört; meine armen Freunde! Glauben Sie nicht, daß Menzel nächstens eine Professur in München erhält? Übrigens, um aufrichtig zu sein, Sie und Ihre Freunde scheinen mir nicht gerade den klügsten Weg gegangen zu sein. Die Gesellschaft mittelst der Idee von der gebildeten Klasse aus reformieren? Unmöglich! Unsere Zeit ist rein materiell. Wären Sie je direkter politisch zu Werke gegangen, so wären Sie bald auf den Punkt gekommen, wo die Reform von selbst aufgehört hätte. Sie werden nie über den Riß zwischen der gebildeten und ungebildeten Gesellschaft hinauskommen. Ich habe mich überzeugt, die gebildete und wohlhabende Minorität, so viel Konzessionen sie auch von der Gewalt für sich begehrt, wird nie ihr spitzes Verhältnis zur großen Klasse aufgeben wollen. Und die große Klasse selbst? Für die gibt es nur zwei Hebel, materielles Elend und religiöser Fanatismus. Jede Partei, welche diese Hebel anzusetzen versteht, wird siegen. Unsere Zeit braucht Eisen und Brot — und dann ein Kreuz oder sonst so was.

Ich glaube, man muß in sozialen Dingen von einem absoluten Rechtsgrundsatz ausgehen, die Bildung eines neuen geistigen Lebens im Volk suchen und die abgelebte moderne Gesellschaft zum Teufel gehen lassen. Zu was soll ein Ding wie diese zwischen Himmel und Erde herumlaufen? Das ganze Leben desselben besteht nur in Versuchen, sich die entsetzlichste Langeweile zu vertreiben. Sie mag aussterben, das ist das einzig Neue, was sie noch erleben kann. — Sie erhalten hierbei ein Bändchen Gedichte von meinem Freunde Stöber[1]. Die Sagen sind schön, aber ich bin kein Verehrer der Manier à la Schwab und Uhland und der Partei, die immer rückwärts ins Mittelalter greift, weil sie in der Gegenwart keinen Platz ausfüllen kann. Doch ist mir das Büchlein lieb; sollten Sie nichts Günstiges darüber zu sagen wissen, so bitte ich Sie, lieber zu schweigen. Ich habe mich ganz hier in das Land hineingelebt; die Vogesen sind ein Gebirge, das ich liebe wie eine Mutter, ich kenne jede Bergspitze und jedes Tal, und die alten Sagen sind so originell und heimlich, und die beiden Stöber sind alte Freunde, mit denen ich zum erstenmal das Gebirge durchstrich. Adolf hat unstreitig Talent, auch wird Ihnen sein Name durch den ‚Musenalmanach' bekannt sein. August steht ihm nach, doch ist er gewandt in der Sprache. — Die Sache ist nicht ohne Bedeutung für das Elsaß, sie ist einer von den seltenen Versuchen, die noch manche Elsässer machen, um die deutsche Nationalität Frankreich gegenüber zu wahren und wenigstens das geistige Band zwischen ihnen und dem Vaterland nicht reißen zu lassen. Es wäre traurig, wenn das Münster einmal ganz auf fremdem Boden stände. Die Absicht, welche zum Teil das Büchlein erstehen ließ, würde gefördert werden, wenn das Unternehmen in Deutschland Anerkennung fände; und von der Seite empfehle ich es Ihnen besonders. — Ich werde ganz dumm in dem Studium der Philosophie; ich lerne die Armseligkeit des menschlichen Geistes wieder von einer neuen Seite kennen. Meinet-

[1] Adolf Stöber (1811—92) erwarb sich wie auch sein Bruder August (1808 bis 1884) durch reichstreue politische und literarische Tätigkeit große Verdienste um die Erhaltung des Deutschtums im Elsaß. Beide haben viele Märchen-, Sagen- und Volksbücher veröffentlicht.

wegen! Wenn man sich einbilden könnte, die Löcher in unsern Hosen seien Palastfenster, so könnte man schon wie ein König leben; so aber friert man erbärmlich."

Dies Ganze ist die Zusammensetzung zweier Briefe; der letzte Teil ist älter als der erste. Der Umzug nach Zürich brachte eine momentane Störung hervor. Die Habilitation beschäftigte Büchner, der übermäßig arbeitete; ich drang auf keine Nachrichten, weil ich hoffte, die Züricher Niederlassung würde gute Wege haben. Inzwischen erkrankte Büchner und starb.

Beweisen nicht schon diese von mir mitgeteilten Brieffragmente, um welch reichen Geist mit ihm unsere Nation gekommen ist? Alles, was er berührte, wußte er in eine bedeutsame Form zu kleiden. Er hatte die Rede und den Gedanken in gleicher Gewalt und wußte mit einer an jungen Gelehrten seltenen Besonnenheit, seine Ideen abzurunden und zu kristallisieren. Seine Inaugurationsabhandlung wird als ein Beleg von Gelehrsamkeit und Scharfsinn gerühmt. Büchner würde, wie Schiller, seine Dichterkraft durch die Philosophie geregelt und in der Philosophie mit der Freiheitsfackel des Dichters die dunkelsten Gedankenregionen gelichtet haben. Alle diese Hoffnungen knickte der Sturm. Ein frühes Grab war der Punkt, in welchem sich all die frischen, kühnen Perioden, die wir von einem Jünglinge in diesen Mitteilungen gelesen haben, endigen sollten. Zu dem Trotze, der aus diesem Charakter sprach, lachte der Tod. Der Friedensbogen, der sich über diese gärende Kampfes- und Lebenslust zog, war die Sense des Schnitters, von welcher so frühe gemäht zu werden uns schmerzlich und fast mit einem gerechten Schein die Unbill des Schicksals anklagen läßt. Könnte ich diese Erinnerungsworte ansehen als in Stein, und nicht in Sand gegraben, daß sie vom Wind nicht verweht werden! Könnte ich in künftigen Darstellungen unserer Zeit, wie sie war, rang, litt, hoffte, wenigstens den Namen Georg Büchner in der Zahl derjenigen, die durch ihr Leben und ihre Arbeiten die Entwicklung unserer Übergangsperiode bezeichnen, dauernd und mit goldenem Schein erhalten!

Die schönste Belohnung, die ich für diesen Nachruf erhalten konnte, waren die saubern Abschriften des poetischen Nachlasses Büchners von der Hand seiner Verlobten. Es ist ein vollendetes Lustspiel „Leonce und Lena", in der Weise des „Ponce de Leon" von Brentano. Dann das Fragment des „Lenz" und ein Heft von Briefen, die ohne Absicht geschrieben und doch voll künstlerischen und poetischen Wertes sind.

Herwegh sagt von ihm in einem größeren schönen Gedichte:

„Ein unvollendet Lied, sinkt er ins Grab,
Der Verse schönsten nimmt er mit hinab".

Tzschoppe.

1840[1].

Nicht von Jean Pauls unsterblichem Schoppe[2] soll dies Blättchen reden, sondern von dem verstorbenen Herrn von Tzschoppe[3], weiland königl. preußischem Wirklichen Geheimen Oberregierungsrate und Präsidenten des Oberzensurkollegiums in Berlin. — Ob wohl die Leser ein Gefühl verstehen werden, das ich ihnen zuerst beschreiben will? — Wandelnd im Lichte seiner Gedanken, sich anschmiegend an Gott und das göttliche Leben der Geschichte, bewegt vom Drang des innersten Herzens und in sich frei geworden, frei vom fesselnden Buchstaben des Gesetzes, frei von den trüben Beklemmungen des irdischen Dunstkreises, demütigt plötzlich unsern Stolz, entmutigt unsern Glauben die kläglichste Anforderung des irdischen Daseins. Einem Schmetterlinge nachjagend, verirren wir uns in einen Blumenhag, aus dem uns ein Büttel vertreibt. Auf der Landstraße schlendernd und still für uns mit dem Weltgeist redend, fährt uns die Wegepolizei mit einem Verlangen nach unserm Passe an. Die redlichsten Wünsche werden verdächtigt, die Keime und Blüten des in uns wachsenden Dranges nach geistiger Bewährung werden mit roher Hand abgeknickt. Man kann von den Zitronen und Orangen Italiens schwärmen, von Roms Größe und Neapels Schönheiten, und die Polizei untersagt dir, hinzureisen. Man nennt das die Zivilisation und die moderne gesittete Gesellschaft.

Mit Gefühlen dieser Art habe ich mehrere Male in der Behrenstraße zu Berlin vor dem Kasinogebäude, wo Herr von

[1] Muß heißen 1842. — [2] In Jean Pauls „Titan“. — [3] Gustav Adolf von Tzschoppe (1794—1842), preußischer Staatsmann, war einer der eifrigsten Demagogenverfolger; 1830 wurde er Mitglied des Oberzensurkollegiums.

Tzschoppe wohnte, gestanden. Die Umstände machten es mir zur unumgänglichen Bedingung, wenn ich in Berlin unangefochten bleiben wollte, den Chef des gesamten allgemein literarischen Verdächtigungswesens zu besuchen. Wehmütig schlenderte ich Unter den Linden, um mir den Mut zu holen, bei Herrn von Tzschoppe einzutreten. Es empörten sich die heiligsten Empfindungen gegen diese klägliche und demütigende Begrüßung, ich lächelte die Rebellen meines Herzens nieder, bat Gott, sich die Leiden freier Seelen in seinem Buche der ewigen Ausgleichung aufzuschreiben, und trat die Stiegen hinauf zu dem allmächtigen Polizeiwart der Literatur, von dem jetzt die preußischen Blätter eingestehen, daß er sich in Wahnsinn aufgelöst hat, in Wahnsinn gestorben ist.

Ich mußte Herrn von Tzschoppe zweimal sehen. Das erstemal war er soeben geadelt worden. Es ist dies jetzt sechs Jahre her. Das zweitemal stand er auf dem Zenit seines Glücks oder war schon im Sinken begriffen. Dies war kurz vor dem Tode Friedrich Wilhelms III.

Herr von Tzschoppe war ein kleiner, noch jugendlich tuender Mann, Blondkopf, mit angenehmem Äußern. Er sprach viel und lebhaft. Sein Dialekt gehörte der schlesisch-sächsischen Mischung an, er sprach, wie man in der Niederlausitz spricht, mehr singend als sprechend. Weit entfernt, die Gegenstände zu berühren, wegen deren man ihn besuchte, sprang er auf hundert entfernt liegende Dinge über. Statt mich über die Bedrängnisse, die man meiner literarischen Tätigkeit setzte, zu beruhigen, sprach er von Norwegen und den Romanen Henrik Steffens'[1], die ihm mißfielen. Von Steffens sprang er auf Bernadotte, von Bernadotte auf den Bremer Walfischfang und entließ mich mit dem Gefühl, mich in dieser Art von einem geistreichen, schlauen und durchtriebenen Kopfe — mystifiziert zu sehen. Der Erfolg bewies, daß das, was ich für Witz gehalten hatte, schon die Anfänge der Geistesschwäche waren.

Beim zweiten Besuche hätte ich seine Krankheit voraussagen können. Herr von Tzschoppe schien mir liebenswürdiger

[1] Die Romane von Steffens (vgl. S. 93 dieses Bandes, Anm. 1) zeichnen sich durch die naturwahre Schilderung seiner nordischen Heimat aus.

geworden, aber es ist schlimm, wenn man, um dies zu sein, erst wahnsinnig werden muß. Statt mit mir über die fortgesetzten Bedrückungen der Presse zu reden, führte mich Herr von Tzschoppe in seine Bibliothek, zog eine hebräische Bibel hervor und sagte: „Sie müssen mir das Zeugnis geben, daß ich gebildet bin; denn ich kann sogar Hebräisch!" Dabei bestieg er eine Leiter und kletterte an einen Bücherschrank hinauf, aus welchem er ein altes Heft vergilbter Papiere holte, die mir Se. Exzellenz mit Emphase und den Worten überreichte: „Sehen Sie da, hier haben Sie meine hebräischen Präparationen." Nicht genug, mich auf so komische Art mit den Anfängen seiner Bildung bekannt gemacht zu haben, rühmte er die Gelehrsamkeit seines Vaters, eines Senators in der lausitzischen Stadt Görlitz, und zeigte mir eine Menge von Handschriften, die sich auf die Geschichte von Görlitz bezogen. Der arme, gewiß schon gestörte Mann hatte die Absicht, Geschichtschreiber von Görlitz zu werden. Kaum hatte er diesen Gegenstand erschöpft, so trieb ihn eine ängstliche Hast, wieder in ein anderes Gebiet der Mitteilung überzuspringen. Er führte mich von Schrank zu Schrank, um mir seine kostbaren Ausgaben alter Klassiker zu zeigen. Besonders verweilte er bei den Glossarien, Wörterbüchern, bei großen Sammelwerken und knüpfte an jeden dieser Folianten die kuriosesten Details aus seiner Studienzeit. Endlich schien ihn wieder ein Vernichtungsgedanke zu überkommen. Es fiel ihm seine inquisitorische Stellung ein, und mit einer Miene, die mir angst machte, fragte er: „Wissen Sie, wie Alba ausgesehen hat?" Ich wußte ja, daß Alba sein Held war. Er stieg wieder die Leiter hinauf und holte mir einen alten Holzschnitt, der das bekannte Porträt des niederländischen Würgers wiedergab. „Welche Größe in diesen Zügen!" Herr von Tzschoppe verlor sich in die tiefste und andächtigste Betrachtung seines historisch-politischen Ideals. Endlich, um mir noch zum Schluß einen Begriff von seiner Allmacht zu geben, zeigte er auf eine geschlossene Mappe, die soeben ein Kanzleibote gebracht hatte. „Wissen Sie, was hierin enthalten ist?" Schon erschöpft von dieser sonderbarsten aller Audienzen, schwieg ich mit leidender Erwartung. Der neue Bücher-Alba öffnete und zeigte mir eine

Liste aller der Personen, die den Abend vorher unentgeltlich im königlichen Theater gewesen. Obgleich diese Liste nur zur finanziellen Kontrolle angefertigt war, so wehte es mich doch schauerlich und geheimpolizeilich an, ich mußte an die Schicksalsfäden der Inquisition und die dunkeln, verhängnisvollen Register der Santa casa[1] denken. Mit der charakteristischen Bemerkung: „Ich war es, der Professor Raupach[2] als Theaterdichter angestellt hat!" entließ mich Herr von Tzschoppe. Ich wußte nicht, was diese Bemerkung sollte, verstand die Audienz nicht und war innerlich so vernichtet und gekränkt, daß ich nach dieser verkehrten, lieblosen Unterhaltung über den Lauf der Welt, über Erdenlos und Menschenschicksal, über mein eignes Dasein, über Himmel und Erde hätte verzweifeln mögen.

Ich teile diese Charakterzüge nicht der bloßen Kuriosität wegen mit. Ich frage: Wie war es möglich, einen Mann, der so unverkennbare Spuren von Wahnwitz verriet, über das geistige Leben und den geistigen Tod von Dichtern und Publizisten entscheiden zu lassen? Ich frage, da zwei Dinge entschieden sind, einmal der Wahnsinn dieses armen Mannes und zweitens die unumschränkte Herrschaft, die derselbe zehn Jahre lang über die preußische Preßgesetzgebung ausübte, ich frage: ob diejenigen Autoren, die durch Herrn von Tzschoppe gekränkt wurden, nicht die gerechtesten Ansprüche auf Genugtuung haben? Es ist jetzt viel für die Presse geschehen, aber noch nicht alles.

---

[1] Name für das Haus, in dem die Inquisition ihren Sitz hatte. — [2] Ernst Raupach (1784—1852), fruchtbarer Dramatiker. Von seinen Arbeiten war insbesondere der Hohenstaufenzyklus berühmt. Indessen zeigen Raupachs Dramen nur Nachahmung mit hergebrachter Charakteristik und rhetorischen Gemeinplätzen; sie wurden bei wachsendem Erfolge doch bald in ihrer Leerheit und Trivialität erkannt.

Karl Immermann in Hamburg.

1840.

Es war ein trüber Novembermorgen des Jahres 1838. Man muß Hamburgs November kennen, um zu wissen, wie grau der Himmel umdüstert, wie vom Nebel jedes Haus angefeuchtet, wie unwegsam jede Straße der Stadt, und vollends wie jeder Weg vor dem Tore gleichsam aufgelockert war — alles düster und nur heiter der Abend, wenn die Lichter einen künstlichen Tag schaffen, mit dem man erst zu leben und aufzuatmen beginnt.

Ich blätterte im ersten Bande des „Münchhausen" von Immermann und las mit Behagen ein Begleitungsschreiben des Autors mit Zugeständnissen, die dem Jüngern vom Ältern unerwartet kamen. In demselben Augenblick brachte der Lohnbediente des Streitschen Hotels eine Visitenkarte: „Dr. Immermann, Landgerichtsrat aus Düsseldorf"[1].

Eine Stunde später begrüßte mich der Angemeldete selbst. Eine stattliche Figur im grünen Reiseüberrock, eine Gestalt, die ich schon hätte kennen müssen, da sie oft beschrieben worden war. Abweichend von der hergebrachten Schilderung war eine gewisse bürgerliche Nachlässigkeit, ein etwas provinzieller Pli der Haltung, die auffallend weiche, fast weichliche deutsche Aussprache im Magdeburger Dialekt mit regelmäßigem j statt g, ein allerdings plastisch geformter Kopf, aber mit etwas blassen, schlaffen Zügen, und ein Auge, dessen Ausdruck bald in Hoheit und Strenge, bald in scheinbarer Harmlosigkeit, zuweilen, wenn sich die Brauen etwas zusammenzogen, in beinahe dämonischer Unheimlichkeit spielte. Das Immermannsche Wesen, das in seinen Schriften vor uns liegt, prägte sich in

[1] Karl Leberecht Immermann (1796—1840) war seit 1827 Landgerichtsrat in Düsseldorf, wo er 1835—38 das Theater leitete.

diesen Augen aus. Sie zogen an und schreckten ab. Bald waren sie goethisch würdevoll, bald wie ein Frühlingslied sanft, bald plötzlich hoffmännisch spukend und so unheimlich, daß man bei dem klar denkenden, begeisterten, immer erregten Manne zu seinem Herzen, seinem Gemüt den Glauben verlor. Sah man fort und blickte wieder hin, so war die dunkle Wolke verschwunden. Durch diese persönliche Begrüßung wurde mir vieles in dem Wesen des so ausgezeichneten Mannes verständlich.

Es ist nicht zu vermeiden, daß erste Begegnungen zwischen Schriftstellern aus jüngerer Periode mit denen einer ältern etwas Gespanntes haben. Immermann gehörte zu den Autoren, die mehr als ein anderer Neigung zu einer literarischen Aristokratie hatten. Wenn sich nur die Geister und Talente darnach gefunden hätten, er würde mit ihnen eine literarische Adelskette geschlossen haben, gegen welche wir Jüngern nicht hätten aufkommen können. Indessen überraschte ihn die sonderbare Erscheinung, daß die jüngere Literatur, die soviel Namen mit rücksichtslosem Überzeugungseifer angegriffen hatte, an ihm Freude und Interesse zeigte. Dieser kräftige Geist stand isoliert, sein Verhalten zur Gegenwart war zum größten Teil polemisch, seine Ansichten über unsere Zeit verlangten Widerspruch, aber man konnte sich ihm von vielen Seiten nähern, da er vor den andern, wenn auch nicht anregend, doch beziehungsreich war. Er gestand mir, von meiner Analyse seiner „Epigonen"[1], wie er sich ausdrückte, „erschüttert" worden zu sein. Es gäbe in der Tat, wie ich es entwickelt hätte, in ihm zwei Naturen: eine rein poetische und eine rein verständige, eine romantische und eine praktische. Die letzte zöge ihn, nur das auszusprechen, was wahr ist, und da er das Schöne nur in der Form des Romantischen kannte, so mußte er in einem beständigen Kampfe mit sich selbst liegen; denn das Romantisch-Schöne ist nicht das Wahre, sondern die schöne Täuschung. So war das Dichterische bei ihm immer nur Ansatz, eine Illusion des Augenblicks, die sogleich wieder von einer ernüchterten Regung seines freien, unabhängigkeitsfrohen Verstandes abgelöst wurde.

[1] Vgl. Gutzkows „Götter, Helden, Don-Quixote", S. 149 ff. (Hamburg 1838).

Die wahre Theorie ist die, daß der Verstand ein integrierender Bestandteil des echten Dichters sein soll, der nur da zu einem Dualismus sichtlich heraustreten kann, wo sich die dichterische Kraft nur auf der romantischen Stufe hält. Bei Immermann war dies der Fall, der nicht aus Goethe, sondern aus Tieck, Arnim, Brentano, der Shakespeareomanie zur Dichtung kam. Wenn man diese allerdings achtbaren Stufen des poetischen Bewußtseins nicht überwunden hat, so wird man sich auch stets in einer so unbehaglichen Stimmung betreffen, wie Immermann von sich eingestand. Wer, wie er, heute für Merlin[1] und die Schlacht bei Ronceval schwärmte und morgen über Gemeindeverfassung, Julirevolution und praktische Reform des Theaters mit dem klarsten Verstande sprach, den Adel schön fand und doch wieder Witz genug besaß, ihn lächerlich zu machen, mit Görres, unbedingt hingegeben, in seinen „Volksbüchern" blätterte und den „Athanasius"[2] verdammte, der konnte nicht zur Einheit seines Dichterbewußtseins kommen und hätte höchstens vielleicht im Drama Dauerndes leisten können, wenn sein Gemüt Milde, sein Herz Entäußerung genug besessen hätte.

Über diese Fragen, über sein notwendiges Auslaufen in den satirischen Roman (humoristisch ist doch wohl „Münchhausen"[3] nicht), über den fernern Inhalt dieses damals noch nicht ganz erschienenen Buches und einiges Praktische, das zur Orientierung auf dem Hamburger Terrain gehörte, tauschten wir die ersten Verständigungen aus. Immermann sprach besonnen und mit fertigem Stil. Ahnen ließ er nichts, sondern was er gab, sollte gerade das Ganze und nichts anderes sein. Übrigens ängstigte mich fast das Entgegenkommen des berühmten Mannes. Er hatte mich im „Münchhausen" durchgehechelt[3] und erst *später* gelesen, wie ich ihn in seinen „Epigonen" verstanden; dies machte ihm soviel Kummer und preßte ihm soviel milde Worte ab, daß ich unter seinen Beschwichtigungen mehr litt als er. Ich kann wohl sagen, daß diese schöne Menschlichkeit an einem

---

[1] In der mittelalterlichen Sagengeschichte der Zauberer und Prophet des Artuskreises. Vgl. Immermanns Dramen „Merlin" und „Das Tal von Ronceval". — [2] „Die deutschen Volksbücher" erschienen Heidelberg 1807; über den „Athanasius" vgl. S. 7 ff. dieses Bandes. — [3] „Münchhausen, eine Geschichte in Arabesken" (Düsseldorf 1839, 4 Bde.).

gefeierten Manne mich gerührt hat, bis ich die beklommene Stimmung damit unterbrach: „Wir dürfen uns in Deutschland über so wenig Menschen lustig machen, daß wir Schriftsteller es uns schon nachsehen müssen, wenn wir es übereinander tun."

Für den Abend hatte Lebrun[1] einige Kunstfreunde eingeladen, die der vortreffliche Künstler, Mitdirektor des Stadttheaters, auf sein Zimmer durch Krankheit gebannt, nach dem Theater bei sich zum Nachtessen erwartete. Man gab „Kabale und Liebe". Immermann schenkte der Vorstellung, wie sich dies von seiner Liebhaberei für das Theater erwarten ließ, die größte Aufmerksamkeit. Schäfer[2] und Schmidt[3] sprachen ihn als Reste „der alten Schule" an. An dem Darsteller des Ferdinand, Baumeister[4], vermißte er Zartheit der Zeichnung. Hoppe[5], der bei ihm in Düsseldorf begonnen hatte, hier für das erste Fach engagiert zu finden, überraschte ihn. Bei Lebrun fand er Gelegenheit, vom Theater zu sprechen. Seine Ansichten kamen ungefähr darauf hinaus: „Ich glaube, daß dem Schauspielwesen nur durch größern Fleiß der Darsteller oder würdigeren Eifer ihrer Direktoren zu helfen ist. Selbst dem Talente muß von einer leitenden Hand die Bahn gewiesen werden. Ich habe es in Düsseldorf versucht, es doch mit einer verhältnismäßig mangelhaften Truppe bis zu Mustervorstellungen zu bringen, die wir auf den größten Bühnen hätten vorzuführen wagen dürfen. Freilich gelangten wir dahin nur durch den angestrengtesten Fleiß, den wir auf die Proben verwandten. Noch in der Nacht konnte man uns, n a c h der abendlichen Vorstellung, auf den Brettern antreffen, um z. B. Tiecks ‚Blaubart' einzustudieren, mit dem ich den Versuch machen wollte, ob auch wohl in diesem Genre etwas darstellbar wäre. Schmerzlich berührt bin ich, so oft ich an die Düsseldorfer Bühne denke, nicht an das, was sie war, sondern was sie unter günstigeren Umständen hätte werden können. Wir hatten ein gebildetes Publikum, das uns teilweise entgegenkam; die Maler

[1] Karl August Lebrun (1792—1842), Schauspieler und Dramatiker, war seit 1827 Mitdirektor des Hamburger Theaters. — [2] Opernregisseur in Hamburg. — [3] Friedr. Ludw. Schmidt (1772—1841) war seit 1815 Mitdirektor des Hamburger Theaters; er wirkte ganz im Geiste des großen Schröder. — [4] Wilhelm Baumeister (1810—75), Schauspieler, war 1837—38 in Hamburg. — [5] Franz Hoppe (1810—49), Schauspieler, errang in Hamburg und Berlin Erfolge.

übernahmen vieles für unsern szenischen Apparat unentgeltlich zu schaffen, was man anderwärts hätte teuer bezahlen müssen und dafür doch nicht so gut gehabt hätte. Ich wollte die Konkurrenz der Oper aushalten, ich wollte dem Repertoire einen zwar nicht pedantischen und gelehrten Charakter geben, es aber wählen und Ephemeren des Tages von ihm entfernt halten. Daß dabei die Kasse Ausfälle erlitt, stand zu erwarten. Daß die Aktionäre meinem Wirken sich widersetzten, verdenke ich ihnen nicht. Wohl aber trage ich es bitter denen nach, die ich in Berlin um Hülfe anrief. Ich bat, man sollte das Theater zum Königlichen erheben. Hätten die Rheinprovinzen nicht eine solche Freundlichkeit verdient? Düsseldorf war der passendste Ort für eine solche Kunstanstalt, die den Rheinlanden Muster und Vorgang hätte sein können; aber der König schlug mein Gesuch ab. Dieses Königstädter Theater in Berlin mit seinen Gemeinheiten erhalten sie! Ich gestehe, daß das Theater bei mir Leidenschaft ist, und daß ich trotz des unglücklichen Ausgangs meiner Verwaltung die Jahre der Mühe und Sorge, die ich auf die Düsseldorfer Bühne verwandte, zu den schönsten meines Lebens zähle; die Schauspieler liebten mich, und diese Liebe machte mich glücklich. Um so betrübter ist es für mich, daß ich, meiner Ehre wegen, verschwören mußte, je wieder das dortige Theater zu besuchen. Ich kümmere mich nicht mehr um das Repertoire, lasse mir erzählen und hoffe, wenn ich nach Köln versetzt werden sollte, dort nachzuholen, was ich versäume. Es ist meine Absicht, eine Reihe von Erinnerungen aus meinem Leben herauszugeben und mich in diesen ausführlich auch über die für mich so denkwürdige Düsseldorfer Theaterperiode auszusprechen."

Von den anwesenden Gästen (Prätzel[1], J. R. Lenz[2], Maler Kitzerow[3] u. a.) trug jeder zur Belebung des Gesprächs bei. Lebrun öffnete seinen Schatz von Theateranekdoten und wußte

[1] Karl Gottlieb Prätzel (1785—1861) betätigte sich auf den verschiedensten literarischen Gebieten. — [2] Johann Reinhold von Lenz (1778—1854), Schauspieler, gehörte 1814—44 dem Hamburger Theater an. — [3] Karl Heinrich Kitzerow, Maler, geboren 1797 oder 1798 in Hamburg, siedelte in den sechziger Jahren nach Mailand über.

vieles beim rechten Namen zu nennen, was die andern nur andeutungsweise kannten. Bei jeder dramaturgischen Frage traf er praktisch den Nagel auf den Kopf. Die Skizze, die Immermann im Franckschen „Taschenbuche dramatischer Originalien" über Grabbe geliefert hatte[1], brachte das Gespräch auf diesen wunderlichen elektrischen Geist, der eine Weile am Horizonte unserer Literatur leuchtete und dann in grauen, leeren Dunst verpuffte. Immermann hatte sich Grabbes[2] in Düsseldorf angenommen und war dafür von einigen, z. B. Duller[3], mit üblen Anschuldigungen belohnt worden. Er sagte: „Was sollt' ich mit dem abenteuerlichen Mann tun? Mit ihm in die Örter gehen, wo er sich an physischen Übersättigungen gefiel, in die Trinkstuben und anderwärts hin, das konnt' ich nicht. Ihn zu geistiger Produktion anzuregen, unterließ ich nie; doch erwiderte er, daß ich ihm mechanische Beschäftigungen geben sollte. Er wollte Abschriften machen. Und weil ich wohl einsah, daß er vielleicht dabei sein zerstreutes Wesen noch am leichtesten sammeln könnte, so ließ ich ihn Rollen und Noten abschreiben. Auf irgendeine Weise, wenn er nicht verhungern wollte, mußt' er sich doch durch die Welt bringen. Ihn ganz und gar zu ernähren, erlaubten meine Mittel nicht. Und kein Buchhändler war geneigt, einem so zerfahrenen Manne, der nichts produzierte, Vorschüsse zu geben." Ich kann bestätigen, daß Immermann mit wärmster Teilnahme von dem unglücklichen Manne sprach, dessen Untergang er seinen häuslichen Verhältnissen und schlechter Gesellschaft zuschrieb. Selbst die radikale Herzlosigkeit, die sich in Grabbes genialisierenden Produkten, meiner Meinung nach, unverkennbar ausspricht, feige Hinterlist und die Tücke eines eitlen Herzens, die Grabbes Detmolder Bekannte nicht leugnen können, all diese Einwürfe, die ich gegen das ganze Gebaren dieses Mannes machte, wollte er nicht gelten lassen, sondern nahm ihn als einen Verzogenen und früh durch

---

[1] Jahrg. 2, Leipzig 1838. — [2] Christian Dietrich Grabbe (1801—36) folgte 1834—35 aus seinen völlig zerrütteten Lebensverhältnissen einer Einladung nach Düsseldorf. — [3] Eduard Duller (1809—53), Dichter und Geschichtschreiber, Freund Grabbes, gab 1838 Grabbes „Hermannsschlacht" mit einer Biographie des Dichters heraus.

seine Verhältnisse Verdorbenen in Schutz. Die Entstellung seiner Beziehungen zu ihm war ihm verdrießlich, und er drohte mit großer Heftigkeit, dagegen nächstens anzugehen.

Spät in der Nacht trennte sich die Gesellschaft. Lenz, der wackere Künstler, nahm von Immermann, als wir uns schon dem Jungfernstieg näherten, mit einer Verehrung Abschied, die dem Dichter wohltat. Lenz schien diese Wärme in die Darstellung des „Opfers des Schweigens"[1] mit hinübergenommen zu haben, wo er später den alten Herzog mit einer Begeisterung spielte, die diese Rolle zu einer seiner besten Leistungen macht. „Diese ältern Schauspieler", sagte Immermann, „sind darum, trotz ihrer Wunderlichkeiten, so sehr zu verehren, weil sie für ihre Kunst schwärmen und sich noch im spätesten Alter ein junges Herz bewahren."

Der Mond war aufgegangen. Das Laub der entblätterten Bäume raschelte im kühlen Nachtwinde. Magische Lichter blitzten über die sanftgeschaukelte Wogenmasse des Alsterbassins. Die Pyramide des Petriturms ragte geisterhaft in den glänzenden Sternenhimmel. Die Pavillons und Hallen auf der berühmten Promenade Hamburgs waren geschlossen, rings alles still und bezaubernd, denn man muß wissen, daß in Hamburg die Nächte schöner als die Tage sind. Wir wollten uns noch nicht trennen und wandelten die entlaubten Alleen auf und ab. Wie hätten wir ahnen können, daß der Engel des Todes dem begeisterten Manne, der von großen Entwürfen träumte, schon so dicht auf der Ferse nachschlich! Eben war Immermann im Begriff, ein Verhältnis, das bisher seine Freiheit gehemmt hatte, abzuschütteln. Jugendlich gestimmt, dachte er an Vermählung mit der Jugend[2]. Er wollte häuslich, als Charakter, als Dichter, neue Entpuppungen feiern, er hatte wieder Vertrauen zu sich und seiner Zeit gewonnen. Wer kennt nicht diese entfesselte Schwärmerei eines poetischen Gemüts, wenn der Mond am Himmel steht und man nur das nachhallende Echo

---

[1] Gemeint ist Immermanns Trauerspiel „Ghismonda, oder die Opfer des Schweigens" (Leipzig 1839). — [2] Immermann stand seit 1819 in intimen Beziehungen zu Elise von Ahlefeldt (1788—1855), der geschiedenen Gattin des Freischarenführers von Lützow. 1839 trennte er sich von ihr und verheiratete sich mit Marianne Niemeyer.

unserer Schritte in den einsamen Straßen hört! Wie mancher Freundschaftsbund ist in diesen Weihestunden geschlossen; wie viele, die sich am Tage flohen, haben sich in einer solchen Nacht verstanden, ergründet, versöhnt und umarmt! Die edelsten Bündnisse sind die, zu deren Zeugen man die Sterne wählt.

Immermann wünschte sich von Hamburg eine genauere Kenntnis zu verschaffen. Der Hafen mit seinen Anknüpfungen an ferne Länder und Meere beschäftigte ihn viel. Dem norddeutschen Wesen innigst zugetan, erfreute ihn jede neue Erfahrung, die er hier im Gebiet der Sitte, des Verkehrs, der Lebenseinrichtung machte. Er knüpfte eine alte buchhändlerische Beziehung wieder an, besuchte die Lenker unseres Theaters, sah Wienbarg, dessen Monographie über Helgoland[1] er eben gelesen hatte, und sprach zuletzt auch den Wunsch aus, Hamburg auch in seinen Unsitten kennen zu lernen. Es ist eine eigne Erfahrung, die man in Hamburg macht. Jeder Fremde, der Hamburger besucht, zwingt sie, sein Cicerone durch die „Salons“ zu werden. Da soll man vormittags Klopstocks Grab in Ottensen und des Abends die Orgien des Hamburger Berges zeigen. So ist es aber mit der Phantasie eines Dichters! Sie malt sich kleine Brockenberge gleich zu Chimborassos aus. Immermann verlangte in den „Vier Löwen“ und bei Peter Ahrens die Courtille der Pariser Vorstädte zu sehen. Er fand den Ton und das Benehmen weit anständiger, als er sich gedacht hatte. Zuletzt widerte ihn das Treiben an, und er riß sich davon mit einem Ekel los, der seinem sittlichen Ernste Ehre machte.

Ermüdet von der Monotonie der empfangenen Eindrücke, die für den folgenden Tag angesetzte Abreise bedauernd, suchten wir einen stillen Ort, um noch einige Stunden in heiterm Gedankenaustausch beisammenbleiben zu können. Die Wächter hatten schon lange die elfte Stunde abgerufen. Am Gänsemarkt, in dem kleinen Kellerstübchen der berühmten Firma Lorenz, waren wir ungestört. Eine Batterie von Austern pflanzten wir vor uns auf und besannen uns nicht lange, da man zu Austern entweder Porter oder Rheinwein trinkt, die grünen

[1] „Tagebuch von Helgoland“ (Hamburg 1838); über Wienbarg vgl. S. 183 dieses Bandes, Z. 5 ff.

Römer mit dem Saft der vaterländischen Rebe zu füllen. Die Zunge wurde frei, das Herz erwärmte sich. Wir sprachen von Deutschlands Glück und Zukunft.

Es ist ein eigenes Schicksal unseres Volks, daß wir vom Vaterland nicht reden können, ohne uns zu streiten. Wenn Immermann von geistigen Interessen sprach, war er Revolutionär; so oft er auf Deutschlands politische Lage kam, war er preußischer Beamter und ehemaliger Freiwilliger. So steckte er auch jetzt die schwarz und weiße Kokarde auf und sagte: „Ich bin Franzosenfeind.“ Ich antwortete: „Franzosen oder nicht. Ich bleibe dabei, daß Sie sich in Ihrem ‚Reisejournal‘[1] nicht so über die deutschen Interessen ausgesprochen haben, wie es ein Freigesinnter sollte. Sie bereisten Süddeutschland und fanden die konstitutionellen Bestrebungen desselben lächerlich. Ich kann Ihnen sagen, daß Itzstein[2], Paul Pfizer[3], Jordan[4] Männer von deutschem Schrot und Korn sind. Sie haben sich durch Ihr ‚Reisejournal‘ außerordentlich geschadet. Möglich, daß Sie damals von daher, wo Sie jetzt selbst verzweifeln, bessern Wind erwarteten.“ — „Der mich vielleicht selbst flotter machen sollte? Nein“ — sagte er — „es ist mir angeboren, ich kann mich von den Begriffen nicht trennen, mit denen ich groß geworden bin. Nur im Sozialen, Literarischen, Artistischen bin ich gezwungen, den merkwürdigen Umschwung der neuern Ideen anzuerkennen, und so kann ich Ihnen sagen, beschäftigt mich gerade nichts so sehr als das verpönte Gebiet, auf dem sich die neuere Literatur bei uns bewegt. Es ist meine Absicht, selbst an diesen Diskussionen teilzunehmen, mag man nun auch die Autoren, die sich darauf einlassen, mit dem Namen des ‚Jungen‘ oder des ‚Alten Deutschland‘ bezeichnen.“

Das „Reisejournal“ gab uns noch vielen Stoff zum Streit. Ich wollte durchaus geltend machen, daß er jetzt selbst über die darin enthaltene einseitige Auffassung der neuern politischen

---

[1] Erschien Düsseldorf 1833—35. — [2] Johann von Itzstein (1775—1855), badischer Politiker. — [3] Paul Pfizer (1801—67), namhafter süddeutscher Publizist; namentlich in seinem „Briefwechsel zweier Deutschen“ (Stuttgart 1831) wies er frühzeitig auf die Hegemonie Preußens als das Heil Deutschlands hin. — [4] Silvester Jordan (1792—1861), deutscher Politiker.

Entwicklung hinaus wäre. Er stemmte sich bis aufs äußerste, um sich von dem Vorwurf einer Inkonsequenz freizuhalten. Was sollt' ich opponieren? Er fuhr fort: „Das Prinzip, das diese Neuerungen in der Literatur hervorrief, war unbedingt ein notwendiges. Freilich wird es einem schwer gemacht, es immer in seinen jetzigen Trägern anzuerkennen. Heine ist ein drolliger Kauz, aber ein heilloser Flunkerer, dem man nichts glauben kann, und dessen neuere Sachen ich nicht mehr gelesen habe. Freiligrath zieht mich durch seine Originalität an. Es ist doch etwas Neues in seiner Art und manches in seinen Versen echt poetisch. Varnhagen[1] diplomatisiert auch mit dem Zeitgeiste, weil er seine Rechnung dabei findet. Er war als Schriftsteller nie etwas, hat sich immer so mit fortpoussiert, und ich möchte ihn, wie Friedrich der Große einen Marquis in seiner Umgebung, so den Marquis Peu à Peu der gegenwärtigen deutschen Autoren nennen. Seine Brief- und Nachlaßverletzungen grenzen ans Unglaubliche. Von Laube habe ich nichts als seine drolligen Lobpreisungen des Fürsten Pückler[2] gelesen. Mundt[3] ist ein interessantes Talent; allein bei der freundlichsten Gesinnung, die ich für ihn hege, muß man doch über die nichtssagende Oberflächlichkeit, mit der er ein paar Romane zusammengeschrieben hat, statt seiner erröten." Besonders, gestand er, rege ihn in den neuern Versuchen alles an, was die Natur und die Bestimmung des Weibes beträfe. Es wäre zwar leicht, diese Erörterungen nach der lächerlichen Seite hin zu wenden, allein das könne nicht hindern, daß ihr relativer Wert dadurch geschmälert werde. Es schien mir fast, als wenn ihn die Bekanntschaft mit irgendeiner exzeptionellen weiblichen Natur[4] so begeistert von einer Frage reden ließ, bei der man auf jedem Schritt in die Gefahr gerät, aus einem tiefsinnigen Denker um die Breite eines Haares ein Phantast zu werden. Er versprach, in

[1] Vgl. S. 98 dieses Bandes, Anm. 1. — [2] Hermann, Fürst von Pückler-Muskau (1785—1871) machte sich als Schriftsteller zuerst durch die „Briefe eines Verstorbenen" (München 1830 und Stuttgart 1831), geistreiche Reise- und Sittenschilderungen, einen Namen. Beschreibungen späterer großer Reisen in Asien und Afrika fanden weniger Anklang. Auch um die Gartenbaukunst erwarb er sich große Verdienste. — [3] Vgl. S. 177 ff. dieses Bandes. — [4] Der Gräfin Ahlefeldt (vgl. S. 140 dieses Bandes, Anm. 2).

seinen „Memorabilien"[1] auf alles, was in diesem Gebiet von uns durchgesprochen wurde, zurückzukommen.

Es war nahe an ein Uhr. Der Mond schien nicht so hell als in der vergangenen Nacht. Trübe Wolken verschleierten ihn, die Alster war in Nebel gehüllt. Wir nahmen Abschied ohne Szene. Es entfuhr uns kein: „Es hat mich gefreut" — keine der hergebrachten Schlußfiguren, womit wir persönliche Begegnungen abzurunden pflegen. Wir dankten nicht für die wechselseitige Aufmerksamkeit. Wohl aber blieb die Hand des Jüngern länger in der Hand des Ältern als bei der Bewillkommnung am Tage vorher. Ein warmer Druck, ein letztes Begegnen des Auges, ein scharfer Ostwind, der grelle Ruf des Wächters vom Petriturm: ein Uhr! „Auf Wiedersehen denn?" — „Auf Wiedersehen!" Ich hörte nur noch fernhin sein nachdrückliches Klopfen an der verschlossenen Haustür des Hotels. Wiedergesehen haben wir uns nicht.

Immermann wurde zu früh vom Schauplatz irdischen Wirkens hinweggenommen. Erst jetzt fing er an, in seiner Zeit feste Wurzeln zu fassen, erst jetzt, wo er die positiven Versuche in der Dichtkunst aufgegeben hatte und, auf sein eigenes Wesen sich beschränkend, im Roman, dem heitern und ernsten, so glückliche Erfolge feierte. Was ihm fehlte, um „populär" zu werden, hätte er sich wohl geben können, aber er hätte wieder dadurch seine Kraft vermindern und das, was er besaß, verrücken müssen. Immermann war Egoist, solange ihm die Anerkennung fehlte. Als er diese fand, löste sich sein Gemüt auf, zugleich auch seine Existenz; er starb. Es gibt Naturen, die an ihrem Wesen nichts ändern dürfen, ohne nicht zugleich ihren ganzen Bau zu zerstören. Und doch sollen wir da, wo wir an uns auf Lücken stoßen, ändern, ausfüllen und selbst auf Lebensgefahr bessern; denn auch der Tod ist eine Pflicht, die wir den Göttern zu leisten haben, und Sterben vielleicht unser schönster Beruf.*

* Spätere Anmerkung. Die Herausgeber des Immermannschen Nachlasses und Lebens (Berlin, W. Hertz[2]) scheinen obigen Bericht nicht gekannt zu haben.

[1] Hamburg 1840—43, 3 Teile. — [2] „Karl Immermann, sein Leben und seine Werke", herausgegeben von G. zu Putlitz (Berlin 1870, 2 Bde.).

David Friedrich Strauß[1].

1840.

Von dem berühmten Manne erschien eine Prüfung der christlichen Glaubenslehre. Diese Dogmatik will ich zur Linken, die Bibel zur Rechten legen und es versuchen, durch den Schleier der Zeiten und der Vorurteile zu jener Wahrheit zu dringen, die mich über die schwindelnde Brücke vom Leben zum Tode begleiten soll.

Ich lese erst noch einmal die beiden Fragmente des kühnen Mannes über „Bleibendes und Vergängliches am Christentum"[2]. Mich spricht in diesen Ergüssen eines Geistes, der nach der Märtyrerschaft der Aufrichtigkeit in diesem Jahrhundert zu trachten scheint (und unser Jahrhundert ist für eine solche Leidenschaft freigebig genug mit Scheiterhaufen!), mich spricht in diesen Ergüssen nicht alles an. Was ich aber an diesem Schriftsteller bewundern muß, ist seine Unbefangenheit. Leset die Schriften aller Theologen, und sie werden immer erst Christen und dann Philosophen sein! Selbst die freidenkendsten, wie Schleiermacher, haben vom Lehrstuhl oder von der Kanzel, von der Gewöhnung oder von ihrem Gemüt her eine gewisse christliche Färbung des Ausdrucks, ein theologisches a priori, das man bei Strauß nicht finden wird. Er verschmäht es, seinen Freimut durch theologische Salbung zu verdecken. Er braucht niemals biblische Wendungen. Er verschmäht am Schluß seiner Aufsätze das Ja und Amen oder

---

[1] David Friedrich Strauß (1808—74), protestantischer Theolog und Schriftsteller, erregte durch seine Schrift „Leben Jesu, kritisch bearbeitet" (Tübingen 1835, 2 Bde.) ungeheures Aufsehen. In seiner letzten Schrift: „Der alte und der neue Glaube, ein Bekenntnis", brach er mit dem gesamten Christentum und gab eine auf materialistisch-monistischer Naturforschung aufgebaute Weltanschauung. — [2] „Über Vergängliches und Bleibendes im Christentum" (Altona 1839).

die Doxologie einer Anknüpfung freisinniger Prämissen an das Vorurteil oder an das Jenseits. Er schlägt nie Wunden, die er mit kleinen Schmeicheleien gegen unsern kindlichen Glauben wieder zu heilen sucht. Er ist offen und ehrlich wie ein guter Anwalt, der uns vor der Anstrengung eines Prozesses warnt, den wir uns schmeichelten, nicht verlieren zu können.

Ich muß noch eins an Strauß bewundern: seine Universalität. Sein Wissen erstreckt sich über ein so weites Feld, daß er in allem, was nur das menschliche Nachdenken reizen kann, heimisch scheint. Er verweist nicht im Sinn des alten gelehrten Kastenwesens die naturwissenschaftliche Frage an den Physiker, die politische an den Historiker, die kritische an den Ästhetiker, sondern er hat Ursache, sich in allen diesen Fächern zum Selbsturteil berechtigt zu fühlen. Dies ist auch die Luft der Freiheit, die in seiner Darstellung weht. Man sieht nirgends den Theologen oder Ästhetiker oder Historiker, sondern den Philosophen, der alles das nicht minder ist, und den Menschen, der mitten unter seinen nächtigen Formeln sich die gesunde, frische Farbe des Lebens und Tageslichtes erhält. Heimisch in Poesie und Kunst, in Geschichte und jeglicher Lebenserfahrung, verrät er, daß er über jede Frage abstimmen könnte. Ruhig und getragen wallt sein Urteil über Untiefen und Klippen dahin.

Man kann noch einen Schritt weiter gehen. Muß man Strauß über eine gewisse Weltlichkeit seines Wesens preisen, die ihm den Gleichmut gibt, frei und unbefangen über sonst mystisch verschleierte Dinge zu reden, so will ich selbst nicht leugnen, daß sich diese Weltlichkeit bisweilen bis zum Gewöhnlichen zu verflachen scheint. Es liegt dies teils in seinem Gegenstande, wo die Voraussetzungen des Katheders und der Kinderlehre fast ganz dieselben sind, teils in seinem Talent für populäre Darstellung. Ich möchte vieles nicht so ausdrücken, wie es Strauß ausdrückt; aber daß er den Vorwurf des Gewöhnlichen nicht fürchtet, ist ein neuer Beweis, wie hohen Beruf dieser Gelehrte zum Reformator hat, wie verwandt er ähnlichen Vorbildern ist, denen es gelang, über schwere Fragen mit dem Volke zu verhandeln. Strauß erschrickt vor nichts, selbst vor dem Trivialen nicht; er wiederholt sich, ohne zu ermüden; er ist deutlich

bis zum Flachen. Man muß einen geistvollen Mann bedauern, der hier in der Notwendigkeit ist, Dinge, die eigentlich unbestritten sein sollten, verteidigen zu müssen und zu demonstrieren, daß etwas, was außer der Bibel nicht möglich ist, es auch nicht in der Bibel sein könne.

Man nennt Strauß gewöhnlich einen Hegelianer, und er ist es auch, was die Methode seines Denkens anlangt. Aber welche Freiheit dabei! Wie verwirft er jede Formel, die ihm nicht zu einer klaren Vorstellung aufgeht! Strauß ist Rationalist in der edelsten Bedeutung eines Wortes, das leider des Trivialen und Nüchternen viel in der Welt beschönigen muß. Hegel selbst war nicht frei von Vorliebe für Dämmerungszustände. Nur in seiner rein logischen Periode, die den Anfang seines Berliner Wirkens bezeichnet, hatte er seinen romantischen Ursprung völlig überwunden und das Mystische abgestreift. In seiner Lebensneige, als ihn die praktischen Beziehungen seiner Lehre auf Geschichte, Leben, Sitte, Überlieferung lebhaft beschäftigten, fiel er oft in ein trübes Schwanken und Tasten nach dem Helldunkel zurück, was Strauß und den Besten seiner jüngern Schüler fremd ist.

Nur über zwei Punkte im „Vergänglichen und Bleibenden“ habe ich mich nicht zufrieden geben können: über Strauß' Ansichten von der Unsterblichkeit der Seele und von der Person Christi.

Strauß sagt nicht, daß wir die Bestimmung hätten, tote Asche und ein erdiges Nichts zu werden: er streitet nur, und sicher mit Recht, gegen unsern Egoismus, den wir in den Ausmalungen unsers künftigen Jenseitlebens nur zu sehr zur Schau trügen. Ich bin nicht imstande, die dereinstige persönliche Fortdauer des Individuums zu beweisen; allein, wenn irgendwo, scheint mir die Unsterblichkeitsfrage ein Gebiet zu sein, in welchem der Denker nicht ohne Vorsicht sich bewegen, ja, selbst eine höhere Weihe seiner Sprache nicht verschmähen sollte. Ich glaube, daß Strauß, um sein großes Werk zu vollenden, die Bestimmung hatte, nicht Dichter zu sein; allein hier gestehe ich, hat sein kalter Ton etwas Fröstelndes und sein Gemüt entweder nicht Tiefe genug oder zu vielen Trotz. Das Bestreben, gegen Vor-

urteile zu kämpfen, reißt ihn hier zu Behauptungen hin, mit denen das gesunde menschliche Gefühl sich nie vertragen wird. Er kämpft gegen die Annahme, daß es einen Raum und eine Zeit geben müsse, in denen die Widersprüche der Erde ausgeglichen werden, und findet diese Ausgleichung hienieden. Wer mag ihm das glauben? Wer mag dem gelehrten Manne glauben, wenn er sagt: „Ein Paulus mit dem Pfahl im Leibe fühlte sich glücklicher als ein Nero im Purpur.“ Hier hat ihn das Streben, gegen etwas Sentimentales zu kämpfen, selbst zu einer Sentimentalität verleitet. Nero im Purpur wäre unglücklich gewesen? Unglücklicher der Wollüstling, der Tyrann, der den Gott spielen durfte, ohne dabei ganz aus der Rolle zu fallen (denn halb allmächtig war er gewiß!), unglücklicher Nero als der schmerzenzerfleischte Märtyrer? Das kann nicht der Ernst eines Mannes sein, der wissen sollte, daß auch die Wollust des Schmerzes sicher eine Grenze hat. Das Bewußtsein einer künftigen Ausgleichung ist tief in der Menschenbrust gewurzelt: und wenn es auch nicht der Arme hegt, der nicht weiß, warum ihn Gott auf diese Erde sandte, um unter Tränen sich sein trocknes Brot zu erbetteln, so hegt es sicher der Reiche, dem sein von Glück geschenkter Besitz ein Schrecken ist, den er vergebens durch Wohltätigkeit ganz zu verscheuchen sucht. Wenn nicht das unbelohnte Verdienst für die Zukunft zeugt, so zeugt doch das belohnte Unverdienst dafür; denn dieses fühlt es tief, daß es nicht auf ewig bestehen kann.

Wenn Strauß von Christus spricht, so versteht es sich für uns, die wir dem Aberglauben entsagten, von selbst, daß eine salbungsvolle Sprache, die Terminologie: der Erlöser, der Heiland usw. als gewöhnliche Redeweise bei einem Streben nach historischer Gewißheit über Christus unstatthaft ist. Selbst Schleiermacher, der in Christus nicht mehr Göttliches sah, als wir alle erreichen können, wenn wir ihm nacheifern, half sich gegen das Vorurteil der Menge oder „Gemeinde“, wie er's nannte, durch den orthodoxen Schmelz der Worte: Heiland, Mittler, Erlöser, und zwar nicht wie der Rationalismus als „Weltenheiland“ und in ähnlichen verwässernden Amplifikationen, sondern im Sinne der Genugtuungslehre und der Blut-

theologie. Es ist redlich von Strauß, daß er diese Täuschung verschmäht. Aber selbst wenn uns nun Christus dieser wiedereroberte und dem Aberglauben abgewonnene Mensch, dieser schwärmerische Rabbi von Nazareth ist, sollte er nicht eine höhere Stellung verdienen, als die ihm Strauß unter den Märtyrern des Genius neben Sokrates, Cäsar und Napoleon anweist? Strauß stellt, um den hohen Wert Christi anzuschlagen, eine fast arithmetische Berechnung an. Er nennt ihn unter den Guten den Besten, weist ihm unter allen moralischen Vollkommenheiten die höchsten zu und fertigt ihn, indem er in andere Reihen ausgezeichneter Menschen, in die Reihen der Dichter, Helden, Denker eintritt, als einen moralischen Superlativmenschen ab. Gegen diese Taxierung sträubt sich etwas in unserer Brust. Wenn nicht schon die ungeheure Umwälzung der Welt, die durch die Christuslehre erfolgte, unsere Auffassung steigern sollte, sollte nicht das Wesen des Stifters unserer Religion mit Abzug aller Sage ihn uns verklärter erscheinen lassen als einen bloßen relativen asketischen Superlativ? Ist es so leicht getan wie gesagt: unter den Guten der Beste zu sein? Tritt uns aus dem historischen Christus nicht etwas entgegen, das ihm moralisch etwas fast spezifisch Verschiedenes von denen, die Strauß mit ihm vergleichen möchte, vorbehalten sollte? Man braucht kein büßender Trappist zu sein, um über das Verhältnis der Sittlichkeit zum Genie, der Selbstüberwindung zur Ausbildung einer Prädestination, das Verhältnis dessen, was wir uns geben müssen, zu dem, was man aus Gottes Hand bekommt, anders zu denken, als Strauß zu denken scheint. Ob man nun der „griechischen“ oder der „nazarenischen“[1] Lebensansicht huldigt: welche erfordert wohl mehr Entsagung, innere Durchbildung, Seelengröße? Und wenn Strauß alle diese Fragen widerlegte, dann bliebe mir noch diese zuletzt übrig: Sollte ein Mann von Genie, wie Strauß selbst, nicht schon an sich bereit sein, dem Genie im Grunde doch weniger einzuräumen als der Tugend?

---

[1] Heinrich Heine klassifizierte die Menschen in sinnenfrohe „Hellenen“ und asketische „Nazarener“.

Die neue Tübinger Glaubenslehre[1] wird wieder eine große Aufregung in der theologischen Welt hervorrufen, d. h. in ganz Deutschland; denn sonderbar, wir Deutsche sind fast alle geborene Theologen. Es handelt sich jetzt um das, was Strauß Positives geben kann. Es soll mich wundern, ob nicht die, denen er zu wenig Geschichte einräumte, ihm jetzt den Vorwurf machen werden, daß er ihnen zu viel Lehre gelassen hat. Die Theologen, die den ganzen Glauben auf den einen Satz reduzieren möchten: „Ein höchstes Wesen gibt es", dürften sich durch Strauß leicht ebenso getäuscht finden wie die, die den Glauben auf die Mythe gründeten*.

* Spätere Anmerkung. Dieser kleine Artikel erschien in meinem „Telegraphen" 30 Jahre vor Strauß' letzter Schrift[2] und liest sich wie eine antizipierte Beurteilung derselben.

[1] „Die christliche Glaubenslehre, in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampf mit der modernen Wissenschaft dargestellt" (Tübingen 1840—41, 2 Bde.). — [2] „Der alte und der neue Glaube, ein Bekenntnis" (Leipzig 1872).

Vergangenheit und Gegenwart.

1830—1838.

1830.

Ich gestehe, daß ich zwei Monate vor der Julirevolution keinen Begriff von europäischer Politik hatte. Ich wußte weder, wer Polignac[1] war, noch was es an einer Charte zu verletzen geben könne; ich wußte nur, daß die Burschenschaft noch nicht ganz erstorben und Deutschland ohne Einheit war. Wenn ich Ereignisse erwartete, die in den Lauf der Begebenheiten gewaltsam eingriffen, so hätt' ich sie eher von Erlangen und Jena als von Paris erwartet, höchstens daß eine Schar rückkehrender Philhellenen mit bewaffneter Hand in Stralsund gelandet wäre und die pommersche Landwehr aufgerufen, oder daß Hungersnot die Bauern an der Diemel[2] zum Aufstand gezwungen hätte. Mit geheimnisvoller Miene eröffnete ich einst meinem Freunde, mir schienen drei Dinge in Preußen notwendig: eine Verfassung, Preßfreiheit und noch etwas Drittes, das ich vergessen habe. Ich glaubte hier Wunder wie weit schon über das Wesen der Burschenschaft hinausgegangen und in die Fortschritte der allerneuesten Politik eingedrungen zu sein.

Um diese Zeit war ein Franzose nach Berlin gekommen, der die Verhältnisse mit ganz anderen Augen ansah wie ich, Saint-Marc Girardin[3], jetzt Staatsrat und schon einmal in eine Ministerkombination aufgenommen, halb Doktrinär, halb Ministerieller unter allen Umständen, war einige Monate vor

---

[1] Fürst von Polignac (1780—1847), reaktionärer französischer Ministerpräsident, Urheber der berüchtigten Ordonnanzen vom 25. Juli 1830, die Karls X. Sturz verursachten. — [2] Nebenfluß der Weser. — [3] Saint-Marc Girardin (1801 bis 1873), französischer Publizist („Journal des Débats“), bereiste 1830 Deutschland

der Julirevolution nach Berlin gereist, um deutsche Sprache, Schleiermacher, den Schulunterricht, Neander[1] und den Halleschen Pietismus[2] zu studieren. Ob er gleich vorzog, täglich eine Stunde hindurch mit mir nur den Kotzebue zu lesen, so interessierte er sich doch für die geistigsten Regungen Deutschlands, mit Ausnahme der Politik, wo er uns verachtete. Er war Redakteur der „Débats". Ich sehe ihn noch, wie er täglich sein Exemplar, das ihm aus Paris sous bande geschickt wurde, aufriß und mit flammenden Blicken in den Spalten des großen Blattes umherirrte, um die Fortschritte der Opposition gegen Polignac zu verfolgen. Es dauerte lange, bis er sich von seinem Sinnen über eine Zukunft, die er dicht vor Augen sah, erholte und sich wieder auf Hegel, Hengstenberg[3], die Mystiker und Kotzebues „Stricknadeln" besann. Wir lasen einige Szenen, fingen Erläuterungen an und waren bald wieder mitten in der Politik. Ich gestand ihm die geringe Achtung ein, die ich vor Frankreichs politischer Mission hätte, und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß die Jenaer Burschenschaft mehr Einfluß auf die Geschichte haben würde als die Deputiertenkammer der Franzosen. Er belächelte diesen Vaterlandsstolz und setzte dann hinzu: „Junger Freund, es ist jetzt nichts für die Freiheit der Völker so gefährlich, als diese plan- und ziellose Ideologie der deutschen Studenten. Ihr verdanken wir die Kongresse, ihr das von der ganzen europäischen Politik verabredete Widerstandsystem. Die deutschen Studenten wissen nicht, was Politik ist." Wenn ich dann eben im Begriff war, ihn mit den Hohenstaufen, mit Luther und Fichte zu schlagen, so mußt' ich immer die Unannehmlichkeit erfahren, daß an die Tür geklopft und die Lektion von einem Manne unterbrochen wurde, den ich nur gestehen will, vor der Julirevolution gehaßt zu haben. Eduard Gans[4], im eleganten

---

[1] Johann August Wilhelm Neander (1789—1850), einer der bedeutendsten neueren Kirchenhistoriker, war seit 1813 Professor der Theologie in Berlin. — [2] Seit 1694 war Halle der Hauptsitz des Pietismus. Zu Gutzkows Zeit vertrat ihn besonders Tholuck (vgl. S. 17 dieses Bandes, Anm. 1) an der dortigen Universität. — [3] Ernst Wilhelm Hengstenberg (1802—68), orthodoxer protestantischer Theolog, einflußreichster Vorkämpfer der neulutherischen strengen Orthodoxie des 19. Jahrhunderts. — [4] Eduard Gans (1797—1839), Anhänger Hegels, war seit 1826 Professor der Rechte an der Universität Berlin.

schwarzen Frack, mit glänzender französischer Sprachfertigkeit, Gans, mit dem schwarzen wolligen Haar und dem modischen Backenbarte trat herein und war augenblicklich mit meinem Franzosen in ein Zeitungsgespräch verwickelt. Ich hatte Gans auf dem Katheder die Burschenschaft verspotten hören; Gans hatte gesagt: „Meine Herren, es gab eine Zeit, wo auch ich am Strande der Saale mit Heinrich Leo[1] darüber nachdachte, wie wohl Deutschland wieder zur Kaiserkrone gelangen könnte." Ich hätte ihm die Scherze verziehen, die er über diese Träume machte, wären nur nicht in dem Auditorium soviel Leutnants und Portepeefähnriche aus der Kriegsschule zugegen gewesen! So viel weiß ich, daß ich Saint-Marc Girardin beim Abschiede beschwor, nur nicht zu glauben, daß Gans und die deutsche Jugend übereinstimmten. „Ja, ja, ich weiß", antwortete dieser, „Sie wollen die Welt durch das Sanskrit befreien!"

Es war am dritten August[2], und die Sonne brannte. In der großen Aula der Berliner Universität wurde der festliche Tag wie immer durch Gesang und Rede gefeiert. Hunderte von Studenten drängten sich hinter der Barre, vor welcher Professoren, Beamte, Militärs saßen. Über dem Redner Böckh[3] sang unter Zelters[4] Leitung der akademische Chor; Mantius[5] entwickelte schon seinen sanften, zärtlichen Tenor. Schmalz[6], der Selige, ging mit Haarbeutel und Degen von Stuhl zu Stuhl, um mit den Ministerialräten über Völkerrecht und die Freitischverwaltung zu sprechen. Gans war erhitzt und ungeduldig; er ließ Briefe von Raumer[7], die eben aus Paris gekommen waren, im Saale umlaufen. Der Kronprinz lächelte; aber alle, die Zeitungen lasen, wußten, daß in Frankreich eben ein König

[1] Heinrich Leo (1799—1878), Geschichtschreiber, beteiligte sich in Jena an den burschenschaftlichen Bestrebungen. — [2] Geburtstag König Friedrich Wilhelms III. (3. August 1770). — [3] Philipp August Böckh (1785—1867) war seit 1811 Professor der klassischen Philologie in Berlin. — [4] Karl Friedrich Zelter (1758—1832), Komponist, war seit 1800 Dirigent der Berliner Singakademie und gründete 1809 die erste „Liedertafel". — [5] Eduard Mantius (1806—74), berühmter Tenor, trat 1829 in die Singakademie und in die Liedertafel ein. — [6] Theodor Anton Heinrich Schmalz (1760—1831), Jurist und Kameralist, war seit 1810 Professor an der Universität in Berlin. — [7] Der Geschichtschreiber Friedrich von Raumer (1781—1873) ließ 1831 „Briefe aus Paris" erscheinen. Es kann sich hier demnach nur um handschriftliche Briefe im eigentlichen Sinne des Wortes handeln.

vom Thron gestoßen wurde. Der Kanonendonner zwischen den Barrikaden von Paris dröhnte bis in die Aula nach. Böckh sprach von den schönen Künsten, aber niemand achtete diesmal seiner gedankenreichen Wendungen und klassischen Sprache; Hegel trat auf und nannte die Sieger in den wissenschaftlichen Wettkämpfen der Akademie. Jede Fakultät hatte einen Preisbewerber zu belohnen; aber niemand hörte darauf als der Beteiligte. Ich selbst vernahm mit einem Ohr, daß ich sechs Mitbewerber überwunden und den Preis in der philosophischen Fakultät gewonnen hätte; mit dem andern von einem Volke, das einen König entsetzt hatte, von Kanonendonner und Tausenden, die im Kampfe gefallen wären. Ich vernahm keinen der Glückwünsche, die man mir rechts und links darbrachte. Ich schlug das Etui nicht auf, welches die goldne Medaille mit dem Brustbilde des Königs enthielt; ich sah die Hoffnung nicht mehr, die man mir in einigen Jahren auf eine außerordentliche Professur machen konnte[1]; ich stand betäubt an dem Portal des Universitätshofes und dachte über St.-Marc Girardins Prophezeiung und die deutsche Burschenschaft nach. Ich lief dann, hier und dort von Glückwünschenden angehalten, zu Stehely[2] und nahm zum ersten Male eine Zeitung vors Gesicht. Nie war das meine Gewohnheit gewesen. Die Stunde, wo die „Staatszeitung" desselben Abends erschien, währte mir unendlich lange; ich schämte mich, wenn man geglaubt hätte, ich wollte in den königl. Geburtstagsfeierlichkeiten meinen Namen gedruckt lesen. Nein, ich wollte nur wissen, wieviel Tote und Verwundete es in Paris gegeben, ob die Barrikaden noch ständen, ob noch die Lunten brennten, der Palast des Erzbischofs rauchte, ob Karl seinen Thron beweine, ob Lafayette[3] eine Monarchie oder Republik machen würde. Die Wissenschaft lag hinter, die Geschichte vor mir.

---

[1] Bezieht sich auf den Vorschlag des Kurators der Bonner Universität Rehfues; vgl. Bd. 4 dieser Ausgabe, S. 32, Z. 15 ff. — [2] Konditorei an der Ecke Gendarmenmarkt-Jägerstraße. — [3] Marquis de Lafayette (1757—1834) spielte zu Beginn der großen Revolution als Kommandant der Nationalgarde und während der Julirevolution 1830 eine große Rolle. Er ließ sich für Ludwig Philipp gewinnen, trat aber bald zur radikalen Opposition über, da jener konservativ regierte.

Die neue Bildung.

Will man in Berlin poetisch wohnen, so muß man in die Nähe einer Freimaurerloge ziehen. Man wird dann einen schattigen Garten mit hohen Bäumen, einen ungestörten Sitz der Nachtigallen und einen schmutzigen Arm der Spree zum Nachbar haben. An einem solchen stillen, geheimnisvollen und mückenreichen Orte war es, wo ein Kreis akademischer Freunde zusammentraf. Da wir die strengen Gesetze des Staates vermeiden wollten, so gaben wir uns selber keine. Wir waren nur eine Verbindung der Geselligkeit und Freundschaft. Mit Wehmut denk' ich an diesen Kreis zurück, in dem sich manches herrliche Gemüt, manche geistreiche Fähigkeit entfaltete. Nach allen vier Winden hin sind jetzt die Freunde zerstoben, die Lieder, die wir gesungen, sind in öde Vergessenheit verhallt; fast alle der Genossen haben sich nach den schönen sonnigen Tagen, wie wenn ein Gewitter gekommen wäre, unter die Flügel des Staates geduckt und rennen und laufen noch jetzt, um eine Anstellung oder eine bessere zu bekommen. Die Freien und Dreisten unter ihnen haben vielleicht ihre Oppositionslust auf das religiöse Gebiet geworfen und gefallen sich darin, wenigstens als religiöse Sektierer mit dem Staat in Händeln zu leben. Damals hätte ihnen einer das Glück malen sollen, Aktuar in einem polnisch-preußischen Städtchen zu sein oder in einem deutschen Dorfe unter den Kassuben und Wenden nach der Agende[1] predigen zu müssen oder, wie es einem von ihnen ging[2], erst Theolog und dann Basso buffo auf dem Theater in Triest zu werden und den Doktor Bartolo[3] zu spielen — sie würden sich's ausgebeten haben, daß man den Rand halte und nicht schnöde Witze vorführe. Niemand dachte daran, daß man, um in die Poren des großen Staatskäse einzudringen, so klein wie eine Made werden müßte.

Es ist nicht ohne Interesse, die Übergänge zu zeichnen, welche in dem akademischen Leben der deutschen Jugend durch die Julirevolution gezeitigt wurden. Aus einem allgemeinen und von leeren Überlieferungen befruchteten Idealismus wurden

[1] Vgl. S. 20 dieses Bandes, Anm. 3. — [2] Bürger; vgl. Bd. 4 dieser Ausgabe, S. 27, Z. 12, S. 48, Z. 7f. u. 21, S. 58, Z. 23f., S. 132, Z. 20ff. u. 32f., S. 133, Z. 24ff. — [3] In Rossinis „Barbier von Sevilla".

die jugendlichen Gemüter plötzlich auf ein bewegtes Feld unmittelbarer Tagesaufregungen versetzt, wo, wenn auch nicht zunächst eine gemeinschaftliche Quelle mit dem eignen ideologischen Drange zu sehen war, doch eine Verwandtschaft und Anwendung des einen aufs andere sich unmittelbar später aufdrängte. Ja, als die täglich sich mehrenden politischen Eindrücke selbst auf deutsche Verhältnisse verwirrend übergingen und es im südlichen Teile des Vaterlandes fast das Ansehen hatte, als wenn diese plötzliche Neuerung gerade die organische Frucht der noch nicht ganz erstorbenen deutschtümelnden und demagogischen Saat wäre, da mußte sich dem bisherigen allgemeinen träumerischen Tasten ins Blaue hinein eine von den Tagesumständen bedingte Präzision und Sicherheit mitteilen, die den ganzen Ideenkreis, der der deutschen Jugendbildung vor 1830 zum Grunde lag, erweiterte und ihm zu Radien und Durchmessern neue Begriffe und dem französischen und englischen Staatsleben entnommene Vorstellungen gab. Das Mittelalter mit seinen buntfarbigen Lichtern verlor sich immer mehr in ferne Dämmerung. Selbst die den Franzosen abgewandte altdeutsche Richtung ließ in ihrem Hasse nach. Die weißen Hemdkragen wurden in die Höhe gerichtet und mit einem schwarzen Halstuche umwunden. Man konnte sich von dem eintönigen Nachhall der Jahn-Arndtschen Richtung um so gewissenhafter befreien, als Frankreich selbst in neuester Zeit der deutschen Kunst und Wissenschaft so große Huldigungen darbrachte. Die Geschichtschreibung der Franzosen, ihre neueste Philosophie, ihr Roman, ihr Drama, die ganze Aufregung des Romantizismus, der in Frankreich gegen die klassischen Traditionen kämpfte, knüpfte sich an deutsche Geistesrichtungen an. Die gleichmäßige Idee von politischer Freiheit hüben und drüben ließ die Völker eher zu Bundesgenossen als zu Feinden werden. Das nationale Interesse wich vor dem gemeinschaftlichen Zwecke, Befreiung der Völker aus verrosteten Fesseln, zurück vor einer alles andre überwiegenden Vorstellung, der die kurz darauf ausbrechende polnische Revolution einen noch größeren Spielraum schenkte. Indem man mit dem Prinzipe dieser Bewegungen mitfühlte, vergaß sich leicht die allerdings

verschobene Stellung, in welche die Völker als abgesonderte Teile des europäischen Staatskörpers gegeneinander gerieten. Um den Prinzipien hier und dort den Sieg zu bringen, hätte der flammende Enthusiasmus jener Tage sich wohl zu Opfern und Abtretungen aller Art verstanden, die wir jetzt, nachdem die Dinge einen andern Lauf bekommen haben, wohl bereuen würden.

Die Literatur nahm damals in fast allen ihren Richtungen die Farbe des Zeitgeistes an. Die harmlose poetische Tätigkeit, welche früher unter Holunderzweigen ihre Lieder nur gesungen hatte, um mit der Lerche zu wetteifern, verstummte entweder oder wurde nicht mehr gehört. Es waren überdies nur so geringfügige Kräfte gewesen, welche damals für das literarische Bedürfnis der Nation gesorgt hatten, daß sich für die Jugend kein bedeutender Mann vorfand, an dem sich für sie eine bestimmte Vorstellung von Literatur hätte ausbilden können. Tiecks Novellen traten in Almanachen nur als Spenden des Zufalls auf. Hoffmann war vielleicht noch der gelesenste; aber er war einer jener Autoren, die man erst verschlingt und dann vergißt. Man konnte eine Nacht opfern, um eines seiner spukhaften Gemälde fieberhaft durchzustöbern, aber er hinterließ keine bleibenden Eindrücke, am wenigsten eine edle und erhabene Vorstellung von der Literatur überhaupt. Sein Stil war über die Maßen schlecht, seine Philosophеme, mit Ausnahme derer über Musik, waren meist oberflächlich, seine Gestalten, soweit sie nicht der Phantasie, sondern auch der Wirklichkeit hätten entnommen werden müssen, waren hölzerne Marionetten ohne Geist und Leben; die Frauen namentlich waren sich alle an Gewöhnlichkeit gleich. Spindlers[1] Muse konnte sich, trotz ihrer wackeren Vorzüge, in die Sphäre einer feinern Bildung nie erheben. Hauff zog eine Zeitlang die Universitäten an, aber seine Hauptstärke war nur die flüchtige Novelle, die an uns vorüberhuscht und nichts als eine verrauschte Stunde zurückläßt. Tiefer griffen schon Immermann, Grabbe, Zedlitz[2]

[1] Karl Spindler (1796—1855) verfaßte zahlreiche bedeutende Romane. — [2] Joseph Christian Freiherr von Zedlitz (1790—1862), österreichischer Dichter, als reflektierender Lyriker und Erzähler bedeutender denn als Dramatiker.

und Schenk[1] ein. Hier war man allerdings im Bereiche einer auf Prinzipien zurückführbaren edlen Produktion; es ließ sich hier an Goethe und Shakespeare erinnern; die Kritik konnte hier mit Aristoteles beginnen und mit Hegel aufhören. Indessen griffen doch auch diese Dichter nicht so tief in das geistige Leben der Nation ein, daß sie der Literatur eine bestimmte Richtung aufgezwungen und der literarischen Bildung, namentlich der Jugend, eine sichere und bleibende Fahrbahn gezogen hätten. Es fehlten hier teils in den Werken selbst, teils in den Beurteilungen, die sie in Wien, Berlin, Leipzig hervorriefen, die idealischen Beziehungen. Die Geschichte der Hohenstaufen, ein „Belisar", selbst ein „Andreas Hofer" — diese Stoffe wurden mit jener poetischen Selbstgenügsamkeit durchgearbeitet[2], die, wenn nicht die geniale Kraft eines Goethe oder Schiller sie ergreift, nie etwas anderes als eine sich selbst verpuffende, nur augenblickliche Wirkung hervorbringen wird.

Verdunkelt wurden alle diese Erfolge von Heine und Börne. An jenem Elfengeiste übte man seine poetische Anlage, an diesem Charakter stählte sich die Gesinnung. Man kann nicht sagen, daß beide eine schlagende Wirkung auf die damalige Stimmung gehabt hätten; mehr, daß sie anregten, daß sie einen Brander in ein verwickeltes Geschwader von ohnehin lecken Schiffen führten. Die Neigung, die ihnen entgegenkam, war weit geringer als der Erfolg, den sie durch eine oft nur neutrale Annäherung an ihre Schriften allerdings zuletzt nach sich zogen. Ihre Erscheinung blendete; aber man ließ noch auf ihnen das Auge nicht mit längerem Wohlgefallen verweilen. Es gab viel zu überwinden, ehe sich der Blick dauernd an diese beiden Gestalten gewöhnte; denn kein geringes Hindernis ihrer Festsetzung mußte bei den Deutschen schon ihre israelitische Herkunft sein. Wenn wir auch reif genug waren, mit ungeteilter Hingebung von einem Israeliten harmlose Dichtungen harmlos aufzunehmen und wohl nie bei Moses Mendelssohn[3] daran

[1] Eduard von Schenk (1788—1841), bayrischer Staatsrat und Minister des Innern, als Dichter bekannt durch das Trauerspiel „Belisar" und seine „Schauspiele". — [2] Die Geschichte der Hohenstaufen in einem Dramenzyklus von Raupach, „Belisar" von Schenk und „Andreas Hofer" von Immermann. — [3] Moses Mendelssohn (1729—86), bedeutender Popularphilosoph, ein Freund Lessings.

gedacht haben, seine Religion zum Maßstabe seiner Philosophie zu machen, so war hier ein anderer Fall eingetreten. Zwei Israeliten hatten in ihre Schriften den ganzen Verlauf der neuern Geschichte aufgenommen, sprachen von den allgemeinsten Interessen der Nation, von Christentum, von Politik, von bürgerlichem Leben. Sie tranken so wie wir und brachen das Brot wie wir. Sie hatten nicht nur denselben blauen Himmel, dieselbe Nachtigall, denselben Mond, der sich im stillen See spiegelt, dieselbe Tanne auf dem Harze wie wir, sondern Welt, Staat, Kirche, Geschichte, alles sprachen sie mit demselben Rechte an, auf das wir bisher mit so vieler Eifersucht gewacht hatten. Es dauerte lange, bis hier eine unbedingte Hingebung erfolgen konnte. Heine und Börne beschäftigten die Nation, und diese Beschäftigung hat uns außerordentlich viel genützt.

Börne und Heine zersprengten die übel gewählten Stellungen der öffentlichen deutschen Bildung. Unberührt geblieben von den Hochgefühlen, welche die Brust der Deutschen schwellten, als sie die Herrschaft der Franzosen abgewälzt hatten, nüchtern, wo wir schwärmten, kalt, wo wir glühten, hatten sie alle Vorteile prüfender Vernunft vor der Schwärmerei voraus. Nur aus dem Judentume konnte vielleicht eine so wahre und dankenswerte Reaktion gegen unsere Ideologie, die sich selbst die Fesseln einer neuen Sklaverei schmiedete, kommen. Die Juden waren frei gewesen unter Napoleon, und Heine und Börne konnten mit bitterm Hohne fragen, was wir gewonnen, seitdem wir ihn besiegten. Während Heine wie ein nächtliches Irrlicht auf den Schlachtfeldern von Marengo und Austerlitz seine lyrischen Tänze begann und sein Tambour Le Grand die Erinnerung an Napoleon wieder wachtrommelte[1], entwirrte Börne den Zusammenhang aller Verbindungsfäden der neuesten Geschichte und erschloß uns das Verständnis der Begebenheiten, welches wir, wie Saint-Marc Girardin gesagt hatte[2], auf dem Standpunkte des Sanskrit nimmermehr würden gefunden haben. Während Heine mut-

[1] Heine huldigt dem Genius Napoleons I. in den „Reisebildern, dritter Teil", als er auf die Schlacht von Marengo zu sprechen kommt, und preist die Napoleonische Epoche im „Buch Le Grand" („Reisebilder, zweiter Teil"). — [2] Vgl. S. 153 dieses Bandes, Z. 14 f.

willig wie ein Schwärmer durch unsre Irrtümer und Wahrheiten fuhr, riß Börne die Vorhänge und Schleier der Illusionen von den Wänden, die uns umgaben, zeigte das nackte Holzgerüst, über welches man mittelalterliche Teppiche gehängt hatte, und war in dem ganzen Bildungsstoffe der Restaurationsperiode jener Sauerteig, der im Feuer der Julirevolution ein frisch und locker aufgehendes Gebäck möglich machte. Börnen war es nicht entgangen, daß unter der Episode Napoleons und der Alliierten weg sich unterirdisch das Jahr 1789 fortzog und in einem günstigen Augenblicke den Boden durchbrechen würde. Alle seine Hoffnungen kamen mit 1830 zur schönsten Erfüllung. Daher jener ausgelassene Jubel, der in seinen „Pariser Briefen" gleichsam die Mütze hoch in die Luft warf und auf offener Straße tanzte. Wenn noch nicht Europa gesiegt hatte, so hatte es doch sein Leben, seine Überzeugung, seine Weisheit.

Ich wiederhole, daß Börne und Heine uns nur beschäftigten und noch keine Hingebung fanden. Während man der Form ihrer Schriften alles einräumen mußte, verletzte zuweilen der Inhalt, wie er öfter noch erfreute und ermunterte. Heine vollends versetzte zwar alles außer Atem, wenn ein neuer Band seiner Schriften erschienen war; aber wie sehr er auch jeden anregte, befriedigen konnte er niemand. Seine „Reisebilder" enthielten des Scherzes zuviel, als daß dasjenige, was in ihnen Ernst sein sollte, wirklich dafür hätte genommen werden können. An seinen Versen gefiel der wunderliche Einfall, in ihnen die Prosa durch geschickte und naive Behandlung zur Poesie zu erheben, gefiel die oft sehr gelungene Nachahmung der im altdeutschen Volksgesange herrschenden Einfachheit und Kürze; aber dem, was in ihnen Wahrheit und Gefühl sein sollte, schenkte man keinen Glauben. Seine Zauber schienen keine göttliche, sondern magische zu sein; seine Sterne waren nicht immer silbern, sondern oft versilbert; seine Blumen waren oft aus Taft gemacht und nur mit künstlichem Wohlgeruch angefeuchtet. An Nachahmung konnte nur die unzulänglichste Bildung denken.

So gab es in jenem Kreise unter einem breitästigen Lindenbaume der Gegensätze viele und scharfe. Schleiermacher und Hegel, Goethe und Schiller hatten ihre Vertreter; aber mochte

man streiten, soviel man wollte: darin vereinigten sich alle, daß das Vaterland vom Geist der Dichter und Denker auch in seinem historischen Leben Gewinn ziehen müsse. Und wie sehr auch dieser Gedanke abhanden kommen kann, wie sehr man ihn, wenn er eine Verflachung der Literatur verschulden sollte, sogar auf Augenblicke beiseite schieben müßte, so wird er doch immer wieder im Bewußtsein des Volkes auftauchen und der höchste Maßstab bleiben, nach welchem in unsrer Literatur heiße Liebe, kühle Bewunderung oder flammender Haß ausgeteilt werden.

Wolfgang Menzel[1].

Das allgemeinste und umfassendste Organ derjenigen Literaturanschauungen, welche kurz vor und nach der Julirevolution in Deutschland herrschten, war Wolfgang Menzel. Er hatte die verschiedensten Blüten und Früchte der romantischen Schule mit den Voraussetzungen des Liberalismus in ein Ensemble zu bringen gewußt, welches den Anschein einer auch den Gesetzen der Kunstlehre gemäßen Folgerichtigkeit hatte. Die Einheit, welche W. Menzel in seine hundert Liebhabereien und tausend Vorlieben, Sympathien und Idiosynkrasien brachte, war die einer leidenschaftlichen, jugendlichen, den Lauf der Dinge nach Freiheitsprinzipien beurteilenden Weltauffassung. An die Stelle der sich selbst bespiegelnden ästhetischen Ruhe setzte er die Schönheit einer stürmischen Bewegung; für Entsagung verlangte er Aufopferung, für das gnädige Vergeben z. B. eines Thoas in der „Iphigenie" wollte er die Wahrheit der Leidenschaft, die Rache, den Zorn. Zu diesen stark bewegten vollblütigen Pulsschlägen seines literarischen Wirkens, die ihm alles zuwandten, was an frischer Oppositionslust sich im Vaterlande regte, kamen hinzu die zahllosen Blößen, die das gewöhnliche literarische,

[1] Wolfgang Menzel (1798—1873), Kritiker und Literarhistoriker. Seine Angriffe auf Goethe (in den „Europäischen Blättern", Zürich 1824/25, und der „Deutschen Literatur", Stuttgart 1827, 2 Bde.) sind ungerechtfertigt; seine leidenschaftliche Fehde gegen das Junge Deutschland brachte ihm die heftigsten Angriffe, besonders von D. Fr. Strauß, Heine und Börne, ein. Über Gutzkows Verhältnis zu ihm vgl. „Gutzkows Leben und Werke", Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 13*, Z. 14 ff. bis S. 17*, Z. 32, und S. 19*, Z. 33 ff.

politische und gesellschaftliche Leben in Deutschland ihm darbot. Die Almanache mit ihren goldrändigen Entsagungsnovellen, die Stunden der Andacht mit ihrem in Zucker kandierten nachsichtigen Christentume, die Tränenfisteln der schriftstellernden Damenwelt, der Pedantismus der Schulen, die sterile Arroganz der Katheder, die Prüderie der Strickstrumpftugenden und die Geistreichigkeit der Teetische; dies alles wußte W. Menzel mit gesundem, männlichem Mute in die literarischen Verhandlungen zu verweben und als Folgerungen aus den Richtungen der Literatur darzustellen. Er ergriff durch sein Wirken nicht bloß die theoretischen Vorstellungen, die man über Kunst und Wissenschaft, unabhängig vom Leben, in sich auszubilden hatte, sondern regte durch die tausend Details, die er in seine Debatten hineinzog, den ganzen Menschen auf, dessen Willenskraft und Leidenschaft er zunächst zu überreden trachtete. In Menzels Polemik flammte ein so ungebändigtes Leben, daß es schwer war, in ihr das Literarische vom Moralischen, das Ästhetische vom Historischen zu trennen. Der Grundsatz, daß das Leben eines Volkes der Maßstab seiner Literatur sein müsse, machte aus Menzels literarischem Wirken eine Schule der Charakterbildung und schuf jenen Enthusiasmus, mit dem sich ihm damals alles hingab, was nicht an kleinliche Koterien der Ästhetik oder Philosophie gefesselt oder unmittelbar an seinen Angriffen als Gegenstand derselben beteiligt war. Erst als die Geschichte und die Produktion in Deutschland über das Nivellement, welches Menzel zwischen Literatur und Leben erhalten wollte, hinausschwoll und größer wurde, als alle seine Abzirkelung sich möglich gedacht hatte: erst da ließ Menzel den Augenblick vorübergehen, wo er seine sonst so lebendigen Kategorien vor einer leeren und toten Erstarrung hätte retten können. Er blieb in seinen Prinzipien beharren, als schon die Voraussetzungen, zu denen sie früher gepaßt hatten, teils durch ihn selbst, teils durch die ewig fortarbeitende Kraft der Geschichte und des Weltgeistes sich verändert hatten. Die schöne Wahrheit, die einst dem Wirken Menzels zum Grunde gelegen hatte, war nur eine in den Umständen gelegene. Sie mußte erstarren und den beleidigenden Anblick des Todes mitten in dem neuen Leben darbieten,

als dies schon anfing, seine rauschenden Flügel auszubreiten. Alle Kategorien und Maßstäbe Menzels waren negative und polemische gewesen; sie sanken zu einem leeren Schematismus herab, als sich die Gesichtspunkte des Lebens und der Produktion in Deutschland plötzlich änderten. Selbst wenn Menzel das Neue für die entartete Kindschaft seines Kampfes gegen das Alte gehalten hätte, mußte er doch hier einsehen, daß die Waffen neu zu schmieden, die Stellungen zu vertauschen waren. In der Polemik ist die Wahrheit nur wahr unter Umständen. Ändern sich diese, so wird da Nacht, wo einst Sonne schien.

Man wird nie in Deutschland so ungerecht sein, die zahlreichen Verdienste zu leugnen, welche sich W. Menzel um unsere Literatur erworben hat. Ob sie groß genug sind, um ihm seine späteren Verbrechen zu vergeben, mag die Zukunft entscheiden; uns steht es an, ihm den Ruhm zu lassen, daß er der versumpften Literatur der Restaurationsperiode frische Kanäle zuführte, die mephitischen Ausdünstungen derselben erstickte, die auf ihnen wuchernde großblättrige und mattblühende Vegetation der damaligen Belletristik ausreutete. Wir würden an dem Wiederaufbau einer neuen Literatur nicht arbeiten können, wenn nicht seine Kraft dagewesen wäre, die von der alten, was morsch und trümmerhaft stand, niederriß; ja selbst die warme Hingebung, die neuerdings an Goethe sich anschmiegte, würde nicht mit so allmächtiger Gewalt um sich gegriffen haben, hätte nicht W. Menzel all das Gute und Böse, was an ihm ist, gerade in seiner bekannten Polemik gegen Goethe bewährt. Die Torheit Menzels, Goethes ganze Entwickelung von „Werther" an den winterlichen Spätherbst des Greises entgelten zu lassen, seine politischen Schwächen und Indifferenzen auf Rechnung schon einer frühern Poesie und Lebensanschauung überhaupt zu setzen und endlich gar den Inhalt der Goetheschen Gedanken mit der organischen Kraft des Geistes, der das Mittel ihrer Aussprache war, zu verwechseln, schuf diese Gesamtbetrachtung Goethes, diese aufgerollten Gemälde seiner ganzen Wirksamkeit, diese belehrenden Rückblicke auf die tatsächliche Entwickelung unserer Literaturgeschichte, denen allen wir diesen großen Fortschritt verdanken, daß wir einmal unendlich weit über die Begriffe W. Menzels

hinaus sind und doch anderseits das mannigfach Gute, was ihrer allmählichen Bildung im Gemüt jenes Mannes Vorschub leistete, gleichfalls in uns durchgearbeitet haben.

Es würde sich zu tief in persönliche Erinnerungen verlieren heißen, wollt' ich alle die Veränderungen des Windes namhaft machen, wo W. Menzel vergaß, seinem Fahrzeuge die Segel anders zu spannen. Es war nicht nötig, daß es mit dem Luftzuge mitsegelte; er hätte gern dagegen anfahren können; aber dazu hätte er neue Ladungen aufnehmen, alte versenken müssen. Mag es spätern Zeiten überlassen bleiben, in einer entschieden memoirenartigen Darstellung die Einschnitte der Zeit zu nennen, wo W. Menzel seine Uhr aufzuziehen vergaß. Dann wird auch der Augenblick reif sein, Bericht zu erstatten über eine mehrjährige Verbindung mit ihm, deren allmähliche Auflösung nicht durch Persönlichkeiten, sondern durch tiefere Bedingungen notwendig wurde.

1832.

Das erste, was W. Menzeln über den Kopf wuchs, war die Politik des Tages. Dem leichten Spielen und Necken mit der politischen Klinge folgten Schlachten. Die Politik konnte nicht mehr bloß wie die spitze Pointe eines Epigramms benutzt werden, sondern sie forderte heraus auf einen ernsten Kampf, bei dem einige ihr Leben, viele ihre Freiheit verloren. Die Stände-, die Volksversammlungen, die Durchmärsche der Polen[1] nahmen eine aufopfernde kühne Hingebung der Entschiedenen in Anspruch. Bei Banketten sollten die Toaste nichts umschreiben, bei Unterschriften sollten die vollen Namen, nicht die ängstlichen drei Kreuze stehen. Die Dichter spannten die Tauben von ihren Wolkenwagen ab und legten Schlangen und Drachen ins Joch. Wie Wetterwolken fuhren sie im Sturm über die immer mehr sich verdüsternde Heide. Die Taten wurden erstickt; nun mußten die Worte den Harnisch anziehen. Die Phalangen der Freiheitsfreunde wurde zersprengt; nun mußten die Scharfschützen des Worts aus Busch und Wald den Rückzug decken. Die

[1] Nach dem mißglückten polnischen Aufstand von 1831 zogen viele flüchtige Polen auf dem Wege nach Frankreich durch Württemberg.

„Wiener Spaziergänge"[1], die „Briefe aus Paris"[2], die Lieder eines Lenau und selbst Pfizer[3], die „Französischen Zustände"[4] und Vorreden hier und dort, viele schwächere Kräfte, die aus dem Ganzen gleich einen Salat machten, zu dem Maltitzsche[5] Pfefferkörner gestreut wurden; alle diese Leistungen und Bemühungen gaben dem Rückzuge eine scheinbare Angriffsmiene. Die Schwäne sangen wunderbar, da sie sterben sollten. Die letzten Schüsse verhallten in langen Zwischenpausen, bis endlich so gut wie Stille eintrat und Sonntags wieder die Wachtparaden und die Posten nachts mit ungeladenem Gewehr aufzogen. Der Volksgeist schläft, und was er spricht und tut, spricht und tut er im Traume.

Es sah in Deutschland aus wie nach einer Überschwemmung. Wiegen hingen in den Bäumen, auf den Bergen sah man, was ewig nur in der Ebene gelebt hatte. Beamte waren Begeisterte geworden und ließen sich in Gesinnungen und Verbindungen betreffen, die ihnen, wenn nicht das Amt, doch die Beförderung kosteten. Die Hörsäle waren leer, die Schüler irrten zerstreut als Flüchtlinge, die Lehrer wanderten aus, weil sie es noch konnten. Hier und dort hatten Jünglinge die Feder ergriffen und den Ideen des Tages ihre glühenden, noch keuschen Gefühle und Auffassungen als Erstlingsopfer dargebracht. Den meisten aber diente der rote Streifen, mit dem die von ihnen genommene Toga praetexta des Schriftstellers verbrämt war, nur als Abzeichen für die Verfolgung. Wenigen gelang es, in die Hörsäle, die Aktenstuben, die Sakristeien unbemerkt wieder zurückzukehren, und noch geringer war die Zahl derer, die nicht vorgezogen hätten, den verfehlten bürgerlichen Lebensberuf für immer in Leid und Freud mit dem des Schriftstellers zu vertauschen. Von diesem Augenblick schreibt sich jene Erscheinung her, vor welcher Hitzig[6] mit mehr guter Absicht als gerechter Einsicht gewarnt hat; eine große Anzahl von Autoren entsagte dem Staate und versuchte, sich eine eigne Selbständig-

---

[1] „Spaziergänge eines Wiener Poeten" von Anastasius Grün (Hamburg 1831). — [2] Von Börne (Hamburg 1830 und 1831). — [3] Vgl. S. 173 dieses Bandes, Anm. 3. — [4] Von Heinrich Heine (Hamburg 1833). — [5] Freiherr Apollonius von Maltitz (1795—1870), Dichter, bevorzugte besonders die knappen poetischen Formen. — [6] Julius Eduard Hitzig (1780—1849), Jurist und kriminalistischer Schriftsteller, war nach der Verkleinerung Preußens (1807) eine Zeitlang als Buchhändler tätig

keit zu geben. Der glückliche Erfolg der einen ermutigte zur Nachahmung die andern. Viele traten freilich ohne Beruf in diese Reihen und verdarben an der Literatur mehr, als sie ihr nützten, zumal wenn sie das Gute wollten und nicht das Schöne konnten. Andre prüften zum ersten Male das nur im Tumult ausgebildete Talent; manche von ihnen hatten Charakter, aber keine Gaben; viele von denen, die Gaben hatten, wurden von dieser ihnen neuen Entdeckung so überrascht, daß sie dafür den Charakter opferten. Jetzt begann sich eine neue Literatur anzuspinnen. Die Gesinnungen mußten aufhören, allein die entscheidende Instanz zu bilden. Den Ausschlag gaben Geist und Geschick.

Doch die bloße Form wird uns nie einen Literaturaufschwung bringen. Vossens Einfluß auf die Literatur seiner Zeit war z. B. ein nur flüchtig vorübergehender, während Lessing, der das natürliche bürgerliche Leben durch „Minna von Barnhelm", Klopstock, der die Idee von Vaterland und Religion in die Literatur einführte, von außerordentlich anregendem Einflusse waren. Die Schlegel hätten durch ihre schönen Formen, die sie dem Süden entlehnten, nichts vermocht, wenn sich nicht auch der zaubervolle Inhalt des Rittertums, der Minne und der Andacht zum Kreuze[1] in ihnen entfaltet hätte. So mußten denn diese neuesten Versuche, eine geschlossene Literatur zu bilden, von Ideen ausgehen, und heimische Spekulation, gleichzeitige Literatur in Frankreich, innerer Drang, Zorn und Groll gegen das Laufende in Zeit und Geschichte boten deren eine reiche, bunt abwechselnde, teils abenteuerlich ersonnene, teils in tiefsten Lebensoffenbarungen begründete Auswahl dar.

Die eigentliche Ausbildung aller dieser Einflüsse zu einem neuen Moment der Literatur erfolgte erst einige Jahre später.

Heinrich Laube[2].

Dieser mit einer großen Beweglichkeit des Geistes, aber mit nur geringfügigen literarischen Mitteln ausgestattete Schrift-

[1] Anspielung auf das Drama „Die Andacht zum Kreuze" des spanischen Dichters Pedro Calderon (1600—81), dessen Werke in Deutschland zuerst durch die Übersetzungen A. W. Schlegels bekannt wurden. — [2] Heinrich Laube (1806—84) war anfangs als Schriftsteller lebhaft tätig, leitete 1849—67 das Wiener Hofburgtheater, 1869/70 das Stadttheater zu Leipzig und 1872—80 das neugegründete Stadttheater zu Wien.

steller war der erste, der den Versuch machte, die vorzüglichsten Erscheinungen der Neuerung, Heine, Börne und was hier und dort mit ihnen verwandt war, als eine in sich zusammenhängende Entwickelung und die einzige entscheidende Tonangabe der Literatur aufzufassen. Erst durch ihn erfolgte jene neu auch in die Literatur eingeführte unbedingte Hingebung an das Neue, die bisher nur auf den Akademien gegolten hatte und von W. Menzel nur nebenher angedeutet und vermittelt war. Die Kritiken, welche H. Laube in einer von ihm redigierten Zeitung schrieb[1], wurden Mittelpunkt aller der jugendlichen Kräfte, die den Geist einer neuen Literatur ahnten und an seiner allmählichen sichtbaren Erscheinung selber mitarbeiten wollten. H. Laube zog indessen durch die Gegenstände, die er berührte, durch die Fragen, die er anregte, mehr an als durch die Art und Weise, wie er sie erörterte und löste. Es war ein großes Unglück für die Idee eines neuen Aufschwungs der Literatur, daß das erste Organ desselben weit mehr Enthusiasmus als Talent besaß. Reichte jener wohl aus, die Jugend zu ergreifen, so war doch dieses zu gering, um auch der ältern in Erfahrung und Bildung sich wiegenden Generation Teilnahme abzulocken. H. Laube war ein oberflächlicher Forscher, ein schlotteriger Stilist. Er ahmte die Redeweisen Heines nach, ohne die subtile Grazie, die feine musivische Darstellung und Schöpfungsweise desselben zu besitzen. Was Heine in einem Satze mit heiterster Überraschung sagte, führte Laube zu einer seitenlangen Orgie aus; eine Tauperle bei Heine wurde ein Zuber bei Laube. Man konnte in allem, was Laube damals schrieb, die Gesinnung ehren; aber es schmerzte, mit ihr eine geckenhafte, renommistische und doch wieder schlotternde und lüderliche Darstellung in Kauf nehmen zu müssen; abgesehen davon, daß in dem Wirken Laubes sich weder eine tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens noch jene Solidität der Bildung verriet, welche den größten Naturalisten unsrer Literaturgeschichte, einem Fr. Schlegel, W. Heinse[2] u. a., bei all dem Anstoß, den sie erregten, doch so gewaltigen Vorsprung gab. Ich gestehe, daß ich seit dem

[1] Laube redigierte 1833—34 die „Zeitung für die elegante Welt". — [2] Anspielung auf Friedrich Schlegels „Lucinde" und Wilhelm Heinses „Ardinghello".

Auftreten dieses Schriftstellers an seinen Gesinnungen den lebhaftesten Anteil nahm, mich aber mit keiner Zeile befreunden konnte, die aus seiner hurtigen Feder kam. Die Naturen des Menschen sind mannigfach, die literarischen Charaktere sprechen sich in der abweichendsten Mannigfaltigkeit aus; aber Laubes Art schien mir von jeher nur ein Minus zu sein, ein unbedingter Mangel, keine intensive Verschiedenheit bloß, die nur mir, dem in Denken, Leben, Sinnen, Fühlen und Reden ihm völlig Entgegengesetzten, hätte mißfallen müssen.

Noch unglücklicher wurde die Hoffnung auf eine neue Literatur durch die Schriften befriedigt, welche H. Laube herausgab. Sein „Neues Jahrhundert"[1] ist eine Polterkammer von Heineschen Ausdrücken und Börneschen Begriffen, die wie Kraut und Rüben ineinander geworfen sind und nirgends weder in einem Bilde noch in einem Gedanken die Vorstellung geben, daß sich aus diesem Stoffe noch einst eine siegreiche Gestaltung entwickeln könne. Es ist bei der eigentümlich mehr auf Gedanken als Formen gerichteten Bildung unsrer Zeit fast unmöglich, daß ein zum ersten Male auftretendes Talent gleich im ersten Wurfe jene Klarheit und Bewältigung des Stoffes haben kann, die nur die Frucht reiferer Erfahrung und öfters angestellter Versuche ist; es ist dies noch umso weniger möglich, als in unsern Tagen die Verführung zur frühzeitigen Produktion überredender ist als zu irgendeiner Zeit. Allein dann muß in dem ersten Werke doch immer ein Reichtum sichtbar werden, der nur noch nicht die Ökonomie zu verwalten, Ausgaben und Einnahmen gegeneinander zu verrechnen versteht. Die Statuen können noch fehlen, aber die Marmorblöcke müssen da sein; für die ausgeprägten Münzen können noch einstweilen Gold- und Silberbarren entschädigen, aber Laubes erste Schriften verrieten keine Zukunft; die Unordnung, die in ihnen herrschte, war nicht die Folge schlechter Verwaltung, sondern der Gedankenlosigkeit. Man konnte nur beklagen, daß eine so gute Sache, wie die von Laube verfochtene, in die Hand einer alle Freunde derselben so beschämenden Unreife gekommen war.

[1] Band 1 unter dem Titel „Polen" (Fürth 1833), Band 2 unter dem Titel „Politische Briefe" (Leipzig 1833).

Das „Junge Europa"[1] verriet einen Fortschritt, der sich endlich an dem fortwährenden Studium Heines zu einer gewissen Sicherheit aufgeschwungen hatte. Szenen der Liebe, der Verführung rundeten sich zu lesbarer Fertigkeit ab. Die Farbe, die Heine zu *einem* starken, kräftigen Pinselstrich verbrauchte, wischte Laube zu einem ganzen Gemälde auf der Leinwand herum. An künstlerische Ordnung, verständige Gruppierung, an fein berechnete Kombinationen und Intrigen, überhaupt an einen dem Wesen des Kunstwerks sich nähernden Fortschritt der Handlung und Fabel war nicht zu denken. Statt uns zu einem Ende zu führen, fing die Erzählung immer wieder von vorn an. Kaum ist Valerius hier geliebt, so ist er's wieder dort; kaum hat Konstanze dieser Neigung zu entsagen, so weiß sie sich wieder an jener zu trösten. So geht die Handlung die Kreuz und Quere, die Neigungen tanzen Quadrillen und Kontertänze, verschlingen sich bald hier, bald dort, so daß man sich in der Tat in einen Kaninchenbau, wo Vater und Tochter sich heiraten, versetzt glaubt. Ich will dem Urteile einer andern Kritik nicht vorgreifen; aber von mir selbst muß ich eingestehen, daß ich dieses Buches niemals froh geworden bin und mich namentlich an der Verbindung ärgerte, die hier zwischen der emanzipierten Liebe und der Hingebung an politische Ideen stattfand. Die letztern schienen mir durch jene verunreinigt zu sein; sie wurden es auch. Man kann, was ich selbst getan habe[2], die nach dem Freiesten und Göttlichsten ringende Liebe schildern und die Schönheiten und Irrtümer eines solchen Idealismus in Herzen entstehen lassen, die die Freiheit wie ihr Leben lieben; man kann, wie es mir selbst geschehen ist, in der glühendsten und durch äußre Umstände unglücklichen Neigung für ein weibliches Wesen sich zu Trotz und verzweifelter Bitterkeit gegen Sitte und Gesetz hinreißen lassen und alle die Schranken zertrümmern wollen, welche uns in kalter Herzlosigkeit den Besitz unsres Ideals verweigern[3]; aber jener Gedanke, daß unsre

[1] 1. Abteilung „Die Poeten" (Leipzig 1833, 2 Bde.), 2. Abteilung „Die Krieger" (Mannheim 1837, 2 Bde.), 3. Abteilung „Die Bürger" (das. 1837). — [2] In der „Wally". — [3] Bezieht sich auf Rosalie Scheidemantel (vgl. „Gutzkows Leben und Werke", Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 14*, Z. 7—9, und S. 16*, Z. 26 bis S. 17*, Z. 20).

Poesie an die matten, wenn auch geistreichen Sinnlichkeitsgemälde eines Heinse wieder anknüpfen sollte, ist mir ästhetisch und moralisch von jeher so zuwider gewesen, daß ich dies ewige Lanzenbrechen der Laubeschen Helden, diese Buhlereien von hundert Weibern um einen Mann um so mehr verwarf, als sich auch mir in den Details des „Jungen Europa" nirgends jener zarte und feine Pinsel verriet, der dasjenige so oft bei unsern großen Dichtern gutgemacht hat, was bei ihnen im ganzen und großen etwa verfehlt war.

Mochte aber auch H. Laube durch das „Junge Europa" bei jungen Leuten Teilnahme gefunden haben, durch die „Reisenovellen"[1] büßte er sie wieder ein oder tauschte wenigstens dafür, der in ihnen enthaltenen Persönlichkeiten wegen, nur den Beifall Varnhagens von Ense[2] ein. In diesen „Reisenovellen" war die Nachahmung Heines in den üppigsten Samen geschossen. Heines Manier, die nur gefallen kann in der still rieselnden, fast tröpfelnden Weise des Meisters, wurde hier vom Schüler in Strömen vergossen. Mit einer Sündflut von Renommisterei wurde man fortgeschwemmt. Liebesabenteuer rechts und links, im Postwagen, in der Passagierstube, im Bade, in der Kirche, auf der Straße, in Winkeln, überall Liebe; Liebe mit den Fingerspitzen, Liebe mit den Knien, Liebe im Schlafe, Liebe in Haarwickeln, Liebe in Schlesien, Dessau, Braunschweig, Leipzig, Karlsbad, Teplitz, München, Tirol, Italien, Steiermark, Wien, Prag, Liebe überall und mit allen, aber nur — für einen! für H. Laube! Für ihn überall eine Szene, überall ein Rendezvous. Nein, diese Koketterie eines Mannes erinnert nur noch an Casanova[3]; hier hörten alle Verbindungsfäden edlerer Richtungen mit ihm auf. Wunderlich genug, daß gerade damals ein achtbarer Name, Ludolf Wienbarg[4], und ein junger Spätfrühlingskeim, Gustav Schlesier[5], mit H. Laube eine Verbindung

[1] Band 1 und 2 Leipzig 1834, Band 3 und 4 Mannheim 1836, Band 5 und 6 als „Neue Reisenovellen" das. 1837. — [2] Vgl. S. 98 dieses Bandes, Anm. 1. — [3] Giovanni Casanova de Seingalt (1725—98), italienischer Abenteurer, bekannt durch seine „Mémoires écrits par lui-même" (Leipzig 1826—38, 12 Bde.), in denen er mit unerhörtem Zynismus über die Liebesabenteuer seines äußerst bewegten Lebens berichtet. — [4] Vgl. S. 183 dieses Bandes, Z. 5 ff. — [5] Gustav Schlesier, geb. 1811 in Dresden, war seit 1833 unter Laube Mitredakteur der „Zeitung für die elegante Welt", sagte sich aber nach Laubes Verhaftung von diesem und der Sache des

schlossen, wo einer für des andern Gesinnungen sich verantwortlich erklären wollte.

Laube indessen wurde von einem bitteren Schicksale verfolgt. Was er an Liebe verloren hatte, gewann er wieder, als er die Freiheit verlor. Große Umwälzungen mußten diesem herben Lose folgen. Ein junges Gemüt ist nicht so voll grimmen Hasses, daß es in einem Jahre Gefängnisses nur gegen seine Wächter grübeln sollte[1]. Die Ideen des jungen Gefangenen bekamen neue Gesichtspunkte. Er verließ die Haft und hatte für fast ein Jahr seines Lebens nun Ruhe und stillere Betrachtung eingetauscht. Es hätte sich jetzt, wo in Selbstprüfung und Studium seine Kraft reifer geworden war, eine bessere Ernte hoffen lassen, wäre nicht ein böser Wurm in diese Früchte der Erfahrung gekommen: eine Weltansicht nämlich, die das reflektierte Gemüt seines Ehrgeizes war, eine literarische Bildungsschule, die ihn bei Varnhagen von Ense von einem Extrem in ein andres führte und ihn die Schönheit und das Erhabene in jenen Äußerlichkeiten suchen ließ, die diesen Autor allmählich einem jähen Sturze zugeführt haben.

Die Lyriker.

Unberührt von den meisten dieser persönlichen und idealen Eindrücke, denen man einen großen Einfluß auf die Literatur seit 1830 zuschreiben muß, nur im Politischen an die Ideen der Zeit anknüpfend, bildete sich ein Sängerkreis aus, an dessen Spitze ein aus früheren Zeiten herüberragender Dichter, der aber jetzt erst zu rechter Anerkennung kam, stand: Ludwig Uhland. In Schwaben, am Rhein, in Österreich und selbst im deutschen Norden wurde zur Harfe und zur Leier mit einer Meisterschaft gesungen, die alles, was uns die klassische Literaturperiode (etwa mit Ausnahme der älteren Goetheschen Lieder) hinterlassen hat, bei weitem übertraf. Form, Bild, Empfindung überstrahlte selbst das, was bisher immer für klassisch gegolten hatte. Im

---

Jungen Deutschlands los und veröffentlichte 1836 noch einen Band „Deutsche Studien". Später ist er verschollen. — [1] Seit Juli 1834 wurde Laube wegen seiner Sympathien für die französische Julirevolution und seiner Zugehörigkeit zur Burschenschaft neun Monate lang in der Berliner Hausvogtei in Haft gehalten.

Liede wehte eine Innigkeit, wie sie nur Hölty gekannt hat; und doch war Hölty wieder klein und beschränkt gegen die Mannigfaltigkeit der Stimmungen, die hier in den anmutigsten Bildern und den bestgefügten Versen wiedergegeben wurden. Die Natur wurde in ihren feierlichsten Sabbatstillen belauscht; ja selbst das Alltägliche in ihr rundete sich unter der Hand einer sinnigen Grübelei zu kühnen und wahren Gleichnissen ab. Die Verschiedenheiten der Länderstriche und der Volkssitten wurden mit freier Hand zur Staffage und Kulisse von Empfindungen gemacht, die sich in einer ihnen entsprechenden Färbung zu halten wußten, so daß man auf den Lagunen Venedigs sang wie ein Gondelier, in den Wäldern Amerikas wie ein Creek-Indianer, in den Hochgebirgen Asiens wie ein Feueranbeter. Zu dieser glücklichen Wiedergabe eigner und fremder Stimmungen gesellte sich die erzählende Weise, die Romanze und Ballade, das größre Epos, ja sogar einiges Didaktische, was den Zeitverhältnissen poetische Lichter abgewann. Uhland war es, der für alles, war in diesen verschiednen Leistungen ausgezeichnet war, den Ton angegeben hatte. Er hatte der Natur jenes Sonntagskleid der Freude angetan, er hatte das Landschaftsgemälde zum Liede zu vergeistigen gewußt. Er zog die Glocken der Kapellen, er sammelte Trauben in den Weingärten, er stellte Hirtenknaben auf die Bergesgipfel und legte ihnen selige Lieder in den Mund. Er zauberte die Vergangenheit in verklärterer Gestalt aus Ruinen wieder auf, ließ noch einmal die alten Falken der Jagden steigen, ließ Sänger an den Pforten der Burgen um Einlaß klopfen, er zauberte uns Jungfrauen auf den grünen Plan und Königssöhne, die vorüberzogen und sie liebten; Uhland schuf, wie Schiller eine idealische übersinnliche Welt, so in seinen Gedichten eine idealische wirkliche Welt.

Um Uhland her zog sich eine Sängerrunde, die manches schöne Lied gesungen. Schwab hängt mit Innigkeit an seiner Heimat, ihren Hügeln und Sagen; manche Reflexion in seinen Gedichten schmeichelt sich mit sanften Rhythmen unsrem Ohre, manche unsrem Herzen ein. Vaterfreude, Mutterliebe, Kindessinn weiß er rührend ineinander zu verschlingen und über die trauten Gruppen anmutige, frisch vom Baum geschnittene

Zweige zu flechten; die geheimnisvoll in Laub versteckte Rebe, der Blütenduft im Frühling und der starke Mostgeruch im Herbste, der Äpfel herbstlicher Purpur, glühend im Abendsonnengolde: das ist Schwabs Seelenheimat, beneidenswert jedem, der in ihr Ruhe, Friede findet. Justinus Kerner, in demselben Paradies von Naturanschauungen lebend, hat die weniger dämonische Seite seines Wesens nach derselben Richtung hin mit glücklichem Erfolge ausgebildet. Sein Humor fügte noch eine größre Frische und Lebendigkeit und den Reiz neckender Abwechslung hinzu. Karl Mayer[1] verfolgt Fliegen und Mücken und erzählt uns mit einer rührenden Naivität, wo sie sich niedergelassen haben. Wie komisch auch die Liebhaberei dieses Mannes ist, so überrascht uns doch oft sein inniges Naturleben, sein feiner Blick für die Idylle der Pflanze und des Tiers. Man muß Freude haben, im Grase zu liegen und die kleine Käferwelt zu belauschen, um ganz zu verstehen, was Mayer mit seiner Naturanschauung ausdrückt; denn daß ein Vogel auf dem Baume sitzt und mit geöffnetem Schnabel uns anguckt, kann für den einen eine unbedeutende Erscheinung sein, während sie den andern mitten in den Frieden des frischen Landlebens versetzt. Paul Pfizern[2] gelang der Romanzenton, seinem Bruder Gustav der politische, den Uhland selbst schon angestimmt hatte. Nach dem Ideal „Im schönen Leib die schöne Seele!" jagend, hat Gustav Pfizer[3] viel Zartes und Anregendes in halb Uhlandscher, halb Schillerscher Weise versucht. W. Zimmermann[4] gab zarte Lieder von Feen, die in Lilienkelchen am mondbeglänzten See träumen; Seeger[5], die Stöber[6], Fallati[7], Schöll[8] und manche andre bildeten einzelne Uhlandsche Richtungen

[1] Karl Mayer (1786—1870) gehört zur schwäbischen Dichterschule; er gibt in seinen lyrischen Miniaturen sinnige Naturbilder von geringfügigem Gehalt. — [2] Vgl. S. 142 dieses Bandes, Anm. 3. — [3] Gustav Pfizer (1807—90), Kritiker und lyrischer Dichter, dessen Poesien vorwiegend reflektierenden Charakter tragen. — [4] Wilhelm Zimmermann (1807—78), Dichter und Geschichtschreiber; seine „Gedichte" erschienen 1832 zu Stuttgart. — [5] Ludwig Friedrich Wilhelm Seeger (1810—64), Dichter und Politiker. — [6] Vgl. S. 127 dieses Bandes, Anm. 1. — [7] Johannes Fallati (1809—55), Nationalökonom, lehrte an der Universität Tübingen. — [8] Gustav Adolf Schöll (1805—82), Archäolog und Kunstschriftsteller; seine „Gedichte aus den Jahren 1823—39" erschienen 1879 zu Leipzig.

mit einem Erfolge an sich aus, der nicht ganz ohne Belohnung blieb.

Auch Rückert feierte eine Auferstehung von den Toten — und A. von Chamisso. Rückert war wie mit einem Vorhange von dem Volke getrennt; er spann und spann in stiller Einsamkeit seine tiefsinnigen und tiefssinnigen Weisen. Er zog Reben und besang sie; er baute mit eigner Hand sein Feld und ermunterte sich durchs Lied; er reiste über Land, aber zu Fuß, und sang sich einen frischen Tritt; er sorgte in enger Häuslichkeit für Weib und Kind, grub den semitischen und indischen Wurzeln nach und zauberte sich am Abend, wenn das schwere Tagewerk vollbracht war, zum Trost die phantastischen Paläste des Orients vor, träumte sich Sultan zu sein, ruhte mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen auf bunten Teppichen und ist nun schon, da er unermüdlich und sich ewig gleichblieb, seit mehr als tausendundeiner Nacht die Scheherezade[1] der Deutschen, die uns Märchen aus dem Orient erzählt. Rückert hat soviel gedichtet, weil Dichtung sein Tagewerk, Poesie all sein innres Leben ist. Was er nicht hat, das schafft er sich; was er nicht schaffen kann, das zaubert er sich, und so ist er so arm und doch so unendlich reich und sein Reichtum doch oft nur eine schimmernde Täuschung, eine blendende Spiegelung der Kunst. Wirklichkeit und Erfindung, Kunst und Natur, echte Diamanten und Kohlen, die es werden wollen, Gangessand, aber mit gediegenen Goldkörnern, Echtes und Nachgeahmtes, das ist alles so ineinander verbunden und kann nicht getrennt werden; da muß die Frage nach dem Gedicht aufhören und sich das einzelne nur als einen Moment eines ganzen Dichterlebens darstellen. A. von Chamisso dagegen war ärmer, wenn auch ernster und leidenschaftlicher in dem, was er besaß. Chamisso rührte durch die große Wahrheit dessen, was er einmal erfaßt hatte; konnte man nicht an die Schönheit eines jeden seiner Gedichte, so konnte man doch an seine Biederkeit, Treue und Männlichkeit glauben. Rückert steht durch die große Spezialität seines Wesens allein da; höchstens kann man Platen mit ihm in eine Parallele

[1] Die Märchenerzählerin in „Tausendundeiner Nacht“.

bringen. Um Chamisso sammelten sich dagegen begabte und mittelmäßige Talente. Einer der tüchtigsten ist von Gaudy[1], dem die resolute Manier, sich kurz und bündig und ohne viel Federlesens auszudrücken, vortrefflich gelang. Eichendorff steht dem Uhlandschen Lied nahe, nur daß er die norddeutsche Natur besingt und mehr im Walde zu Hause ist, während Uhland im Gebirg'.

Eine freiere und selbständige Entfaltung nahmen Nikolaus Lenau und Anastasius Grün. Dieser begann mit „Liedern der Liebe"[2], mit Blättern, auf welche recht sinnige und zarte Charaktere geschrieben waren. Er war es, dem die zum größeren epischen Gedichte ausgeführte Romanze zuerst mit sicherm Erfolge gelang[3]. Er wußte aus alten Ritterbüchern Leben und Poesie hervorzuzaubern, er umlaubte alte Pergamente und umkränzte eiserne Standbilder, daß sie zu wandeln und zu reden anfingen. Seine größte Meisterschaft fand er in der Anwendung seines poetischen Blickes und seiner verschönernden Phantasie auf Fragen der Politik. Er schmückte die Freiheit mit roten und das Vaterland mit weißen Rosen aus. Er schilderte die Zustände seiner Heimat wie schwarze Katafalke, behangen mit den Trophäen schönerer Hoffnungen, aber Leichen bergend, getötet von den Schergen der Tyrannei. Nikolaus Lenau ist lyrischer, selbstischer im schönen und vielleicht auch bösen Sinne. Er entwickelt auch Fragen der Zeit, aber mehr aus sich heraus, aus dem Wohl oder Wehe seines Behagens; er ist kränker, hypochondrischer als der heitre Grün. In Lenaus Becher perlt süßer, aber glühend würziger Ungarwein, in Grüns der hellgelbe fröhliche österreichische. Lenau steht auf der Grenze des Kreises, dem dieser Abschnitt gewidmet ist. Wäre er weniger Egoist, wäre er hingebender und den Ideen selbst, nicht seiner Auffassung derselben lebend, wir würden ihn am ehesten auf jene Höhe stellen, die unter allen diesen hier verzeichneten Dichtern niemand einnimmt, die Höhe des neuen Gedankens,

[1] Freiherr von Gaudy (1800—40), Novellist und Dichter; er zeigt eine ausgeprägte Neigung zu humoristischen Pointen und zum epigrammatischen Zusammenpressen poetischer Gedanken. — [2] „Blätter der Liebe" (Stuttgart 1830). — [3] Anspielung auf Grüns Romanzenzyklus „Der letzte Ritter" (Stuttgart 1830).

die Höhe der aus der Zerrissenheit wiedergebornen weltbeherrschenden Poesie. Es sind verdächtige Ausdrücke, die ich da brauche, aber sie drücken etwas aus, das für unsre Literatur doch eine Säule des Herkules ist.

Endlich tummelten sich noch in mannigfachen Weisen jüngre Talente. Vor allen Freiligrath, der Wüstendichter, mit einer wunderbaren Kraft des Wortes und einer wie verzauberten Phantasie. Um zu sagen, was er fühlt, malt er; denn das Wort sagt nicht alles, wenigstens nicht alles auf einmal, was man sagen möchte. Freiligrath dichtet wie Victor Hugo und ist ihm dafür, daß er ihm an historischer und philosophischer Tiefe weichen muß, an Klassizität der Bilder und Naivität der Anschauung vielleicht überlegen. Julius Mosen[1] glüht und brütet mit abwechselndem Glück über die höchsten Ideale der Poesie. Manches frische Talent bringt uns der jährliche Musenalmanach; Gedichte von Kopisch[2], die den Platenschen nacheifern und im Komischen an Chamisso erinnern, von Reinick[3], von Kugler[4], die die Malerjugend zu poetischem Worte kommen lassen, von L. Wihl[5], der mit der glücklichsten Gestaltungskraft ein für geschichtliche und idyllische Empfindungen warm schlagendes Herz verbindet, von Wackernagel[6], Simrock[7], Viktor Strauß[8], Prutz[9], Dingelstedt[10], E. Geibel und vielen andern, die nicht minder begabt, freilich minder bekannt sind.

---

[1] Julius Mosen (1803—67), Dichter, dessen Schriften mehr von philosophischer als poetischer Anlage zeugen. — [2] August Kopisch (1799—1853), Dichter, der in seinen Poesien naiven Humor mit außerordentlicher Sprachgewandtheit verbindet. — [3] Robert Reinick (1805—52), Dichter und Maler, gab mit Kugler das „Liederbuch für deutsche Künstler" heraus (Berlin 1833). — [4] Franz Kugler (1808—58), Kunsthistoriker, Geschichtschreiber und Dichter. — [5] Ludwig Wihl (1807—82), Philolog und Literat, beteiligte sich an Gutzkows Zeitschriftenunternehmungen. — [6] Wilhelm Wackernagel (1806—68), Germanist, hatte sich als Dichter vorzugsweise am deutschen Minnegesang geschult. — [7] Karl Joseph Simrock (1802—76), Germanist und Dichter, besang besonders den tiefsinnigen Sagenreichtum seiner rheinischen Heimat. — [8] Viktor von Strauß (1809—99), Schriftsteller; seine talentvollen Gedichte fußen auf religiös-konservativem Standpunkt. — [9] Robert Eduard Prutz (1816—72), Literarhistoriker und Dichter, dessen kräftig empfundene Lyrik stark politischer Natur ist. — [10] Franz von Dingelstedt (1814—81), Dichter und Dramaturg; seine leidenschaftlichen politischen Lieder („Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters"; Hamburg 1842) zeugen von großer Frische und Anschaulichkeit.

Theodor Mundt[1].

Wer aber in der Entwicklung unsrer Literatur seit 1830 etwas Organisches sieht, muß einräumen, daß diese Leistungen im lyrischen Gesange nur eine glänzende Episode unsrer Literatur sind, ein von der Sonne beschienener Bodensee, durch welchen der junge Rhein des eigentlichen Fortschrittes hindurchschwimmen mußte. Ich erinnere hier an den großen Eindruck, den „der sittlich-religiös-patriotische Bettlermantel"[2] machte, welchen Goethe der Uhlandschen Poesie umwarf. Ich stellte damals „Goethe, Uhland und Prometheus"[3] zusammen und bereue keinen der harten Ausdrücke, die ich, im polemischen Interesse, gegen die Schwäbische Schule und ihren Anhang brauchte. Goethe hatte einen dunkeln Schlagschatten auf die sonnigen Höhen jener Poesie fallen lassen. Er hatte nicht ohne Bitterkeit angedeutet, daß man selbst in frühern Tagen der Literatur zu keiner Haltung kommen konnte, ohne die Entwickelung eines Menschen aufzuzeigen, ohne Kampf gegen die Welt und gegen sich selbst, ohne Hervorbildung der Begriffe und der Gefühle aus einem eignen innigst ergriffenen und bewegten Leben. Jene Dichter lehnen sich meist an das, was in Sitte und Glauben gegeben ist; sie verbrämen das Allgemeingültige mit den Flittern der Poesie und drücken das Bewußtsein der Masse aus, indem sie der Masse schmeicheln, da sie es *schön* ausdrücken. Sie bebändern die Bäume, sie vergolden die Fluren, sie nennen groß und schön, was ist; sie lassen höchstens Sehnsucht nach dem Verlornen und Vergangenen empfinden, sie ergreifen den Menschen nicht und führen ihn nicht auf die Warte der Zukunft. Diese Poesie ist eine unmittelbare; sie ging nicht durch die Verneinung hindurch. So kann sie zwar das Erfreulichste bieten und unserm Blicke eine sanfte Augenweide, unserm Herzen eine stille Feier geben; aber sie greift weder mächtig in die Speichen des Zeitgeistes ein und zwingt ihn, Rede zu stehen,

---

[1] Theodor Mundt (1808—61), Schriftsteller des Jungen Deutschlands. — [2] Der Ausdruck findet sich in „Goethes Briefwechsel mit Zelter", Bd. 6, S. 306 (Berlin 1834): Brief vom 4. Oktober 1831. — [3] In Bd. 1 der „Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur" (Stuttgart 1836).

noch strömt sie Anregung zum Neuen, großartiges, ideelles Leben und Stoff zu erhabenen Charakteren aus. Verglich man die Goethesche Rüge mit den vielen ungelösten Rätseln der Gegenwart und sahe, wie wenig diese Dichtungen an ihrer Entwirrung arbeiten, so mußte das Ergebnis immer überzeugender werden, daß durch diese Poesie, so schön sie ist, doch der Gedanke einer im Waffendienst der Zeit stehenden Literatur nicht hindurchgeht. Was aus jener Richtung für das Drama und den Roman geschehen, war das schwächste. Die Dramen Uhlands, die Romane Eichendorffs, die dramatisch-epischen Versuche eines Lenau erreichten die wenigsten der Anforderungen, welche das strenge ästhetische Gesetz an sie machte, noch weniger die Höhe eines für die Literatur durch sie möglich werdenden Fortschrittes. Der Gedanke der neuen Epoche, so wie wir seine Geburtswehen oben schon angedeutet haben, mußte der schöpferische Demiurgos der neuen poetischen Welt werden, derselbe Gedanke, dessen nächste Äußerung allerdings nicht der Vers, sondern die Prosa ist.

Der abstrakteste Ausdruck dessen, was für unsre Epoche dem Verse gegenüber die eigentliche Aufgabe der Literatur werden mußte, sind die Leistungen von Theodor Mundt. In nüchternster, trockenster Form bot er den Inhalt dessen, was allerdings neue Aufgabe werden konnte, dar. Theodor Mundt ist das Neue, aber in der bloß verstandesmäßigen, doktrinären Offenbarung desselben. Er wußte das, worauf es ankommen sollte, ohngefähr in kritischen Axiomen auszusprechen und diese Axiome selbst durch eine beinahe didaktische Experimentalpoesie zu näherer lebendigerer Anschauung zu bringen. Er bot die zu verarbeitenden Materien in rohster Gestalt. Das Feuer, in dem diese Materie erst von den Schlacken gereinigt, geschmolzen und in Kunstformen zu poetischen Gebilden wieder verhärtet wurde, fand sich in seinen Schriften noch nicht. Er ist das Neue und Richtige, aber in der nüchternsten, rein verstandesmäßigen Äußerung desselben. Wie wenig er verstand, was zur wirklichen Offenbarung des richtigen Neuen dienen konnte, beweist z. B. seine Verdammung der Heineschen Prosa, dieses in seinen Prinzipien und seiner Naivität einzigen Organs der neuen Vermittelung. Gerade daß ein so begabter Dichter, der die ganze lyrische

Richtung, die wir oben[1] zeichneten, durch seine Verse aufhalten, necken, aber nicht stürzen konnte, zugleich auch die hinreichendste Fähigkeit eines neuen, natürlichen, aus unmittelbarstem Gefühlleben hervorsprossenden Stiles besaß, gerade diese Erscheinung hätte als die Türangel des hölzernen Türflügels, den Mundt aus dem Alten ins Neue darstellte, dienen müssen. Heine stand nicht auf der Höhe derjenigen Poesie, die sich entwickeln sollte, aber er war es, der alle Welt die Luft und das Wesen jener Poesie konnte ahnen lassen, er besaß das glänzendste Organ derselben, er war, wenn nicht das Neue selbst, doch ein zierlich geschnittener grüner Taxushag, der das alte Feld vom neuen trennt.

Wenn man unter dem neuen Aufschwung der Dichtkunst, von dem so viel gesprochen wurde, eine Poetisierung der Hegelschen Philosophie und kalter norddeutscher Reflexionen verstand und sich davor bekreuzte, so war besonders Th. Mundt an diesem Irrtum schuld. Th. Mundt ging nicht einmal von der politischen Bewegung des Zeitgeistes, vom Vaterland und den schönen Phantasmen einer neuen Freiheit aus, sondern wir treffen ihn zuerst als einen gelehrigen Schüler Tiecks, der in Kunstnovellen die Hegelsche mit der Steffensschen[2] Philosophie auszusöhnen trachtete. Er erfand kleine poetische Rahmen, welche er um seine Ansichten über Musik, Bildhauerei, Malerei, Dichtkunst, Philosophie, Religion usw. zog; die Produktion war hier ein zufälliges Komplement zur Spekulation. Indessen wurde die ästhetische Richtung bei ihm die überwiegende. Da die Literärgeschichte mit ihren mannigfachen Produktionsanregungen zu ihr hinzukam, so bildete sich in Mundt allmählich eine gesetzlose Anarchie des Denkens aus, so daß er nicht seine eignen Vorstellungen in jener tiefsinnigen Weise, die oft an Philosophen selbst etwas vom Dichter verrät, sich bekämpfen und ausgleichen ließ; sondern fertigen Sätzen aus der Theorie setzte er fertige Sätze aus der Geschichte der Kunst gegenüber; Hegelsche Notwendigkeiten bekämpfte er durch Goethesche Freiheiten; den Pietismus schlug er durch die Philosophie, die Philosophie wieder durch andre fertige Entwickelungen, höchstens noch einmal durch den Versuch,

[1] Vgl. S. 171 ff. dieses Bandes. — [2] Vgl. S. 93 dieses Bandes, Anm. 1.

mit möglichstem Witze aus der Philosophie komische Konsequenzen zu ziehen. Diese ganze Dialektik bewegte sich nur in dem gezogenen Kreise der Bücherwelt. Die Systeme bekämpften sich, die Gedanken der einen rieben sich an den Gedanken der andern auf; nie fiel in dies Chaos, an welchem Mundts erste Jugend verkümmerte, von obenher ein Lichtstrahl eigner Erleuchtung; kein Vogel, kein Sonnenstrahl, kein grünes Blatt der wahren und wirklichen Natur wurde in diesem mühseligen Berechnen fertiger Poesie und Philosophie sichtbar. Mundt stellte den ganzen Jammer eines früh in der Schule verkümmerten Norddeutschen dar, der alles, alles in sich aufnehmen will, an nichts seine volle Genüge findet und dabei vom Leben, von der mit Brettern vernagelten Welt, von der Geschichte der laufenden Zeit nicht die geringste Ahnung bekömmt, im Gegenteil sich von den Erscheinungen der Wirklichkeit, wie sie sich etwa in Berlin darbieten, wie von etwas Gedanken- und Wertlosem nicht mit Unrecht abwendet. Länger als sechs Jahre vegetierte Th. Mundt in der Literatur als ein Kritiker, ein Novellist, ein Theoretiker, ein Humorist, ein Literarhistoriker, von einem Journal zum andern pilgernd, nicht wissend, was daraus werden sollte, und darüber vielleicht sehr, sehr unglücklich!

Siehe, da greifen die Schriften von Börne um sich! Mundt bekämpft sie vom Hegel- und Tieckschen Standpunkte, er tadelt ihren schlechten Stil, er zieht dem Meister des Stiles Schüler vor. So taucht noch manches Neue und Ureigne auf; Mundt weiß gegen alles die „gedankenmäßige Notwendigkeit" geltend zu machen; er zeigt, daß das Genie keines ist, wenn es nicht auf der Höhe des in sich selbst gefangenen Gedankens steht; er kämpft lange, lange Zeit gegen die Vorposten der neuen Heerscharen, bis ihm eines Tages der Herr auf dem Wege von Berlin nach Schönhausen erscheint, rufend: „Mundt, warum verfolgst du mich?" Und Mundt sahe auf dem Wege nichts als eigentlich nur sich selbst, sein Anderssein, das er mit allem Stolze der Schulweisheit von sich entfernt gehalten hatte, sein durch alle die von ihm widerlegten Schriften geschaffenes Anderssein; er sahe die Rückseite des Bildes, welches er vorstellte; sahe, daß es gerade von dem, was er bisher negiert hatte, urplötzlich positiv

ergriffen war, und gehörte nun nicht mehr seiner alten, sondern der neuen, nur spiegelfechterisch widerlegten Bildung an. Er schrieb „Moderne Zeitwirren"[1], in denen er sein ganzes Unglück, zu fühlen wie Börne und zu denken wie Hegel, offenbarte, kläglich seine eignen Eingeweide umkehrte, sich krümmte und kreuzigte, ein Bild der Angst und Verzweiflung, ein Opfer von fast zehn verlornen Jahren! Von jetzt an näherte sich Mundt immer mehr dem Verständnisse seiner Zeit, aber rückwärts. Hegel starb[2], Schleiermacher starb[3]; Steffens wurde Pietist, Mundt fühlte sich immer freier; eine Schuppe toter Gelehrsamkeit fiel nach der andern ab, und plötzlich vom ersten genialen Gedanken ergriffen, kaufte er sich eine Kindertrompete und schrieb die „Madonna"[4], deren erste Worte lauten: „Trara, trara, trara!" Mundt wurde Sansculotte. Er warf alle beengenden Fesseln von sich und feierte ein Fest der Wiedergeburt. Konnte eine Entwickelung ärmer, kümmerlicher, rührender sein?

Damals gesteh' ich Mundt wahrhaft geliebt zu haben. Ich kannte sein altes und neues Leben und verstand diesen Jubel, mit dem er rief: „Mir ist auch ein Leben aufgegangen!" Nahe genug an den blassen Wänden der Schule war auch ich vorbeigestreift, und manche Jugendblüte war mir in ihrer Winterhaft erfroren. Mundt hatte nun eine Metamorphose gefeiert, aus der er wie ein jugendlicher Gott sich enthüllte. Seine Darstellungen wurden warm, seine Unternehmungen schienen fast waghalsig; er hatte zum ersten Male einen festen Mittelpunkt, von dem aus er den Zodiakus seiner Ideen um sich her kreisen ließ. Freilich war alles, was er in Bildern und mit offner Rede vortrug, Frucht des Studiums; aber die Bücherwelt ist ja ein Teil des Lebens und kann das, was sie vom Leben nahm, auch dem Leben wieder herausgeben. Mundt hatte sich tief in Rahel verlesen, er hatte den Saint-Simonismus[5] als System vollständiger gekannt, als ich ihn noch kenne. Er war es, der das vollständigste Register aller sozialen Neuerungen auswendig wußte und in der „Madonna" ordentlich ein System desselben entwickelte. Ich

---

[1] „Moderne Lebenswirren" (Leipzig 1834). — [2] Am 14. November 1831 an der Cholera. — [3] Am 12. Februar 1834. — [4] „Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen [Charlotte Stieglitz]" (Leipzig 1835). — [5] Vgl. S. 46 dieses Bandes, Anm. 2.

gestehe kleinmütig, daß ich die Rehabilitation des Fleisches erst von ihm lernte, nachdem ich längst in ihrem Interesse sollte geschrieben haben, ja, daß ich sie in der „Madonna" erst fand, als man später darauf aufmerksam machte! Ich schwamm wohl in einer neuen Ideenwelt, hatte aber noch nicht so viel feste Inseln in ihr entdeckt wie Mundt, der frischweg aus dem Saint-Simonismus und aus Rahel in sein System übersetzte, was den herrschenden Sitten nur irgend widersprach. Ich forschte in seiner „Madonna" nach dem poetischen Gehalte, was Gestaltung und Erfindung anlangte, und freute mich der kleinen Blumen, kleinen Blätter, die er ordentlich mit leichter Hand gestreut hatte. Daß Mundt etwas aus Büchern, aus dem Enseignement des Vater Enfantin[1] ins Leben rufen wollte, war eine große Torheit. Ich hatte die alten Sitten nur deshalb verletzt und sie mit Schadenfreude verhöhnt, weil diejenigen, welche sie schützten, die Priester, die Fürsten und die Philister, mir verhaßt waren; ich hatte nicht die Guten, sondern die Heuchler ärgern wollen. Mundt dagegen baute mit komischem Ernste in der Stube eine neue Welt auf, gab aus sich selbst dazu nichts, sondern entlieh von Frankreich und Rahel, indem er mit kurzsichtigem Auge gerade auf das lostappte, was bei andern nur eine geniale Ahnung, ein Schmerzensschrei, eine Kaprice gewesen war. Neue Menschen wollt' ich schaffen, Mundt neue Sitten; die Gemüter wollt' ich zu edleren, trotzigeren, göttlicheren Empfindungen steigern, Mundt wollte einen Bund stiften, in welchem die Frauen emanzipiert würden. Ihm schwebten nur die literarischen Beziehungen solcher Neuerungen vor; wie ihm auch kürzlich wieder, um die Frauenemanzipation zu verteidigen, die Entschuldigung entschlüpft ist, sie würde ja schon bei Hippel[2] angeregt! Die Entschlossenheit, die Mundt bei seiner Revolution zeigte, mußte überraschen und denen sogar die Einrede untersagen, von denen man sie, wie z. B. von mir, auch am wenigsten würde erwartet

[1] Barthélemy Prosper Enfantin, gewöhnlich Père-Enfantin genannt (1796—1864), Hauptvertreter des Saint-Simonismus, der nach Saint-Simon benannten ersten sozialistischen Schule, die statt der feudalen die industrielle Staatsgliederung erstrebte. — [2] Theodor Gottlieb von Hippel (1741—96), Schriftsteller; sein bekanntestes Werk ist das Buch „Über die Ehe"; außerdem behandelte er die Frauenfrage noch in mehreren anderen Schriften.

haben. So bildete sich durch Mundt ein System aus, für dessen ganzen Ausbau jeder verantwortlich gemacht wurde, der zu ihm auch nur einen kleinen Stein hinzugetragen hatte.

Das Junge Deutschland.

Erfinder dieses Namens ist Ludolf Wienbarg[1]. Diesem Schriftsteller mag Mundt an kombinatorischem Talente überlegen sein; weit überragt aber wird er von ihm, was klare und harmonische Ausbildung eines literarischen Charakters betrifft. L. Wienbarg entwickelte sich nicht durch die Bücherwelt. Seine Wiege ist das akademische Leben[2]. Die Urschichten seiner Begriffe wurzeln in dem schönsten Teile der burschenschaftlichen Ideale, vor deren einseitiger Ausbildung, etwa nach der Seite einer leeren Vergötterung Arndts, Jahns, Fichtes und andrer Namen hin, ihn seine wissenschaftliche Forschung, das Studium Schleiermachers und Goethes und später die geschmackvolle Hingebung an Heines Originalität schützte. So hat Wienbarg die edelsten Keime der neueren deutschen Kultur in sich aufgenommen. Demokrat, deutsch, fortschreitend von Platos Idealen zu Schleiermacher und Fries[3], wählerisch in seinen ästhetischen Hingebungen durch Goethe, wo ihm der Stern des Ministers nicht des Dichters frühste Jugend und Geniusoffenbarungen verschloß, innigst vertraut mit der neuzeitlichen Anschauung durch seine Vorliebe für Heine, erschreckend vor keiner Gefahr, die der Gesellschaft aus dem freien Gedanken kommen könnte, hat L. Wienbarg theoretisch am reinsten die Grundzüge einer Literatur gezeichnet, welche wir als die eigentlich neue begrüßen sollten[4]. Er drang auf eine Schönheit der ästhetischen Gebilde, die nicht erstorben wäre, sondern auf der die blutvollen Adern des Lebens sich hinschlängeln müßten, wie auch die Taten der Geschichte ein Schönheitsgesetz abspiegelten. L. Wienbarg war bestimmt, die unmittelbare beßre Fortsetzung W. Menzels zu

---

[1] Ludolf Wienbarg (1802—72), Schriftsteller des Jungen Deutschlands. Nach vielversprechenden Anfängen ermattete seine Produktion recht bald. Vgl. auch Bd. 4 dieser Ausgabe, S. 35, Z. 30 ff. — [2] Wienbarg las im Sommersemester 1834 an der Kieler Universität über Ästhetik und deutsche Literatur. — [3] Jakob Friedrich Fries (1773—1843), Philosoph kantischer Richtung. — [4] Anspielung auf Wienbargs „Ästhetische Feldzüge“ (Hamburg 1834).

werden; denn demselben Boden wie dieser entsprossen, dieselben demokratischen Neigungen und Urteile über die Gesellschaft in sich vereinigend, übertraf er ihn dadurch, daß er einen ästhetischen Takt sich erworben hatte, Goethes Genius zu würdigen und das Neue, ohne es auch in seinen Auswüchsen zu billigen, doch selbst in diesen noch zu genießen verstand. Es ist zu bedauern, daß Wienbarg unterlassen hat, Menzeln den kritischen Zepter zu entwinden und mit gleicher Universalität und unermüdlicher Tätigkeit für unsere Zeit das zu sein, was Menzel für eine frühere war.

Erst F. G. Kühne[1] in Leipzig war es, der das Junge Deutschland auf fünf Schriftsteller bezog, zu denen er, an Heines Statt, sich selbst rechnete. Es war ein Quinkunx, der sich auf dem Papier recht stattlich ausnahm, und gegen dessen symmetrische Form die darin aufgeführten Namen um so weniger Einspruch taten, als dem einzelnen diese Anerkennung teils schmeicheln, teils die Aussicht auf eine größre Gemeinsamkeit der literarischen Bestrebungen darbieten mußte. Kühne selbst war ein Anfänger, dessen erster Versuch in dem neuen sozialen Genre gänzlich mißglückte. Seine „Quarantäne im Irrenhause"[2] war ebenso arm an poetischer Gestaltung wie an fruchtbarem spekulativem Tiefsinn. Seine Kritiken zogen an, ihrer Ausführlichkeit wegen, die man für Gründlichkeit nehmen konnte. Noch war die eigentliche Entfaltung seines Talentes, das sich jetzt als eine sinnige anmutige kleine Gabe der Erzählung herausgestellt hat, verschleiert; noch wurde sein Vermögen, einen Charakter mit hingebender Teilnahme und bis in die kleinsten Beziehungen gewissenhaft und in wohltuender Sprache aufzufassen, durch eine zu große Heftigkeit und Reizbarkeit niedergehalten. Kühne, der das Junge Deutschland als einen Verein von fünf Schriftstellern erfunden hatte, ließ doch nur seinen Freund Mundt mit vollkommener Geltung darin auftreten; die übrigen wurden mit Schmähungen verfolgt, in ihren Schriften mißverstanden, in ihrem Charakter bis zur Karikatur verzerrt.

---

[1] Ferdinand Gustav Kühne (1806—88) folgte als Journalist, Novellist wie kritischer Schriftsteller der Richtung des Jungen Deutschlands, von deren Extremen er sich jedoch freihielt. — [2] „Eine Quarantäne im Irrenhaus, aus den Papieren eines Mondsteiners" (Leipzig 1835).

Man hat so oft von einer Verabredung gesprochen, die zwischen den Mitgliedern des „Jungen Deutschlands" stattgefunden hätte. Nie ist etwas verabredet worden. Die jetzige Auflösung jenes gewaltsamen Vereins würde nicht erfolgt sein, hätte man den Verrat eines Geheimnisses fürchten müssen. Ich fand mich damals, wie früher und noch jetzt, von den Schriften Mundts und Laubes so wenig angesprochen, daß ich deren Unwert nur verschwieg, weil uns alle bald ein gemeinschaftliches Schicksal traf und sich in den heillosen Angriffen W. Menzels ein wesentlicherer Gegenstand zeigte, die Kräfte, die die politische Reaktion noch frei ließ, gemeinsam zu üben. So entstand mit einem scheinbaren Grunde die Sage von einem Verein junger Schriftsteller, die, auf Leben und Tod verbunden, einen gemeinschaftlichen, nicht grell genug zu malenden Zweck verfolgten. Die Grille des einen wurde die Schmach des andern; man schuf sich ein System von Anklagen, welches alle betraf, die jetzt gemeinschaftlich genannt wurden. Der Prozeß war ein solidarischer. Laubes Frivolität und Unreife mußte der entgelten, der sie verabscheute. Mundts Frauenemanzipation und Fleischwiedereinsetzung kam als System auf die Rechnung dessen, der nur einzelne Szenen und Aussprüche gegeben hatte, die man im Sinne desselben deuten konnte. Menzel verfehlte nicht, aus dem, was kaum im ersten Keime da war, ja, aus dem, woran niemand gedacht hatte, die verworrensten Konsequenzen zu ziehen. Er wühlte alle geschichtlichen Erinnerungen auf, wo nur religiöse mit politischen und gesellschaftlichen Irrtümern je Hand in Hand gegangen waren. Er sah neuerstandene Wiedertäufer auf einen neuen Glauben der Weiber- und Gütergemeinschaft taufen; er baute eine Pyramide von Larven und Fratzen auf, die zu gleicher Zeit Gelächter und Schreck erregte. Einspruch zu tun war den Beteiligten teils äußerlich unmöglich, teils war es schwer, die Grenze zu bestimmen, wo das wirklich geträumte Ideal aufhörte und Menzels Lüge anfing. Endlich ist derjenige, der sich gegen die Anklage auf eine Schuld, mit welcher Gefahr verknüpft ist, verteidigt, immer in der unglücklichsten Lage. Sein Unglück, sich entstellt und mißverstanden zu sehen, wird, wenn er es ausspricht, für Feigheit gehalten.

Die Menschen wollen oft ein Opfer haben; ist es Christus nicht, so ist es Barnabas. Ein Versuch, sich zu rechtfertigen, mußte an der Scham, für furchtsam zu gelten, scheitern. So blieb nichts übrig, als die Sündflut der Anklagen still über sich ergehen zu lassen und auf eine Zeit zu hoffen, wo die Gemüter abgekühlt und die Leidenschaften nicht mehr die Vormünder der Gerechtigkeit sein würden. Hie und da tauchte auch ein besonnenes und über die Mißverständnisse verwundertes Urteil auf. Mancher schüttelte bedenklich den Kopf; die Besten sahen in den Mitteln, die man gegen die Neuerung anwandte, etwas nur für den Augenblick, nicht für die Dauer Notwendiges. Tiefe Gemüter verstanden auch die Neuerung; ja einige mutvolle, z. B. Professor Daumer in Nürnberg[1], sprachen unbesorgt ihre Ansicht aus und scheuten sich nicht, zu behaupten, daß der, der eine „Wally" schreibt, von einem seltnen Drange für religiöse Überzeugung beseelt sein müsse und ihm hier der Zweifel lieber wäre als anderswo ein Glaube, der nicht überwunden hat. Nichts entscheidet in Deutschland so leicht wie die Masse; aber es ist auch so schön, daß es bei uns keine Unterdrückung gibt, die nicht ihren Heiland, keine Ungerechtigkeit, die, wenn auch spät, nicht ihre letzte Instanz fände.

Wer sich in den Geist und in die Geschichte des menschlichen Herzens versenken kann, der wird das Bedenkliche, was im Jungen Deutschland vorlag, zwar nicht billigen, wohl aber seine Entstehung erklären können. Die obigen Entwickelungen drücken noch lange nicht alle die Posten aus, die in einer solchen Auseinandersetzung zur Verrechnung kommen müßten. Aber wer da erwägt die akademische Bildung, die Träumerei einer doktrinellen Erziehung, die Julirevolution, die polnische, die erstickten und gebundenen revolutionären Kräfte, die neue soziale französische Philosophie, die Lamennaissche Verbindung der Religion mit der Politik[2], die Grundzüge einer neuen Gesellschaft durch den Saint-Simonismus[3], Rahel, Bettina, den Tod der Stieglitz, der hat der Blitze genug in der Hand, die in der schwülen Atmo-

[1] Georg Friedrich Daumer (1800—75), Dichter und philosophischer Schriftsteller, schrieb viel über freigeistige und religiöse Fragen und suchte an die Stelle des Christentums eine Religion der Liebe und des Friedens zu setzen. — [2] Vgl. S. 24 dieses Bandes, Anm. 5. — [3] Vgl. S. 46, Anm. 2, und S. 182 dieses Bandes, Anm. 1.

sphäre Deutschlands zünden mußten. Es wären die Kammern eines kalten Herzens, durch welche jene Aufregungen sich nicht hindurchgedrängt hätten. Und wie vieles noch gesellte sich zu ihnen! Die Ohnmacht der entnervten, blutlosen Literatur, die feige, erbärmliche und talentlose Belletristik, welche bisher gegolten hatte, die Entfremdung der Gebildeten, die Feindschaft des Staates und derjenigen Institutionen, die, wie z. B. Schule und Kirche, an seine schützende Obermacht sich schmeichlerisch anlehnen, ja zuletzt noch Erfahrungen, die persönlich sind und als solche noch nicht erwähnt werden dürfen, aber mit all den Philisterhaftigkeiten einer furchtsamen, prüden und materiellen Gesellschaft zusammenhängen. An wem dies alles vorübergezogen ist, ohne daß er aus seinem Schlafe gerüttelt wurde, der kann sagen: „Wally" und die „Vorrede zu Schleiermachers Briefen" waren frech, Mundts „Madonna" tollhäuslerisch, Wienbargs Theorie der „schönen Tat" eine Prahlerei; aber es werden Zeiten und Menschen kommen, die nicht über uns den Stab brechen werden, sondern über die, welche aus einem kleinen, verschrumpften, selbstgefälligen Herzen, aus ihrem Hausbedarf einmal eingelernter Bildung und Urteile, aus der Trägheit eines Verständnisses der Literatur, das zehn Jahre hinter dem Werdenden zurück war, eine Erscheinung richteten, die wahrlich eine nicht fruchtlose Blüte tief wurzelnder organischer Voraussetzungen war.

Gedanken im Kerker[1].

(Wörtlich aus meinem Tagebuche entnommen, als ich hörte, daß meine Schriften von Preußen für immer verboten wären.)

Daß meine Vergangenheit ausgelöscht wird, ertrag' ich wohl; aber daß man mir die Zukunft nehmen will, ist schmerzlich! Den Funken, der in mir brennt, darf ich nicht verglimmen lassen. Wer so weit wie ich aus den Fugen der Gesellschaft gerissen ist, kann nicht mehr zurück, und der Vorsprung, den er hat, das ist der rechte, um seiner Nation zu nützen. Einer Nation nützen, heißt sich aufopfern. Aufopfern wird sich nur der, der nichts mehr zu verlieren hat! . . . Die Religion werde durch Belletristik untergraben! Aufrichtigkeit versöhnt, Großmut entwaff-

[1] Vgl. Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 20*, Z. 22 ff.

net; ich gestehe, daß die Schuld hier nur die meine ist. Heine spottet der Religion, aber es ist seine Tendenz nicht. Wienbarg ist ohne Schuld, Laube erklärt ja, daß er den „Geleisen des Bestehenden" folge; denn sein Geist — und ach! sein Körper sind *geprüft*! Und liebt Mundt das Christentum nicht ebensosehr in der Philosophie, wie er es in der Dogmatik allerdings verwirft? Mundt ist ja mild, versöhnlich, dem Verständnis der Masse unzugänglich, Schüler der preußischen Staatsphilosophie eines Hegel. Ich stehe *allein*: ich trage die Schuld... Wozu die Genossen? Es sind meine Freunde nicht, es sind Rivale. Ihre Freunde schürten Haß, nicht Liebe unter uns. Mundt streicht Heinen im Buch der Literaturgeschichte aus. Wienbarg spricht Mundten dafür den Verstand ab. Laube ist ein zweideutiger Freund. Hier ist keine Tendenz, kein System, keine Verabredung. Nur einige Männer seh' ich, von denen jeder sich einbildet, der Nation verheißen zu sein . . . Heine spricht vom „Jungen Deutschland". Er denkt an die „Jeune France", eine gesellschaftliche Karikatur, eine Karikatur des Modejournals. Im „Figaro" und im Vaudeville wird jene blassierte Phantasterei verspottet. Ihr republikanisch-doktrinäres Air mit Saint-Simonistischen Falten und Wellenlinien gab ihm die Veranlassung, von einer „Jeune Allemagne" zu sprechen... Parteiungen in der Literatur sind mir zuwider; denn bei sogenannten Schulen will sich nur die Mittelmäßigkeit der einen auf die der andern stützen. Wo die Verantwortlichkeit solidarisch ist, wird der einzelne sorglos, und die Menge durchschaut alles. Ich bin noch lahm in der Hand von meinem Kampf gegen das häufige Reden von Bewegungsliteratur, zeitgemäßer Poesie usw. Was den Autor macht, ist sein Individuum. Das Originale wird nie ersetzt durch die Zeit, das Genie nie durch die Tendenz. Ich forderte Mundt nicht auf Bücher heraus, die die Stationen und Ruhepunkte einer planlosen Bewegungsliteratur sein sollten, von der er immer spricht, sondern auf Kunstwerke, die in sich abgeschlossen sind. Sie nannten mich dafür taktlos und wußten nicht, was sie aus mir machen sollen... In dem Journale „Die deutsche Revue"[1] wollt' ich

[1] Sollte von 1835 an erscheinen, wurde jedoch gleich verboten; vgl. auch Bd. 4 dieser Ausgabe, S. 178, Z. 20ff.

die Interessen der Literatur erweitern, sie von der Belletristerei befreien, Gedanken aus der Wissenschaft ihr zuführen. Wienbarg und ich, wir riefen die junge Literatur auf, wußten aber wohl, daß auch sie einst alt sein wird. Nur junge Talente riefen wir, daß sie eilten, sich unter die *alten* zu mischen. Die Katheder sogar sollten einen Mittelpunkt finden, die Gelehrsamkeit sollte, freilich im geschmackvollen Gewande, zum Volke dringen. Der Gelehrten kamen, mehr, als ich genannt, mehr, als später widerrufen haben. Sie widerriefen wehmütig, gezwungen von den Angebern. Sie sahen die Zeiten der „Athenäen", „Horen", „Propyläen" wieder erneut. Die „Deutsche Revue" sollte Hermes Psychopompos[1] werden, der aber diesmal aus dem Schattenreich ins Reich der Lebendigen führte. Eine Revolution wäre gekommen, aber die heilsamste. Wir hätten bei dem immer noch zuströmenden Andrang von Gelehrten eine Macht gehabt, die beneidet zu werden verdiente, und schon, wenn die gewöhnliche Belletristerei erstickt wäre, hätten wir Großes gewirkt ... Ich hinderte das Ganze, und doch nicht ich, sondern Menzel. Den Ruf, den er mir gab und noch gibt, während ich den Richterspruch erwarte, will niemand teilen. Jeder ist froh, daß er das Leben hat ... Goethe führte einen Sack*, in den er alles hineinwarf, was er glaubte für das besondere Kolorit seines Mephisto brauchen zu können. Wir alle führen einen solchen Sack. Wir alle stoßen, wenn wir nachdenken, auf Gedanken, die fürchterlich sind, und die wir nicht aussprechen. Man speichert sie aber auf, an Orten, die feuerfest sind, wo kein Funke hinzukann. Denn zündete er, so würden wir selbst mit in die Luft gesprengt werden. Menzel, ich kenn' ihn ja, hat ein solches Magazin von Ideen, die er halb fürchtet, halb liebkost. Es sind revolutionäre Abstraktionen, Tollheiten aus der Geschichte, kopfhängerische Parallelen. Nun brechen sie aus ihm heraus, nun kann er sie aussprechen, da er sie einem andern unterschiebt. Nun genügt er seinem Gelüst, das Tollste in den Mund zu nehmen, da es ihm keine Gefahr, eher noch Ehre bringt. Von Funken aller sozialen Transzendenzen,

* Ich benutzte diese Stelle schon anderswo. [Vgl. „Götter, Helden, Don Quixote". 1838. S. 443.]

[1] Hermes, der Seelengeleiter.

die nur je aus Sprühköpfen knisterten, steh' ich in lichterlohen Flammen. Er dilettierte nur auf das Ungeheure; ich aber bin ein Meister darin. Menzels Sonne sinkt, deshalb werf' ich einen so riesigen Schatten. Wie das lärmt in Deutschland, während ich ruhig lächle und mir die gesprungenen Fensterscheiben mit Werg ausstopfe und nach Mäusen jage, die meine größten Freunde sind. Möcht' ich doch eine Satire schreiben: „Das junge Mäuseland"; aber die Zeit ist zu ernst, die Anklage zu groß. Denk' ich lieber nach, wie ich eigentlich zur Revolution stehe! ... Die französischen Enzyklopädisten haben die Revolution nicht geahnt, Rousseau ahnte sie nicht; sie könnte also kommen, ohne daß man in ihrem Solde steht. Aber sie kommt nicht; denn unsere Aufregung ist nur Rest, übriggebliebene Materia peccans. Schreiben und wirken läßt sich für die Auflösung nicht, sondern für den Frieden und die Versöhnung. Revolutionär sind wir nur noch in dem Aussprechen dessen, was Friede und Versöhnung hier und da noch zu hindern scheint. Die Republik ist die beste Staatsform; denn in ihr ist alles gleich; aber Gott muß sie geben, Menschen können es nicht. Wir verlernen die Revolution, die Kräfte lassen nach, die Gegner finden sich ab. Wir denken nicht an Staatsformen, sondern an Menschenbildung, an Menschenwohl ... Und Heine vielleicht denkt zunächst nur an sein eignes; der Arme, verschlagen nach Paris, einsam an einer ungeheuren Brandung; weit mehr Dichter als Parteimann! Warum verfolgt man dies große Talent, das Deutschland besitzt, das uns durch seinen Geist, seinen Witz, seine Phantasie erfreuen, erheitern könnte, ließe man es friedlich seine Wege ziehen und verböte nicht zwanzig Bogen[1] deshalb, weil drei Seiten unter ihnen mißfallen! Mag er auch für seine neuesten Schriften Wahlen getroffen haben, für die sein Gedächtnis nicht vorbereitet, sein Stil nicht keusch genug ist; ist er aber in dem Grade revolutionär, daß einige Staatsbeamte wagen dürfen, uns den vollen Genuß dieses seltnen Menschen zu verkümmern? ... Und nun Laube! Wo ist die Revolution, die er will? Gibt er nicht alles auf, der Traurige, sich, die Nation, seine Schriften, seine zur süßen

[1] Nach einer Polizeibestimmung waren Druckschriften unter zwanzig Bogen der Zensur unterworfen, umfangreichere nicht.

Gewohnheit gewordenen Sympathien, nur um sich zu rechtfertigen[1]? Er glaubt sich dadurch zu entschuldigen, daß er mich anklagt; mich braucht er als Gummielastikum, seine Flecken zu reinigen; statt zu sagen: Es gibt kein Junges Deutschland! sagt er: Ich gehöre nicht dazu! Varnhagen hat ihn aus der politischen in die ästhetische Schule genommen. Gebt ihm Freiheit, volle Freiheit, und ihr werdet staunen, wie er für die „überlieferten Pietätsstoffe", für das „Naturwüchsige" schreiben wird! Das Vertrauen der Regierungen würd' er nicht nur nicht täuschen, sondern glänzend rechtfertigen, übertreffen sogar. Ich bemitleide ihn, denn er wird dem Schmerze, sich verkannt zu sehen, unterliegen ... Wienbarg ist Demokrat, unleugbar; aber mehr in sich selbst als Mensch, weniger als Schriftsteller, was zu sein ihn nur augenblickliche Stimmungen veranlassen. Ihn lenkt der Zufall. Ihm fehlt die gesellschaftliche Wurzel in einem festen Boden, von dem aus er einen bestimmten Plan verfolgen sollte. Er grollt und glüht für sein Vaterland, und doch ist er heimatlos. Ein Katheder und zu seinen Füßen die Jugend: er würde sich trefflich bewähren ... Mundt ist kein Politiker, er ist Preuße durch Sympathie und durch Hegel. Seine Heimat ist ihm die Intelligenz selbst. Ihn hat Steffens[2] gestürzt, dessen charakterlose Metamorphosen er mit allzu grellen Zodiakallichtern beleuchtete. Mundt ist nur kein Pietist; nur deshalb hat er dem halben Berlin in seinem Blatt den Krieg erklärt. Ihn verfolgt Lokalerbitterung, die von Steffens, einem Virtuosen der Intoleranz, geschürt wird... Und ich selbst? Auch ich leide an Berlin. Ich habe in meiner Jugend nichts gehört als Königl. Hoheit, Königl. Majestät, Geheimer Rat, Exzellenz, ich bin der Sohn eines Beamten, der jedem seiner Vorgesetzten den ihm nach dem Staatsadreßbuche gebührenden Titel gab und seine Kinder früh zu derselben Unterwürfigkeit erzog. Aber ich las, ich forschte in den Alten, mein Geist lechzte nach Freiheit, ich sprengte die Fesseln und werde, da ich einmal knechtisch erzogen bin, ewig hassen, was vornehm ist. Ich konnte stolz mein Haupt erheben; denn alles gelang mir; überall, wo ich auftrat, in der Schule,

[1] In dem gerichtlichen Verhör zeigte Laube tatsächlich eine unrühmliche Art des Zurückweichens und Ableugnens. — [2] Vgl. S. 93 dieses Bandes, Anm. 1.

auf der Akademie, auf der Kanzel, überall gab ich die Entscheidung[1]. Ich konnte das Höchste erreichen und opferte es, die glänzendsten Aussichten stieß ich von mir, da ich in den heimischen Verhältnissen zu ersticken fürchtete. Ich floh vor ihnen; aber man opfert das Glück nicht umsonst, man tröstet sich, wenn man sich wenigstens an ihm rächt. Ich rächte mich an ihm und werde ewig die Bitterkeit in mir behalten, daß ich nicht auch so, ἀλλὰ καὶ ὥς, werden kann, was ich geworden wäre. Ich habe nie fraternisiert; immer wollt' ich allein stehen; auch in der Politik. M e i n politischer Glaube ist zunächst Sache des Gefühls. Ich fand mich gekränkt und sah, daß alles um mich her den Kummer und den Gram widerspiegelt. Die Menschen könnten glücklicher sein; nie werd' ich Optimist werden! . . . Ich hatte alles, um Priester, Volkslehrer, Jugendlehrer, vielleicht noch Größeres zu werden; nichts, um ein Dichter. Ich hatte nie daran gedacht, ich war nie Egoist, sondern schuf nur, um zu wirken; ich hätte müssen Baumeister, Staatsmann werden. An der Kritik erst lernt' ich mich konzentrieren; an dem, was schlecht gemacht wurde, sah' ich, wie es sein mußte. Noch einmal aber überschlich mich der schöne Traum einer gesellschaftlichen Wirksamkeit. Ich gebe alles auf, ich fange wieder von vorn an, werde Jurist und setze mich zu den Studenten in Heidelberg und München, aber ich hatte zu tief den Becher der Freiheit gekostet; den Tag schenkt' ich Justinian, die Nacht den Musen. Die Nacht verzehrte den Tag; ich versank in eine Subjektivität, die nur eine einzige objektive Grundlage hatte, das Unglück. Ein Vorhang darüber! Die mein Herz getötet haben, tragen die Schuld, daß ich mit totem Herzen denken, dichten konnte. Ich bin wieder in Berlin. Mich versteht niemand. Alles, was in meinen Knaben- und Jünglingserinnerungen verflochten ist, rennt der Krippe des Staates zu; jedes Wort, das ich höre, ist knapp, kurz, zugemessen, ganz in der herzlosen Art, die man am Rhein die preußische nennt. „Maha Guru"[2] existiert

[1] Auf dem Gymnasium war Gutzkow Primus, als Student gewann er mit einer Preisarbeit den Sieg über fünf Mitbewerber (vgl. S. 153 dieses Bandes, Z. 16 ff., und Bd. 4 dieser Ausgabe, S. 15, Z. 14 ff.); zweimal stand er predigend auf der Kanzel. — [2] Gutzkows Roman „Maha Guru, Geschichte eines Gottes' (Stuttgart 1833).

nicht, selbst bei denen nicht, denen ich das Buch in die Hand gab. Ich werde verwildern; ja, schon h a s s' ich die Bildung, der ich mein Denken verdanke. Meinen Unmut schleudre ich mit Hohnlächeln heraus; ich schrieb, so aber, daß es wie Raketen aufprasseln mußte; Wirkungen berechnete ich nicht, aber sie konnten da nicht ausbleiben, wo man dämonisch produzierte. Was ich denke, ist bald gestaltet; was ich anschaue, steht im Nu verkörpert da. Tendenz kenn' ich nicht, ob ich gleich die schönste habe, die es gibt, meine Überzeugung; aber Tendenz ist es nicht, die mich „Wally" schreiben ließ. Mein Gemüt mußte Frieden haben; die letzte Anstrengung, wie eine vulkanische Eruption, mußte ihr noch einmal vorangehen. Saint-Simonismus, Wiederherstellung des Fleisches, Junges Deutschland; kenne von dem allen nichts, kenne mein Herz nur, mein Leben, meine Toten ... Strafbar ist es vielleicht, seine Gemütsumwälzungen öffentlich in Szene zu setzen; strafe man mich! Aber meine Zukunft mache mir niemand unmöglich! Ich werde immer etwas Eignes haben; aber nur, um nicht mit andern verwechselt zu werden. Das „Bestehende" werd' ich nicht lehren; denn dies müßte selbst die beleidigen, die es schützen, und die da wüßten, daß dem Positiven ängstlich aus dem Wege gehen nicht heißt, das Positive billigen. Fühlen werd' ich minder hart, minder dornig, denken aber und forschen nach wie vor.

Und warum nun sollt' ich's nicht
Mit dem Jungen Deutschland wagen?
Wenn man ihm den Stab auch bricht,
Werd' ich's um so stolzer sagen:
Daß ich wie im Jugendlenze
Deutschlands Stirn mit Rosen kränze,
Daß ein blütenvoller Mai
Ihm von uns zu schaffen sei!

Ach, es steigert sich das Wort
J u n g doch nimmermehr in j ü n g e r;
Alle Welt wird fort und fort
Doch zuletzt nur Kirchhofdünger;
Drum lass' ich mich nicht betören,
Auszuscheiden aus den Chören,
Wo beim kreisenden Pokal
Man nicht denkt an Jahreszahl.

Was die Bücher anbetrifft,
Wahrlich, wenn ich lernen sollte,
Gleich in Wissenschaft und Schrift
Auszusprechen, was ich wollte,
Daß es käm' wie Feuerzungen
Aus dem Mund herausgesprungen —
Ja, dann brächte mich kein Tort
Von dem Jungen Deutschland fort.

Also, warum sollte ich
Nicht zum Jungen Deutschland halten,
Da man leider sicherlich
Früh genug gehört zum alten:
Wenn auch eine Weltverbreitung
Hat die „Allgemeine Zeitung"[1],
Bin ich doch kein feiger Wicht —
Nein! ich protestiere nicht.

1836.

Ich habe an diesem Bruchstück, welches den aufgeregten Charakter der damaligen Katastrophe gewiß nicht verleugnet, nichts geändert. Es kann der sprechendste Beweis der Stellungen sein, die schon damals die zusammen genannten Mitglieder einer neuen Schule gegeneinander einnahmen. Das Band, welches sie vereinigte, wurde von außen umgelegt. Kein Wunder, daß sich die nur gemachte Verbindung allmählich auflockerte. Die Rücksichten gegeneinander hörten auf: die eigne Kraft mußte der Anlehnungspunkt des einzelnen werden.

Seit zwei Jahren bietet unsre schöne Literatur einen Anblick dar, über welchen es schwer ist, ein festes Urteil zu fassen. Auf der einen Seite traten einige Heroen früherer Literaturrichtungen mit Werken auf, die sich eines nicht ganz so glücklichen Erfolges erfreuten, wie sie vielleicht erwartet oder wohl gar verdient hatten. Auf der andern fuhren die im Vordergrunde stehenden geächteten Autoren fort, für ihren Charakter oder wenigstens ihre Gaben neue Belege, wenn auch unter den

---

[1] Politische Zeitung von unabhängig-liberaler Richtung, 1798 von Cotta in Stuttgart begründet; seit 1810 erschien sie, da sie in Württemberg verboten wurde, in Augsburg und erlangte eine Weltbedeutung.

schwierigsten Verhältnissen, herauszugeben. Ein jüngrer Nachwuchs trat, die Warnungstafeln, wo jene verunglückt waren, wohl beachtend, in deren Fußtapfen und zeichnete sich bald durch wirkliches Talent, bald nur durch inhaltsleeren Enthusiasmus aus. Andre wieder reagierten gegen alles, was geschehen war, indem sie der Idee einer neu sich gestaltenden Literatur bald mehr, bald weniger oder gar nichts einräumten. Es fehlt an solchen verspätet Nachhinkenden nicht, die alles ausstreichen wollen, was sich seit 1817 ohne ihr Zutun begeben hat, eine Anmaßung, die besonders durch Hitzigs[1] fürsorgliche Warnungen ermutigt wurde. Ein vollständiges Bild von dieser Bewegung zu geben, ist nicht möglich. Einzelne Erscheinungen mögen durch das Folgende hervorgehoben werden!

Das Jahr 1836 brachte von Immermann „Die Epigonen", eine reife Frucht vom Baume langjähriger literarischer und Welterfahrung. Rehfues[2] gab in seiner „Neuen Medea" einen Roman, dessen Erfindung und Darstellung zwar hinter dem „Scipio Cicala" zurückbleibt, aber doch wieder poetische Fähigkeiten offenbarte, wie sie schwerlich in Deutschland einem Bearbeiter des historischen Romans bisher zu Gebote gestanden hatten. Dramatische Versuche von Halm[3] in Wien hielten sich auf dem Repertoire der Bühne. Hier und dort gelang eine erfreuliche Dichtung, ein Epos, eine Novelle, ein Bühnenstück. Varnhagen von Ense[4], Funck[5] und August Lewald[6] zerstreuten durch ihre Erinnerungen und Denkwürdigkeiten.

H. Laubes Entwickelung entfernte sich immer mehr von jenem Mittelpunkte gemeinschaftlicher Kennzeichen, die man auf Schriftsteller einer und derselben Kategorie bezog. Er wie

---

[1] Vgl. S. 165 dieses Bandes, Anm. 6. — [2] Philipp Joseph Rehfues (1779—1843), Schriftsteller und Kurator der Universität Bonn. „Die neue Medea" erschien Stuttgart 1836 (3 Bde.); über den „Scipio Cicala" vgl. Bd. 4 dieser Ausgabe, S. 32, Anm. 1. — [3] Friedrich Halm, Pseudonym für den österreichischen Dichter Franz Joseph Freiherr von Münch-Bellinghausen (1806—71), errang 1834 mit seinem Drama „Griseldis" am Hofburgtheater einen außerordentlichen Erfolg. Weniger begeisterten seine nächsten Stücke, bis 1842 sein romantisches Drama „Der Sohn der Wildnis" im Triumph alle deutschen Bühnen eroberte. — [4] „Denkwürdigkeiten" (Mannheim 1837—38, 4 Bde.). — [5] „Erinnerungen aus meinem Leben" (Leipzig 1836—39, 3 Bde.). — [6] „Aquarelle aus dem Leben" (Mannheim 1836—37, 4 Teile) und „Neue Aquarelle aus dem Leben" (Mannheim 1840, 2 Bde.).

Mundt gaben sich einer Ausbildung nach Richtungen hin, wo sie für sich selbst verantwortlich wurden. Laube versuchte sich in einer vorzugsweise weltmännischen Auffassung der Dinge, in einer Vornehmheit, wo ästhetische und gesellschaftliche Einflüsse ineinander verschwimmen und etwas hervorbringen sollten, das mit Goethes Dichten und Denken eine Verwandtschaft hätte. Gegen den Charakter, den sich jemand aus seinen angebornen Mitteln geben will, läßt sich nicht viel einwenden. Wenn H. Laube hauptsächlich im Vornehmen die Lösung aller seiner Zweifel und Hoffnungen sahe, so wollen wir ihm selbst das Zugeständnis eines edlen Stolzes machen, aus dem dies Trachten nach Auszeichnung und höherer Rangordnung, in welchem sich selbst seine poetischen Gebilde bewegen, zunächst zu entspringen scheint; eines Stolzes, der den Adel nicht von der niedern Geburt für abwesend hält, sondern das Vornehme in dem sucht, was einer im Leben darstellt und gesellschaftlich entwickelt. In Beinkleidern zu gehen, wo die Sprungriemen so fest angezogen sind, daß auf jenen keine Falte liegt, mit Reitgerte, Sporen, im Samtgilet mit goldner Kette darauf, mit musterhaftem Knoten an der Krawatte, kecken Hutes, kecker Haltung: diese Vornehmheit ist an einem schönen, schlanken Körper, wer ihn hat, reizend genug. Nur frägt sich, ob das Herz unter dem wattierten Frack nicht zu schlagen aufhört, ob der Kastorhut die Gedanken nicht beengt, ob überhaupt mit dem knappen und strammen Wesen etwas andres ausgedrückt werden soll als eine dem Auge wohlgefällige geschmackvolle Stutzerei, überhaupt der Gentleman? Hier ist es, wo H. Laubes Vornehmheit sich auch beengend auf das Herz und die zusammengeschnürten Respirationsorgane geworfen hat. Er überträgt den Maßstab der Courtoisie auch auf die Beziehungen des Lebens, die Verwickelungen der Gesellschaft, die Rätsel der neuern Poesie. Er sieht das „Moderne", einen seiner häufigsten Ausdrücke, nicht bloß im Ausschnittladen, sondern in Sitte, Kunst, Wissenschaft, in den höchsten Gesetzen. Er versteht darunter einen Parfüm, der aus einer Mischung von Heine und Varnhagen von Ense oder, um an die erste Hand zu gehen, wo der Stoff echt zu haben ist, von Heine und Goethe zusammengesetzt ist. Daß sich aus dieser Mischung eine Welt-

ansicht gewinnen läßt, ist nicht zu bezweifeln. Nur scheint mir, daß das Experiment bei H. Laube nicht glückte. Er lernte seinen Mustern nur gewisse Handgriffe und Aperçus ab; er wußte den neuen Formen aus seinem eignen Innern nicht Geist, Gemüt, Leben, Erfahrung, Tiefe und Bedeutsamkeit genug und in jeder Hinsicht zuzuführen. Seine Romane „Die Schauspielerin", „Das Glück", „Die Krieger", „Die Bürger", die fortgesetzten „Reisenovellen"[1] verraten alle, daß hier die formelle Krustation der Vornehmheit sich keinem reichen, körnigen Stoffe mitgeteilt hat, und daß die Form das Wesen ersetzen soll. Laube braucht die Goethesche Sentenzenweise; aber was er mit ihr glättet und poliert, ist meist ein vorher schon nichtssagender Stoff; es soll ein geistreicher Aphorismus werden und wird gewöhnlich eine geleckte und geputzte Trivialität. Laube ist nicht tief, nicht schöpferisch. Er hat über keine großartige Prädestination zu gebieten; er würde ohne Heine, ohne Börne, ohne Varnhagen ein gewöhnlicher Romanschriftsteller à la van der Velde[2] geworden sein, wofür „Die Krieger" Beweises genug sind. Er würde ein Breslauer Journalist sein, der sich weidlich zu tummeln versteht, oder vielleicht ein mittelmäßiger Dramendichter. Die Vornehmheit steht dem Reichen schön: beim Armen ist sie eine Grimasse. Außen Samt und unten ein zerrissenes Hemd. Komödiantenwirtschaft.

Manchmal bricht jedoch etwas Naives und Rührendes durch diesen Flitterkram hindurch. Manchmal neigt sich dies betörte Herz der Idylle zu. Seine Gefängnisgedanken in den „Bürgern" sind schön, ich werd' es nie bestreiten; aber bald verfliegt der Traum, und nur noch die künstliche Phantasmagorie fährt fort. Ich bin nicht in dem Grade Plebejer, ein Zimmer mit Vorhängen, hinter denen Gräfinnen, die uns lieben, in schweren seidnen Gewändern rauschen, ein Zimmer von obenher mit magischer Erleuchtung und rings weiße Statuen in den Ecken nicht für zauberhaft zu erklären; allein ewig möcht' ich nicht darin wohnen. Ich muß aufs Land, in eine Bauernhütte, in

---

[1] „Die Schauspielerin" (Mannheim 1835); „Das Glück" (das. 1837); über die anderen Werke vgl. S. 169 dieses Bandes, Anm. 1, und S. 170, Anm. 1. — [2] Karl van der Velde (1779—1824), fruchtbarer Schriftsteller, pflegte in mäßigen Leistungen den historischen Roman.

den Wald, an einen Fluß, wo ich mich am Ufergrase ausstrecke und Steinchen in die Flut werfe. Alle diese Momente, tief empfunden, fehlen bei Laube. Indessen sein Gemüt ist lange noch nicht so oberflächlich wie sein Geist und dessen Erfindungsgabe. Seine Novellen, Skizzen und Romane drehen sich alle um dieselben Angeln; die Frauenbilder, meist üppige, kokette, den Männern sich anbietende Gestalten, gleichen sich zum Verwechseln. Der Pinsel, der sie malt, ist haarig, sein Strich unrein, uneben; der Stil nicht intuitiv, geistreich und flüssig. Den poetischen Reiz desselben verdrängen häßliche abstrakte Worte, als da sind: Zustände, Bezüge, stofflich und ähnliche in Varnhagens Schule gelernte verallgemeinernde, sprachgeisttötende Formeln. Überhaupt weht über Laubes Arbeiten eine Flüchtigkeit, die ihnen schon von vornherein den Stempel aller feinen klassischen Präzision, auf die sie doch Anspruch machen, nimmt. Nur ein niedrigstehendes Publikum aus der Provinz kann an dem Wesen teilnehmen, das uns Laube in seinen Schriften entfaltet. Es ist nicht ungerecht, daß ich ihn einen „goethisierenden Clauren"[1] genannt habe.

Ich kann dasjenige, was mich von Lauben hinfort immerfort trennen muß, nur flüchtig andeuten. Es werden Geister kommen, die die Verschiedenheit näher bestimmen. Es läßt sich nun nichts verschweigen, wenn es auch schwer ist, auf einmal alles zu sagen. Dem freisinnigen Geist unsrer neuern Literatur hat Laube zwar nicht ganz abgeschworen, aber sein trauriger Wahn und sein Ehrgeiz sind es, die ihm die Möglichkeit vorspiegeln, die Reform auf eine Weise zu betreiben, welche minder gefährlich und beinahe im Sinne des Bestehenden ist. Er nennt dies in seinem modernen Gewelsch: „Neues Terrain gewinnen" — „Neue Positionen fassen". Er macht denen, die seine Vergötterung Börnes noch nicht ganz vergessen haben, den Vorwurf, daß sie ihm immer noch mit den „Kategorien der Julirevolution kämen" und ihn mit der süddeutschen Elle messen wollten. Er wird in seiner „Literaturgeschichte" sagen, daß ich Manns genug wäre, die „neue Gedankenposition" zu begreifen, und doch die Perfidie besäße, ihn immer nach den Voraus-

---

[1] Über Clauren vgl. S. 412 dieses Bandes, Anm. 4.

setzungen des verblühten Liberalismus zu beurteilen. Genug davon. Ich werde mich für immer von ihm trennen müssen. Darüber muß Entschiedenheit sein, was der eine will, und was der andre fürchtet. Ich habe, da die Umstände es zu wollen schienen, bis jetzt noch immer die Kette eines zersprengten Bundes, der nie da war, mit mir geschleppt; ich habe Laube getragen, ich habe ihn meiner angeblichen Pedanterei spotten lassen: nun muß Licht werden! Ich wandle meinen eignen Weg.

Mit Mundt komm' ich in dieselbe Lage. Nach der Katastrophe, deren ganze Schuld mit kleinlichem Vorwurfe er mir beimißt, suchte er sich durch eine scheinbar gelehrte Arbeit jene literarische Würde wiederzugeben, die wir zu verlieren fürchten mußten, da man ungehindert das Albernste dem Jungen Deutschland zumutete. Sein Buch über die deutsche Prosa[1] bietet einen wissenschaftlichen Gewinn nicht dar. Keine schwankende Frage der Gelehrsamkeit, keine neue Wahrheit ist durch diese unfruchtbare Arbeit festgestellt. Der historische Teil ist den Handbüchern entnommen, der theoretische bietet nicht die geringste Ausbeute dar. Der Stil einiger deutschen Schriftsteller wird mit jenem leidlichen kritischen Talente, das wir dem Verfasser nicht nehmen wollen, skizziert. An feinen Maximen und Erfahrungen über die innere Natur des Stils findet sich nicht einmal der Versuch, auf solche hinauszukommen. Statt dessen schildert Mundt die große Bedeutung, die in der neuern Prosa liegen solle. Den Varnhagenschen entnervten Stil setzt er über den durch und durch intuitiven eines Heine, den er in diesem Buche fast nicht zu kennen scheint. Den Dichtern in gebundener Rede verkümmert er auf Kosten seiner weltbefreienden Prosa den Ruhm, den sie sich in Deutschland neuerdings durch die genialste Behandlung der Sprache zu erwerben wußten. Er trat mit der Ansicht, daß die Mission der Literatur lediglich in der Prosa läge, immer deutlicher hervor und verriet, was jetzt schon kein Geheimnis mehr ist, daß sich alles Übergewicht in der Literatur nach der Seite hinwerfen müsse, wo er und Varnhagen ihren klassischen Stil schrieben!

Ich habe selbst gesagt, daß die deutschen Lyriker nicht

[1] „Die Kunst der deutschen Prosa“ (Berlin 1837).

alles umfassen, was unsre Literatur zu höherm Aufschwung bringen könnte; ich fühle, daß aus der ungebundenen Diktion sich gerade noch die stolzesten Gebäude und Dichtungen erheben müssen; aber es soll uns doch nicht zugemutet werden, dasjenige, was Mundt seit seinem Buche über die Prosa in poetischer Weise versucht hat, für diese hohe Anwendung der ungebundenen Diktion zu nehmen? Ich kenne nur einige kleine Novellen von ihm, die in diesem Betracht nicht genannt zu werden verdienen. Eine wenn auch etwas schwerfällige Erfindungsgabe räumt man gern dem Erzähler der Novelle „Mutter und Tochter" ein. Einer seit Jahren geübten Routine muß es gelingen, in jeder Gattung etwas zu leisten, was nicht ohne alles Verdienst ist. Mundt ist in der Poesie ein Virtuose, der alles nachahmt, ohne selbst etwas Außerordentliches hervorzubringen. Er wird jedes Ding so gut machen wie andre auch, die es nicht besser machen. Eine Novelle zu einer Zeitschrift wird verlangt: Mundt gibt sie. Ein Lustspiel — Mundt wagt es. — Ein Phantasiestück — hier ist es! Bei jeder neuen Zeitschrift, bei jedem neuen Almanach kann man Mundt passend verwenden. Kritiken, Novellen, Charakteristiken, vertraute Briefe, Reiseberichte; mit allem kann er dienen. Er hat ein nettes Kompositionstalent. Von einem Dichter im höhern Sinne, einem großen sich entwickelnden Charakter, von einem Meister, der sich ans Bedeutendste wagt, von einem Menschen, der sich zum Mittelpunkte einer großartigen Kunstentfaltung machen wollte, ist freilich nicht die Rede. Innerlich, freudig und traurig, ist in Mundt nichts. Liebe, Lust und Schmerz — dazu gehören andre Seelen und Saiten.

Mundts kleine Gabe würde, da sie mit Bildung verknüpft ist, allgemein geachtet sein, wenn er nicht überall mit einer beleidigenden Süffisance aufträte und sich durch seine geistes- und gemütsdürren Freunde, unter denen nur Kühne[1] eine edlere Stellung einnimmt, zu einem Phönix an Witz, Phantasie und Gemüt hinaufgipfeln ließe. Eine solche Überschätzung, wie sie Mundt für die kleinsten Arbeiten genossen hat, mußte die öffentliche Meinung beleidigen. Gestürzt hat ihn Kühne, nicht

[1] Vgl. S. 184 dieses Bandes, Anm. 1.

gehoben durch seine lächerlichen Übertreibungen. Hier sollte mehr als Sterne[1] und Jean Paul sein; hier ist nur ein schwerfälliger Schäker, der mit bleiernen Flügeln den Schmetterling spielt: eine nüchterne Natur, die den Trunkenen, ein bedächtiger Mann, der den Knaben spielt: ein Tugendhafter, der sich frivol gebärdet: ein häßlicher Widerspruch, wenn man ihn bekämpft, ein rührender Widerspruch, wenn man ihn bemitleidet.

Mundt versuchte sich vor drei und vier Jahren in einer ernsten und dem Höchsten gewidmeten Tätigkeit. Er tat es ohne großes Talent, aber mit Begeisterung. Das kleine Talent ist da, aber die Begeisterung ist hin. Er reist nach London und Paris und schreibt witzelnde, süffisante, frivole „Spaziergänge und Weltfahrten"[2]. Er versucht sich nicht nur durch Zufall in dem, was man in Frankreich la littérature facile genannt hat, sondern mit Absicht, mit Mißgunst gegen den, der mit der Zeit fortlebt, nicht ermattet zurückgesunken ist, immer noch das Höchste erstrebt, immer noch die Gesetze der Schönheit und die Interessen des Jahrhunderts im Herzen trägt. Er will, daß wir einem Buche, das ja immerhin ein harmloser Reisebericht sein dürfte, sogar einräumen, hier werde ein neuer Ton, die eigentliche zeitgemäße Sprache der Literatur angegeben! Und geschähe dies noch alles mit Heinescher Grazie, mit Thümmelscher[3] Liebenswürdigkeit! Mundt ist launig, aber er will witzig sein; er ist bon enfant, aber es soll immer mit Methode sein. Ich kann über seinen Humor nicht lachen. Vorn ist der Satz metaphysisch, hinten frivol; vorn kömmt die Taglioni[4], hinten die Weltgeschichte. Die Taglioni „tanzt Goethe" — so mischt sich immer der alte Literaturkram und die blasse Kathederweisheit in die Reihe Tanzender und Singender; die Musen und Grazien haben einen alten Amor mit verbundenen Augen in ihrer Mitte und spielen Blindekuh und Gänsedieb mit ihm. Nein! entweder sei ein ganzer Heine oder ein ganzer Professor; die Mischung von beiden ist häßlich und langweilig. Mundts Stil ist ohnedies eine alte

[1] Lawrence Sterne (1713—68), berühmter englischer Humorist. — [2] Altona 1838—39, 3 Bde. — [3] Moritz August von Thümmel (1738—1817) begründete seinen literarischen Ruf mit der „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich" (Leipzig 1791—1805, 10 Bde.). — [4] Maria Taglioni (1804—84), berühmte italienische Tänzerin, trat in den Jahren 1832—47 in Berlin auf.

Dame, die sich kokett mit gemachten Blumen und seidnen Bändern aufputzt. Es ist keine Natur, kein Leben, kein Blut darin.

Mundt will sich das Ansehen geben, als wäre an das Schleppkleid seines langweiligen Wesens das Heil der Literatur genestelt; er tat, als geböte er über die große Majorität, über die der Literatur gewidmete Teilnahme der Universitäten, Schulen und Kabinette; er identifiziert sich mit der öffentlichen Meinung und will mich in die Stellung eines verzweifelten Egoisten drängen, der alle Resultate, die wir seit einigen Jahren errungen, wieder verwirrte und aus Eitelkeit das Unterste zu oberst kehrte. Mir fällt aber nicht ein, die Masse anzurufen; ich weiß nicht, ob ich Echo habe, und erlaube mir die Mundtsche Täuschung nicht, mir ein künstliches zu machen. Macht, Terrain, Ansehen zu gewinnen — daran denk' ich nicht. Ich urteile und freue mich, wenn mein Spruch gefällt. Ich schaffe mir keine Parteien, ich will nicht Mittelpunkt einer neuen Bewegung sein. Im Dienste der Überzeugung, mein Vaterland liebend, die Schönheit liebend, schaff' ich und wirk' ich, ohne rechts und links zu blicken. Ich verwirre nicht; ich entwirre. Ich löse die zusammengenestelten Unsterblichkeiten auf, die man in Leipzig und Berlin an geringfügige Talente verschenkt. Ich schüchtre die wahrhafte Begabung nicht ein; ich bewillkommne jedes, das im Keime Blüten verspricht; ich sage nicht: Ihr müßt schaffen wie ich! sondern Talent, wirkliches Talent ist mir in jeder Art willkommen, wenn ich auch gestehe, meine Vorliebe zu haben und das eine besser zu finden als das andre. Schutzverwandte und Hintersassen hab' ich keine. Daß ich mich mit Laube und Mundt auseinandersetzte, geschah der freiern Bewegung, der unbefangeneren Freiheit meines Urteils wegen. Ich bin des Diplomatisierens in der Kritik herzlich satt.

Allgemeine Musterung.

Es wird in Deutschland sobald noch nicht dahin kommen, daß sich die schöne Literatur nur in ihren eignen ästhetischen Gesetzen wiegt. Ereignisse, wie z. B. das Kölnische[1], führen ihr immer wieder aus den Gebieten der Geschichte und Gelehrsam-

[1] Verhaftung des Erzbischofs Droste-Vischering; vgl. S. 9 dieses Bandes, Z. 21 ff.

keit neue Befruchtungen zu und geben ihr ein Gepräge, wie Frankreichs und Englands schöne Literatur nicht hat. So würden in Deutschland Erscheinungen wie Victor Hugo und Lamennais[1], wie George Sand[2] und St. Martin[3] oder Ballanche[4], wie Bulwer und Brougham[5], Molesworth[6] und Dugald Stewart[7] nicht voneinander getrennt stehen. Bei uns trugen Schiller und Novalis sogar eine theoretische Auffassung der Philosophie in ihre Dichtungen über; ja, manche Erscheinungen, wie Görres, Arndt, W. von Humboldt, Niebuhr, Börne u. a., stehen mit einem Fuß im Gebiete der Wissenschaft oder des Lebens, mit dem andern in der schönen Literatur oder wenigstens in ihren nächsten Vorhallen. Es liegt durch diesen deutschen Zusammenhang aller Geistestätigkeiten bei uns ein schweres Gewicht auf dem poetischen Genius, aber die schöne Literatur ist dadurch auch wieder gesichert vor einer innerhalb formeller Bestrebungen leicht einreißenden Verflachung. Solange Geister und Glückskinder wie Goethe selten sind, die den ganzen Umfang der schönen Literatur mit ihren Riesenarmen umspannen und sich eine eigne Welt schaffen, die sie durch die Kunst wenigstens behaupten können, solange wird man die Rückwirkungen der Wissenschaft und des Lebens auf unsre Literatur willkommen heißen müssen. Ein durch sie erdrücktes formelles Talent wiegt den großen Vorteil nicht auf, den eine zur leeren Grübelei geneigte Nation voraus hat, wenn sich in ihren geistigen Tätigkeiten keine Vereinzelung festsetzt, sondern ein gemeinsames Band Kunst, Leben, Wissenschaft und Geschichte umschließt.

Eine Darstellung der Übergänge aus dem Leben und der Gelehrsamkeit in die schöne Literatur würde nicht ohne Be-

---

[1] Vgl. S. 24 dieses Bandes, Anm. 5. — [2] George Sand, eigentlich Baronin Dudevant, geb. Dupin (1804—76), erfolgreiche französische Romanschriftstellerin. — [3] Louis Claude, Marquis de Saint-Martin (1743—1803), französischer Theosoph und Mystiker, der durch die Werke Jakob Böhmes angeregt war. — [4] Pierre Simon Ballanche (1776—1847), französischer Schriftsteller, dessen vorzügliche Prosawerke eine seltsame Mischung von Geschichtsphilosophie, Mystik und sozialistischen Ideen zeigen. — [5] Henry Lord Brougham (1779—1868), britischer Staatsmann, Rechtsgelehrter und politischer Schriftsteller. — [6] William Molesworth (1810—55), britischer Staatsmann, als Parlamentsmitglied ein Radikalreformer. — [7] Dugald Stewart (1753—1828), schottischer Philosoph, einer der Hauptvertreter der empirischen schottischen Schule.

lehrung sein. Wir begnügen uns hier, die einzelnen Gattungen der Poesie verfolgend, jene Kräfte aufzuzählen, welche gegenwärtig an ihrer Ausbildung arbeiten. Es ist dies ein Blick, den wir auf einen unvollendeten, neu anzulegenden Garten werfen. Hier wuchert noch Unkraut, dort liegt ein öder Sandhügel. In einer Ecke rauscht ein schattiges Boskett, einige Blumenbeete duften schon von den schönsten Anpflanzungen; grüne Wiesenrabatten bieten einen einfachen, aber dem Auge wohltuenden Anblick dar. Aber wenn jene Steppen angebaut sein werden, sind vielleicht diese Blumenbeete schon wieder verblüht. Ein einziges, gleichmäßig schön bebautes und angepflanztes Feld der Literatur sahen nur wenige glückliche Zeiten. Nur der Minnegesang war ein so fertiger Rosengarten, nur die klassische deutsche Literatur des vorigen Jahrhunderts ein so fertiger und abgeschlossen umzäunter Park, mit Urbäumen und künstlichen Wasserfällen, mit echten Blumen und falschen Felsen, mit Griechentempeln aus Tannenholz, aber mit griechischen Priestern darin. Es war halb Natur, halb Kunst, aber ein Ganzes.

Die meisten der Sänger, welche wir oben rühmten, sind verstummt. Auch in H. Heine ist der Liederquell versiegt. Es ist ein so schöner Preis der Jugend, daß man jung sein muß, um zu dichten, und ein so herbes Zeugnis gegen das Alter, daß in ihm die Phantasie erfriert. Und doch gesteh' ich nach meinem Gefühl, man müßte nicht aufhören können zu dichten, wenn man ein großer Dichter ist. Daß Uhland, Schwab, Kerner, Heine jetzt schweigen, beweist manchen Vorwurf, den man ihnen machen muß, und nicht der geringste ist wohl der, daß sie dadurch verraten, wie wenig individuelles Leben sie auszuhauchen hatten, wieviel von ihren Sängen erlernt, geborgt, wieviel von ihren Tönen der Mode gehörte. Rückert dagegen verfällt in das andre. Er zieht die Fäden zu lang, er sollte nicht aufhören, aber öfter ansetzen. Man kann nicht sagen, daß Rückert sich durch seine orientalischen Helden- und Spruchgedichte neue Freunde gewinnt. Er hat fast Mühe, sich die alten zu erhalten. Die jüngern Talente sammeln sich in Musenalmanachen und Odeen. Mit kluger Ökonomie weiß Freiligrath seine Gabe zu schonen. Lenau vergreift sich in seinen Stoffen.

A. Grün überladet sich mit Bildern, die schon in Schwulst ausarten. Das kräftigste und hoffnungsvollste Talent unter den jüngeren ist Karl Beck[1], der alle Mittel besitzt, ein deutscher Byron zu werden. Er ist, wie junger Rebenmost, eben in der Klärung begriffen; aber die Anzeichen sind gut, es wird ein edles, preishaltiges Gewächs werden.

Im Roman ist es auffallend, daß man zwar Walter Scott, Cooper, George Sand und Balzac[2] nachgeahmt hat, aber nicht Bulwer[3]. Es scheint uns doch die Welterfahrung und die Menschenkenntnis des Engländers abzugehen; höchstens könnte sich der transatlantische Unbekannte (Sealsfield[4]) mit ihm vergleichen. Im Roman offenbart sich noch immer am beleidigendsten die deutsche Literatur in ihrer Unreife, ihrer Roheit. Selbst beliebte Erzähler stehen auf einer sehr tiefen Bildungs- und Kunststufe. Man muß sich schämen, ihre Schriften in den Händen der Frauen zu erblicken; oft schämen sich diese selbst und pflegen vor geistreichen Leuten die Bücher zu verbergen, die sie aus der Leihbibliothek entnehmen. Und doch fehlt es an Talenten nicht, wenn sie auch leider das klassische Arom nicht haben. Spindler[5] ist ein wahrer Dichter, aber Bildung fehlt ihm. Er erreicht nur die Grenze, wo er ein ausgezeichnetes Genie genannt werden müßte, wenn ihm dann nicht eines fehlte, was freilich alles ist! Tieck schweigt; er schreibt Memoiren. Leopold Schefer[6] hat den Roman verlassen und sich der Spruchpoesie zugewandt. Er hat ein schönes Herz, das aber oft noch schöner tut, als es ist. Seine Romane sind voller Phantasie, wenn auch ohne Stil und Natur. Em. Scävola[7] steckt, was Erfindungsgabe

[1] Karl Beck (1817—79), Dichter; seine ersten Lieder fanden sofort großen Beifall, seine Schilderungen der ungarischen Natur und Sitten sind von dauerndem Wert. — [2] Honoré de Balzac (1799—1850), bedeutender französischer Romanschriftsteller, der in seinen zahlreichen Romanwerken alle Seiten des menschlichen Lebens schildert. — [3] Edward George Lytton-Bulwer (1803—73), berühmter englischer Staatsmann und Schriftsteller, dessen Romane aller Gattungen gewaltigen Erfolg hatten und sehr beliebt waren, jedoch niemals bahnbrechend gewirkt haben. — [4] Charles Sealsfield, eigentlich Karl Anton Postl (1793—1864), veröffentlichte anonym viele transatlantische Skizzen und Romane. — [5] Vgl. S. 157 dieses Bandes, Anm. 1. — [6] Leopold Schefer (1784—1862) veröffentlichte zunächst zahlreiche Novellensammlungen, wandte sich jedoch später vorzugsweise der lyrischen und didaktischen Poesie zu und brachte es darin zu höchst bemerkenswerten Leistungen. — [7] Ernst von der Heyden (Pseudonym: Emerentius Scävola) betätigte sich auf dem Gebiet der Novelle.

anbetrifft, ein Dutzend Laube und Mundt in seine Patrontasche (er war Militär); von dem Vorwurf der Unsittlichkeit, der ihn im höchsten Grade treffen mußte, weil er das Zweideutige mit Absicht aufsuchte, scheint er sich allmählich befreien zu wollen. Steffens belästigte uns durch einen langweiligen Roman, in welchem Angeber und Polizeispione die mit besonderer Vorliebe behandelten Helden sind. Immermann wird sich im komischen Romane meisterhaft bewähren. W. Alexis arbeitet in stillem Frieden fort und rührt durch die Entsagung, mit der er das Treiben der jetzigen Literatur beurteilt. Er ist unglücklicher, als er verdient. H. König[1], F. G. Kühne[2] und Sternberg[3] in erster Reihe, J. Hammer[4], Duller[5], Mügge[6], Stolle[7], Worosdar[8], Seidlitz[9], A. Bürck[10], R. Heller[11] in zweiter schließen sich dem bessern an, was wir im Romane besitzen. B. Auerbachs „Spinoza"[12] weckte nicht gewöhnliche Hoffnungen.

Dem Drama suchte A. Lewald mit einem verständig geleiteten Almanach zu Hilfe zu kommen[13]. Die Ursachen des Verfalls unsrer Bühne sollen jedoch tiefer liegen, als daß ihnen ein Dramaturg abhelfen kann. Ich glaube, der Verfall des Theaters liegt hauptsächlich doch nur darin, daß wir keine dramatischen Dichter haben. Man entschuldigt so gern seine Fehler durch die Umstände. Raupach, ein gewöhnlicher Küstenfahrer, wird allmählich abgetakelt. Töpfer[14] aber, Holbein[15],

---

[1] Heinrich Joseph König (1790—1869), Schriftsteller, dessen geschichtliche Romane und leichtere Erzählungen nur trivial sind. — [2] Vgl. S. 184 dieses Bandes, Anm. 1. — [3] Alexander Freiherr von Sternberg, geb. 1806, fruchtbarer Romanschriftsteller. — [4] Julius Hammer (1810–62), Dichter und Schriftsteller, verdankt seinen Ruf lediglich lyrisch-didaktischen Dichtungen. — [5] Vgl. S. 139 dieses Bandes, Anm. 3. — [6] Theodor Mügge (1806—61), Roman- und Reiseschriftsteller, der besonders das norwegische Leben in leichter und gefälliger Darstellung zeichnet. — [7] Ludwig Ferdinand Stolle (1806—72) verfaßte zahlreiche historische und humoristische Romane. — [8] Hermann Worosdar Klencke (1813—81), Arzt, verfaßte neben Fachschriften auch (unter den Pseudonymen Hermann von Maltitz und Worosdar) viele kulturhistorische und sozialpolitische Romane. — [9] Julius Seidlitz, eigentlich Itzig Jeitteles (1815—57), Journalist und Schriftsteller. — [10] August Bürck veröffentlichte 1846 „Romantische Dichtungen" aus dem Sagenstoffkreis des Mittelalters. — [11] Robert Heller (1812—71), Verfasser zahlreicher Novellen und historischer Romane. — [12] Stuttgart 1837, 2 Bde. — [13] August Lewald (1792—1871) schrieb außer einer Reihe ultramontan angehauchter Romane die „Allgemeine Theaterrevue" (Stuttgart 1835—37, 3 Bde.), die auf dramaturgischem Gebiete vielfach anregend wirkte. — [14] Karl Töpfer (1792—1871) schrieb dichterisch wertlose Lustspiele. — [15] Franz von Holbein (1779—1855), Theaterdirektor und Bühnendichter; seine Stücke sind sämtlich ohne inneren Wert.

E. Devrient[1], Blum[2] sind noch nicht verdrängt, geschweige ersetzt; ebenso die Übersetzer aus dem Französischen. Mancher schlechte Schauspieler machte gute Stücke. Auf Berger[3] wollte man einige Hoffnungen setzen. Jämmerlich sind die Wiener, nämlich das Publikum. Würden Nestroy[4], Hopp[5] usw. so gemein als Dichter sein, wenn jene nicht darüber lachten? Zedlitz, Schenk, Immermann dringen nicht durch. Es fehlt das Mächtige, Gewaltige, Große, Herrliche, Freie. Diese Dichter sind kalt und opfern sich nicht. Grabbe ist tot[6]; ein Glück für ihn und uns. Wie leicht die Bühne sich jedem nur einigermaßen erträglichen Talente hingibt, sieht man an den Erfolgen Halms[7] und der sächsischen Prinzessin[8]. Jüngere Talente lassen eine Wiedergeburt hoffen: Uffo Horn[9], H. Marggraff[10]; nur müßten sie unter Schauspielern leben und sich durch das Mißgeschick, das ihre ersten Versuche treffen könnte, nicht abschrecken lassen. Willkomms „Jahrbücher“[11] helfen dem Theater nichts und schaden der Literatur.

Umfangreicher ist jene Mischgattung der Literatur, welche sich mit der Darstellung von Reisen, Zuständen und Bagatellen beschäftigt und sich dazu der Form des einfachen Berichtes oder der Bilderskizzen und Aquarellmanier bedient. Fürst Pückler[12] steht hier durch das Interesse seiner Mitteilungen ebenso wie durch seine geistreiche und witzige Auffassung obenan. A. Lewald hat ein Erzählungstalent, dem, so oft es sich mit wirklich Erlebtem beschäftigt, alle Vorzüge einer saubern und netten Ausführung des meist recht hübsch in Szene gesetzten Materials zuerkannt werden müssen. Ed. Beurmann[13] verbindet mit einem

---

[1] Anspielung auf die dramatischen Versuche Eduard Devrients (1801—77). — [2] Karl Ludwig Blum (1786—1844), Komponist und Bühnenschriftsteller. — [3] Johann Nepomuk Berger (1816—70), österreichischer Staatsmann, schrieb unter dem Namen Sternau auch belletristische Werke. — [4] Johann Nepomuk Nestroy (1801—62), Komiker und Possendichter. — [5] Friedrich Hopp, geb. 1789, Schauspieler und Possendichter. — [6] Starb 1836. — [7] Vgl. S. 195 dieses Bandes, Anm. 3. — [8] Marie Amalie Friederike Auguste, Herzogin von Sachsen (1794—1870), veröffentlichte teils anonym, teils unter dem Pseudonym Amalie Heiter zahlreiche Lustspiele und Familiendramen. — [9] Uffo Daniel Horn (1817—60), österreichischer Literat. — [10] Hermann Marggraff (1809—64), Dichter und literarhistorischer Schriftsteller. — [11] Ernst Willkomm (1810—86), jungdeutscher Romanschriftsteller, gab 1837 ein „Jahrbuch für Dramaturgie und Theater“ heraus. — [12] Vgl. S. 143 dieses Bandes, Anm. 2. — [13] Eduard Beurmann (1804—83), erst Advokat, dann Schriftsteller.

nicht geringen Talent zur Satire auch seit einiger Zeit eine weltmännische Sicherheit des Blicks, die ihn nichts, was an den Menschen und Dingen ein charakteristisches Gepräge hat, übersehen läßt. Eduard Gans[1] gibt zuweilen anmutige Berichte über Reise- und Lebenseindrücke. Varnhagen von Ense setzt mit Liebe die Erzählung seiner wichtigsten Lebensmomente fort und widmet hie und da einem Verstorbenen oder Verkannten Toten- und Sühnungsopfer. Franz Kottenkamp hat ein verdienstliches Buch über die Engländer geschrieben[2]. Eduard Kolloff faßt Pariser Sittenzustände mit feinem Blicke und im tüchtigsten Sinne auf[3].

Der Kritik ist nicht zu trauen. Feindseligkeiten untergraben das Feld der Literatur. Die Lesewelt mißtraut dem Lobe und dem Tadel, da beide von Parteien ausgehen. Gepriesene Bücher gehen spurlos vorüber, getadelte werden gelesen, nicht weil der Tadel reizt, sondern weil man weiß, daß einige Namen in der Literatur nur dazu bestimmt scheinen, getadelt zu werden. Literarische Kleinkrämer drängen sich unter die Grossisten und höhnen Talente, die sie erdrücken würden, zögen sie nicht vor, zu schweigen. Die Kritik ist ohne Liebe, ohne Billigkeit, ohne den heiligen Drang, nur und nichts als gerecht sein zu wollen. Dem Geiste opfert man die Tendenz, der Tendenz das Talent. Statt zu widerlegen, will man ausrotten, man appelliert statt an den Genius der Literatur lieber an das Vaterland, die Nation, die Polizei. Cliquen bilden sich mit den bestorganisierten Angriffsplänen. Zeitschriften werden gestiftet, alte geworben, um von verschiedenen Seiten Kreuzfeuer zu unterhalten. Wo Gründe nicht helfen, müssen Persönlichkeiten zu Hilfe kommen. Wen man durch Lessing nicht besiegen kann, greift man durch Verzerrung seiner Person an. Kleine Helden bieten sich den größern an und üben ihren Stil, indem sie tadeln, wen diese wollen. Oft tun sie mehr, als ihnen geraten wurde. Dann verwirren sie alles und bringen Freund und Feind in Verlegenheit. Andre schweigen, andre sind einer buchhändlerischen Firma verkauft. Urteile, selbst billige, sind meist die Frucht von

[1] Vgl. S. 152 dieses Bandes, Anm. 4. — [2] „Der Engländer" (Mannheim 1836). — [3] „Schilderungen aus Paris" (Hamburg 1839, 2 Teile).

Vorurteilen. Was jeder leiden kann, das liebt er; in fremde Naturen sich vertiefen, kostet länger Mühe und mehr Entsagung, als ihnen den Stab zu brechen. Wer nicht ins Blaue schwärmt, heißt herzlos. Dichtungen, die nicht allen und aller Idealen entsprechen, heißen Verstandeswerke. Wem man etwas Großes nicht zutraut und findet doch, daß er ein Werk, das uns ergreift, geschaffen hat, der hat sein Werk nicht gedichtet, sondern nur gemacht; man bewundert sein Genie nicht, sondern nur sein Talent. Von großen Geistern, die da kommen sollen, wird gesprochen, während sie vielleicht schon da sind und nur mit Füßen getreten werden. Scheint es doch, als wäre unsere Zeit uns selber so verhaßt, daß wir ihr das Außerordentliche nicht zutrauten. Absichtlich verleidet man sich das, was sonst zu allen Zeiten von den Menschen mit Liebe gepflegt und als eine Zierde gerade ihrer Epoche bewundert wurde.

Menzel ignoriert mehr als ein Drittel der laufenden Literatur. Die Jäger sind ihm nicht da, weil er sie, wie der Vogel Strauß, nicht sehen will. In Wien dürfen neue Entwickelungen und Erscheinungen der Literatur kaum genannt, geschweige beurteilt werden. Preußen untersagt die Beurteilung von fünf Autoren[1] selbst denen, die sie bekämpfen oder mit Milde und Mäßigung eines Bessern belehren wollen. Die gelesensten Blätter bringen keine Kritik. Die beste Kritik findet sich oft in Instituten, die sich erst mühsam aufschwingen müssen.

Das größte Ansehen in der Kritik könnten jene jüngeren Köpfe gewinnen, die mit wissenschaftlicher, besonders philosophischer Ausbildung nicht jene Feindseligkeit gegen die neuern Entwickelungen der schönen Literatur verbinden, welche gelehrten Spezialitäten sonst eigen ist. Die Hegelsche Schule, am frischesten noch in dem akademischen Leben wurzelnd, hat einige jüngere Schößlinge gezeitigt, die gerade die am meisten vernachlässigte Seite des Systems, die ästhetisch-literarische, vertreten könnten. Hotho[2] und Rosenkranz[3] sind Instanzen, an

[1] Heine, Laube, Mundt, Wienbarg, Gutzkow; vgl. Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 20*, Z. 17ff. — [2] Heinrich Gustav Hotho (1802—73), Kunstschriftsteller Hegelschen Standpunktes, seit 1827 Dozent der Ästhetik und Kunstgeschichte an der Universität Berlin. — [3] Karl Rosenkranz (1805—79), seit 1831 Professor der Philosophie, einer der geistvollsten und vielseitigsten Schüler Hegels.

die nicht genug Berufung stattfinden kann. Strauß, Vischer[1], C. Reinhold[2], G. Schlesier[3], Ruge[4], Echtermeyer[5] könnten den meisten der schwebenden kritischen Fragen eine Entscheidung geben, gegen welche das journalistische Parteienwesen schwerlich gewichtigen Einspruch täte. Auch Weiße[6] hätte zur Gerechtigkeit die Gabe, aber nicht die Überwindung. Gervinus[7] versteht die Bücher und das Gewordene, nicht die Menschen und das Werdende. Zur echten Kritik gehört ein Gemüt, das das Gras wachsen hört. Unsere Kritik merkt nicht, horcht nicht, sie liest kaum, wie man lesen soll. Sie tötet ein Buch wie ein Lebendiges; da es doch etwas Schlummerndes ist, was die Liebe erwecken sollte. Nirgends werden mehr Herzen zertreten als in der Kritik. Aus Irrtümern macht man Absichten; statt bei einem verfehlten Werk Priester zu sein, der zur Letzten Ölung kömmt, ist man kalter, gefühlloser Totengräber. Einen sinnigen Versuch zur echten Kritik hat Alexander Jung[8] in seinen „Briefen über die neueste Literatur"[9] gemacht. Man muß die Erscheinungen aus dem Gewühl des Tages entführen und sie in der Literaturgeschichte, wie im Ägypterlande, unterbringen so lange, bis die Zeit erfüllet ist und alles Volk versteht, was vor dreißig Jahren nur Engel und Propheten verstanden.

[1] Friedrich Theodor Vischer (1807—87), Ästhetiker und Dichter, gehört neben Strauß zu den hervorragendsten Vertretern der Hegelschen Schule der Ästhetik. — [2] Christian Reinhold Köstlin (Pseudonym C. Reinhold; 1813—56), Kriminalschriftsteller und Dichter. — [3] Vgl. S. 170 dieses Bandes, Anm. 5. — [4] Arnold Ruge (1802—80), radikaler Schriftsteller und Journalist, gründete mit Echtermeyer die „Halleschen Jahrbücher für Kunst und Wissenschaft" (später: „Deutsche Jahrbücher"), die zur Zeit der deutschen Einheitsbewegung das bedeutendste kritische Organ waren. — [5] Ernst Theodor Echtermeyer (1805—44), Schriftsteller und Kritiker. — [6] Christian Hermann Weiße (1801—66), Philosoph; seine Arbeiten gelten hauptsächlich der Ästhetik und Religionsphilosophie. — [7] Georg Gottfried Gervinus (1805—71), Geschichtschreiber und Literarhistoriker. — [8] Alexander Jung (1799—1884), jungdeutscher Schriftsteller auf literarhistorischem und sozialem Gebiete. — [9] Hamburg 1837.



Aus der Knabenzeit.

„Wer die Menschheit nicht in ihren niedrigen Sphären erkannt hat, begreift sie nicht in ihren Höhen."

Bogumil Goltz[1].

---

[1] Ungenaues Zitat aus Goltz, „Buch der Kindheit", S. 375 (Frankfurt a. M. 1847), wo es heißt: „Wer die Menschheit nicht in ihren niedrigsten Sphären mit Liebe erkannt hat, der begreift sie nimmer in ihren Höhen."

Einleitung des Herausgebers.

Während der Niederschrift der „Ritter vom Geiste“, deren Schauplatz vorwiegend Berlin ist, wurde in Gutzkow lebhaft die Erinnerung an seine Berliner Jugendzeit geweckt. Es war ihm eine innere Wohltat, sich aus all der Unruhe seines vielbewegten literarischen Lebens in den stillen Garten seiner Kinderjahre zurückzuversetzen. Allmählich gewannen die Erinnerungsbilder eine solche Fülle und Lebendigkeit, daß damit ein dankbarer Stoff zu einem selbständigen Buche gegeben schien. Zweifellos war auch der Erfolg, den Bogumil Goltz 1846 mit seinem „Buch der Kindheit“ gefunden hatte, äußerlich mit von Einfluß auf die Entstehung der „Knabenzeit“. Das Interesse, das Goltz entgegengebracht worden war, glaubte Gutzkow in noch höherem Maße für sich bei der Lesewelt voraussetzen zu dürfen. Dabei steckte er sich jedoch von vornherein ein anderes und, wie man gestehen muß, höchst merkwürdiges Ziel. In dem Vorwort zur „Knabenzeit“ verwahrt er sich ausdrücklich gegen die Auslegung, als habe er ein Entwickelungsbild von sich selbst geben wollen. Seine Memoiren seien vielmehr zunächst ihres interessanten Schauplatzes wegen geschrieben und sollten beweisen, daß Berlin nicht so flach, poesielos und unidyllisch sei, wie es sich gewöhnlich mit seinen Schusterjungencouplets gebe, und wie es mit seinen Eckensteherwitzen genommen werde. Des weiteren will dann der Autor in der „Knabenzeit“ manches von allgemeinen Seelen- und Lebenszuständen darstellen, was den Erzieher und den Volksfreund beschäftigen könne; endlich will er Beiträge zur Gesellschaftskunde liefern. Gutzkow dachte also weniger an eine Autobiographie als an eine Schilderung Berlins und seiner Bewohner während seiner Jugendzeit. Offenbar konnte sein Geist, der soeben in dem vielschichtigen Nebeneinander eines neunbändigen Romans sein eigenstes Betätigungsfeld gefunden hatte, sich noch nicht auf das Schicksal einer Einzelperson und das ununterbrochene Nacheinander in den Geschehnissen konzentrieren. Daher

denn auch die vielen sozialen Betrachtungen und Vergleichungen, daher wohl auch die zuweilen doch recht abliegenden, an sich hübschen Episoden, z. B. vom „Roß des Königs".

Den ersten Teil seiner Erinnerungen „Aus der Knabenzeit. 1811—1821" schrieb Gutzkow im Winter 1851/52. Bereits im April 1852 erfolgte die Veröffentlichung in Frankfurt bei der Literarischen Anstalt. Kritik und Publikum, noch ganz beschäftigt mit den „Rittern vom Geiste", beachteten das Buch nur wenig, obgleich es zu den sympathischsten Erzeugnissen aus der rastlosen Feder Gutzkows gehört. Auch heute noch findet es dankbares Interesse bei dem Leser, dem die offene, nirgends beschönigende Darstellung eine Fülle anziehender und Teilnahme erweckender Jugenderlebnisse vorführt. Szenen wie die Versöhnung der beiden Frauen an der Leiche der kleinen Marianne, die aus Raummangel in der gemeinsamen Küche aufgebahrt wurde, sind tief ergreifend und lassen die hohe Anerkennung verstehen, mit der sich Hebbel in einem Briefe an Gutzkow über die „Knabenzeit" ausspricht.

Schon 1852 dachte Gutzkow an eine Fortsetzung, um darin die allmählich freier werdende Geistesentwickelung während seiner Gymnasialjahre, 1821—29, darzustellen. Aber erst 20 Jahre später führte er sein Vorhaben aus, als die „Knabenzeit" den ersten Band seiner „Gesammelten Werke" (Jena 1873, bei Costenoble) einleiten sollte. Gutzkow war inzwischen alt geworden, und die Schatten geistiger Umnachtung hatten sich auf ihn gelagert. Seine Reizbarkeit ließ keine ruhige Beurteilung von Personen und Dingen mehr zu; deshalb bietet der zweite Teil der „Knabenzeit" weniger Erfreuliches.

Vorwort zur ersten Auflage.

Die nachfolgenden Blätter wurden nicht geschrieben, um einigen großen Mustern in der Autobiographie nachzueifern. Dem Verfasser war bei Abfassung derselben seine Person in dem Grade Nebensache, daß er sich ausdrücklich gegen die Auslegung verwahrt, als hätte er von sich ein Entwickelungsbild geben wollen.

Er schilderte seine früheste Jugend ihrer besonderen Umstände und Tatsachen wegen, die dem Verfasser nicht undenkwürdig erschienen zunächst ihres Schauplatzes wegen.

Denn Berlin ist eine Stadt, die als Heimatsstätte von Personen, die in die Literaturgeschichte eingetreten sind, nicht eben besonders berufen ist. Berlin könnte, behauptete man lange Zeit, nur gesuchten Witz, kalten Verstand und Gemütsleere hervorbringen. Wie ist nicht seit Goethe und den schwäbischen Lyrikern der Norden Deutschlands überhaupt vom Süden verketzert worden!

Nun aber haben sich seither alle Gebiete Deutschlands in ihrer besondern Eigentümlichkeit geregt, haben ihren Schoß geöffnet und die Quelladern deutscher Sitte, deutschen ursprünglichen Lebens selbst an Stellen sichtbar werden lassen, wo man seither wenig Spuren davon hatte sehen wollen. Schwaben zeigte sich, wie sich von selbst versteht, als das Goldland der Poesie und des privilegierten „Gemüts", das Rheinland als der Armida-Garten der Phantasie, Thüringen öffnete die Felsenspalten seiner Sagen, wo die verzauberten Kaiser träumten über die Zukunft unsres Volkes, Schlesien, Westfalen, selbst die Lüneburger Heide und die Deutsch-Böhmen haben über die Meilenzeiger der Landstraße, die bunten Röcke der Polizei und das große Nivellement der modernen Wirklichkeit hin-

weg irgendein heimatlich Besonderes, traulich Anderes, als was alle kennen, von sich zu offenbaren gewußt. Nur Berlin brachte als spezifisch Berlinisches — immer und immer nur seine Eckensteherwitze, eine gewisse sentimentale Weißbiergemütlichkeit und die Schusterjungencouplets der Friedrich-Wilhelmsstadt hervor.

Ist denn nun aber wirklich Berlin ganz so flach, poesielos, unidyllisch, wie es sich gibt und genommen zu werden pflegt? Geht jener unterirdische Silbererzgang des deutschen Gemütslebens wirklich um die Mark Brandenburg herum und befreundet sich nirgends mit der bescheiden flutenden Spree, einem Strom, von dem man doch ganz vergessen zu haben scheint, daß auch er von einem Gebirge herunterhüpft und bei Bautzen wahrhaft tobt und schäumt wie ein Wildwasser? Berlin ist von Hause aus prosaisch! Das möchte man fast glauben, wenn man sieht, was sich alles an Ort und Stelle auf der breiten Grundlage Berliner Trivialität, vulgo „Quatsch" genannt, aufbauen darf und von eigentlich Heimischem dabei nur Tatsachen, die im deutschen Vaterlande wenig Kredit gewinnen wollen*. Und doch besitzt Berlin in sich selbst eine bessere Entwickelungsfähigkeit, als ihm die speziellen Interessen der dortigen Tonangabe seit fünfzig Jahren gestatten wollen. Ja, es ist nicht, wie es scheint, so verlassen von einer gewissen Ursprünglichkeit, und die Neigung zur Selbstpersiflage ist durchaus nicht primitiv vorhanden. Es ist nicht einmal so kahl, so sandig, so farblos in seiner Umgebung, wie man nach all den allgemeinen topographischen Bedingungen der Mark und dem Spott des bevorzugteren Südens bisher geglaubt hat.

Vielleicht nützen die nachfolgenden Blätter einem besseren Studium. Schon das wäre erfreulich, wenn einmal die Tausende von Berlinern, die das spezifisch Berlinischseinsollende erst auf dem Theater oder in der bekannten Jargonliteratur kennen gelernt haben, den Blick von ihrem Geburts- und Heimatsschein aufzuschlagen wagen und bekennen dürfen: Endlich schwindet dieser falsche Schimmer totaler Unpoesie, dieser Beigeschmack

* Geschrieben 1852.

von Verstandesnüchternheit, der auf dem berlinischen Ursprunge liegen soll, und dem eine geringe Bildung, vorzugsweise in den Theatern, von verdorbenen Schauspielern und allerlei anderen dilettantischen Elementen ausgehend, einen spezifisch berlinisch sein sollenden Charakter gegeben hat. Die nachfolgenden Blätter sind nur eine Probe dessen, was der Verfasser von späteren Lebenszeiten reicher, eine Probe dessen, was tausend andere noch ohne Zweifel bunter und mannigfaltiger aus ihrer eigenen Jugend zur Widerlegung eines Vorurteils ans Licht bringen könnten.

Nächst dem Interesse des Schauplatzes glaubt der Verfasser zugleich von allgemeinen Seelen- und Lebenszuständen manches dargestellt zu haben, was den Erzieher, den Freund des Volks beschäftigen kann. Hier und da gibt er Beiträge zu einer Wissenschaft, die man neuerdings „Gesellschaftskunde" genannt hat, einer Wissenschaft, welche die leere und allgemeine Bezeichnung des Volkes in seine einzelnen Bestandteile auflösen, die große Masse gruppieren will, und über die wir kürzlich von W. H. Riehl ein mannigfach anregendes Buch erhalten haben[1].

Endlich stellen sich diese Blätter, besonders wenn ihnen ein zweiter Teil (für 1821—1831) folgen sollte[2], die letzte Aufgabe, für Berlin selbst ein allmähliches Sich-Entwinden und langsames Freiwerden vom Lokalgeiste zu schildern. Der Verfasser hat diesen Prozeß an sich selbst durchgemacht. Einen schönen Jugendwahn auf hoher Lebensfahrt als drückenden Ballast zu erkennen und fortzuwerfen, kostet für jedes fühlende Herz Überwindung. Könnte jedoch der Verfasser zeigen, daß man liebende Pietät und strenge Beurteilung der in seiner Jugend empfangenen Eindrücke in ein Gleichgewicht bringen kann, „wo man der Empfindung nicht schenkt, was dem Verstande gebührt", so hätte er noch einen geheimen und von ihm mit vertrauendem Herzen angestrebten Zweck dieser Blätter erreicht.

---

[1] „Die bürgerliche Gesellschaft" (Stuttgart 1851) von dem Kulturhistoriker Wilhelm Heinrich Riehl (1823—97). — [2] Folgte für 1821—29 in dem Abschnitt „Lehreroriginale", den Gutzkow der zweiten Auflage der „Knabenzeit" hinzufügte; vgl. S. 411 ff. dieses Bandes.

Die endlich an der Darstellung vielleicht auffallende, zuweilen scherzend übertreibende Wort- und Bilderwahl möge die Tatsachen selbst nicht verdächtigen, die ohne Ausnahme faktisch sind und niemanden anders als bereits Verstorbene treffen. Der bekannte aufgebauschte Ausdruck des komischen Heldenepos schlich sich hier und da nur deshalb in die Prosa ein, weil eine innere Besorgnis den in der Würdigung seiner Herzensmotive selten glücklich gewesenen Verfasser bestimmte, überall da, wo bei alledem seine eigene Person zu sehr hervortrat, lieber sogleich selbst Gelegenheit zu einem Lächeln zu geben, das er überhaupt in diesem Buche selbst bei den wohlwollenden Lesern desselben immer wird voraussetzen müssen.

Dresden, Februar 1852.

Zur zweiten Auflage.

Selbst von solchen Lesern, die durch unsre Schulästhetik und den manierierten Modegeschmack wenig angeleitet sind, meine schriftstellerische Weise zu mögen, wurde dies Büchlein freundlich aufgenommen. Dennoch sind zwanzig Jahre vergangen, ehe ich mich zu einer Erneuerung der Auflage, zu einer Ergänzung und Fortführung meiner Lebenserinnerungen entschließen konnte. Letztere erfolgt nun hiemit teilweise in dieser gänzlich umgearbeiteten neuen Auflage. Einstweilen geht sie bis zu dem Moment, wo sich die in meinem Buche „Die schönern Stunden"[1] (Stuttgart, bei Hallberger, 1869) gegebenen Erinnerungen: „Das Kastanien-Wäldchen in Berlin" (die Berliner Universität von 1829—1831) unmittelbar daran anschließen.

Einen Teil dieser Fortsetzung brachte im vorigen Jahre die „National-Zeitung". Die Mitteilung betraf meine Gymnasialzeit. Ich hatte mich überzeugt, daß die Lehrkräfte der Anstalt, die ich besucht hatte, inzwischen einer ganz neuen Zeit angehörten, ja, daß kaum noch die Namen der Lehrer bekannt

[1] Muß heißen „Lebensbilder", Bd. 2 (Stuttgart 1869).

waren, die in der Periode meiner Jugend an derselben wirkten. Von allen Seiten sprach man mir Anerkennung aus für eine Lektüre, die angeregt hatte. Besonders behagte älteren Berlinern die Wiedererweckung ihrer eigenen mit den meinigen zusammenstimmenden Erinnerungen. Nur eine einzige gegnerische Stimme konnte sich nicht beruhigen. Dieselbe kündigte sich durch anonyme Zettel als empört, beleidigt, Rache drohend an[1]. Gedruckte Blättchen wurden in die Häuser, auf die Redaktionsbureaus geschickt. Von den letzteren hat auch nicht eines die namenlosen Proteste abgedruckt, und von einigen Gelehrten, die geradezu zum Abgeben öffentlicher Erklärungen gegen meine „Pietätlosigkeit" und „grundfalsch" sein sollende Charakteristik (im wesentlichen des Direktors Ribbeck[2]) aufgefordert wurden, erhielt ich die Versicherung, daß ihnen die schleichende Art des Angriffs, die Vermummung des Gegners schon an sich zuwider gewesen wäre.

Und hatte ich denn in Wahrheit den seligen Ribbeck angegriffen? Hatte ich ihn nicht vielmehr als das Muster eines „korrekten Charakters", als einen, wenn auch meinem Lebensprinzip nicht entsprechenden, doch höchst respektabeln „Antonio" im Tasso, nebenbei als einen humoristischen geistvollen Lenker propädeutischer Übungen zur Philosophie, überhaupt als einen bedeutenden, eigentümlichen Mann hingestellt? Wer ist und war denn Ribbeck? Ist er unsrer Generation und würde er künftigen Generationen ohne mich nicht ganz so unbekannt sein, wie es mein Anonymus ist, der es sich den Druck und das Papier zweier Blättchen hat kosten lassen und die Frankomarken, um die Zusendungen in die Briefkästen zu werfen? Ferdinand August Ribbeck ist vor Jahren in Venedig gestorben. Wahrscheinlich sind damals zwei Nekrologe über ihn erschienen, einer in der „Vossischen", der andere in der „Spenerschen Zeitung". Einige Schulblätter exzerpierten beide, und das Grab schloß sich über ihm tief und stille. Gibt es schon eine Geschichte des „Grauen Klosters" oder des „Friedrichs-Werder", wo seine

[1] Wahrscheinlich eine krankhafte Einbildung Gutzkows, bei dem sich damals wieder Anzeichen des Verfolgungswahns bemerkbar machten. — [2] Vgl. S. 427 dieses Bandes, Anm. 2.

Verdienste gefeiert sind? Nirgends gibt es eine vermehrte und verbesserte Auflage des bekannten Buches: „Galerie Berlinischer Charaktere"[1], wo denn auch schwerlich F. A. Ribbeck einen Platz gefunden hätte. Er hat nichts geschrieben als einige Schulprogramme. Daß Ribbeck eine Ode Manzonis[2] übersetzt hat und zu Zumpts Grammatik[3] bei seiner leider, wie der anonyme Ankläger in Abrede stellte, der Angeklagte aber aufrecht halten muß, zu „kursorisch" gewesenen Lektüre eine Menge von passenden, auch von seinem Freunde Zumpt benutzten Beispielen entdeckte, hat meine Darstellung zu seinem Ruhm hervorgehoben. Ist dann seinen Verwandten, seinen Freunden, die ihm näher standen, der Geschilderte, dem ich Jovialität nicht abgesprochen habe, weniger zugeknöpft und hingegebener an Scherz und gute Laune erschienen als mir, dem Psychologen auf der Schulbank, so hätte der Anonymus die von mir gegebenen Elemente zu dem Bilde, das ihm von dem Verewigten — aber wahrscheinlich aus viel späterer Zeit — vorschwebte, weiter ausführen sollen. Die Grundierung, die ich gegeben, ist wahrlich richtig und verdiente nicht eine so schnöde, durch ihre Lichtscheu sich selbst charakterisierende Ablehnung.

Berlin, den 28. Dezember 1872.

[1] Gemeint ist wahrscheinlich das „Kabinet berlinischer Charaktere" (Berlin 1808). — [2] Alessandro Manzoni (1785—1873), bedeutendster italienischer Dichter des 19. Jahrhunderts. — [3] Die lateinische Grammatik von Karl Zumpt (1792—1849) erschien 1818 und erlebte zahlreiche Auflagen.

1811—1821.

I.

Vertrauensvoll ergreift ein Kind die Hand des Lesers. Es spricht: „Komm mit! Ich will dich führen —!" — „Wohin?" — „In eine Zeit um dreißig, wohl vierzig Jahre zurück!" So könnte es zunächst antworten. Doch sagt es lieber gleich: „Ich führe dich an den Rand der Ewigkeit, an den Uranfang der Tage, den auch du kennst, wenn du nur dein Ohr an das innerste Klopfen deines Herzens legen willst; ich führe dich zurück in die Zeit deiner ersten Jugend, wo der Mensch den Ahnungen der Ewigkeit so nahe steht, den ersten Dämmerungen alles geschichtlichen Lebens!"

Der Schauplatz des Jugendmärchens, das alle erlebt haben und das wahrer ist als alle Geschichte, liegt wie in einer dunkeln, einsamen Kammer. Ist das uranfängliche Chaos eures Lebens, die unermeßliche, öde, dunkle Stille um euch her, der Mutterschoß eures geistigen Lebens nicht wie jene dunkle Boden- oder Polterkammer des Hauses, wohin eine Zeitlang der ausgediente Tannenbaum der Jugend verbannt wird, und was nicht alles durcheinander liegt! Entkleidet seiner goldnen Herrlichkeit, von der Glut seiner glänzenden Lichter halb versengt, wandert das vertrocknete grüne Reis in eine winterkalte Kammer zur schmutzigen Wäsche, zu leeren Kübeln, zu alten Besen. Ach, soll denn auch der liebe Baum sogleich in den Ofen? Es weinte doch die Dryade zu bitter, wenn sie schon am dritten Weihnachtstage in den Flammen sterben müßte. Die Eltern schonen das Herz der Kleinen und töten ihre Seligkeit nicht mit zu grausamer Eile.

Diese dunkle Kammer — dieser abgelegene Winkel unsrer

heilig gehaltenen Erinnerungen, diese dunkle Dachbodenverbindung mit dem Ewigkeitstraum des vegetativen Kinderlebens, unter den Sternen geträumt — erhellt sich dann manchmal nach Jahren. Die schmutzige Wäsche des Alltagslebens, die alten Kübel der Sorge, die Besen des Schicksals werden beiseite geworfen, und der alte, noch nicht verbrannte Tannenbaum bekommt seine stramme Richte wieder und schmückt sich und strahlt in goldner Herrlichkeit. Was euch allen in Augenblicken solcher Freude (hervorgerufen, leider! meist nur durch Leid und Wehmut des Alters) einen Berg zaubern würde, an dessen grünem Fuße ihr geboren wurdet, oder ein storchennestgehütetes Giebeldach im Dorfe, oder eine Hütte im Walde, oder einen Palast in rauschenden Städten, dasselbe Wunder führt denn nun zunächst den Knaben, der euch heute erzählen will, auf einen der schönsten Plätze Europas und der Welt.

Da, wo jetzt in der norddeutschen Hauptstadt Friedrichs des Großen Standbild auf die Umgebungen der Häuser, Kirchen, Paläste, der neuen Menschen, veränderten Sitten, gegenwärtigen Meinungen in stiller Mitternacht ein „Gewesen!" niederzuflüstern scheint, während der Anbruch des Morgens das glorreichste „Auferstanden!" verkündigt, am Beginn der freundlichen Boulevards, die, schon seit lange nur von wilden Kastanien geschmückt, immer noch „Unter den Linden" heißen, gegenüber der Wohnung des Prinzen von Preußen und späteren Kaisers, und einem düster-schweigsamen, erinnerungsreichen Säulenhause, dem Palais der Oranier, liegt ein nicht hohes, aber in seinem Umfang majestätisches Gebäude.

Wer vorübergeht und ein Mann nach der Uhr ist, bleibt hier eine Weile stehen. Die Uhrkette wird gezogen und der Weiser der Taschenuhr bedächtig nach jenem großen Zeitmesser gerichtet, der an dem Hauptportal über einem langsam und feierlich bewegten Perpendikel schwebt. Diese akademische Uhr schlägt meines Wissens nicht laut. In alten Tagen unterhielt neben ihr auf der zerbröckelnden gelben Wand eine Sonnenuhr die Kontrolle des felsenfesten, unumstößlichen Dogmas der Normaluhr, die kritische Gegenprobe der angegebenen Stunden. Ginge in Berlin die Uhr der Akademie falsch, so wäre

„etwas faul im Staate Dänemark“[1]. Der Punkt, den Archimedes suchte, um die Welt aus ihren Angeln zu heben, liegt dem Berliner zwischen seiner akademischen Uhr hüben und dem Barometer Petitpierres[2] drüben. „Gib mir, wo ich stehen soll!“[3] predigen für die frommen Geheimräte die Büchsels[4] und Krummachers[5] in den Matthäus- und Dreifaltigkeitskirchen; Müller und Schulze haben nur einen festen Glauben: den an die Uhr der Berliner Akademie.

Ein wunderbares, ein Riesengebäude! Ein Pantheon aller Künste und Wissenschaften! Tempel der Minerva nach allen ihren Beziehungen — auch zum Kriege; Preußens Minerva muß ja als einjährige Freiwillige Schild und Lanze führen. Rings die Musen, in der Mitte Mars. Asyl der Künstler und Rennbahn der Kavalleriepferde. Die Trompete der Ulanen durcheinanderwirbelnd mit der Trompete Famas, die hier in einem Kämmerlein der akademische Historiograph des Landes zu blasen hat. Über der akademischen Uhr sollte aus der Mauer ein Pegasus springen; das Pferd ist es, dessen geflügelter oder zugleich hufbeschlagener Bedeutung dies ganze gewaltige Quadrat gewidmet ist, das man zu meinem Bedauern abzubrechen gedenkt[6].

Nach der Lindenfront hinaus liegen die von Friedrich dem Großen nach einem Brande wieder hergestellten Sammlungs- und Unterrichtssäle der hier vom ersten Preußenkönig schon in seiner Kurfürstenzeit errichteten Akademie der schönen Künste. Mehr zur Rechten, dem früher Prinz Heinrichschen Palais, der heutigen Universität zu, beginnen die Säle und Sammlungen der Akademie der Wissenschaften, zu denen sich noch in der Stall- oder Universitätsstraße, der rechten Seitenflanke, die Druckerei der Akademie mit persischen, arabischen

---

[1] Shakespeare, „Hamlet“, 1. Akt, 4. Auftritt. — [2] Wahrscheinlich der Name des Verfertigers. — [3] Anklingend an das berühmte Wort des Archimedes: „*Δός μοι ποῦ στῶ καὶ κινῶ τὴν γῆν*“, „gib mir [einen Punkt außerhalb der Erde], wo ich stehen soll, und ich bewege die Erde!“ — [4] Karl Büchsel (1803—89) war seit 1846 Prediger an der Matthäikirche in Berlin und seit 1853 Generalsuperintendent. — [5] Friedrich Wilhelm Krummacher (1796—1868) war seit 1847 Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin und seit 1853 Hofprediger in Potsdam. — [6] An seiner Stelle befindet sich jetzt die Königliche Bibliothek.

und Sanskritlettern, also halb gelehrten Setzern, gesellt. Auf der dritten Linie des Quadrats, die zur jetzigen Dorotheen-, früher „letzten" (!) Straße hinausgeht, lag der akademischen Uhr gegenüber die damals von dem Astronomen Bode[1] geleitete Sternwarte. Nach der vierten, der Charlottenstraße zu, führte eine Treppe zur Anatomie hinauf und zu den Hörsälen des alten, hier schon vor der Universitätszeit blühenden „medizinischen Kollegiums". Alle andern Längenseiten, Turmpavillons und Vorsprünge dieses enzyklopädischen, allumfassenden Baues hatten eine Bestimmung, die man unter Umständen keine prosaische nennen kann, wenn sie auch mit dem wissenschaftlichen und artistischen Charakter der übrigen Teile nicht in nächster Berührung stand. Sie wurden zu Pferdeställen verwandt, teils für das Gardedukorps- oder Kürassier- oder Ulanenregiment, teils für die Bespannungen der königlichen Prinzen und Seiner Majestät des Königs selbst.

Dies abenteuerliche, seltsame, lichte und dunkle, klassische und romantische Gebäude, ein Pegasusstall nach Hufbeschlag und Flügelschwung, mußte einem in demselben am 17. März 1811 gebornen Kinde, das ohnehin wie jedes Kind in einem Span geschnitzter Baumrinde Silberflotten, in einem blitzenden Kiesel Dresdener „Grüne Gewölbe"[2] sieht, so gut wie das halbe Universum erscheinen. Ihr Armen, die ihr hier nur die Uhr, die Kunstausstellungen, die akademischen Leibnizsitzungen, die Boppschen Sanskritlettern[3], die funkelnde Kometenwarte, den Rudolphischen Kursus über Splanchnologie[4] nebst den demonstrativen Spiritus-Eingeweidegläsern, die königliche preußischen Wagenremisen und die Hauptwache der Ulanen seht, wie viel ist euch von der noch übrigen wahren Poesie dieses Pantheons oder Pandämoniums entgangen! Die inneren

[1] Johann Elert Bode (1747—1826) wurde 1786 Direktor der Berliner Sternwarte. — [2] „Grünes Gewölbe" heißt die 1560 im königlichen Schloß zu Dresden begründete Schatzkammer nach dem unter vielen anderen Kostbarkeiten dort aufbewahrten grünen Diamanten. — [3] Franz Bopp (1791—1867), Begründer der indogermanischen Sprachwissenschaft, veröffentlichte 1816 sein erstes Werk „Über das Konjugationssystem der Sanskritsprache"; seit 1821 war er Professor an der Universität Berlin. — [4] Karl Asmund Rudolphi (1771—1832) lieferte wichtige Arbeiten über Eingeweidelehre (Splanchnologie); seit 1810 war er Professor für Anatomie an der Universität Berlin.

Höfe, die Pluvien dieses Tempels, die lauschigen Mysterien innerhalb dieser vier Straßen, unzugänglich allen Neugierigen, streng gehütet von den Kastellanen mit Rohrstöcken, von den königlichen Leibkutschern mit Peitschen, von den Schildwachen mit dem Sarras — da gab es erst zu schauen, zu lauschen, zu schleichen, zu naschen, zu wühlen, mit romantischen Hülfsmitteln zu spielen! Inmitten dieser vier Langseiten gab es allerlei wirres Gemäuer. Düstre, grasbewachsene Gänge führten zu schauerlichen viereckigen oder runden Türmen. Ohne Zweifel war das Innere des Quadrats dem Kinde wichtiger als die akademischen Säle, wo Schleiermacher zu Friedrich des Großen Geburtstag über Plato, Wilken[1] über die Kreuzzüge las oder Gottfried Schadow[2] neuangekommene vespasianische Badewannen mit seiner kostbaren, allerweltbekannten Hausverstandslogik balneologisch[3] und vom Standpunkte moderner Bequemlichkeit musterte. Hier zeichneten die künftigen Düsseldorfer, die Julius Hübner[4], Hopfgarten[5], später die Bendemann, Sohn, Hildebrandt als erste Studienklässer nach Gipsabgüssen, dort wurden eben von Italien Gemäldekisten zur Kunstausstellung ausgepackt und das Campagna-Romana-Stroh wie gemeines pommersches oder Ukermärker Stroh vom Gendarmenmarkt behandelt. Hier ordnete man die Bücher der Akademiker oder zog von der Presse ein neues Werk von W. von Humboldt über die Kawisprache[6], in deren von einem Mustersetzer leise vor sich hin buchstabierte Gurgellaute sich das Roßwiehern einer Reitschulbahn für Gardekavallerie mischte. Dort krächzten um die Himmelskugel der Bodeschen Sternwarte Scharen von Raben, die der vergoldete blitzhelle Glanz

[1] Friedrich Wilken (1777—1840), Historiker, wurde 1817 als Oberbibliothekar und Professor nach Berlin berufen; seine „Geschichte der Kreuzzüge“ (1807 bis 1832, 7 Bde.) ist von Bedeutung. — [2] Johann Gottfried Schadow (1764 bis 1850), Bildhauer, war seit 1816 Direktor der Akademie der Künste in Berlin. — [3] Nach ihrer Art und nach ihrer therapeutischen Anwendung. — [4] Julius Hübner (1806—82), Eduard Bendemann (1811—89), Karl Ferdinand Sohn (1805 bis 1867) und Theodor Hildebrandt (1804—74) waren Schüler W. Schadows, des Sohnes Johann Gottfried Schadows; 1826 folgten sie ihrem Meister nach Düsseldorf und begründeten mit ihm die Düsseldorfer Malerschule. — [5] August Hopfgarten (1807—96), Maler, Professor und Mitglied der Berliner Akademie. — [6] Erschien erst 1836—40.

des großen Globus ebenso anlocken mochte wie der Leichengeruch von der grauenvollen, jeden Abend mit frischen Leichen versorgten Anatomie her. Aber wichtiger waren dem Knaben die schmetternden Trompeten, die Signale und Ablösungen von einer der Mittelstraße gegenüber gelegenen Wache, das Wiehern und Kettenrasseln von hundert Pferden, die durch Trommelschlag und Pistolenschüsse an kriegerischen Lärm gewöhnt wurden. Wichtiger waren ihm die kleinen Gartenplätze, die grünen Rasenbänke, die Lauben von wildem Wein und türkischer Bohnenblüte, die Fenster mit Terrassen von Goldlack, Levkojen, Astern, die großen Kästen mit Kresse, die ihre zinnoberroten, beizendduftenden Blüten an Bindfäden bis hoch über die Fensterrahmen hinaus prangen ließ, welche Idyllenwelt dann von Kutschern, Bereitern, alten pensionierten Hofdienern griesgrämlich gehütet wurde. Da stand ein einziger, aber riesengroßer Nußbaum, der dem ersten Rosselenker des Königs gehörte und mit den drastischsten Mitteln gehütet wurde vor den lüsternen Blicken der Knaben, die schon glücklich waren, nur ein einziges duftendes Blatt von ihm zu erhaschen, das sie mit sanftem Fingerstrich in seinem zarten Geäder von dem Blattgrün befreiten und als übriggebliebenes zierliches Geripp in den „Brandenburgischen Kinderfreund"[1] legten. Hier war alles Idylle. Die reizendsten Lockungen der Natur lagen in diesem stillen Seitenhof mit seinem einzigen Nußbaum, einzigem Blumenbrett und einziger grüner Rasenrabatte. Die Wohnung des so bevorzugten Selbstherrschers vom allerhöchsten Wagenbock lag mit jenem schattigen, früchteschweren Nußbaum, unter dem eine grüngestrichene Bank die Geduldeten zur Ruhe einlud, so versteckt, so malerisch, so dicht gelehnt an einen großen, pittoresken Turm, von dessen eisengegitterten Fenstern oft mit Sehnsucht hinuntergeblickt wurde wie auf ein Landschaftsbild.

Von den großen Künstlern und Gelehrten, die auf dies Viereck angewiesen waren, erfuhr der Knabe erst allmählich etwas. Verständlich waren ihm in seinen ersten Lauf- und

[1] „Der Brandenburgische Kinderfreund, ein Lesebuch für Volksschulen" (1. Aufl., Berlin 1801).

Sprechübungen nur jene rüstigen, kurzen, strammen Leute, die in ledernen Buchsen, gelben Stulpen an den Stiefeln, blauen Röcken, roten Westen und kleinen silberdrahtüberzogenen und mit langen Silberschwänzen in der Mitte gezierten englischen Jockeimützen vor dem viereckigen Nordostturm, an der Ecke der „Letzten" und der Stall- oder Universitätsstraße walteten und schalteten. Diese Männer hüteten und pflegten einige dreißig stattliche Rosse, die dem Bruder der regierenden Majestät gehörten, dem Prinzen Friedrich Wilhelm Karl von Preußen, Königliche Hoheit, Vater der verwitweten Königin von Bayern, Großmutter des musiktrunkenen Bayernkönigs Ludwig[1]. Links bis zur Astronomie wieherten die Fahr- und Reitrosse des Prinzen, rechts bis fast zur Sanskritdruckerei standen seine Wagen. In dem viereckigen Turm selbst gab es Dienst- und Ablösungsstuben, Wohnungen, bestehend aus Küche und Kammer für einige bevorzugte Wagen- oder Rosselenker, Verschläge für Sättel und Riemenzeug, Riegel für Kandaren, Ketten, Schabracken, Pistolenhalfter, und bis hoch hinauf über dunkle, breite Treppen ging es in die Dachkammern mit geheimnisvollen Luken, durch welche der Wind melancholische Weisen pfiff, und wo doch aus der Vogelperspektive, von einem zwischen den Dachziegeln wildgewachsenen, zierlich geformten Kopfe, sogenannten Hauslaufes aus, die ganze bedeutungsvolle Gegend übersehen werden konnte. Dort die Kunsträume mit ihren Gipsabgüssen und den hohen Fenstern, an denen durch permanente Vorhänge ein Oberlicht für die Herren Maler und deren Schüler erzielt wurde. Hier zur Seite die Wissenschaftssäle mit ihren Büchern und Protokollen; dort die Himmelsgloben der Astronomie; besser seitwärts tanzten auf dem anatomischen Theater, wenigstens nach der Versicherung schauerlicher Spukgeschichten, zerschnittene Arme, enthäutete Beine, um ein Begräbnis betrogene Köpfe unter grauenhaften Klagetönen, die man nachts von jenen Sälen herüber schallen hören wollte. Drüben dann der gewaltige Koloß des Prinz

[1] Friedrich Wilhelm Karl (1783—1851), Sohn König Friedrich Wilhelms II., vermählt mit Maria Anna von Hessen-Homburg; seine Tochter Maria (1825—89) war die Gemahlin Maximilians II. von Bayern und Mutter Ludwigs II.

Heinrichschen Palais, dessen Besitzer so geheimnisvoll, ja mythenreich seit Jahren in Rom verschollen war[1], während einige alte Pferde von ihm in jenem Winkel drüben das Gnadenbrot fraßen und das übrige Palais den Musen überlassen blieb, die hier 1810 die so rasch aufblühende Universität begründeten. Zwischen den schattigen Alleen des damals ringsum geschlossenen Universitätsparkes, Kastanienwald genannt, lag ein großer Holz- und Zimmerplatz, wo Tausende frisch geschälter, sogar in der Rinde den tollsten — Kinderappetit zum Kauen und Verspeisen derselben reizender Bäume aufgeschichtet lagen und die gewaltigen Sägen, die Äxte, die Hämmer von morgens bis abends widerhallten und dröhnten an derselben Stelle, wo jetzt ein freundlicher kleiner botanischer Garten liegt, ein jardin des plantes zum Universitäts-Taschenhandgebrauch. Weiter abwärts dann die Ufer der Spree, noch nicht überbrückt, noch nicht mit schönen Kais versehen, noch nicht halb verschüttet und zugedämmt. Nirgends gab es hier Durchgänge. Die „letzte" Straße war Sackgasse, wie sonst der „Bullenwinkel". Um den jetzigen Hegelplatz war alles Wiese und Holzschuppen. Schrägüber wohnte Hufeland[2], der berühmte Professor und Leibarzt des Königs, ein Mann im runden Quäkerhut, dem Knaben so erinnerlich wie einer seiner liebsten Bleisoldaten. Zur Seite die Lehranstalt der jungen Militärärzte. Dann folgten Kasernen (Berlinisch „Kassarmen"), Exerzierplätze, große Magazine, alles verworren, regellos durcheinander auf denselben Plätzen, die sich nach wenigen Schritten zum Überblick der Linden öffnen, der Bibliothek, des Opernhauses, des Schlosses, bekanntlich einer der schönsten Perspektiven der Welt. Es mag wenig Städte geben, wo berühmte und vielbedeutende Gebäude so dicht in großer Anzahl beisammen liegen und zwischen den gewaltigen Quadersteinen und stolzen Säulen doch so viel stille, bescheidenste Lebensexistenz gestatten, wenigstens wie sich damals noch einnisten durfte. Von allen diesen großen

[1] Heinrich Friedrich Karl, Prinz von Preußen (1781—1846), Bruder des vorigen, zog sich 1819 verbittert nach Rom zurück, wo er sich nur der Kunst und Wissenschaft widmete. — [2] Christoph Wilhelm Hufeland (1762—1836), Professor der Medizin an der Berliner Universität.

Beziehungen war oft die Seele des Knaben wie von rätselhaften Schwingen gehoben. Aus dieser majestätischen Anschauungswelt zitterten, drängten, schauerten sozusagen Tatsachen auf ihn ein, für welche er keinen andern Ausdruck hatte als eine unendliche, namenlose Sehnsucht nach Licht, Klarheit, irgendeiner tüchtigen Bewährung im großen ganzen. Das hinlänglich übelberufene Wesen des in andern Stadtteilen üppig wuchernden Berlinertums kannte er nicht. Die Welt um ihn her war eine vornehme und bedeutungsvolle.

Der Vater des Knaben nahm allerdings nur die soziale Position eines ersten Bereiters Seiner Hoheit des Prinzen Wilhelm ein. Die Dame Eitelkeit müßte eigentlich den Erzähler bestimmen, den Leibbereiter eines königlichen Prinzen ein wenig ins Stallmeisterhafte hinüber auszumalen und aus einem solchen nachreitenden (nicht vorreitenden) Knappen halb und halb einen Ritter zu machen. Doch gibt er der Wahrheit die Ehre. Sein Vater ist vielerlei gewesen und immer in seiner Art tüchtig. Dem Roß zu dienen, hebt ja auch den Menschen. Es ist ein freies, auf Gegenseitigkeit begründetes Verhältnis. Der Hirt übt absolute Herrschaft über seine Herde, der Reiter kann sein Roß nur allmählich für sich gewinnen. Dem Rosse dienen, ihm seine Launen abgewinnen, ist ein Triumph der männlichen Kraft. Ihr glaubt es gezähmt zu haben, es gewinnt einen Schein von Ergebung, Schwäche, selbst von gemütlicher Anhänglichkeit, aber jeder zu lang verhängte Zügel gibt ihm die Kraft der eigenen Laune wieder und — launisch ist das Pferd, so launisch, wie nur Könige launisch sind! Das Pferd hängt von der Reizbarkeit seiner angebornen Natur ab. Es hat sich beim besten Willen, wenn man so sich ausdrücken wollte, nicht in der Gewalt. Mit einem plötzlichen Schreck, einem ungeahnten Scheuwerden stürzen alle seine guten Vorsätze zusammen. Das Roß vergißt dem Menschen nie, daß denn doch die Peitsche und der Sporn die strengen Begleiter seiner Liebe sind. Oft ist es, als verstünde das edle Rassenpferd nicht einmal die Sprache des Abendlandes, als lernte es nie, daß es andere Laute geben könnte als die des Sohnes der fernen morgenländischen Wüste. So hat ein „Bereiter“,

ein Stallmeister, ein Offizier, ein Wettrenner, ein Pferdeamateur ein von arabischen Ahnen stammendes Tier liebgewonnen, er streichelt es, der treffliche Renner spielt mit den Ohren, schwingt den Schweif, stößt die kurzen grammelnden Laute des Wohlbehagens aus, man glaubt wunder wie innig der Bund zwischen Tier und Mensch geschlossen ist — und plötzlich bringt man den vom Rosseshuf getroffenen Herrn nach Hause. Blut quillt aus des Sterbenden Munde. O wie oft drang dies Schreckenswort an des Knaben Ohr! Dieser oder jener lustige Reiter, der ihn auf den Schoß genommen, ihm Backwerk geschenkt hatte — einen Hufschlag bekam er auf die Brust, und man trug den Unglücklichen ins „Klinikum", diese grauenvolle Ausgangspforte des Lebens, wo der Tod statt der Sense eine chirurgische Säge schwingt — es lag dicht in der Nähe — Dorotheen- oder „letzte" Straße Nr. 1.

Der tägliche Eindruck des Stallebens war ein unterhaltender. Da stehen die Rossebändiger, putzen Riemzeug oder bemalen ihre ledernen Buchsen mit geriebenem Ocker. Ihre Mienen waren gebräunt, wild, bei manchem sogar übermütig. Das machte die noch nicht lange überwundene Kriegszeit. Wir schreiben mit dem heranwachsenden Jungen etwa 1817 oder 18. Die Reisige und Roßknechte legten damals noch nicht lange den Dreimaster, die orange-schwarz-weiße Schärpe, den geschliffenen Säbel ab. Weit in der Welt im Kampf mit „Bonaparte" herumgeworfen, waren sie bald in Tilsit, bald in Königsberg, bald in Breslau oder bei Leipzig. Sie sahen Paris, Ligny, Namur, Belle-Alliance. Sie sahen zum zweitenmal Paris, sogar Orléans. Der zweite Pariser Frieden scheint ihnen nicht behagt zu haben, die Räumung Frankreichs das Allerverdrießlichste zu sein. Dort war's eine lustige Welt, ein Friedensschluß, der mit einem Teil der Franzosen, den Emigranten, Versöhnung, die beste Kameradschaft, Huldigungen, allerlei Zuvorkommenheiten gebracht hatte. Hier jetzt nichts als „Schurigelei" und Wachtparade — Spazierritte nach Charlottenburg, Jagdausflüge nach dem Grunewald, winterliches Haltenmüssen vor den Schlössern, Theatern, bei Bällen und den Diners in der Wilhelmsstraße. So war es im Felde, in

der „Campagne“ nicht. Da hatte es zwar Entbehrungen, Strapazen, Gefahren gegeben, aber welche Entschädigungen dann auch im Quartier, welche Abenteuer, bei den Gutgearteten welche Freude an fremder Sitte und schnelle Gewöhnung an die zuweilen liebenswürdige Art des verhaßten Feindes! Der geringe Mann findet sich auch unter den Gegnern bald mit seinesgleichen zurecht. Nur die Großen führen die Kriege, die Kleinen haben sich nach einem Streit bald ausgesöhnt. Von „Beute“, die auf dem Schlachtfelde gewonnen, vom wohlfeilen Einkauf beim Kosaken wurde als von etwas Selbstverständlichem gesprochen. „Pendülen“ und kostbare, aus den Rahmen geschnittene Bilder fehlten freilich. Wie hätten sie auch sollen transportiert werden! Eher aber wurde erzählt, daß man seine Errungenschaften schon wieder geteilt hatte mit dem Feinde selbst, verschenkt an den guten Wirt, zurückgelassen als Andenken an eine zärtliche Mutter, deren Tränen den Krieger gerührt hatten; an die Kinder, die an den roten Bärten der Fremdlinge zupften und sich mit deutschen Liebkosungen trösten ließen, wenn ihnen ein Bruder Pierre, Matthieu oder Napoleon bei diesen Fremden daheim gefallen oder in Rußland erfroren war.

Noch steht das Bild der Rückkehr aus dem gezähmten kaiserlichen Frankreich dem Erzähler nach dem Bericht der Mutter vor Augen. Die Weiber gingen ihren Männern entgegen schon bis zum halben Wege von Potsdam. Hinter Steglitz umarmten sie die Langentbehrten, endlich im Staub Erkennbaren. Beim Landgute des Großkanzlers von Beyme[1] steigen die Wohlbehaltenen vom Roß und küssen Weib und Kind. Aber wie sind sie verändert! Die wilden Bärte reiben einen beim Küssen ja fast wund! Und die Worte, was die neu sind, die Fragen, wie so zerstreut, so fremdartig und vergeßlich sie klingen! „Das Pferd da, Sophie, das hab' ich erbeutet, aber ich verkauf' es — die Juden in Magdeburg haben schon sechzig Taler geboten. Der Stallmeister gibt siebzig! Da!

---

[1] Karl Friedrich von Beyme (1765—1838), preußischer Staatsmann; 1817 wurde er zum Chef der neuen Ministerialabteilung für die Revision der Gesetze und die Justizreform in den neuen Provinzen ernannt.

Drei Uhren! Eine für den Bruder, eine für den Vetter, eine für den Ältesten zur Einsegnung! Lauter echte Breguets[1]! Hier Tücher, Lyoner seidne Tücher, nicht viel, aber nur, um die Mode zu zeigen, und ein Ring — wer weiß von wessen Hand! Später sage ich's — aber nimm ihn nur! Die Kosaken verkauften alles um ein paar Gläser Branntwein. Was kann ich nicht alles erzählen! Im Mantelsack liegen auch ein paar Taler."

Und nun erkenne man die Ansicht, die im Volke über Kriegsbeute lebt! Das sind Anschauungen, die noch aus den Zeiten der Landsknechte stammen, aus den Zeiten der erstürmten Städte, die man einer mehrtägigen Plünderung überließ.

„Das ist", fragte die ihr Eherecht schon wieder Fühlende auf dem Wege halb schon bei Schöneberg, „die ganze Bescherung? Das ist alles? Da sind doch andere, die auch zurückgekommen sind, was haben die nicht mitgebracht! Wahrhaftig mehr als die Tabakspfeife mit dem silbernen Beschlag! Mehr als da die englischen Rasierzeuge und die Pariser Seife! Mehr als die Spieldose da mit der Modearie des Tages: ‚Ich war Jüngling noch an Jahren[2]!' Lauter unnütze und verschwenderische Dinge das!" Und nun zeigt sich auch sofort, daß die Haupterrungenschaft der Krieger, ihre wahre gemachte Campagnebeute Mißmut, Zorn, überspannte Phantasie, tolle Lebenslust und ein überraschender Reichtum von neuen, bisher unerhörten sakramentischen Bougreflüchen und Kreuzhimmelherrgotts-Verwünschungen über die Wucherer im Felde, die Räuber, die Stubenhocker, die Schleicher, die den armen Fremdlingen „das Fell über die Ohren" zögen, und die nimmersatte Habgier und Putzsucht der respektiven Ehehälften sind.

Noch klingt auch im Ohr das wirkliche wilde Toben der Rückkehrenden. Was klapperten die Säbel, stoben die Funken auf dem Straßenpflaster, wurde gesungen, gewettert und getrunken! Auf den Straßen schrie man aus: „Bonapartes neueste erbärmliche Stoßseufzer aus St. Helena" und ähnliche

[1] Abraham Louis Breguet (1747—1823), berühmter Uhrmacher und Mechaniker, verfertigte die ersten Doppeluhren. — [2] Aus Méhuls (1763—1817) Oper „Joseph und seine Brüder", die 1807 zum erstenmal aufgeführt wurde.

Pamphlete. Man kennt die Spottliteratur, die nach Napoleons Sturz auf allen Märkten und Gassen wenig Großmut und viel Siegesübermut verriet. „Ja", sagten sogar die Heimkehrenden, „wenn er nur bald wieder käme!" Sie mochten die „Entrunzelung des grimmen Krieges", den schalen Frieden, die Plackereien des wiederhergestellten Dienstzwanges nicht, auch nicht beim Militär, wo jetzt alles russisch werden sollte. Die Rüstung, die allgemeine, blieb eine stramme, trotz der Durchmärsche, die von den heimwärts ziehenden Russen kein Ende nahmen. Aber die Russen galten in der Tat für die gemütlichste Nation von der Welt. Die Großen mochten sich mit Eifersucht und Mißstimmung aneinander reiben und Fritz des Franz, Franz des Alexander längst überdrüssig geworden sein, die Kleinen hatten Freundschaft geschlossen und nahmen sich von der allgemeinen menschlichen Seite. Es hieß zwar, der Russe nimmt ein Talglicht und zieht es sich, selbst wenn er's vom Leuchter, nicht vom Lichtzieher genommen hat, zum Frühstück durch die Zähne; aber die Kinder bekamen russische Taufnamen: Paul, Alexis, Feodor, Kathinka, Alexandrine, Maschinka. Auch Türken gab es unter den Russen, und nicht unkenntliche. Iwan, ein Türke vom Schwarzen Meer, nahm den Knaben oft auf den Schoß und schenkte ihm Thorner Pfefferkuchen und große Rostocker oder Stettiner Äpfel. Ein unerlaubtes Einstürmen von trunkenen Russen in unser ihnen nicht gehörendes Quartier und die mit Macht von der entschlossenen Mutter verteidigte Tür ist dem Knaben gegenwärtig wie eine Szene aus dem Homer.

Die Geschichte des Ringes aus Paris wurde erzählt, aber vom fünfjährigen Knaben noch nicht verstanden. Dagegen begab sich folgendes unter des Knaben eigenen Augen:

Zwei Reiter des Prinzen hatten sich im Felde die treueste Freundschaft geschworen. Der eine mit krausem, schwarzem Haar, lebensfroh, mit Feueraugen — der erste Vorreiter des Prinzen. Der andre blond, ernster, milder, nur zuweilen aufbrausend, blauäugig, der höher stehende Nachreiter. Es konnte keinen fröhlicheren Gesellen geben als den schönen, schwarzen, krausköpfigen Lorenz. Wenn Lorenz auftrat in den frisch-

getünchten gelbledernen Beinkleidern, den hohen geglänzten Steifstiefeln, in der kurzen blauen Jacke mit weißen Metallknöpfen und roten, silberbesetzten Krägen und Aufschlägen, die runde Jockeikappe und die silberdrahtüberflochtene Reitgerte in seiner Hand tänzelte, die Sporen an den Absätzen klirrten, da war er der Stolz des Marstalls. Lorenz schäkerte mit den Mädchen, lachte mit den Frauen, allen mußte seine frohe, lustige Art gefallen. Er war verheiratet und hatte die schönsten Kinder. Aus dem Kriege heimkehrend, waren die verbundenen Freunde, Lorenz und des Knaben Vater, halbe Franzosen geworden. Wenigstens die Sacre bleus der Pariser konnten sie sprechen, ohne den Meidinger[1] studiert zu haben. Sie hielten eine geschlossene Kameradschaft, die sie um so enger verbinden mußte, als sie in einem und demselben Hause wohnten, im nordöstlichen Marstallpavillon der Berliner Akademie.

Aber ach, diese Freundschaft wurde auf harte Proben gestellt! Die aus Frankreich heimkehrenden jungen Reiter fanden ihre Frauen wieder, aber beide gegenseitig in Zorn und Haß entbrannt. War es die alte Eifersucht, die seit Kriemhilden und Brunhilden die Frauen wetteifernder Kriegsgesellen gegeneinander aufstachelt, oder hatte reizbares Frauennaturell keine Veranlassung gefunden, für den Würfel und das Kartenspiel, das die Männer verband, ebenso bindende Surrogate, den Kaffee, die Neugier, die Zuträgerei, die Klatschsucht, eintreten zu lassen; genug, die beiden Frauen der Freunde haßten sich. Und es war nicht etwa ein Haß, wie bei uns, den Leuten der Bildung, gehaßt wird, der Schein einer kalten, oberflächlichen Gleichgültigkeit des einen gegen den andern, ein Hinterrücksangreifen, ein Mangel nur an sympathischer Stimmung; nein, es war ein Haß wie aus der Heldensage. Die Kinder der einen Frau, den Kindern der andern sich nähernd, wurden mit Gewalt fortgerissen. Frau Lorenz, eine hohe, schlanke Gestalt, mager, von brennend stechenden Augen wie ihr Gatte, bei dem aber nur die Kohlenaugen vor Lust und Freude funkelten,

---

[1] Johann Valentin Meidinger (1756—1822), Lehrer der französischen Sprache und Verfasser einer früher sehr berühmten „Grammatik der französischen Sprache" (1783); er war der Großvater der zweiten Frau Gutzkows.

und die Mutter des Erzählers, kleiner, rundlicher, von blauen Augen, schwarzem Haar und schwarzen Augenwimpern und einer so gewaltigen Charaktererregung fähig, daß sie auf ihrer Stimmung festhielt, ob dabei auch ein Schüreisen biegen oder brechen sollte. Das Pathos dieser Leidenschaft reichte bis ans Tragische. Beide Frauen waren angewiesen auf Liebe, Schonung und Duldung! Denn — nach einer verhängnisvollen Wendung — jede hatte zwar ihre eigene Stube (ohne Kammer!) mit drei Kinderbetten oder wenigstens Plätzen oder Stühlen, aus denen man abends Betten machen konnte; beide sahen diese Herbergen als Dienstwohnungen für eine große Wohltat an, aber beide benutzten dabei nur eine und dieselbe Küche. Brunhild und Kriemhild in einer einzigen Küche! Zwei Feuerflammen vor einem und demselben Feuerherd! Beide auf einem und demselben steinernen Estrich ihre Gemüse putzend, ihre Kartoffeln schälend, ihre Erbsen, Linsen verlesend! Und Gemüse, Kartoffeln und Erbsen auf einem und demselben Herd zu kochen! Es ist wahr, eine kleine Scheidewand von Backsteinen trennte den Topf Brunhildens vom Topf Kriemhildens. Links knisterte an seltenen Tagen der Speck der einen, rechts brotzelte die gebackene Leber der andern. Die Kartoffeln, die Bohnen, die Erbsen dampften sich dicht nebeneinander in dieselbe Esse aus, in dieselben schwarzglühenden Wände, auf deren rußige Kristalle immer gleich kalte, gleich starre Mienen des Hasses und des verweigerten Guten Morgens! fielen. Durch die kleine Küche war eine Demarkationslinie der Neutralität gezogen, die nur beim Eintreten durch die Tür von beiden Parteien überschritten werden durfte. Sonst standen Eimer und Scheuerfaß, Schrank und Holzklotz, Hackebrett und Marktkorb in mathematischer Genauigkeit so gestellt, daß eins nicht um die Linie[1] in das Gebiet des andern rückte, es sei denn, daß der immer zurückgehaltene und nur von einem im Hause den königlichen Vizewirt spielenden „Sattelmeister" zur Ruhe verwiesene Groll eine Veranlassung zum Ausbruch suchte. Wie dieser Haß hatte entstehen können, ist dem Erzähler unbekannt.

[1] Veraltetes Längenmaß, das den zehnten oder zwölften Teil eines Zolles bezeichnet.

So viel ist erwiesen, geringe Leute hassen sich nicht, wie wir uns hassen. Wir Gesellschaftsfähiggewordenen gehen süßlächelnd mit Komplimenten aneinander vorüber, während „wir uns vergiften könnten". Aber Naturmenschen — was wäre denen Mäßigung und ein Zügeln ihrer Leidenschaft! Es erschiene ihnen Feigheit. Ein Scheitholz, das der einen im Wege liegt, wurde mit dem Fuß zur andern hinübergeschleudert wie eine giftige Otter. Ein kostbares Gericht, das die eine Mutter zum Sonntag ihren Kindern bescheren will, wird bei der Enthüllung aus dem sonnabendlichen Marktkorbe von der andern mit lauter Lache begrüßt. Da wird kein Epigramm in das innere Herz zurückgedrängt. Keine Diplomatie tritt an die Stelle des wilden Naturzustandes, der alles sagt, was er denkt, alles austobt, was er fühlt, ja jede Gelegenheit ergreift, sich in jenen nervenanspannenden Zorn zu versetzen, der erst die rechte Nahrung mancher Seele sein zu müssen scheint und auf sie wie berauschendes Opium wirkt. Dieser schlimme Krieg der Küche, dessen Schlachtfeld zuweilen auch die große, mit Steinen gepflasterte Hausflur war, dauerte während des ganzen großen heiligen Befreiungskrieges fort und wurde, als schon Napoleon längst in St. Helena von Sir Hudson Lowe[1], vom Magenkrebs und der bittersten Reue über seine verkehrte Menschen- und Weltauffassung zum gefesselten Prometheus geworden war und die großmütigen Sieger von Belle-Alliance immer noch in den Straßen witzlose Pamphlete auf den Unschädlichgemachten auszurufen duldeten, noch lustig fortgesetzt zum Jammer der beiden Freunde, die so engverbunden von Paris heimkehrten und durch ihre auf wilde Sitten, Unlust am Frieden, Kartenspiel und sehr geringe Wertschätzung des Geldes begründete brüderliche Einigkeit den Zwiespalt nur noch ärger machten.

Da geschah ein Wunder, das tief in die Herzen dieser Menschen und auch in die Seele des Knaben griff. Die Kinder beider Parteien liebten sich schon lange so innigst, so zärtlich

---

[1] Sir Hudson Lowe (1769—1844) wurde 1815 zum Gouverneur von St. Helena ernannt. Er betrieb die Bewachung Napoleons während dessen Gefangenschaft mit großer Strenge.

wie die Väter. Und nun nahte sich auch den Müttern der Engel des Friedens, aber im weißen Gewande mit der Palme in der Hand, der Engel des Todes. Des schönen Lorenz jüngstes Kind, ein holder, kraushaariger Schelm von wenigen Jahren, ein Mädchen, erkrankte und starb. Die kleine lockige Marianne — des Prinzen Gemahlin hieß Marianne — hatte noch vor einigen Tagen so heiter mit dem Knaben gespielt. Dann hieß es: Mariannchen liegt zu Bett! und bald: Mariannchen ist tot! Lorenz, der Vater, weinte. Die Mutter, die kalte Brunhild, verhüllte ihren Schmerz in düstern Ernst. Das Unglück bei Armen ist ebenfalls noch etwas anderes als das Unglück bei Reichen. Das Unglück des Armen entmutigt eine Weile fast ganz seine Kraft, während den Gebildeten das Unglück sichtlich heben und moralisch anfeuern kann. Die Armen haben nicht die geläufige Vorstellung von einer allgemeinen Verteilung von Leid und Freud und deren Ausgleichung. Sie nehmen jede Begegnung des Geschicks persönlich, wie etwas auf sie allein von höheren Mächten, von Gott absichtlich Gemünztes. Sie fliehen, sie verstecken sich wie vor einer wirklich aus den Wolken langenden Hand des persönlichsten Gottes. Sie bitten und flehen Gott um gnädige Lebenslose an, wie an den Stufen eines großen Weltkönigs. Sie hoffen nur darum das Gute, Freundliche und Gnädige, weil ihnen doch in der Regel Gott ein alter Bekannter, ein zwar ernster und strenger, aber doch meist gütiger Vater gewesen. Aber dann eben der Jammer um ein Mißgeschick, der Schrecken, das Entsetzen, sich in so unerwarteter Weise rätselhaft schlimmen, unheilvollen Mächten verfallen zu sehen und den Finger Gottes gerade auf sie ausgestreckt zu erblicken! Sie ahnen dann sogleich die Fülle des Elends, die nun über sie kommen würde. Die kalte Lorenz, sonst eine vortreffliche Mutter, verbarg ihre Tränen nur, um nicht ihren Schmerz vor der Feindin sehen zu lassen.

Aber der Todesengel hatte es anders beschlossen. Die eben entschlummerte Kleine bedurfte einer Ruhestätte noch vor dem Grabe. Irgendwo mußte die Leiche doch noch drei Tage außerhalb des Zimmers stehen, nicht neben der stilljammernden Mutter, dem zerknirschten Vater, den weinenden Geschwistern.

Wo anders war sie unterzubringen, als in der Küche? Diese Küche, zweien Herren gehörig, sonst ein Tummelplatz des Hasses, wurde nun die Versöhnungsstätte der Liebe. Die Simultanküche wurde Simultankirche. Zwei Konfessionen des Herzens beteten hier nun zu demselben Gott der Liebe und ein Glockengeläute rief für beide Parteien zum Frieden. Der enge Raum konnte zur Errichtung eines Katafalks für die kleine Leiche — zwei Stühle und ein Strohsack genügten — nur dann ausreichen, wenn von beiden Frauen eine jede etwas von ihrem Gebiet hergab. Und so geschah es. Die kleine Frau mit den blauen Augen unter den schwarzen Wimpern hatte ebenfalls Mariannchen wie ihr Kind geliebt. Die Demarkationslinie wurde aufgehoben. Das Kind mit dem Lockenhaupte lag halb im Gebiet seiner Mutter, halb im Gebiet der Nachbarin, hier das Haupt, da die Füße, der Feuerherd wurde zum wirklichen Altar. Über dem endlich dann nach zweimal vierundzwanzig Stunden zum Tage der Bestattung weißgeschmückten, rosen- und myrtenumkränzten kleinen Kinde reichten sich die Mütter weinend die Hände und blieben ihr Lebenlang verbunden, verbunden in aller Liebe. Ja, sie holten das Verlorne nach. Denn viel stärker, emsiger zum Dienen und gegenseitigen Helfen wurde ihr Herz, gleichsam um zu zeigen, als hätte die bessere Regung schon von Anbeginn bestanden.

Aber beide Frauen bedurften sich auch einander! Denn ach! Die Armen ahnen nicht mit Unrecht in einem Unglück den Anfang einer ganzen Unglückskette. Dunkelste Wetter ihres zornigen Gottes zogen über diese Frauen herauf. Der schalkhafte, muntre, im Trunk freilich wilde und gefährliche Lorenz verlor vom Tode seiner kleinen Marianne an, ja auch von der Rührung über die Versöhnung der Frauen die alte, vom Pariser Venusberge mitgebrachte Heiterkeit. Denn diesen Menschen ist es, als müßten sie spitze und stachelnde Dinge im Leben haben, die ihnen erst Kraft und Elastizität geben. Lassen diese Widerhaken nach, wird alles weich und gut um sie her, so fangen sie an leck zu werden („recht spack" war der pommersche Ausdruck des Vaters) und siechen hin. Lorenz ist nicht der einzige, den der Erzähler unter zuviel Milde und Güte, unter zuviel

Aufforderung zur Tugend und Mäßigung zusammenbrechen sah. Wie dem schönen Lorenz, ging's auch seinem Freunde, dem Vater. Die Gelegenheiten zu gewaltigen Szenen nahmen ab. Der wilde Nachklang des Krieges verhallte in der Ordnung der Sitte und im bessern Gemüt. Der Säbel, der oft noch gezogen wurde, sogar wenn die charakterfeste Mutter auf ihrem Rechte oder ihrer Auffassung vom Rechte bestand, verrostete, wurde vergessen, verschenkt; schon lange ging er kaum noch aus der Scheide, und die Kinder gewannen allmählich auch an Kraft, dem entfesselten Zorn des von seinem Jünglingsalter und in den „Campagnen" nicht zur Selbstbeherrschung angeleiteten Vaters in die Arme zu fallen. Da sank allmählich der Kosakenbart, das wilde Haar, die „Kameradschaft" wurde kleiner, der Sinn trüber, düstrer, ernster.

Doch so trüb und düster wie bei Lorenz freilich umwölkte sich der Sinn des Vaters nicht. Jenen suchte man eines Tages lange und vergebens. Es war Mittagszeit, schon gegen ein Uhr. Das Essen wartete. Wo ist Lorenz? Die Mutter der toten kleinen Versöhnerin suchte ihn, schickte die Kinder nach allen Orten, wo Lorenz zu verkehren liebte. In allen Kellern, wo Spiel, Trunk, Tabak die Kumpane zu vereinigen pflegte, in allen Ställen des Königs, der Prinzen. Lorenz war verschwunden. Erst gegen Abend fand man ihn in der dunkeln, unheimlichen Sattelkammer an einem Riemzeugpfosten aufgehängt.

Die Wirkung dieses Selbstmordes auf die alte Genossenschaft des Krieges war gewaltig. Alle hatten den Unglücklichen geliebt, alle ihn im Herzen gehegt. Aber eine milde Vorstellung, die dem Gebildeten von einem so traurigen Ausscheiden aus dem Bereich der Lebenden geläufig ist, fehlte in diesem Kreise ganz. „Der schöne Lorenz hat sich erhängt!" Das war ein Verdruß, den er allen angetan. Man fand es natürlich, daß der Friedhof, der das kleine, mit Blumen geschmückte Mariannchen aufgenommen, den erhängten Vater nicht aufnahm. Man fand es natürlich, daß er nächtlicherweile von den Boten jenes schauerlichen Ortes abgeholt wurde, des Selbstmörderkirchhofs, „Türmchen" genannt, der in so naher Verbindung mit der anatomischen Flanke des Akademiegebäudes stand. Da wurde

nicht polemisiert gegen überlebte Sitte und Gewohnheit. Der schöne Lorenz, allgeliebt, allumschmeichelt, hatte sich durch den Schnallengurt in der Sattelkammer, an dem er sich erhängte, aus unsrer vorgezeichneten, altmoralisch bedingten Welt ausgeschieden. Es war eine Blendung der Hölle gewesen, die den Lorenz fortgerissen — der Teufel hatte ihn geholt! Die Kirchlichkeit, die Orthodoxie war in jenen Tagen im Zunehmen. Der Knabe hörte Schilderungen, wie hier der Teufel sein Opfer umlauerte, beschmeichelte, allmählich verwirrte. „Komm, komm in die Sattelkammer! Da ist's still, kühl, dunkel! Der Riegel, er ist stark genug! Nimm den Schnallenriemen! Um den Hals damit! Du kommst in mein schönes, lustiges Reich, in ein ewig Paris, den ewigen Venusberg!" Der Knabe sah ihn, den Versucher, wie er mit eigener Hand dem Lorenz die Schlinge zuzog. Man erzählte, daß Unmut über eine erfahrene Zurücksetzung, Schmerz um ein strafendes Wort des Prinzen, der über die nicht aufhörende campagnemäßige Aufführung seiner Leute erzürnt war, Schmerz um die Bevorzugung mehrer neu angenommenen, glatten, geschorenen, schmeichelnden Diener diese Katastrophe herbeigeführt hatte.

Dem Freund des schönen Lorenz, dem Vater des Knaben, ging das Begegnis des Kameraden nahe bis zum eigenen Tod. Er wurde krank, ja er sprach verwirrt, eine Weile konnte man um die Rückkehr seiner gesunden Vernunft besorgt sein. Doch erhob er sich vom Lager, blieb aber lange feierlich gestimmt und ernst bewegt. Die Prinzessin Marianne, eine tonangebende Pietistin, viel weiter gehend in ihrem kirchlichen Wühlen und Umgestalten als König Friedrich Wilhelm III., ihr Schwager, hatte ihn schon öfters auf Jesus Christus, als das einzige A und O des Lebens, hingewiesen, ja nach Lorenzens Ende auch auf den Herrn. Wenigstens war die hohe Frau gewillt, den letztern zum Inhaber des ersten Paragraphen ihrer künftigen Dienstpragmatik, nach dem sich jeder zu richten hätte, zu erheben. Da verfiel der Vater ins Grübeln, kam täglich auf sein vielbewegtes, immer von Gott behütet gewesenes Leben zurück, auf die „Wiedergeburt", und das Roß wurde ihm verleidet, und das Reiten bot keine Freude mehr. Eines Tages

kam er mit der Nachricht an von seinem Übergang zu einem kleinen Beamtenposten beim Kriegsministerium. Es war eine Belohnung für langjährige, dem „Staat" — L'état c'est la Cour — geleistete Dienste.

II.

Es hat zahllose Menschen gegeben, die auf untern Lebensstufen standen und doch dem Auge seltene und zuweilen verhältnismäßig ganz wunderbare Kräfte der Seele und Eigentümlichkeiten des Herzens verrieten.

Die gewöhnliche Lebenschronik eines Gebildeten ist meist monoton. Dagegen gibt es Tausende von Entwicklungen, die sich nur im niedersten Striche des Strebens hielten und doch nie so dumpf oder bewußtlos auf plattem Boden hinkrochen wie die Lebensmomente der bevorzugten Klassen, die nur aus Vergnügen und Gähnen bestehen.

Aber auch der Bauer, der deutsche Handwerker, welcher letztere seinen Auerbach oder Jeremias Gotthelf noch sucht[1], steht an Reiz zurück gegen gewisse Erscheinungen der Mittelsphäre, des Kaufmannstandes, des abenteuernden Unternehmers und der dienenden Klassen. Eine Bauersmagd auf dem Dorfe ist bald erschöpft in dem Wert, den sie für den Menschenforscher oder Dichter beanspruchen kann, oder man müßte denn bei Schilderung ihrer Lebensverhältnisse übertreiben, künstlich hinzusetzen, Unmögliches, wie seither genug geschehen, mit rosigsten, saubersten Aquarellfarben, die hier so selten passen, darstellen. Aber eine Bauersmagd, die zum Dienen in die Stadt kommt, eine andere, die nach einem Fehltritt den Ort, wo zu leben sie sich schämen muß, verläßt, sich als Amme verdingt und aus wunderlichen und verschnörkelt-verworrenen Lebensverhältnissen oft nicht wieder herauskommt, regt das ganze Interesse an, das wir den Abenteuern der spanischen

[1] Anspielung auf die „Schwarzwälder Dorfgeschichten" von Berthold Auerbach (1812—82) und die „Schweizer Dorfgeschichten" von Jeremias Gotthelf (1797—1854).

Schelmenromane schenken, wo die Gil-Blas[1] oft gescheuter und bedeutsamer sind als die Prälaten und Hidalgos, die sie zu bedienen vorgeben. Manche Staatsaktion ist geeignet, eher auf die „Gran Tacanos" (die Erzschelme) als die Alberonis[2] zurückgeführt zu werden.

An Begegnungen mit solchen wunderlichen Erscheinungen war die Jugend des Knaben ausnehmend reich. Seine Familie stammte väterlicherseits aus Pommern. An Pommerns und der Ukermark Grenze liegen die Ortschaften Löcknitz, Klempenow, Dorotheenwalde. Sie müssen den ganzen Charakter der dortigen Landschaft tragen, müssen umgeben sein von feuchten, fruchtbaren Sumpfstellen („Bruuche" genannt) und müssen walddurchwachsen sein. Denn so lebt diese grüne Urheimat in des Knaben Gedächtnis. Die Vorfahren müssen nichts Gewöhnliches gewesen sein. Kenner der pommerschen Geschichte wissen sogar, daß die Grafen Gutzkow die bekannte Stadt gleiches Namens gründeten, die jetzt zu Mecklenburg gehört, Greifswalde und Stralsund anlegten und eine Zeitlang Rügen beherrschten. Die Grafen Gutzkow kamen mit den Ottonen, denen Pommern sein Christentum verdankt, aus Franken, sind auch kein slawisches Geschlecht gewesen. Sie ritten schon im neunten Jahrhundert beim Magdeburger ersten Turnier ein[3]; dann wurden sie brandenburgische Amtshauptleute in Stendal und Salzwedel. Von dort die Elbe überschreitend, bekämpften sie die Reste des obotritischen Heidentums, wurden in Pommern lehnspflichtig, blühten bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, sahen sogar, daß die große Königin Margareta[4], die alle drei Kronen Skandinaviens zugleich trug, eine Enkelin aus ihrem rügischen Stamme war, und verloschen mit unverheirateten Frauen und Geistlichen. Der Schild des altdeutschen, nicht slawischen, ursprünglich Gutzgauch (Kuckuck) geheißenen

[1] Verallgemeinernde Bezeichnung für Schelme von der Art Eulenspiegels, hergenommen von dem Titel des bedeutendsten französischen Schelmenromans „Gil Blas" von Alain René Lesage (1668—1747). — [2] Giulio Alberoni (1664 bis 1752), Kardinal und bedeutender spanischer Staatsmann. — [3] Vgl. S. 246 dieses Bandes, Anm. 1. — [4] Margareta, Königin von Dänemark, Norwegen und Schweden (1353—1412), war vermählt mit Hakon VI. von Dänemark. Ihr einziger Sohn Olaf V. starb bereits 1387.

Geschlechts, zwei gekreuzte Knochen mit vier Rosen in den Winkeln, kam mit dem Lehnheimfall ins pommersche Wappen, dann ins königlich preußische, wo es lange zu sehen war. Jetzt ist letzteres an Schilden so reich, daß auf den neugeprägten Talern die Erinnerung an die Grafen Gutzkow nicht mehr vorkommt.

Auf Wollin an der Ostsee führen die ersten Familiennachrichten zurück. Einer dieser, wie so viele mit den Ottonen nach Norden eingewanderten fränkischen Adligen und nur im Namen slawisierten Grafen war daselbst Bischof. Der Vermutung, daß eine Zölibatübertretung ein bürgerliches Bastardgeschlecht des Namens erzeugte, entspricht das stete Leben der weiter verfolgbaren Ahnen in der Nähe der Kirchen — nicht als Bauer oder „Kossäten" (Kotsassen, Beihufner), sondern als Schreiber und Schulmeister. Wäre der alte Graf Moor in den „Räubern" Bischof gewesen, er hätte seinem Bastard Hermann gewiß einen Küsterdienst verschafft. Der Kuckuck, der von Walther von der Vogelweide und allen Dichtern des Mittelalters wie die Nachtigall gepriesene Gutzegauch (der Name des holländischen Malers Koekoek[1] kommt euch weniger komisch vor, die ihr doch an die Grafen Taube und Fink und Geyer gewöhnt seid), singt das monotone Lied von Armut und Entbehrung in dem verkommenen Geschlecht. Gerichtsschreiber, Schullehrer, Küster sind armuts- und kindergesegnete Lebensstände. Der Großvater war anfangs Patrimonialgerichtsschreiber in einer Zeit, wo zu den erlaubten Justizmitteln der ländlichen Gerechtigkeitspflege noch ein großes, dem Kinde oft geschildertes Faß gehörte, in dessen einen Boden ein Loch geschnitten war, groß genug, um den Kopf des Inquisiten hindurchzulassen, während die Beine durch zwei entsprechende Löcher im andern Boden hinlänglich Kraft zur langsamen Bewegung behielten. Der Großvater, erst Protokollant irgendeines pommerschen Don Holzapfel und seines juristischen Beisitzers Magister Schleewein, wurde „ob schwächlicher Gesundheit" Schullehrer „wie auch" Küster in Löckenitz, Klempenow oder „Dortenwalde". Frühgestorben, hinterließ er, wie eben Schullehrer sterben, ein

[1] Barend Cornelis Koekoek (1803—62), holländischer Landschaftsmaler.

liebevolles Andenken und das Elend der Seinigen. Diesen Großvater überlebten die kranke, bettlägerige Witwe und zwei unmündige, kräftige, des Vaters „schwächliche Gesundheit" nicht dokumentierende Knaben. August und Karl rangierten als Schulmeisterswaisen mit den Vögeln unterm Himmel. Aber die Engel kamen von ebendiesem Himmel und erweichten die Herzen, daß sie ihre Mehlkästen aufschlossen und ihre Fleischtöpfe öffneten und mitten in unsre Zivilisation hinein keine Hungerleichen duldeten. Die Invaliden Friedrichs des Großen, denen die Schulranzen der Dorfjugend das Gnadenbrot zutragen durften, hatten doch noch eine kleine Pension für einen bei Leuthen verstümmelten Fuß; aber ein Schulmeister, der so seines Wissens und wirklichen Könnens wegen von der Schreiberbank weggenommen wurde, ein kalligraphischer Dorfgelehrter, hinterläßt seinen Kindern Regen und Schnee, Sturm und „Schlack"-Wetter, Zittern und Frieren auf der Heide, wenn sie reihherum bei den vermöglicheren Bauersleuten die Kost bekommen und wandern müssen tagein, tagaus von Löcknitz nach Klempenow, von Klempenow nach Dortenwalde, pochen müssen an Gehöft und Amthaus und Jägerhütte und Müllerhof, und abends, wenn ihnen die Engel durch das Herz guter Leute noch für die ewiglich aufs Bett gebannte Mutter Brot, gedörrtes Obst, Eier, Speck mitgegeben, weit, weit damit nach Hause zurücktrollen müssen. Da war kein Wind, kein Regen, kein Schnee, kein Frost, der diesen beiden Schulmeisterwaisen einmal gesagt hätte: Ihr bleibt heut am warmen Kachelofen! Der Bauer hier duldet euch! Die Bauersfrau gäbe gern noch Sonntags vor dem Bettgang Eierbier[1] und einen brennenden Kienspan, um ihr aus dem pommerschen Gesangbuch ein Lied vorzulesen mit dem kindlichfrommen Stimmchen — die Jungen mußten durchaus zur kranken Mutter zurück mit ihren eroberten Brosamen. Denn sie konnte nicht einschlafen, wenn sie nicht die Jungen gesehen, ihnen den Abendsegen abgehört und jeden Morgen das flachsblonde Haar gestriegelt hätte von ihrem Bett aus. Es war eine in ihrer Art gebildete Frau, diese kranke

[1] Eine Art Biersuppe.

Schulmeisterwitwe. Alle liebten sie und gaben ihr und den Jungen. Im Novembersturm und Jännerschnee, in Julihitze oder Augustgewitter aßen ihre Söhne bei einem Pfarrer, einem Jäger, einem Müller, einem Amtmann, drei bis vier Erbpachtbauern. Letztere waren jene stattlichen fetten Bauern mit den silbernen Talerreihen auf den langen Röcken, die damals nach Berlin oder Stettin ihren Roggen, ihren Weizen, ihre Wolle oder Gänsebrüste selbst einfuhren.

Daher kam's nun auch, daß der Vater des Knaben so wunderbar erzählen konnte. Scheherezade[1] hätte an ihm ihren Meister gefunden. Sein Erzählen war kein bloßes Berichten von Allgemeinheiten, Erinnern von Unbestimmtheiten, alles war Leben, die Wirklichkeit selbst, handgreiflich die Tatsache vors Auge gerückt! nun sieh dich satt und vergiß dich selbst darüber! Wie käme es anders, daß der Knabe das niegesehene, autochthonische, spickaal- und gansbrustgesegnete Urland der Pommern kennt wie den Rhein oder seine Tasche! Säen, ernten, heuen, dreschen, das konnte auch die Umgebung Berlins, ja Berlin selbst lehren, in dessen Ringmauern damals noch gesäet, geerntet, geheuet und gedroschen wurde wie auf dem flachen Lande. Aber du treues Pommerland, das du gar zu langsam und bedächtig dem Geist der Zeit nachschleichst, woher lebt denn der abtrünnige Halbpommer wie leibhaftig in jenen „Bruuchen", die soviel Heu für die Rindviehzucht abwerfen, sieht im Geiste diese Scharen von Gänsen, die „mit den Flügeln jauchzend"[2], wie Homer singt, deine Stoppelfelder wie weiße Linnen bedecken und winters mit ihren geräucherten Brüsten die Tafeln der Kenner schmücken? In des Vaters Schilderungen glänzte das dem Pommerland nahegelegene Boitzenburg[3], die Stammburg der stolzen Arnim, als das Land der agronomischen Fabel, wo die Bodenkrume so fett wie mit Butter bestrichen ist, die Kühe in ihrer Milch schwimmen, das Gras von selbst auf die Heuböden hinaufwächst, das letzte Korn aus Mangel an Säcken ungeerntet bleibt und die Knechte vom Hofe mittags „kübelweise" Linsen und Speck aufgetragen be-

[1] Die Märchenerzählerin in „Tausendundeiner Nacht". — [2] Vgl. „Ilias", 2. Gesang, V. 459 ff. — [3] Boitzenburg in der Uckermark, eines der Schlösser derer von Arnim.

kommen. Wie gegenwärtig bist du Pommerland dem geistigen Auge bis hinab an die Niederungen der Insel Usedom und Wollin, wo am Strande die Kibitze dahinschießen, deren beinunterschlagenes Wie-der-Windlaufen in guten Stunden der Vater dem Sohn im Felde vormachte, dieselben Kibitze, die uns die kleinen delikaten grünen Eier mit dem goldgelben Dotter und grünlichen Eiweißgallert geben. Woher stammt alles das so gegenwärtig her, als aus der Erzählerphantasie des Vaters, der schon seiner kranken Mutter Kunden aus der Welt zwischen Löcknitz, Klempenow und Dortenwalde hatte bringen müssen?

Die beiden Brüder August und Karl kamen mit der Zeit aus dem Lande, das da heißt Vorpommern, in das andere Land, das da heißt Hinterpommern. Die Schulmeisterwaisen strebten Großes an. Sie hätten Knechte werden können, die Kraft dazu hatten sie. Sie wollten aber dem Stammbaum des Hauses, wenn auch nicht dem Grafen Hermann von Gutzgowe, der beim ersten deutschen Turnier in Magdeburg in die Schranken ritt (siehe Rüxner[1]), und Margareta der Großen, der bessern Semiramis des Nordens, als jener andern in Petersburg, doch den Küstern, Schreibern und Schullehrern Ehre machen. Der ältere lernte daher in Stettin das Schneiderhandwerk und der jüngere Maurer. Für zwei solche Schneeflocken zur Osternzeit, die ein Sonnenstrahl wegtauen konnte, war es eine Heldenlaufbahn, sich fünf Jahre lang bis zum „losgesprochenen" Schneider- und — beim Vater des Erzählers — Maurergesellen ehrlich und bieder in Stettin obenauf zu erhalten. Sie wurden mit einem Stolz, der auf ihrer Lebensstufe die vollste Berechtigung hatte, zünftig gesprochen und konnten auf die Wanderschaft gehen.

Doch siehe! die unruhige, abwechslungsgewöhnte Dorffreiherrlichkeit regte sich mit der gewonnenen Freiheit. Erst kommt ja allerdings der Mensch, der da muß, dann aber, wenn es irgend geht, der Mensch, der da will, und noch mehr, der

[1] Georg Rüxner, „Turnierbuch" (Siemern 1530). Die Beschreibung des Magdeburger Turniers findet sich am Blatt xxviij ff.; am Blatt xxx wird statt des irrtümlich zitierten Hermann von Gutzgowe ein Wernher Graf zu Gützau erwähnt.

Mensch, der das eine lieber will als das andere. Sie hatten jenen ausgehalten, nun kam dieser in Versuchung. Der Schneider ging nach Berlin, suchte „Kondition“ und wurde — der Diener eines Grafen. Der jüngre, der Maurer, folgte, arbeitete an einem Bau in der damaligen „Sirupsstraße“ — die Zeit Friedrichs des Großen hatte der ersten so hochgepflegten und blühenden Zuckersiederei (1749) zu Ehren diesen süßen Namen einer der Straßen gegeben, die den Spittelmarkt mit der Waisenhausbrücke verbinden (Wallstraße) —, erlebte aber das Unglück, daß ihm von aufspritzendem heißen, eben gelöschten Kalk das eine Auge halb geblendet wurde. Die Heilung dauerte lange. Der Bruder besuchte ihn und pries seine Lage. Der Graf war ein Graf Brühl, Erzieher der Kinder des Königs. Die Bedingung war nur die, daß er sich vor keinem wilden Pferde fürchtete. Da war keine Not. Die Koppeljungen von Löckenitz waren des Vaters beste Freunde gewesen. Mit ihnen hatte er sich auf jungen Fohlen getummelt, mit ihnen war er in die Schwemme geritten. Der Maurergesell brauchte nur die Reitpferde des Grafen zu sehen, und schon griff er nach der Striegel und dem Wassertrog. Der Graf wußte den neuen jungen Freund seiner Pferde so zu schätzen, daß er ihn, als einer seiner hohen Zöglinge seinen ersten eigenen „Hofstaat“ erhielt, diesem Prinzen selbst empfahl, nicht minder auch den älteren Bruder. In der königlichen Manege wurde die Kunst des Reitens noch einmal methodisch vom Sattelschluß bis zum Grabensprung durchgemacht. Prinz Wilhelm, ein gemütlicher und bei den traurigen zurückgezogenen Verhältnissen, in denen der in Klios Annalen sattsam gewürdigte Vater die eigene königliche Familie zu leben zwang, in Bescheidenheit aufwachsender Jüngling, gewöhnte sich so an die beiden Brüder, an den ersten Kammerdiener, den er halten durfte, und an den ersten Pfleger seines neuen Marstalls, die jungen pommerschen Dorfsöhne, daß sie sich alle drei lebenslang nicht wieder aus dem Auge verloren. Die ersten selbständigen Reisen nach Böhmen, Sachsen, Schlesien, den Feldzug von 1806, den fluchtartigen Rückzug, den dreijährigen Aufenthalt in Königsberg, die Freiheitskriege und nach ihnen noch manches Jahr des Friedens und des gerüsteten Manövers

hielten Herr und beide Diener, der eine in Gnaden, die andern in Treuen zusammen.

Eine Fülle von Erlebnissen, deren Erzählung und winterabendlich wiederholte Darstellung die Phantasie des Knaben mit allen Zaubern der Ferne und der buntesten Lebensbeziehungen erfüllte, war die Folge dieser neuen Lebenslage. In Berlin gab es keine echten Berge zu sehen. Aber zum Greifen nahe hingen echte Berge über dem Haupt, wenn die Rede war von den Engpässen Böhmens, den Schluchten des Riesengebirges, Felsen, die über die Straße hinweggingen, so daß man sie „im Reiten mit dem Hut berührte". Himmelhohe Gebirge, tiefe Täler, siedendheiße Quellen, wildreißende Ströme wechselten ab mit den verschiedenen Benennungen für das, was dem gemeinen Mann überall zunächst gerückt ist, Maß und Gewicht, Brot, Butter, Fleisch, Eier, Käse und die hunderterlei Abweichungen in der Volkssitte für Grüßen, Danken, Fluchen, Schäkern, Necken. Alles das stammte aus des Prinzen erster Bildungsreise mit seinem Gouverneur, dem Grafen Brühl, nach Sachsen, Schlesien, Böhmen. Nun aber kam die Erzählung vom „unglücklichen Krieg". Wie wurde die spätere Überzeugung von einer Soldateska, die sich 1806 als überlebt gezeigt hätte, schon vorweggenommen und der siegsgewisse Auszug der gezopften „Werbe-" und „Handgeld"-Soldaten als eitel Verblendung geschildert, das Gebaren der Potsdamer Garden als törichter Übermut! Wie wurde die Kriegskunst der alten Überbleibsel aus Friedrichs des Großen Sagenkreise verspottet, der alte Möllendorf[1] auf seinem Schimmel! O, was sollte Napoleon Ursache haben, — so hätten die „noch auf Spießruten dressierten" Regimenter geprahlt — sich vor diesem Schimmel zu verstecken! Aber da wurde dem Prinzen schon bei Auerstädt ein Pferd unterm Leibe erschossen, als er auf Befehl seines Bruders, des Königs, eine Attacke mit Blücherschen Husaren versuchte. Es war ein Kummer um den Braunen, wie solcher nur so beim Cid um sein Roß Babieça empfunden wurde. Dann die Jenaer Niederlage, die Flucht, der Jammer um den

[1] Vgl. S. 12 dieses Bandes, Anm. 1.

Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld, die nun losplatzende Lächerlichkeit der alten Generale in Steifstiefeln, die unter Tränen die Leute zur Ruhe und nur immer zur Ruhe verwiesen und dabei doch noch Augen hatten, sich über die Verwilderung der Bärte zu ärgern, wie denn General von Rüchel[1] den Prinzen in Potsdam ersuchte, doch den Offizieren nicht mit so schlechtem Beispiel voranzugehen und sich einen Schnurrbart wachsen zu lassen. Erzählt wurde der Rückzug über die Elbe, General L'Estocqs[2] neues, hoffnunggebendes Zusammenraffen der Trümmer, die Schlachten bei Eylau, Friedland, die Königsberger Zeit. Alles rollte sich in wildem Getümmel und in rasender Flucht vor dem Kinderauge auf und war das schauerliche Vorspiel einer folgenden, dann aber auch ganz himmlischen Wunderzeit der Siege und des Triumphes. Napoleon wurde oft vom Vater in unmittelbarer Nähe gesehen. Er nannte ihn nur Bonaparte. Der Korse stand leibhaftig vor dem Knaben, der ihn mehr noch als der Vater, ja wie den Teufel haßte. Gelbes Gesicht, weißlederne Hosen, dünnes, schwarzes Haar, grüner Oberrock, dicker, kurzer, gedrungener Wuchs, hohe, schwarze Steifstiefel, ein lächerlich kleiner Hut — für den Vater war er, da ihn dieser in Tilsit auf dem Memel mit den von Gottes Gnaden eingesetzten Kaisern und Königen ganz vertraulich hatte verkehren sehen, beinahe schon eine Respektsperson geworden — wenn auch wohl einmal hinzugefügt wurde: „Man hatte ihn da grade so, daß man ihn hätte treffen können, wenn einer hätte schießen wollen. Mit einem Ruck hätte er da ins Wasser müssen. Aber", setzte der vorsichtige Patriot hinzu, „die Generale, die Gendarmen, die Mamelucken, die Pracht und Herrlichkeit der gestickten Komödianten-Uniformen, worin die ehemaligen Schneider, Schuster, Friseurs staken, ließen dergleichen doch nicht gut zu!" Jetzt beugten sich Kaiser und Könige vor dieser „Räuberbagage" und „dankten ihrem

---

[1] Ernst Philipp von Rüchel (1754—1823), preußischer General, galt für den letzten und bedeutendsten Schüler Friedrichs des Großen; er trat für die längst veraltete friderizianische Taktik ein und verschuldete die unheilvolle Geringschätzung Napoleons und der französischen Heere. Nach dem Frieden von Tilsit nahm er seinen Abschied. — [2] Anton Wilhelm von L'Estocq (1738—1815) verhinderte durch sein rechtzeitiges Erscheinen in der Schlacht bei Eylau die Niederlage Bennigsens.

Schöpfer" für einen guten Frieden. Das ganze Leid der königlichen Familie lebte im Vater wie eines, das ihn persönlich getroffen. Diese Diener der „unglücklichen", d. h. gedemütigten Großen sahen in der Tat die Tränen der Königin Luise fließen, sahen wirklich die Zurücksetzungen, ihren Herrschaften angetan. Die große zeitungsausposaunte Weltgeschichte, die Strategie der Kabinette und Diplomaten, war diesen bescheidenen Umgebungen unbekannt, aber die unmittelbarste Wirkung aller neuen Zustände in den vornehmen Menschen selbst, im gedemütigten Stolz derselben, ihren ausbrechenden Leidenschaften, fühlten sie ganz in sich selbst wieder. Der vertriebene Kurfürst von Hessen freilich[1], der Alte mit dem Zopf, und sein Sohn, der spätere Spieler von Homburg, mischten Humor in diesen Schmerz. Man konnte namentlich vom letzteren nicht Albernheiten genug erzählen. Der junge Prätendent guckte in die Kochtöpfe der Stallbedienten und lud sich bei den Frauen derselben zu Gaste ein. Demoiselle Emilie Orlöp, die künftige Gräfin Reichenbach, wurde vom Vater geradezu unter die „Appelsinenmamsells" rangiert, die damals Unter den Linden hausieren gingen und nicht einmal jetzigen Bierkellnerinnen gleichkamen. Es bestätigte sich hier die alte Erfahrung, daß die Kleinen an den Großen es lieber haben, daß sie sich mit Impertinenz groß geben als klein ohne Würde.

Wie wurde dagegen des Prinzen Wilhelm Art gerühmt! Der Vater erzählte: „Du warst geboren! Ein schöner Märztag im Kometenjahr! Die Sonne schien aufs Bett der Mutter! Sie wollte hinaus, so prächtig roch's nach Hyazinthen und Frühjahr! Nach acht Tagen war die Taufe. Neun Paten; der zehnte war der Prinz. Am Abend, da der Sekretär eine goldne Bescherung vom Schlosse in die Wiege warf, ging es hoch her. Bis in die Nacht wurde gezecht, gesungen. Die Mutter wurde davon krank, recht krank. Eines Tages bestellt der Prinz die braune Venus, eine Stute, die er selbst gekauft

[1] Wilhelm I., Kurfürst von Hessen (1743—1821), schloß sich 1806 an Preußen an und verlor sein Land; erst 1813 konnte er wieder in seine Residenz einziehen. Sein Sohn, Wilhelm II. (1777—1847), erhob 1821 seine Mätresse Emilie Ortlöpp aus Berlin zur Gräfin von Reichenbach.

hatte. ‚Bist ja so traurig?‘ redet er den Diener an. ‚Ich weiß schon, du hast die Landkarte beim Manöver verloren!‘ — ‚Hoheit —‘. — ‚Schon gut, es ist eine neue gekauft. Künftig für Landkarten Ledertaschen!‘ — Eine Stunde wird geritten. Alle zehn Minuten wendet sich der Prinz und will seine Venus gelobt haben, weil er sie selbst gekauft hatte. ‚Geht sie nicht süperb?‘ — ‚Königliche Hoheit, ein Punkt im Auge‘ — ‚Wetter mit seinem Punkt! Bloß weil ich sie gekauft habe, muß sie jetzt einen Punkt im Auge haben...‘ — ‚Sie wird blind werden, Königliche Hoheit!‘ — ‚Ist nicht wahr! Es war ein armer Rittmeister, dem ich das Pferd abgekauft habe; hat keinen Punkt...!‘ — ‚Aber, Königliche Hoheit —‘ — ‚Hat keinen Punkt! Hättet ihr das Pferd gekauft, der Stallmeister und die andern, dann hätte die Venus keinen Punkt! Nun ich einmal eingekauft habe, nun soll sie einen Punkt haben!‘ ... Damit denn die Sporen gegeben. Und dann wieder innegehalten. ‚Bist ja aber so traurig? Was ist?‘ — ‚Hoheit —‘. — ‚Ist der Junge nicht gesund?‘ — ‚Die Frau — die Frau —!‘ — ‚Krank?‘ — ‚Sterbenskrank!‘ — ... ‚O weh! Den Leibarzt kommen lassen! Und so lange sie stillt, von meinem Tisch essen und Burgunder trinken!‘“ — So wurde denn der Junge mit Milch aus Prinzenkost getränkt und hatte in späteren Jahren auf die bitteren Vorwürfe, die ihm gemacht wurden, namentlich vom Vater selbst, wie man sich bei solchen Verpflichtungen unter die „Turner“, „Demagogen“, die „Literaten“, ja „Gottesleugner“ begeben könnte, kaum eine andere Antwort geben können als die: „Es gibt eben zwei Welten, die des Herzens und die des Geistes! Die Pflichten und Rechte beider gleichen sich hienieden nicht aus!“

Die Lichter, Farben, Raketen, Feuerwerke des Erzählungsstoffes aus den Befreiungskriegen lassen sich nicht wiedergeben. Nach dreijähriger Abwesenheit von Berlin kehrte der Hof Weihnachten 1809 von Königsberg in die bis dahin von den Franzosen gouvernierte Stadt zurück. Noch war die Zeit gar trübe. Schmalhans war der Küchenmeister selbst bei Hofe. Dann aber — nach dem Brande von Moskau! Die Niederlage der „Großen Armee“ durch Frost und Hunger wurde vom Vater mit dem ganzen parteiischen Gefühl vorgetragen, das im Naturmenschen

das Unglück des Feindes für eine Quelle vollkommen erlaubter Freude für sich selbst nimmt. Niemanden mehr als den unter dem „Bonaparte" kämpfenden Deutschen wurde das Elend des Winters 1812 in alle Gliedmaßen gewünscht, zumeist den Bayern, die in Schlesien grausamere Wirtschaft getrieben haben sollten als die Franzosen. Die Erhebung war natürlich nur die Erhebung „Preußens", nicht „Deutschlands", das ein solcher angestammter Hohenzollernsinn nur unter dem Namen „Aller Herren Länder" zusammenfaßte. Preußen war es allerdings allein, das in Schlesien, der Lausitz und in Sachsen das blutige Vorspiel eröffnete und wieder an die Möglichkeit einer Niederlage des Franzosenkaisers glauben lehrte. Die zarteste Blüte der schlesischen und märkischen Jugend wurde wie mit einem einzigen Sensenschnitt bei Großgörschen hinweggerafft. Der Prinz stand bei Blüchers Hauptquartier, dessen Seele Scharnhorst war, der dem Knaben als grübelnder, denkender, ernster Genius des Schlachtenschicksals geschildert wurde. Bei Großgörschen, wo der Prinz gegen Marmonts Bataillone einen Kavallerieangriff kommandierte, fiel jener gewissenhafte Kritiker der braunen Venus, ein Stallmeister, der sonderbarerweise den Eigennamen „Major" führte, ein geliebter, lange beweinter, brandenburgischer zweiter „Froben". Nach dem Waffenstillstand und der noch mitgerittenen Schlacht an der Katzbach (denn aufs Reiten kam es bei jenem Treibjagen allein an) traf den Vater bei Leipzig, wo seine Erzählung regelmäßig das knatternde Niederfallen der Gewehrkugeln mit etwa in Kohlfeldern niederprasselnden Tausenden von Erbsen verglich, eine Prallkugel so empfindlich in den Rücken, daß er nach einem schmerzlichen Aufschrei ohnmächtig vom sich bäumenden Pferde fiel. Die besorglichst teilnehmenden, vom Prinzen und selbst von Blücher ihm zugerufenen Worte der Hülfe und des Bedauerns standen, wenn auch nicht sichtlich zu lesen, doch über der Tür des Hauses für ewig geschrieben. Der herzlichste Anteil des Prinzen kann ermessen werden nach einer Zeltkameradschaft, die sogar in Schlesien des Dieners Hemden trug und bei manchem einsamen Ritt, wo die standesmäßige Verpflegung fehlte, aus dessen Brotbeutel und Feldflasche vorliebnahm.

Die Wirkung des Schusses war glücklicherweise über eine betäubende Erschütterung nicht hinausgegangen. Bald schwang sich der Leibbereiter, der seine geladenen Pistolen im Halfter und den Säbel nie ungeschliffen trug, wieder auf seinen Braunen. Thüringen, Hessen, Nassau wurden mit Blücher rasch durchritten.

Nun fanden sich die Katten, Bajuwaren, Alemannen bei ihrer vaterländischen Fahne ein. Aber oft klagte der Abenderzähler die Wildheit an, die sein Korps schon auf deutschem Boden zeigte. „Die Bauerlümmel dachten immer, gleich hinter ihrer Garnison finge Feindesland an.“ In Wiesbaden wurden die heißen Bäder, die an der Quelle gesottenen Eier und die sogar möglicherweise gebrühten Hühner bewundernd erwähnt. Bei Kaub ging es in kalter Winternacht, als die erste Stunde des Jahres 14 schlug, über den Rhein.

Es brach jene zweite Hälfte unsers glorreichen Befreiungskrieges an, die so viel Betrübendes brachte nach dem großartigen Anfang, die Uneinigkeit der Heerführer, die Leiden der Winterkampagne, die Unfähigkeit der Strategen, gegenüber dem sich noch einmal in seiner ganzen Größe zeigenden Bonaparte. Gegenüber der Begeisterung im Bunde mit dem Verstande kämpfte bei den Preußen die Begeisterung im Bunde mit dem Gemüt, wiedergegeben in Blücher selbst, mit dem die große Sache wie der Schritt eines Nachtwandlers am Dachfirst entlang ging. Der Prinz kommandierte eine Brigade, stand speziell unter York, hatte den Major von Hedemann als Generalstabschef und durfte sich mancher schönen Waffentat rühmen. Aber die Weisung, die ihm wurde, mit 14 Kanonen Metz zu nehmen, wird man nach dem Jahre 1870 in ihrer ganzen Komik zu würdigen wissen. Einen Teil der Schlachttage um Laon[1] bildete ein glückliches Gefecht bei jenem Dorfe Athis, das damals vollständig abbrannte und 1870 wieder verbrannt wurde, bekanntlich wegen der daselbst von den Ortsbewohnern er-

---

[1] Laon, nordöstlich von Paris, im Departement Seine-et-Oise, ist durch seine natürliche feste Lage ein wichtiger militärischer Punkt; am 24. Februar 1814 wurde es von Bülow erobert und am 9. und 10. März von Blücher gegen Napoleon verteidigt.

mordeten Husaren. Beim endlichen Vorgehen gegen Paris machte der Prinz einen Angriff auf La Villette. Bis dahin hatten alle Berichte des Vaters pessimistisch gelautet. Die Strapazen und Entbehrungen gingen über alle Kraft. Seine Erzählungen betrafen einsame Meierhöfe, verlassene Dörfer, versteckte Waldhinterhalte, niedergebrannte Städtchen, Plünderungen, Gewalttätigkeiten, Jammerszenen aller Art. Einreden von Humanität und Billigkeit machte sich zuweilen der Erzähler selbst. Aber die Achsel zuckend sagte er, wie später Bismarck: „Es ist eben Krieg." Stereotyp war bei diesen Begegnissen, daß bei Fouragierungen die gewaltsamsten und rücksichtslosesten Tyrannen die Faulenzer waren, die Großsprecher, die „Schnauzmäuler", die Kavaliere aus dem Gefolge der mitbummelnden Fürsten, die „Federfuchser", die Wirtschaftsführer. Beute sollte gemacht werden, und da wurde derselbe Sarras gezogen, der sonst beim Kampf in der Scheide blieb. Hier drohte ein Feigling mit Niederschießen und führte ein „großes Maul", während er da, wo nur ein paar Kugeln herüberpfiffen, mäuschenstill davonschlich. Von einer großen Zahl dieser „Heimtücker", deren Heldentaten nur in Essen und Trinken bestanden — wie sie später auch die ewigen Tafelhelden und mit dem patriotischen Zaunpfahl nach Orden und Gratifikationen winkenden „Erinnerungsfresser" geblieben schienen, wie der Vater des Knaben charakterisierte —, wurmte es oft den scharfen Kritiker, daß später, als der Friede hergestellt war, gerade diese in Patriotismus aufschneidenden „Kameraden" die fettesten Anstellungen, die einträglichsten Ämter erhielten. Es ist die Menschenart, durch deren Schilderung dem Knaben früh ein Bild der ewigen Niedertracht der menschlichen Natur vorgeführt wurde, und in anderen Lagen, unter anderen Bedingungen, bei unseren neuesten politischen Kämpfen und dem mehrfachen Umschwunge der öffentlichen Meinung sind sie ihm ja auch oft genug wiedererschienen.

Nach den Schlachten von Laon und Montmartre bildete der Einzug in Paris den Glanz dieser Abenderzählungen, die jene Geschichte vom Ringe krönte. Frankreich, seiner Opfer, des Blutvergießens und der militärischen Despotie überdrüssig,

öffnete durch Waffenstillstand und Friedensabschluß die Tore seiner Hauptstadt. Diese aber empfing die Verbündeten mit einer Begeisterung, die zu groß war, um sie anders zu erklären, als durch Veranstaltung der Royalisten und Emigranten. Jauchzen, Willkommen, Blumen, Kränze, ein Regen weißer Kokarden empfing die einziehende Armee. Der Vater blieb lebenslang von der Erinnerung wie berauscht. Die Boulevards, das war denn doch noch etwas anderes als Berlins Unter den Linden! Das Palais-Royal, die Tuilerien, die Champs-Elysées — wahre Zauberworte für den jungen Hörer, der in dem Gewühl von Kosaken, rotröckigen Engländern, beinbaren Schotten, ungarischen Husaren und der eigentümlichsten aller Nationen, genannt die Pariser selbst, sich früh zurechtfand und sich auf die behaglichste Art bei einem Elsässer Sattler auf dem Boulevard St. Marceau einnistete, wo der Vater im Quartier lag und von der französischen Gattin des Landsmannes so viel galante Späße berichtete, daß die Eifersucht der Mutter rege wurde und ein liebevoll nachdrückliches Anstoßen und das drohende Wort: „Schäme dich, Alter!" diesen Schelmereien einen Übergang zum Zirkus von Franconi bahnte. Denn auch auf fremdem Boden blieb des Pommers Leidenschaft die Pferdedressur. Franconis berühmter Hirsch, der durch einen sprühenden Feuerregen gejagt wurde, war das letzte und prächtigste Bukett aller dieser Berichte. Unter den glitzernden Lichtern desselben, unter dem wie deutlich vernommenen Geschrei der Jäger und dem Lärm der Musik mahnte dann endlich den gaffenden Jungen der „Sandmann" zum Gehen ins Bett.

Die später erst halb und halb verstandene Geschichte vom Ringe bestand aus Fragmenten, die wohl einen Zusammenhang gehabt haben wie diesen: Ein Elsässer Sattlergesell, Kaspar Pfeffel, kommt nach Paris und sucht Arbeit und findet deren genug bei Michel le Long, Sellier anglais, d. h. einem Pariser Sattler, der aber in glänzenden Riemen, blanken Steigbügeln und leichten, blaßgelben Sätteln nach englischer Art arbeitet. Michel le Long hat das blühendste Geschäft, ein schönes junges gutes Weib, aber eine recht elende Gesundheit. Er ahnt sein Übel, die Schwindsucht, und bereitet sich vor, nächstens zu

sterben. Voll Wehmut bedenkt er, was aus seinem Weibe, seinem Geschäft werden wird. Seine Ehe war nicht mit Kindern gesegnet. Kaspar Pfeffel, der Elsässer, sein bester Gesell, konnte den Jahren nach sein Bruder sein, aber er wurde gehalten wie der Sohn im Hause. Der deutsche Arbeiter war geschickt, fleißig, zuverlässig. Michel le Long hustet des Nachts und stöhnt am Tage. Er berechnet das baldige Ende seines Übels und weist die Tröstungen seines liebenden Weibes zurück. Wie er abzehrte, wie seine Hand abmagerte, sah er eines Tags an einem Ringe, wie ihm dieser, während er still am Fenster sitzt und sich von der Sonne wärmen läßt, vom Finger gleitet. Kaspar Pfeffel, in der Nähe arbeitend, hebt den Ring auf und behält ihn vorläufig, denn der Meister wurde am Fenster gerade angerufen, bei sich. Im Abwarten des Gesprächs am warmen Boulevardfenster kam der Ring in Vergessenheit. Kaspar Pfeffel hatte ihn an den Finger gesteckt, bis der Besuch abgefertigt war. Als er sich umsieht, war Michel le Long in seine Schlafkammer gegangen, hat sich gelegt, blieb liegen acht, vierzehn Tage lang, stirbt. Auf seinem Sterbebett mußte er seltsame Worte mit seinem Weibe gesprochen haben. Sie kam verweint heraus und schwankte, beschämt die Augen niederschlagend, durch die Werkstatt. Kaspar Pfeffel erinnerte an den Ring des Meisters. Sie hört nicht darauf. Öfter und öfter zog er ihn ab, und jedesmal nahm sie ihn nicht, und jedesmal ging der Ring auch langsamer von den dicken Fingern Kaspar Pfeffels, der gesund und frisch und wohlgenährt war. So behielt Kaspar den Ring einen Tag, vier Wochen, sechs Monate, ein Jahr und lebenslang. Denn nach einem Jahre wurde die Witwe sein Weib, Kaspar Pfeffel Michel le Longs Nachfolger. So lebten beide manches Jahr, getröstet durch die heilende Zeit und das treugebliebene Glück im Geschäft. Nur daß ihnen Kinder fehlten, auch ihnen wie dem ersten Bunde, das minderte das Maß der Freude. Da führte das sinkende Gestirn des „Korsen" die Fremden nach Paris. Kaspar Pfeffel erhielt deutsche Einquartierung. Seine neuen Hausgenossen, Monsieur Charles und der schöne Lorenz, konnten nicht angenehmer wohnen als unter eitel Riemzeug, Sätteln und Steigbügeln.

Monsieur Charles, nicht so unzuverlässig wie der schwarzlockige Kamerad, wurde der Liebling des Hauses, der Gallopin Madames, der gemütliche Anschluß bei jeder Lustpartie nach St.-Cloud oder Versailles, der gelehrige Schüler der Firma le Long Veuve im Französisch-Parlieren. Necken und galantes Schäkern muß dabei so um sich gegriffen haben, daß es kein Wunder nahm, als die dicke, behäbige Frau Sattlermeisterin einst den vom Finger des guten Kaspar zufällig abgestreiften und von Monsieur Charles zum Scherz angesteckten Ring als ein Omen für ihre Zukunft erklärte. Charles sollte, es war ein Ausbruch des Übermuts, zum Ärger des gesundheitstrahlenden zweiten Gatten ihr dritter werden. Möglich dann, daß der deutsche Reitersmann schon Rechte auf seine künftige Stellung hin in Anspruch nehmen wollte und die Frau Meisterin zu einer Strafe veranlaßte. Sie holte ein Etui, verlangte den Ring, legte ihn hinein und übergab das Geschenk Monsieur Charles mit der Bedeutung, es à madame son épouse mitzubringen. Aber siehe da! beim Öffnen war's ein andrer Ring, kein Trauring, sondern ein goldner Reifen zum Zierat. Das Geschenk war zu reizend, und die deutsche Epouse trug den Ring bis ins Grab. Im Ahnungsgefühl, daß dieser Ring denn doch den dritten Mann der Sattlerin bedeuten konnte, den Vater ihrer Kinder, wurzelte sich der Ring so fest ins Fleisch der Mutter, verwuchs das Symbol der Pariser Gefahren und der schalkhafte Gruß einer guten und auf die gemeinsamen, durch alle Welt gehenden Frauenrechte bedachten Französin so in dem Finger, daß man, als die Mutter hochbetagt starb, den Ring hätte durchfeilen müssen, wenn man ihn nicht hätte mit in den Sarg geben wollen. Er rostet jetzt auf dem Dreifaltigkeitskirchhof vor dem Hallischen Tore in Berlin.

Dem sanguinischen, leidenschaftlichen, abenteuerlich bewegten Charakter eines solchen Vaters hielt das schalkhaft blitzende, freundlich lächelnde, grübelnd zweifelnde Auge der Mutter immer den Widerpart. Der pommersche Reitersmann hatte etwas vom Beduinen; immer sich tummelnd, unruhig, rastlos, morgens mit der Sonne auf, im Gespräch das Ende vergessend, dabei alles mit Umsicht und Eifer erledigend, ehrgeizig, schnell

verletzt, dann aufbrausend, lärmend, aber leicht begütigt und versöhnt. Sein Weib kam von den Prinzipien der Stabilität her. Ihr Vater war ein Zuckersieder bei den Schicklerschen[1] Entreprisen in jener Gegend, wo jetzt die Raupach- und die Wallnerstraße münden. Weiter noch hinaus wohnte der Siedemeister Berg mit seiner Gattin, einer Mutter von — achtzehn Kindern. Das älteste davon war unsre Sophia. Viele Mitglieder von dieser fast biblischen Nachkommenschaft starben frühzeitig. Die Überlebenden waren Weber, Handschuhmacher, Hutmacher, alle Gewerbe durcheinander schienen vertreten. Wenn diese Onkels, diese Tanten zusammenkamen, schwirrte und summte es in der einzigen Stube, die hier eine ganze Wohnung vorstellen mußte. Was gab es da nicht zu horchen, zu erlauschen, erst allmählich zu begreifen! Wie oft wurde plötzlich leise gesprochen, wie oft plötzlich leise geklagt und mit der Zeit ganz laut geweint! Was gab es da nicht zu fragen, zu erraten! Wieviel Leid und Freud hängt sich an das Leben so vieler geringen Menschen, und was bringen sie nicht, wenn sie zusammenkommen, für seltsame Nachrichten aus ihrem Pygmäendasein mit? Wieviel Not haben sie zu tragen, wieviel Kummer einzutauschen für ihre Freuden, die ihnen nur Sonntags und an Festtagen zuteil werden können! Aber wie genügsam sind sie auch! Wie glücklich macht sie schon eine erwärmte Stube, ein knisterndes Feuer, ein brennendes Licht, ein Fidibus, ein Trunk Dünnbier, noch dünnerer Kaffee! Wie glücklich sind sie in dem sonntäglichen Reichtum frischer Wäsche, wohl gar eines neuen Rockes, immer aber einer guten Predigt und zuweilen eines jener in Masse unternommenen Spaziergänge, die man Über-Land-Gehen nennt! All diese Menschen von der Mutterlinie hatten etwas Sinniges, Sanftes, Geregeltes, Feines, Bescheidenes.

Der eine von ihnen, ein Hutmacher, kam auf der damals noch zu Fuß mit dem Knotenstock und dem Felleisen auf dem Rücken unternommenen Wanderschaft bis nach Siebenbürgen. Er hatte in Wien für die feinsten Gewölbe auf dem Graben

[1] Ein unter Friedrich dem Großen von der Firma Splittgerber in der Stralauer Vorstadt, heute Alexanderstraße, und in der Holzmarktstraße gegründetes Unternehmen, das später an den Kaufmann Schickler überging.

gearbeitet. Er hatte Ungarn durchreist und würde noch in die Türkei gewandert sein, wenn er dahin hätte Pässe bekommen können und die Zeit der ausbrechenden Griechenerhebung Fremden günstig gewesen wäre. Eines Tages, nachdem man ihn seit achtzehn Jahren tot und verschollen geglaubt hatte, erschien ein kleiner, vertrockneter Mann mit einem Knotenstock, den Hut mit Wachstuch umkleidet, ein Felleisen auf dem Rücken, und sagte: „Kennen Sie mich nicht?" Die Schwester erkannte ihn sofort als den Bruder Christian. Brauchte er doch nur seine wie Leder gegerbte Hutmacherhand zu geben — die Hutmacher müssen in siedendes Wasser greifen — um erkannt zu sein. Er redete in der Tat die Seinigen mit Sie an. Der Vetter aus Siebenbürgen war still, schweigsam und eigentümlich verheißungsreich. Als er sein Felleisen abgelegt hatte, schloß er es auf und gab jedem ein kleines Andenken von seinen weiten Reisen und zog sich dann den Rock aus. Wir glaubten, es fröre ihn und er wollte sich am Ofen wärmen. Nun zog er aber auch die Stiefel aus; wir glaubten, er hätte sich die Füße durchlaufen oder hätte Frostballen, die ihn schmerzten. Jetzt zog er sogar die Beinkleider aus. „Aber, Vetter Christian, was habt Ihr denn vor?" Ja, es war zum Totlachen, er stellte sich abseits gegen die Wand und zog sich auch noch das Hemd aus. Aber nun stand er erst recht bekleidet da. Ein Lederkoller vom feinsten, weichsten Ziegenleder bedeckte seinen bloßen Leib bis zu den Knieen. „Kommt", sagte er lächelnd, „faßt an!" Wir betasteten ihn. Der Wams strich sich hier und da gar sanft, hatte aber an anderen Stellen harte kuriose Buckeln. Die Eltern ahnten schon. Vetter Christian zog den Koller aus und stand nun so lange abgewandt splitternackt, bis er sich wieder ganz angekleidet hatte. Die Eltern sahen die Bescherung. Ein Messer, eine Schere herbei! Jetzt ging es ans Auftrennen und Ausschälen. Die Buckeln in dem schweren Wams waren eingenähte Taler. So geharnischt war der fleißige und vorsichtige Hutmacher von seiner Wanderschaft nach achtzehn Jahren heimgekehrt. Auf die Art hatte er sein Gespartes in den Herbergen gesichert und sich von den Gefahren freigemacht, die sein Felleisen bei einer Rast im Walde, einem Nachmittags-

schlaf auf kühlem Rasen oder einem Nachtquartier auf Scheunenstroh hätte treffen können.

Was ist aber Vetter Christian gegen Vetter Wilhelm, den Weber! Dies war der älteste der Brüder. Auch dieser war wandernd bis Würzburg gekommen. Seine Kunst war die feine Weberei auf Musselin. Aber seinem mühsam erlernten Beruf traten die Engländer und die Maschinen in den Weg. Wenn der Vetter — doch wie kann man einen Helden so einführen, einen merkwürdigen Originalmenschen so gewöhnlich, so ohne Anrufung der Muse, ohne Beginn eines neuen Kapitels besingen! Steige herab, Klopstocks begeisternde Messiassängerin! Denn Eloah[1], keine andre rufe ich an. Aus deinen Händen empfing David die Harfe und sang die Taten Israels wider die Kinder der Philister, auch Klopstock durfte sich dir nahen, begeistre auch den Erzähler dieser Geschichten zum Preise eines Gottsohnes, der, wenn er die Feder ergriffen und nur ein klein, klein wenig mehr Schulunterricht genossen hätte, zu den beiden weltberühmten Schustern von Nürnberg und Görlitz, Hans Sachs und Jakob Böhme, ein ebenbürtiger Dritter gewesen wäre!

III.

Vetter Wilhelm war Musselinweber. Ob ihm pure laine oder laine coton, Musselin in Wolle oder Baumwolle, besser zuhanden war, weiß der Neffe nicht zu berichten, das aber kann er versichern, es lebte in dem kleinen, vertrockneten Männlein ein seltener Geist, vor allem ein Gottvertrauen und eine spekulative Mystik, die ihn zu einer der merkwürdigsten Personen macht, deren Existenz je in ein junges Menschenleben eingetreten sein kann. Wenn wir die Kunst der Musselinweberei der Stadt Mossul in Mesopotamien verdanken, so lebte der Vetter in seinem Webstuhle wirklich auch nur wie in Mesopotamien. Paulus war ein Teppichweber. Seines ihm nach-

---

[1] Der von Gott zuerst geschaffene Engel, der seinem Thron am nächsten steht; vgl. „Messias", 1. Gesang, V. 287 ff., sowie die Eingänge des 5., 6., 7. und 8. Gesanges.

strebenden Geistesverwandten Heimat waren die öden Steppen am Euphrat, die grünen Triften des Tigris. Von den Früchten des Ölbaumes und den Datteln der Palme, ja selbst von Heuschrecken, wie Johannes in der Wüste, hätte dieser seltne Mensch leben können. „Vetter" Wilhelm war klein, mager, dürr. Wie seine Schwester (wir hätten ihn Onkel nennen müssen, aber „Onkel" Wilhelm hieß bereits der ältere Bruder des Vaters, der Kammerdiener des Prinzen) hatte er schwarzumbuschte, feurige Augen. Sein Blick war voll Geist und Leben, seine Rede scharf und sicher, doch zurückhaltend, da sich ja zuviel des Heidentums und der Weltlichkeit in üppigster, durch keine Polemik auszurottender Selbstsicherheit unter den Menschen bewegt. Vetter Wilhelm, nie verheiratet, nie, wie man glauben mußte, verliebt gewesen, war seinem innersten Wesen nach ein aufrichtiger, von jeder Heuchelei entfernter, gläubiger Pietist der alten Spenerschen Schule[1] und mit theologischem Anstrich. Er kannte Jakob Böhme. Er rühmte dessen Glauben und tadelte das Übermaß seines Witzes und das Spiel seiner Phantasie. Der Vetter hatte nicht die Spur von einem Kopfhänger. Über jeden guten Spaß konnte er lachen und seufzte nur, wenn er die reine Weltlichkeit der meisten, auch der guten Menschen gar so sicher sich ergehen sah. Keinem Unchristlichgestimmten war er etwa in offener Feindschaft gram. Er ließ die Mannigfaltigkeit des Lebens, das Durcheinander dieses Menschengewühls, die volle Hantierung und Gewerbefreiheit Satans, wie sie einmal Gott zugestanden hat, gelten und wünschte nur, daß immer mehr und mehr beiseite treten möchten, immer mehr in ihr Kämmerlein gehen und vor Christo, dem Seligmacher, die „eigene Selbstgerechtigkeit" bekennen. Die „Wiedergeburt" war jener Revolutionszustand im menschlichen Gemüt, für welchen er nicht etwa richtend und eifrig, nicht ketzermacherisch, sondern still und gelassen Proselyten warb. Er begnügte sich, wenn er ratlose Zustände, Folgen blinder Leidenschaften aus dem Winkelchen heraus, wo er seine Pfeife schmauchte, sich winden und ächzen sah, die Achseln zu zucken und mit Ge-

[1] Philipp Jakob Spener (1635—1705) war der Stifter des Pietismus.

lassenheit zu sagen: „So muß es kommen, wenn man Jesum Christum nicht erkennt!" Vetter Wilhelm teilte alle Menschen in drei Klassen: in solche, die wiedergeboren sind, solche, die ihren Tag von Damaskus noch erleben werden, und solche, die „dahinfahren". Die letztere Klasse war ihm leider die große Mehrzahl der Menschheit. Satan mußte ja bis zum Jüngsten Gericht fortleben. Da gehörten ihm nicht nur die Säufer, die Lügner, die Ehebrecher, sondern „Dahinfahrende" waren auch viele Vornehme, Reiche, Gewaltige, und die, denen es obenein von allen am schlimmsten ergehen würde, waren berühmte Schriftgelehrte und bewunderte Hohepriester und Pharisäer. Der Stallturm der Akademie liegt nahe der Universität. Unter den Professoren, die da so selbstzufrieden aus ihren Kollegien kamen, waren nur wenige, die für den Vetter nicht zu den Dahinfahrenden gehörten. Hochmut auf Wissen, Pfaueneitelkeit waren ihm schon allein die Anwartschaft auf nähere Bekanntschaft mit dem Satan. Diese Verurteilung begründete sich nicht etwa auf blinde puritanische Bibelklauberei, nein, der Vetter war in seiner Art ein gelehrter Mann, der die Textkritik kannte. Er kannte die Geschichte Roms, Griechenlands, der Deutschen und der Franzosen. So arm er war und so schlecht „die Musselinweberei" ging, so hatte er sich doch die Übersetzungen der Schriften von Pascal[1] und Bossuet[2] zu verschaffen gewußt. Es gab auch Vereine, aus deren Bibliotheken der alte Webergesell (denn das blieb er, obschon Meister, und ohne sozialistische Prätensionen) Bücher entlieh. Er kannte Schröckhs[3] Weltgeschichte, hatte alle nur erdenklichen Erbauungsschriften von Spener, Arndt[4], J. V. Andreä[5] bis zu den neuesten Werken

[1] Blaise Pascal (1623—62), anfangs Mathematiker, wandte später sein Interesse immer mehr den religiösen Fragen zu. Den Schwerpunkt der religiösen Erkenntnis verlegt er ins Gefühl; seine gegen die Jesuiten gerichteten „Lettres provinciales" erlebten über 60 Auflagen. — [2] Jacques Bénigne Bossuet (1627—1704), berühmter französischer Kanzelredner. — [3] Johann Matthias Schröckh (1733—1808), Kirchenhistoriker und zuletzt Professor in Wittenberg; gemeint ist seine „Allgemeine Weltgeschichte für Kinder" (Leipzig 1779—84, 4 Bde.). — [4] Johann Arndt (1555—1621), protestantischer Theolog, nahm mit großem Erfolg die alte volkstümliche Mystik wieder auf; seine Erbauungsbücher werden noch heute gelesen. — [5] Johann Valentin Andreä (1586—1654), evangelischer Pfarrer, Dichter von Kirchenliedern und Verfasser vieler gelehrter und volkstümlicher religiöser Schriften.

von Neander[1], dem „Glockentöne-Strauß“[2], Lisco[3], Couard[4], besonders aber dem Konvertiten Goßner[5] gelesen. Er kannte nicht nur Sokrates und die Allgemeinheiten der altgriechischen Philosophie, nicht nur das meiste von Jakob Böhme und einiges von Tauler[6] und den Scholastikern, sondern sogar allgemeine Umrisse von Schelling und Hegel, bei denen er natürlich nur den sich ohnmächtig abmühenden Menschenwitz und ein gelehrtes Heidentum belächelte. Die wissenschaftlichen Ausdrücke verwelschte er auf die sonderbarste Art, sprach auch in der Regel berlinisch und würde es, wie ein echter Berliner, für Affektation gehalten haben, mich zu sagen, wo auch Blücher mir sagte, aber er ahnte, was Subjekt und Objekt, Idealität und Realität hieß. Auch in Politicis stand er weit über den damaligen Berliner Zeitungen. Doch hatte es lange gewährt, bis sich der Knabe über eine seiner stehenden Terminologien klar werden konnte, die „Propriande“. Bei jeder Gelegenheit bezog er sich auf die Wirkungen der „Propriande“. Was Satan nicht tat, tat die „Propriande“. Doch war letztere nur die Avantgarde des ersteren. Wir müssen von seiner Geschichtsphilosophie ausführlicher sprechen.

Vetter Wilhelm war Apokalyptiker. Mit ruhig lächelnder, unerschütterlich sicherer Überzeugung stellte er seinem Neffen die Weltalter nach den Gesichten der Offenbarung Johannis dar. Das große, siebenköpfige Tier, mit welchem die Könige buhlten, war ihm Rom, der Papst, der Antichrist. Napoleon war ihm eines der Zeichen, die „der Wiederkunft des Herrn“ vorangingen. Die „Propriande“ arbeitete für die Zukunft des Gerichts dem allgemeinen Siege des Antichrists voraus. Denn der Antichrist (zuweilen wurde er auch mit dem Namen Voltaire bezeichnet) mußte ja siegen. Je mehr „Aufklärung“,

---

[1] Vgl. S. 152 dieses Bandes, Anm. 1. — [2] Gemeint ist: Fr. Strauß, „Glockentöne. Erinnerungen aus dem Leben eines jungen Geistlichen“ (Elberfeld 1815—19, 3 Bändchen). — [3] Friedrich Gustav Lisco (1791—1866) war seit 1814 Prediger in Berlin. — [4] Christian Ludwig Couard, Prediger und Verfasser vieler geistlicher Schriften. — [5] Johannes Evangelista Goßner (1773 bis 1858), anfangs katholischer Kaplan, trat 1826 zum Protestantismus über und wurde Prediger in Berlin; durch seine Erbauungsschriften gewann er großen Einfluß. — [6] Johannes Tauler (1300—61), Mystiker und Volksprediger.

desto mehr lachte der Vetter. „Nur zu! Nur zu!“ Das Maß konnte in seiner fast inbrünstigen Sehnsucht nach dem Ende aller Dinge und dem Tage der Auferstehung nicht voll genug werden. Dann kam die Periode der überlaufenden „Zornschalen“. Der Vetter berechnete alles chronologisch, wie nur Bengel[1] getan, in den er sich ebenfalls vertieft hatte. Die „Propriande“ war die wühlende Genossenschaft der Propaganda, und zwar in dem doppelten Sinne der römisch-katholischen und der politisch-pariserischen Propaganda. Die „Propriande“, welche Professor Krug[2] in Leipzig bekämpfte, und die, die der Minister von Kamptz[3] nach Köpenick schickte, war ihm eine und dieselbe. Die Jesuiten und die Turner waren ihm Äste und Ausläufer desselben Baumes, der in Rom wurzelte; die Äste wußten es nur nicht. Vetter Wilhelm wäre Staatsrat geworden, hätte er diese loyalen Ansichten auf eine wissenschaftliche Ausbildung begründen können.

Der Knabe staunte der seltsamen Weisheit. Jede Tatsache seiner geliebten Beckerschen Weltgeschichte hatte beim Vetter ihre apokalyptische Zahl. Gregor, Innozenz, Friedrich der Hohenstaufe, Papst Leo, Wallenstein, Friedrich der Große, Voltaire, Napoleon, alle waren stigmatisiert schon vor ihrer Geburt mit irgendeinem Zeichen aus dem Buche aller Bücher. Seine eigene Schwäche nicht erkennend, klagte er Bengeln an, daß dieser aus Ungeduld, die Wiederkunft Christi zu beschleunigen, in seinen Auslegungen Sprünge gemacht hätte, die sich später, als eine so ungemein apokalyptische Zeit wie die der französischen Revolution und Bonapartes anbrach, als übereilt erwiesen. Das Verhältnis Bonapartes zum Papst, das gegenseitige Sichselbstauffressen der Köpfe jenes Tieres, auf welchem die babylonische Kokotte thront, interessierte ihn außerordentlich. Natürlich waren die Jesuiten die Seele der „Propriande“. Sie grade arbeiteten in ihr à deux mains, kirchlich und politisch.

---

[1] Johann Albrecht Bengel (1687—1752), protestantischer Theolog, ist der Vater des modernen Chiliasmus durch seine Schriften: „Erklärte Offenbarung St. Johannis“ (Stuttgart 1740) und „Ordo temporum a principio per periodos oeconomiae divinae historicas atque propheticas ad finem ... deductus“ usw. (Tübingen 1741). — [2] Vgl. S. 14 dieses Bandes, Anm. 1. — [3] Vgl. S. 18 dieses Bandes, Anm. 4.

Jahn, Arndt, Görres und ihr Anhang waren ihm Einfaltspinsel, die im Auftrag der Jesuiten handelten, sie wußten es nicht.

Wenn Vetter Wilhelm „keine Arbeit" hatte, so schlief er bei seinem Schwager und dicht in der Nähe der Kinder. Zünftiger Meister seines Gewerbes war er in jüngeren Tagen geworden, hatte aber mit dem ersten „Stuhle", auf dem er für eigene Rechnung Musselin zu weben begann, Unglück und konnte sich in Zukunft nur noch als Gesell zu anderen, meist fast ebenso armen Meistern halten. Wenn der Vetter zu lange arbeitslos gewesen und sein Herz im Drucke der getäuschten Erwartung auch zu lange hatte zagen müssen, so hörte der Knabe des Nachts ein so lautaufseufzendes, jammervolles Atmen neben sich, daß er davon erwachen mußte. Dann rangen sich die tiefsten Weherufe von des Vetters Herzen, und ein fast hörbares Klopfen seiner Brust steigerte sich dermaßen, daß er zuletzt laut zu beten anfing, und fast so, als wüßte er selbst von seinen Worten nichts. Der Erzähler hört ihn noch, wie er in einer Nacht, wo sein Schmerz den neben ihm Schlafenden geweckt hatte, mit auf der Brust gefalteten Händen sprach: „Du, mein Heiland, nimm mich doch zu dir, so es dein Wille ist! Laß mich doch in meines Herrn Freude eingehen, so es dein Wille ist! Laß mich doch sterben, o mein Gott, und deine Herrlichkeit schauen, so es dein Wille ist!" Zitternd rief der Neffe: „Vetter, schlafen Sie denn noch nicht?" Er schwieg. Er hatte den Anruf kaum gehört. Es war, als lebte sein Geist in fremden Welten. Diese Nacht blieb dem Knaben unvergeßlich. Doch lebte Vetter Wilhelm noch viele Jahre darnach. Er nannte solche Zwiesprache mit Gott „das Gebet im Kämmerlein". Wie anders helfen sich jetzt die Arbeiter mit Strikemachen, Staatshülfe und Gewinnanteil! Der Vetter verlangte nichts für den Arbeiter als hohe Zölle für die Produktion des Auslandes.

Die Schwester eines so sinnigen Bruders mußte es in ihrem Naturell haben, dem stürmischen Charakter des Vaters eine imposante Ruhe entgegenzustellen. Aber diese Ruhe war nicht Phlegma, nicht einmal Selbstbeherrschung, es war die Ruhe, die eine nicht minder lebhafte Beweglichkeit gibt, die

Beweglichkeit des Gemüts, wo Verstand und Herz im glücklichsten Gleichgewicht leben. Es ist hier von armen, geringen Menschen die Rede, aber wirkt es nicht wohltuend und beruhigend, wenn wir noch in den Urquellen des Volks so viel Reinheit, Lauterkeit und ohne alle wissenschaftliche Bildung flüggen Verstand antreffen? Es darf uns nicht gegenwärtig genug bleiben, was wir im Volke (abgesehen von den meist allein geschilderten Ausnahmen von der Regel) im großen und ganzen noch so viel Grundstoff und echte Bodenkraft sittlichen Lebens antreffen. Der Autor spricht von diesen Menschen nicht, weil sie zu ihm in Beziehung gestanden haben, sondern weil er meinen muß, es kann nur Freude gewähren, so in das Gewöhnlichste und Unbelauschteste des Lebens einzublicken. Noch jetzt ist das ursprünglich Gesunde, echt Deutsche, ja man möchte zuweilen sagen, peinlich Pedantische im Charakter des Berliners nicht ganz verschwunden nach den moralischen Umwälzungen und dem sittlichen Bergab der Stadt seit 1848.

Die Mutter hatte fünf Kinder, von denen zwei früh starben. Sie war klein, von zarter Haut, sanften Gesichtsformen und einer Lebhaftigkeit der Mienen, die Freude und Schmerz, Furcht oder Liebe, Teilnahme oder Abneigung sofort widerspiegelten. Weiter als bis zum Mienenausdruck erstreckte sich die Leidenschaft dieser immer regen Natur nur dann, wenn eine Beherrschung eine Niederlage geworden wäre. Für gewöhnlich hatte sie ein strahlendes, bald dunkles, bald helles Auge, ein immer blitzendes, begleitet von einem Nicken, wo Zustimmung, von einem Zusammenziehen der Augenbrauen, wo Abneigung verraten wurde. Doch das alles verriet sich nicht so schnell. Hier ließ die gutmütigste Schlauheit einen Narren plaudern, bis er ermüdet war, und behielt sich die eigne Meinung, ohne darum eine andere falsche herauszuhängen, vor. Die erlaubte List der Diplomatie wurde von ihr ebenso klug geübt, wie die unerlaubte verabscheut. Ruhig wurde entgegengenommen, was des andern Absicht und Begehr. Stimmte das Vernommene nicht mit den eigenen Wünschen oder Verhältnissen, so war die Abweisung kurz und bündig. Für neutrales Verhalten gab es sanfte und milde oder kurze, zum Ab-

warten ratende Worte. Der Befreundete wurde mit frohem Gruß empfangen, ohne Überschwall. Kam die Mutter zu anderen, so brachte sie vor allem sich selbst mit, und das galt mindestens soviel wie ein Korb voll Neuigkeiten. Trotz der langstrichigen Haube, die sie trug, trotz des kattunenen Kleides oder grobwollenen Überrockes war es eine Person, ein Ich, das sie darstellte. Bescheiden war sie gegen Vornehme und nicht unterwürfig. Nie zudringlich, nur zutraulich. Schnell dem Menschlichen nahe und für Freud und Leid gewonnen. Hülfreich nach dem Maße des Könnens, am liebsten mit der eigenen Person dienend bei Kranken und Gebrechlichen. Bei einem weinenden Kinde auf der Straße nicht nur Trost spendend, sondern auch Nachfrage haltend, Untersuchung, Strafe oder Drohung äußernd gegen die Bedränger. Immer prüfend und auf der Hut gegen alles, was von Menschen oder vom Schicksal überhaupt Schlimmes kommen könnte. Im Sommer Sorge tragend für den Winter, im Winter Sorge für den Sommer. Den Kindern und dem Gatten in gesunden, fröhlichen Zeitläuften ein scharfes Auge, oft mit schmälendem und lärmendem Munde über Törichtes, Unerlaubtes, Willkürliches, oft auch genug strafend. Strafte sie, so geschah es mit dem vollen Ausbruch des eigenen Ingrimms, nicht etwa mit jener pädagogischen Kühle oder dem grausamen, sogenannten „kalten Blute". Wiederum dafür in Krankheit, beim geringsten angewehten Übel oder auch nur bei Hülflosigkeit, und wäre der Jammer von einem fehlenden Knopf gekommen, eine überströmende Hülfe, in allen Händen dann Rat und Tat und zutunliche Liebe.

Diese Mutter konnte nur lesen, nicht schreiben. Sie wußte von wissenswürdigen Dingen nichts als die nächste Sphäre ihres Lebens und einen kleinen Hausschatz von Kinderliedern, mit denen sie ihre Lieben zu wahren Paradiesesträumen einzusummen verstand. Je weniger sie auf dem Wissen ausruhte, je weniger sie für ihren Verstand die Schule eintreten lassen konnte, desto ureigener mußte ihr Geist wirken. Bei begabten Naturen ist das Wissen eine Waffe, bei minderbegabten ein niedergerissener Wall. Begabte, die nichts wissen, verschanzen

sich mit sich selbst. Ihr Horizont ist eng, aber klar und rundum übersehen. Diese Mutter hatte keine Vorstellung von der Größe der Welt und der Verschiedenartigkeit der Menschen und Sitten. Sie ging nie auf Fernes oder Fremdes wagsam ein und konnte in aller Gelassenheit fragen: „Ob in Wien auch eine Spree wäre?" Das aber, was ihr scharfes Auge erreichen konnte, lag ihr um so klarer und offner vor. Sie war des Gatten unmittelbarer Gegensatz. Ein immer Schweifender, Unruhiger wie ein Strichvogel, ein Herz voll Enthusiasmus, Liebe und Zorn, je nachdem, hatte sich die Maßhaltende, Besonnene, Vernünftige, Zügelnde und Lenkende gewählt. Es fehlten die heftigsten Konflikte nicht, aber die Gutmütigkeit und die Gewöhnung entwirrten sie. Die Mutter verwaltete die Kasse und gab dem Vater sein tägliches Taschengeld.

In einer solchen Welt, umgeben von so bunten Eindrücken, konnte des Knaben Bewußtsein nur wie von einem Traumleben ins andere erwachen. Rinnen ohnehin doch Wirkliches und Unwirkliches in erster Kindheit zusammen. Eine logische Aufeinanderfolge des allmählichen Erwachens aus dem vegetativen Leben wird sich niemand gegenständlich machen können. Einzelne Lichtstreifen fahren in der Erinnerung, freilich oft bis zum Greisenalter treu bewahrt, über diese erste Nacht des schlummernden Geistes. Es sind Erinnerungen vom Zufälligsten und für die allmähliche Menschwerdung manchmal Unwesentlichsten. Oder bedingten etwa gerade diese unwesentlich scheinenden Lichtblitze die spätere Hellung? Wer in seine erste Jugend zurückgreift, Momente festhalten will, was hält stand? Nichts von dem, was z. B. andere an ihm sahen. Zu unsrer Überraschung hören wir in späterer Zeit andere erzählen von unserer jugendlichen Art oder Unart. Unsre eigne Erinnerung hascht nur kleine blaue, rote, grüne Flecken, wie einer, der in die Sonne gesehen. Wie summt und singt's im Ohr von den Liedern, die man auf dem Mutterschoß vernommen! Wie gegenwärtig ist der Glaube an den „Reiter zu Pferd", den „Hobermann", den man „mit blanken Stiefeln" auf dem Mutterknie spielen durfte! Wie heimisch ist man in dem baumnest-vogel-eierreichen Zauberlande, das sich ankündigte:

„Muhme Reelen hat 'nen Garten, hier 'en Garten, dort 'en Garten, und das war 'en runder Garten!" Manches Erlebnis hält sich nachdrücklich fest. Daß die Schwester den Knaben auf dem Nacken reiten ließ, der Reiter niederstürzte, im Blute schwamm, lebenslang davon Narben behielt, steht noch nach dem Orte, wo der Unfall geschah (vor dem jetzigen „National-theater"), vor dem Auge des damals Dreijährigen. Aber sonst sind die Erinnerungen bunt durcheinandergewürfelt und knüpfen sich an Spiele, Natureindrücke, Geschenke, Überraschungen, Besuche, heftige Strafen, besonders die ungerecht erlittenen. Zwischendurch tönt fort und fort eine Art Melodie, ein einziges Klingen, wie wenn man sich eine große Meermuschel ans Ohr hält.

In stillen, wehmütigen Stunden des Alters ziehen die zitternden Klänge der ersten Jugend an uns vorüber. Es sind glückliche, traumselige Klänge und Empfindungen. Sie stammen von Dingen, für welche sich die Eindrucksfähigkeit unsrer Sinne jetzt völlig abgestumpft hat. Das Liegen im Grase! Haben unsre Geruchsnerven noch den Reiz, die Düfte nachzuempfinden, die dem Knaben die langen Blätter der Grashalme ausströmten, die gelben Butter- und Kuhblumen, die zarten Gespinste des Löwenzahns, dessen Kronen man im Alter nur noch abbläst, um seine schwindende Lungenkraft zu prüfen, in der Kindheit, um einfach zu zeigen, daß man „Lichter ausblasen" könne, und aus dessen weißsaftigen Stengeln man sich Ringelkränze windet? Hat man noch Appetit für jenes Kraut, dessen abgewirbelte Samenstengel die Kinder wie die Ziegen zerkauten, und vor allen für jene wie Salep schmeckenden abgeschälten Fruchtknoten, die der Berliner Jugendtroß, unter Schafgarbe und Kamillen suchend, „Käse"[1] nennt? Hat unser Ohr noch einen Reiz für das Rascheln von welkem Laub, womit man sich im Oktober und November Hütten, Stuben, Kammern baute und sich traulich einnistend in ihnen lagerte, bis die Pedelle der Universität mit ihren Rohrstöcken kamen und die Vorsteller dieser Ifflandschen Familiengemälde unter den entlaubten Bäumen des Kastanienwaldes verjagten? Alle

[1] Käsepappel, malva vulgaris.

Reize unsrer späteren Sinne würden diesen Szenen keinen Genuß mehr abgewinnen. Was hört nicht alles das Ohr des Kindes mit Behagen, ja mit Wollust! Das einsame Sägen in einer Holzkammer, wie dringt es zum lauschenden Kinde so feierlich sicher und majestätisch konsequent herüber! Alle Lehrworte, zum Fleiß ermahnend, wirken nicht so viel, wie ein solches stilles Beispiel von hin und her fahrender, treuer Ebenmäßigkeit, wie z. B. vom Häckselschneiden auf dem Stallboden. Man erinnere sich: das Bersten des ersten Wintereises auf den Straßen unter dem vorsichtig prüfenden Fuße —! Das Knirschen des festgefrorenen Schnees —! Das Ächzen der Lastwagen über ihm her —! Wie gewährt das Ausschütten und Rütteln von Walnüssen zur Weihnachtszeit einen so seligen Sinnenreiz —! Die Vorstellungen, die sich mit diesen Lauten verbinden, sind es nicht allein, die uns damals so wohl getan, es waren die Laute selbst. Aber zu grelle Töne verwundeten dann auch das Ohr fast physisch. Der Knabe wurde ein Liebhaber der Musik, lernte sogar die Flöte blasen, aber die Violine konnte er nicht streichen hören, ohne vor Schmerz zu weinen, vor wirklichem physischen Schmerz. Der langgehaltene Strich der Geige schien sich eine Resonanz im Nervengeflecht des Unterleibs gesucht und dort gefunden zu haben. Die Eltern mußten ihn von jedem Tanzort entfernt halten. Die Sinne der Kinder sind im jungfräulichen, reizbarsten Zustande. Alles Blitzende, und wären es zertretene Glasscherbenatome auf dem Straßenpflaster, reizt Kinderaugen wie Diamanten. Eine Zeichnung, die dem Kind schon an sich gefällt, wird zum Überfluß illuminiert. Die bunten Bilderbücher, so grell ausgemalt, stumpfen den Farbensinn des Kindes eher ab, als sie ihn heben. Welche Phantasie weckt ein unausgetuschter Bilderbogen! Der getuschte übersättigt. Man lasse dem Auge seine Lust und gestatte dem Kinde, aus dem bunten Kasten die Farben zu wählen, die ihm die wohltuendsten sind, und malte es den Soldaten grüne Stiefel und den Rittern rote Helme. Die Welt, die der Wirklichkeit entspricht, findet sich schon. Man lasse sie, ohne pedantische Belehrung, durch diejenigen Anschauungen hindurch sich entwickeln, die dem Kinde die liebsten sind. Des

Kindes Ohr findet mehr Wohllaut im Spatzenlärm als im Gesang der Nachtigall. Es liebt die rüstige, rührige Welt, die sich rüstig und rührig auslebt. Eine Wassernachtigall von Porzellan, die mit aufgegossenem Wasser beim Blasen einen schmetternden Ton gibt, war dem Knaben anfangs lieber als die wirklichen Sprosser, die sich die Nachbarn hielten, oder die eigene Lerche, die im dunkelverhangenen Käfig ihre Sehnsucht nach dem Felde auswirbelte. Für Lerche und Nachtigall kommt erst das Ohr aus dem reifenden Herzen. Das Kind wälzt sich im Heu und Stroh mit einer Lust, die nicht bloß ihre Quelle in der Ausgelassenheit hat. Es strömen ihm aus Heu und Stroh Düfte entgegen, die das wahre Doppelpatschuli und Luxusarom der Jugend sind. Das Naschen, das wir aus moralischen Gründen bestrafen, entspringt beim Kinde aus physischen. Liegen doch in Nüssen, Äpfeln, Birnen, in gedörrtem Obst so himmlisch- und höllischverlockende Wohlgeschmäcke, wie unsere Gaumen nicht mehr empfinden, während wir jetzt andrerseits Gefallen an Speisen haben, die dem Kinde widerstehen, besonders alles Schlüpfrige, Glatte, Gleitende, Molluskenartige, wozu gewiß bei den meisten Kindern der Kohlrabi und die in Fleischbrühe gekochten Kartoffeln gehören — Speisen, um die der in Rede stehende Knabe, weil er sie nicht essen konnte, oft genug hungern mußte.

Und du, heilige Einsamkeit! Wie wiegst du die Kinderseele in überirdische Träume — oder, richtiger, irdische; denn das Kind denkt sich gerade hier, hier auf Erden alles Himmlische noch möglich. Der Erzähler war ein Virtuose im Alleinsein. Der Bruder war Soldat geworden, die Schwester in der Nähschule, der Vater in seinem Dienst, die Mutter zu aller Nutzen auf den Markt gegangen. Was grübelt sich da nicht, eingeschlossen im Zimmer, den hohen Fenstertritt erklettert, beim Hinausblick auf die damals nicht allzu belebte „letzte“ Straße, hinter dem Käfig der Lerche, hinter Blumenstöcken und der an Fäden rankenden türkischen Kresse! Durch ein verpapptes zweites, aber in den Stall gehendes Fenster schnoberten die Rosse des Prinzen und rissen an ihren Ketten, oder in dem großen von Säulen getragenen Stall lärmte die Trom-

mel und gewöhnte die Tiere an kriegerische Welt. Wo ließ sich schauerlicher träumen als innerhalb der großen Gebäulichkeit der Akademie, dicht unter dem Präpariertisch der Anatomie, wo auf einer grünen kleinen Rundung die zu lüftenden Betten oder die trocknende Wäsche der einsamen Hut des Knaben tagelang überlassen blieben! Die Kürassier- oder Ulanenrosse wieherten zwar dicht in der Nähe oder tummelten sich daneben auf dem Sande im Kreise, aber mittags wurde es still und gegen Abend traten die Sagen deutlich vor die Phantasie des Wächters von manchem dort oben noch wimmernden Selbstmörder, manchem nächtlichen Hülferuf aus den großen, jetzt vom Abendlicht durchblitzten Fenstern des Schlachtsaales und von manchem, der wieder erwacht sein sollte, sich an Stricken hinuntergelassen hatte, stürzte und nun doch den Professoren Rudolphi und Knape[1] geopfert blieb! Dort krächzten die Raben auf Bodes Sternwarte, wo die golden blinkende Himmelskugel der Prachtliebe der diebischen Vögel eine willkommene Behausung zu bieten schien. Oder auf den jetzt mit Neubauten noch nicht ganz verdrängten großen umzäunten Wiesen der Georgenstraße — früher „Katzenstieg" genannt — und des „Bauhofs" fanden sich stille Plätze zum hingestreckten Dämmern an einem moosbewachsenen, umgestürzten und defekten, hierher verirrten Gartenamor, hinter Remisen und Schobern, unter kraut- und lattich- und brennesselumwachsenen Brettern und Balken, überall, wo es nur etwas zu kauern, bauen, spielen, den Großen nachzuahmen gab. Das Winkelleben der Jugend weckt die ersten Regungen des Bewußtseins, die ersten Regungen der Sehnsucht nach künftigen Zielen. Wer das Auge auf seine Kinder oder seine Zöglinge stets überwachend und sie immer und immer beschäftigend gerichtet hat, wird Maschinen erziehen. Die Jugend muß zwar ihre Heimat kennen, wo sie zu Hause ist, aber die kleinen Nester, die sie sich da und dort in der Stille schon selbst aufbaut, muß man ihr nicht stören. Dort brütet sie ihr selbständiges Leben, ihr Bewußtwerden, ihre Zukunft aus.

[1] Christoph Knape (1747—1831) war seit 1810 Professor für Anatomie in Berlin; über Rudolphi vgl. S. 224 dieses Bandes, Anm. 4.

Kennt ihr die heiligen Schauer, die zuweilen urplötzlich, ihr wißt nicht wie, eure Seele durchrieseln können? Kommen euch in den Jahren der Reife solche Stimmungen des Sinkens und Vergehens, so sind es, gewiß nicht anders zu deuten, die Vorahnungen des Todes, die entschleierten Geheimnisse der übersinnlichen Welt. Kommen sie aber in den Jahren der Kindheit, so sind es die entschleierten Geheimnisse des Lebens, die Vorahnungen der Größe einer uns zu Gebote gestellten Welt. Das Kinderherz schafft sich aus Sonnenstäubchen zauberische Welten. Wie genügt ein kleines Spielzeug seiner Phantasie, wie erweitert der verschönerndste Gestaltensinn, ein bergeversetzender Glaube das Kleinste, Häßlichste, Unbedeutendste in die großartigsten Umrisse! Des Kindes Auge sieht nicht wie das Auge des Erwachsenen. Was ein Stäbchen mit einem Lappen ist und eine Fahne sein soll, ist ihm eine wirkliche Fahne, die prächtigste, wie sie je dem Heer des Propheten vorangetragen wurde. Ein ausgestopfter häßlicher Balg ist dem Kinde kein Surrogat für das Schöne, sondern selbst madonnenschön. So reich weiß es aus sich zu ergänzen, aus seiner Einbildungskraft, seinem Herzen hinzuzufügen. Unendlich weit geht von einer kleinen Warte der ersten Umsicht der Blick ins Leben, immer weiter und weiter. Redet dem Kinde von Gott, vom Himmel und all seinen Engeln; es mag nicht gern sterben. Die Furcht vor dem Tode erfüllte wenigstens unsern Knaben wie einen zur Hinrichtung abgeführten Verbrecher. Er kannte doch das himmlische Leben so gut, den Eingang des Himmels, wo Sankt Peter mit dem Schlüssel steht, im Geiste klopfte er schon so oft an das Wolkentor und dachte sich das Haupt des Apostels durch die Pforte lugend: „Wer ist da?" — Er wußte, wie sich das Tor öffnet, wie die Wege links und rechts verklärt, lichtumflossen aufwärts gehen und eine wunderherrliche Musik den Kommenden begrüßt; er sah den dreieinigen Gott, wie ihn drüben die Malersäle zeigten, fühlte sich angeredet und geliebkost von dem in blauen und roten Gewändern strahlenden, aus hundert Bildern ihm geläufigen Heiland; aber bei alledem erschreckte ihn der Tod. Teils sah er so oft die Leichenwagen, die dicht in seiner Nähe, in der gespenstischen Georgen-

straße, dem Katzenstieg, ihren Stand hatten, teils war ihm die Hölle, die ihm möglicherweise doch beschieden werden konnte, kein Wahn. Am meisten aber war der Reiz der Erde so groß. Diese Welt, so schön, so rauschend, so herausfordernd zur Tat, so reizend zu jeder Bewährung —! Bei jedem Krankenlager bat der im Himmel wie in den Berliner Kirchen heimische Knabe: „Nur nicht sterben!" Nebenbei bemerkt, er wollte auch zuvörderst erst noch „Bildhauer" werden.

Es klingt wohl noch im Alter nach, was uns Dinge bedeuteten, die uns später die gleichgültigsten wurden. Muscheln! Diese schlanken hohlen Ovale mit den blanken Perlmutterrändern! Paßten sie gar aufeinander, welche Freude über das zusammenklappende Paar! Kastanien —! Die grünen Dornenhülsen und der braunglänzende entschälte „scheckige" Kern! Schmetterlinge —! Unter den Fichten der Hasenheide, auf dem dürren, glattgetretenen Sand- und Nadelboden gab es Trauermäntel und Totenköpfe! Selbst der Fang der gemeinen, einfachen, gelbweißen „Kalitte" mit den abfärbenden Flügeln machte glücklich. Schilfrohrblätter —! Lang, scharf, schneidend durch die prüfenden Finger gezogen —! Fische, daumengroß, am Spreeufer mit freier Hand gefangen, scharfbewehrt mit zwei Stacheln, Ikleie oder Steckerlinge genannt, einen Moment in der Hand zappelnd, lustig, fast durch ihre Stacheln gefährlich, dann sogleich tot, reizlos! Ein Vogel, gefangen nach tagelanger, wochenlanger Fallenlist —! Endlich das warme, unter den Federn klopfende zarte Leben in der Hand, ein Königreich schien gewonnen! Wie elektrisch unruhig das Tier, wie wirft es den Kopf, wie zieht es die Krallen ein, wie zermartert wird es unter Beratschlagungen der Buben über des Gefangenen Zukunft, wie durch die Wärme der liebenden und doch gewalttätigen Hand abgemattet und zuletzt — nach tausend Plänen gewinnt es die Freiheit, da — „neue Kostgänger" von der Mutter verbeten werden! Ein Lamm, irgendwo durch ein Gitter blökend, eine Ziege an Nesseln nagend, ein Kaninchen, wühlend unter Kohlstrünken in einer Küche —! Diese Welt, nur noch einmal nachempfunden in den Schicksalen Robinsons, nur noch einmal aufblitzend aus den Augen seines geliebten

Lama, sie war für den Jungen Märchen und erste Weltgeschichte zugleich.

Ja, erwähnt darf auch werden der beseligte Aufblick zum Sternenhimmel. Dem Kinde glitzern die Tausende von Himmelsleuchten im weißen zitternden Funkeln wie Tautropfen im Sonnenschein, und oft ist es ihm, als bewegten sie sich wie Lichter im Zugwinde. Daß diese Sterne ebenfalls noch Welten sind, faßt der an diese Erde gebannte Kindersinn nur mit Widerstreben. Wie kann außerhalb dieser großen Erde mit ihren Millionen Menschen, ihren Heilsveranstaltungen von seiten der Gottheit, ihrer besonderen Auszeichnung, den Sohn Gottes gesandt bekommen zu haben, noch eine Existenz vorhanden sein, gegen welche das Erdenleben wie ein Tropfen verschwindet! Nein, dem Kinde ist die Erde der liebste Aufenthalt Gottes, der Schemel seiner Füße. Jene Strahlenpracht des Himmels ist ihm nur die äußere Zier und Herrlichkeit des im Freien schwebenden göttlichen Wolkenthrons. Unter allen Sternen sucht sich das Kindesauge dann den funkelndsten aus und nennt ihn den Stern des Morgenlandes. Das ist der Wegweiser, der die Weisen nach Bethlehem geleitete und über der Krippe mit dem Jesuskinde stand. Dies Wandeln und Stillestehn eines Sternes, Führen und Leiten, Wissen des Sterns um eine Begebenheit der Erde und des Himmels übertrug sich auf all die stillen Himmelswächter der Nacht, und nie glaubte der Knabe allein zu sein, ob er auch einsam stand, wenn nur die Sterne auf ihn niedersahen. Ja im Monde suchte er die Züge jenes Mannes, der aus ihm niederschauen sollte, und von dem man früh genug Dinge hört, die glauben machen können, er hätte es auf jeden einzelnen unter den Menschen ganz besonders abgesehen. Neumond, Vollmond waren ständig in Frage. Wind und Wetter wurden darnach bestimmt, das Wohlbefinden des Körpers, das Einnehmen manches Arzneimittels. Die Abwechselung von Tag und Nacht (und wie lag die Nacht so schwarz auf dem „Kastanienwald", dem „Bauhof" und den Fronten und Flanken der Universität!) führte frühe auf die Vorstellung vom Nichts. Es war ein Schrecken für den Knaben, sich zu denken, wenn einmal die Erde nicht wäre. Wenn diese Sterne

erlöschten, diese Fackel des Mondes verglimmte, die Sonne im Meere auf ewig unterginge und alles, alles verschwände und nur Gott bliebe, allein Gott, der Herr, der Schöpfer ganz für sich. Was wäre dann noch? Was bliebe? Und was ist eigentlich Gott? Der Gedanke war schwindelerregend, die Hand mußte sich aufstemmen, am nächsten halten, denn die Ahnungen des absoluten Nichts zogen den Boden unter den Füßen weg. Es war ein Gedanke, der sich wenig über einen Augenblick festhalten ließ, aber den Träumer unendlich oft beschlich.

Wie stark der Heimatstrieb des Kindes ist, ersieht man aus der behutsamen Erweiterung der Kreise, die sich um den Mittelpunkt des häuslichen Herdes ziehen. Ein größerer Umweg, den sich ein Kind erlaubt, um in seine Schule zu kommen, ist ihm schon ein Ereignis und kann es in der Tat für seine ganze Entwickelung werden. Ein solcher Umweg bringt Eindrücke und Zerstreuungen ganz neuer Art hervor. Verspätungen wecken den Lügengeist. Man lernt erfinden und bemerkt mit Behagen, daß die Erfindungen geglaubt werden. Jeder Umweg veranlaßte ein böses Gewissen.

Die allmähliche Welterweiterung des Kindes geht langsam von statten. Es war ein Argonautenzug, wenn einmal der Knabe wagte, in die akademischen inneren Hofräume zu treten und in die Fenster zu lugen, wo die Gipsabgüsse standen oder die Bücher der gelehrten Akademiker. Der Garten der Universität war damals eingefriedigt von einer oft erkletterten Mauer. Er galt für einen erlaubten Tummelplatz, doch nur in seinen äußersten Grenzen. Zu nahe an die Fenster, wo die Schleiermacherschen Vorlesungen gehalten wurden und eine große Uhr die Stunden ohrenzerreißend ankündigte, fing der verbotene Hesperidengarten an. An der Stelle, wo jetzt die Singakademie steht, floß früher ein Spreearm, bedeckt mit Floßhölzern, die von den gemeinen Leuten „Karinen“ genannt wurden, als hätte ihnen ein Professor den Namen aus Schellers[1] Wörterbuch gegeben. Die herrlichen langen „Tafelbirnen“ in den jetzt Magnusschen[2] Gärten und links und rechts in denen

[1] Immanuel Gerhard Scheller (1735—1803), Verfasser mehrerer lateinisch-deutscher wie deutsch lateinischer Wörterbücher. — [2] Eduard Magnus (1799

des Finanzministers Klewiz[1], dem Friedrich Wilhelm IV. einst die Scharade aufgegeben haben soll: „Raten Sie einmal! Das Erste frißt das Vieh, das Zweite haben Sie nie und das Ganze sind Sie!“ — der Finanzminister verbat sich sehr die Defizits seiner Obsternte und stellte Wachen aus. Aber dann trat die herrliche Zeit ein, die man nannte: „Die Spree ist geschützt.“ Des Fischfanges und doch wohl noch mehr der Baggerung wegen wurden die Spreearme ohne Wasser gelassen. Das war dann wonnig, in dem schwarzen Schlamme zu waten. Dann waren alle Gärten zugänglich. Bis häusliche Strafgerichte der Verwilderung ein Ende machten.

Über die „Karinen“ hinweg ging die Sonne auf. Und wenn sich der Regenbogen über dem Zeughause, dem neuerbauten Dom und den Pappeln des „Lustgartens“ dehnte, mußte an seinen beiden sich zur Erde neigenden Enden Gold zu finden sein. Das war der Kinderglaube. Warum da nicht streben, hinauszukommen über die so enge Grenze der „Letzten“ und der „Mittelstraße“! Aber jenseits der Dorotheenstädtischen Kirche, wo die neun Paten im Kometenjahr Gevatter gestanden hatten, wurde die Orientierung abenteuerlich. Eine Freimaurerloge[2] lag dieser Kirche gegenüber. Der große Garten dieses von Schlüter im idealsten Kommodenstil gebauten Hauses zog sich wie ein Mysterium bis zur Spree und an den unheimlichen Katzenstieg hin. Hier war alles unangebaut. Nichts sah man als lange, einsame Strecken von Holzhöfen, nichts als Wiesen zum Bleichen und Trocknen der Wäsche. Die äußerste bekannte Grenze seines Horizontes nach Norden wurde dem Knaben die Artilleriekaserne, wo der Bruder in Hoffnung auf eine bald wieder ausbrechende Kampagne kanonierte, bombardierte, feuerwerkerte. Dies Kasernenleben war dem Knaben das erste selbständig sich regende „Anderssein“ außerhalb der Prinzenställe.

Die Kaserne der Gardeartillerie zu Fuß bildet ein Viereck, von welchem zwei Schenkel nach der Georgenstraße und dem Kupfergraben zu liegen. Hier eintreten zu dürfen an der Hand

bis 1871), einer der gefeiertsten Berliner Bildnismaler seiner Zeit. — [1] Wilhelm Anton von Klewiz (1760—1837) übernahm 1817 das Ministerium der Finanzen. — [2] Die Loge Royal York, Dorotheenstraße 27, wurde 1712 von Schlüter erbaut.

eines schützenden „Freiwilligen" konnte mit Stolz erfüllen. Eindruck machte hier alles. Die langen dunklen Gänge mit den numerierten Türen, in der Küche unten die Soldaten in Kitteln, Rüben schabend, Kartoffeln schälend; der Pommer, der Polack, der Schlesier, der Westfale durcheinander — denn die Garde rekrutierte sich überall. In den nicht allzu großen Zimmern befand sich immer ein Unteroffizier mit acht bis zehn Gemeinen, deren Betten am Tage übereinander aufgetürmt bis an die Decke reichten. An den Wänden entlang hatte jeder Gemeine ein Plätzchen für Uniform, Gewehr (damals trug die Artillerie noch Gewehre), Riemzeug, Schuhwerk und ein Schränkchen für seine nächsten Habseligkeiten, die Löhnung, sein Kommißbrot. Am Fenster befand sich für alles das ein freundlicherer Platz für den Unteroffizier. Unten im Hofe, meist abgeprotzt, standen die Kanonen. Stundenlanges Bewundern des „Man so Tuns" im Richten, Auswischen, Laden, Zünden. Bewundern der Donnerwetter, die dabei mit Stentorstimme von den Unteroffizieren geschnarrt wurden und desto lauter ertönten, je näher die Offiziere standen. Dies Kasernenleben erzeugt in seinen Teilnehmern eine Gemeinschaftlichkeit der Stimmung, die auf den Geist schließen läßt, dessen Offenbarungen wir in unsrer Prätorianerzeit kennen gelernt haben. Der Gemeine blickt auf den Sergeanten, der Sergeant auf den Leutnant, der Leutnant auf den Hauptmann, der Hauptmann auf den Major. Die laufende Chronik des Appells, der Wache, des Exerzierens, der Parade, des Kirchenbesuchs, des Manövers, der Revision der Armatur und Kleidungsstücke, die Ankunft von Rekruten, das Avancement erfüllen hunderttausend Seelen wie die alleinigen Fragen der Welt und des ganzen Lebens. Bewundrer unsres wieder eisern gewordenen Zeitalters finden darin ein großes Erziehungsmoment unsres Volkes, eine Rückwirkung solcher Regelmäßigkeit auf die Sitten des Lebens. Andere wollen dagegen finden, daß sich mit diesem Formalismus die Liebe zum Müßiggang einstellt und das Verlernen der Handgriffe und Fertigkeiten, die wieder zum späteren Erwerb dienen sollen. Die nachgerade für die Gesellschaft bis zum Unerträglichen gesteigerte „Arbeiterfrage" hängt mit der

allgemeinen Militärpflicht mehr zusammen, als man bisher dargestellt hat.

Durch den Bruder erschloß sich manches Kasernenzimmer, wo Familien ihren Herd aufgeschlagen hatten. Ein Unteroffizier hatte in Mußestunden wieder die Nähnadel ergriffen und war für das Wohl seiner Kameraden, zunächst seines Weibes und seiner Kinder, in aller Stille auch ein Schneider. Eine Heldengestalt, die vor der Haubitze mit kräftiger Stimme kommandierte, saß er mit untergeschlagenen Beinen und wichste den Zwirn und stichelte an einer feinen Interimsuniform für irgendeinen mit Mutterpfennigen gesegneten Fähnrich. Wie hatte der Treffliche den Schneider-Ziegenbock noch kurz zuvor verwünscht und sich verschworen, ihn je wieder zu besteigen! Da zwingt ihn das weinende Geständnis einer ehrlichen Näherin, die er liebte, sie Hals über Kopf zum Weibe zu nehmen. Um sie und seinen gesegneten Nachwuchs zu erhalten, mußte er wieder auf seinen Bock. Sein Leben wechselte zwischen Kartätschen und Nähnadeln, zwischen Bomben und besponnenen Knöpfen. Das war wirklich Prometheus an den Felsen geschmiedet! Zum Unglück wurde dem Armen, er hieß Richter, die geliebte Mutter seiner Kinder obenein krank. Eine Entzündung der Brust bekam eine gefährliche Wendung. Schon setzten die Chirurgen ihre Messer an, um die edelsten Werkstätten der Natur auf Tod und Leben wegzuschneiden. Da meldete sich ein „Wunderdoktor", ein ehemaliger Schäfer, der in der Vorstadt die Armen kurierte und die Brust zu heilen versprach. Die Chirurgen entfernten sich spöttisch. Glück schon genug, daß sie nicht die Sanitätspolizei von dem Nebenbuhler in Kenntnis setzten. Der Schäfer beginnt sein Werk, er heilt die Brust. Womit? Mit dem Balsam der Geduld. Wohl strich er auch Salben auf die eiternden Wunden, aber sein wirksamstes Kraut war treues Kommen, Gehen, Wiederkommen, Abwarten, Pflegen, Sorgen, Mühen und das ein ganzes Jahr hindurch. Die Chirurgie ist nur zu oft jene Heilkunde, der die Geduld gebricht. Sie schneidet weg, was zu heilen sie sich keine Zeit nimmt. Richter konnte zum Dank nicht mehr tun, als diesem „treuen Schäfer" für eine Pflege, die über ein

Jahr gedauert hatte, zwanzig Taler geben. Aber zwanzig Taler! Ein Krösuskapital für einen Unteroffizier — selbst bei der Gardeartillerie! Ein unerschwingliches, wenn nicht der arme Held ein Doppeltuchschneider geblieben wäre! Seinen frohen Sinn, seinen witzigen Verstand, seinen aufstrebenden glühenden Ehrgeiz, alles mußte er hingeben und Westen und Uniformen nähen und Buch führen über seine schlimmen Kunden, die sich von der Löhnung nur wenig abziehen lassen konnten. Diese Doppelexistenz trieb Richter lange Jahre, bis er Gendarm wurde — ein Belohnungs-, ein „Ruheposten"! Das sind so Lebensläufe in ab- und aufsteigender Linie[1], wie deren ringsum von dem kleinen Helden dieser Geschichte genug beobachtet und damals für ganz normal gehalten wurden.

Am Soldatenleben wurde das Poetische mehr verstanden als die Prosa. Der Wachtdienst, die Ablösung, das geheimnisvolle Mitteilen einer Parole oder der betreffenden Dienstanweisung für das zu bewachende Lokal, das weiß- und schwarzgestreifte Schilderhaus mit dem Nachtmantel, der darin aufbewahrt wurde, das ewige Forschen und Umblicken des Postens nach militärischen Honoratioren, die durch Geradestehen oder Präsentieren geehrt werden mußten, alles das war Gegenstand still andächtiger Forschung. Von manchen Wachtlokalen oder Schilderhäusern erfuhr der Knabe, daß es auf ihnen spuke oder „spieke", wie man im Volk sagt. Das „Spieken" in den Berliner Schloßgängen ist historisch geworden und noch jetzt traditionell bei allen Schloßschildwachen. Aber es spukte noch an vielen anderen Orten, wo Schilderhäuser einsam standen und die Wachen mitten in Novembernächten, unter sausendem Sturm und stürzendem Regen, von ihren Bretterhäuschen aus in „pechdunkle" Nacht hinauslugen mußten. So waren fast alle Wachen in der einsamen Gegend an der unteren Spree, wo jetzt der Hamburger Bahnhof liegt, spukhaft. Am Artillerielaboratorium, der Pulvermühle, den Pulvermagazinen, den Train- und Wagenhäusern, die alle um den jetzigen Humboldthafen lagen, lauerte nicht nur der Tod, dem ein einziger

[1] Anspielung auf den Roman Theodor von Hippels (1741—96): „Lebensläufe nach aufsteigender Linie" (Berlin 1778—81, 3 Bde.).

glimmender Funke hier eine furchtbare Feuerhochzeit hätte bereiten können, sondern auch der Begleiter des Todes, das Gespenst. Mancher junge Rekrut schnürte gern aus seinem Beutelchen einen Mutterpfennig und bezahlte ältere beherztere Kameraden, um nur nicht auf einem der äußersten Posten am Laboratorium Wache zu stehen. Die Posten hatten Nummern und wurden von der Hauptwache aus nach den Nummern besetzt. Auf Nummer sieben und Nummer dreizehn „spukte“ es gewiß. Auf Nummer dreizehn „schilderte“ einst der Bruder. Für siebeneinenhalben Silbergroschen erbot sich ein älterer Kamerad, ihm diesen Dienst, der grade auf die Geisterstunde fiel, abzunehmen. „Meine Mittel erlauben mir das nicht!“ sagte der junge Rekrut und ging entschlossen auf Nummer dreizehn. Er stammte aus der rationalistischen Zeit Berlins und wollte es mit den Geistern wagen. Ringsum lag tiefe Stille. Der junge Artillerist stützt sich auf sein Gewehr; die Nacht ist stichdunkel. Fern herüber rauschen zuweilen die Tannen. Birken schimmern geisterhaft. Ein Erdwall umgibt das pulvergefüllte Magazin. Einige Rundgänge auf ihm hin und her und das Auge immer auf etwaige glimmende Funken gerichtet. Wehe dem Wandrer, der hier etwa mit einer brennenden „Tobaks“-Pfeife oder „einem Cigaro“ (so sagte man früher — Betonung wie „Figaro“) gekommen wäre. Der rationalistische Zweifler sieht, hört nichts, geht in sein Schilderhaus, schläft ein. Ein Schlaf im Stehen währt nicht lange. Eben summen von den Kirchtürmen der Stadt zwölf Glockenschläge. Die Angst des Dienstvergehens (auf Posten schlafen!) vergrößert die Vorstellung möglicher Gefahr. Der Zweifler sieht, erwachend, ein langes, riesiges Gespenst. „Wer da!“ ruft donnernd die Furcht, die bekanntlich immer lauter schreit als der Mut. Alles ist still. Die lange, schmale Gestalt bleibt unbeweglich. Mit gefälltem Bajonett rückt der Zweifler aus dem Schilderhause vorwärts. Einige beherzte Schritte und das Gespenst ist entschwunden. Es war nicht etwa jener mit einem Laken verhüllte Kamerad, der seine siebeneinenhalben Silbergroschen zu Ehren bringen wollte, sondern ein schmaler, langer, sandiger Fußsteig, der sich zwischen dem grünen Rasen dahinzog und vom Schilderhause

aus, zumal mit schlaftrunkenen Augen betrachtet, eine perspektivische Täuschung veranlassen konnte.

Im Soldatenleben scheint, von außen aus betrachtet, alles wie über einen Kamm geschoren. Aber nach innen gibt es die bunteste Mannigfaltigkeit der Charaktere, Sitten, Lebensweisen. Man hält diese gewaffneten, buntgeschmückten Menschen für mechanisch abgerichtete, willenlose Wesen zum Verwechseln. In der Kaserne aber, im geheimen Getriebe des Dienstes treten alle Temperamente, alle moralischen Systeme in lebendigst nuancierten Exemplaren zum Vorschein. Geizhälse, Verschwender, Stoiker, Epikuräer, Lustigmacher, Melancholiker, alles durcheinander. Früh machte es dem Knaben einen eigenen Eindruck, zu wissen, daß dieser dort so steif und mechanisch marschierende Soldat gestern erst von einem Arrest aus der Lindenstraße gekommen war, jener hübsche Junge mit dem silbernen Portepee „keine Eltern hatte", weil „sein Vater ein Prinz" sein sollte; jener Leutnant, der so heiter seinen Degen schwang, „voller Schulden steckte"; jener Kapitän, der so martialisch kommandierte, zu Hause „unter dem Pantoffel seiner Frau" stand, und jener Oberst zu Pferde gar, der den runden blitzenden Hut mit Federn trug, daheim ein Liebhaber der Hühnerzucht war, der türkischen Enten, der Tauben und der Pfauen. Das Negligé aller dieser so kerzengrad zusammenhaltenden Menschen gab von jedem ein anderes Bild als das, wie er jetzt exerzierte oder mit klingendem Spiel vorüberzog an seinem König, hinter dem man, an den Pfeilern des Opernhauses sich anklammernd und wie zur „Suite" gehörig, die Parade mit vorüberdefilieren ließ. Das da ist der verhaßte, weil so gehässige Fähnrich von Haase! Das der treffliche, liebenswürdige, dem gemeinen Soldaten gegen die kleinen Offiziere immer beistehende Major! Wißt ihr alle, die ihr hier „herumdrängelt" auf den Stiegen des Opernhauses, hier unter den Larven und Bildsäulen der Musen, ihr, die ihr hier Skizzen aufnehmt zu den damals beliebten Paradebildern, die den Malern mit Gold, Roten Adlerorden und Wladimirs[1] bezahlt

[1] Russischer Zivilverdienstorden, 1782 von Katharina II. zu Ehren des heiligen Wladimir gestiftet.

wurden, wißt ihr so, wie der kleine Bursche hier, daß vor drei Tagen beim Manöver zu jener goldgelbglänzenden Kanone hinter Rixdorf die jungen Prinzen, die Söhne des Königs, herangeritten kamen und den Fähnrich von Haase arg ins Gebet nahmen? „Was bedeuten", sprach zu ihm der spätere Kaiser Wilhelm I. von Deutschland, „was bedeuten da vorn am Mundstück Ihres Kanons die beiden Buchstaben C. F.?" Fähnrich von Haase, über und über errötend, erwiderte nach längerem Besinnen: „Ich weiß nicht, Königliche Hoheit!" Prinz Wilhelm will mit seinen Brüdern, den Fähnrich bemitleidend, weiter, da sagt der Bruder des Knaben: „C. F., Königliche Hoheit, bedeutet Canon français. Dies Geschütz war erst preußisch, dann eine Zeitlang in französischer Gewalt und ist jetzt wieder unser." Die Prinzen lobten die Antwort. Aber wer hier ringsum kennt nun des dort marschierenden Herrn von Haases Rache? Das Manöver ist vorüber. Jene selben dahinreitenden Pferde, des Bruders treuer Rinaldo an der Spitze (die Unteroffiziere der Fußartillerie waren damals beritten), sollen den Staub abspülen und in die Schwemme reiten, sich auch erquicken am klar rinnenden Wasser des damals in jener Gegend noch appetitlicher dahinflutenden, schilfumrandeten Schafgrabens. Der Fähnrich von Haase kommandiert vom Ufer aus: „Da! Dort! Zum Himmeldonnerwetter, reiten Sie da, wo ich sage!" Aber der Schafgraben war auch damals schon nicht überall besser als sein Ruf. Auf jene Stelle paßte Rückerts Wort vom Berliner Unterbaum — die Spree käme zum Oberbaum herein wie ein Schwan und ginge zum Unterbaum hinaus wie ein — Rückert war aus Schweinfurt, ein gewisses Wort war ihm geläufiger. Der Bruder will weder sein Geschütz, noch sein Gespann, noch seinen eigenen treuen Rinaldo in den Morast führen, biegt von der kommandierten Stelle ab, sucht jenes klare Schwanenwasser Rückerts, findet's und ruft allen Kameraden, ihm zu folgen. Aber wehe dem aus dem Wasser mit den triefenden, erquickten Pferden Zurückkehrenden! „Für diese Ihre Insubordination werden Sie Arrest besehen!" Haase meldet den Vorfall, nicht aber das Examen des künftigen deutschen Kaisers dem Kapitän. Der Fall kommt an den Major. Jener

brave, dort eben den Degen zum Präsentieren schwenkende Herr auf dem Apfelschimmel sagt: „Herr von Haase, woher kommandierten denn Sie —?" — „Woher?" antwortete der schon wieder Examinierte. „Vom Ufer aus, Herr Major!" — „Ach so, Sie waren also nicht mit im Wasser? Künftig, wenn wir wieder manövrieren werden, soll jeder Kapitän seine Batterie vom Kirchturm aus kommandieren!"

Die Parade ist aber noch nicht zu Ende. Dort beim vierten Geschütz reitet der Bruder! Heute scheint dem Knaben beim herrlichsten Sonnenschein ein Regenschirm über ihm ausgespannt. Denn es war soeben folgende Geschichte passiert: Der Quälgeist der Kompanie, Fähnrich von Haase, läßt sich einfallen, eine Revision der Kasernenzimmer vorzunehmen. Er kommt in des Bruders Zimmer und findet unter dessen Gerätschaften einen Regenschirm. „Wem gehört dies niederträchtige Zivilmobiliar?" — „Vorläufig mir", sagt der Bruder etwas patzig. Von Haase öffnet das Fenster, will einen Akt im Stile Blüchers von Wahlstatt ausführen und den Regenschirm zum Fenster hinauswerfen. „Halt da!" ruft der Bruder. „Der Schirm gehört meiner Braut!" Von Haase, durch die kräftig zugreifende Hand des Unteroffiziers an der Ausführung eines „genialen" Einfalls verhindert, dessen Erzählung bei Josty[1] unter der Stechbahn[2] unterhalten haben würde, beschließt, den Bruder zu strafen. Er ergreift die Gewehre einiger Gemeinen ringsum, untersucht sie und findet die Reste der letzten Schüsse noch nicht getilgt. Von Haase stürmt, als wenn er eine Fahne erbeutet hätte, hinunter in den Kasernenhof; dem grade anwesenden Major wird die Meldung gemacht. Der Bruder mußte folgen. Aber wiederum unser herrlicher, trefflicher Major, der dort eben auf seinem Apfelschimmel zur Sonnenseite der Linden abbiegt! „Wie lange ist es her, Herr von Haase, daß die Leute geschossen haben?" — „Vierzehn Tage, Herr Oberstwachtmeister", antwortet ein Nahestehender statt von Haases. Haase erblaßt schon. „Und seit diesem Zeitraum haben Sie die Gewehre nicht revidiert?" fragte der Major. „Da werden Sie — Ja so", unterbrach er sich,

[1] Altes Berliner Café, heute in der Bellevuestraße. — [2] „An der Stechbahn", kleine Straße am Schloßplatz.

„wenn ich Sie jetzt mit drei Tagen Stubenarrest belegte, könnte das die französische Komödie stören, in der Sie bei Perponchers mitspielen. Morgen früh um 8 Uhr ist die ganze Kompanie hier zur Stelle! Dann werde ich selbst die Gewehre revidieren!"

O du von Haase! Schreite nicht so kühn, dilettierender Bühnenkünstler! Stolpre ja nicht! Deine Taten sind aufgeschrieben noch in anderen als nur in den Parolebüchern! Den braven Bruder wolltest du für das, trotz der französischen Komödie bei Perponchers, nicht erklärte Canon français verderben! Es geschah folgendes: Einem Schneider unter den Linden, dem du, wahrscheinlich beim Prinzen von Preußen ewig Verlorner, schuldetest, schuldete auch der freiwillige, auf bescheidenes Avancement dienende Bruder, als er nur noch „Bombardier" war. „Herr", sagtest du zu dem Verfertiger deiner eigenen reizenden Taille, „Herr, wozu haben Sie die Langmut mit solchem Bürgerpack, das es wagt, bei einem Schneider für den hohen Adel ebenfalls arbeiten zu lassen? Ehrgeizig ist der Hund, der Sohn eines prinzlichen Bereiters! Machen Sie ihm irgendwo unter seinen Kameraden eine eklatante Szene, dann ist er beschämt, sie ziehen ihn auf, ob er wohl auch von Adel wäre, dann wird er Sie bezahlen." Der vornehme Schneider bildet sich ein, eine Szene würde nirgends auffallender wirken als auf der Wache. Der Bruder hatte die Wache am Oranienburger Tor mit acht Mann, und das dicht in der Nähe der „reitenden Artilleriekaserne". Der elegante Adelsschneider von Unter den Linden tritt in die Wache, dem jetzigen Borsig-Etablissement gegenüber (sie ist abgerissen), beginnt seine Rechnung vorzulegen, mahnt. Der Bruder tut, als wär' er taub. Der Schneider erhitzt sich, lärmt. Der Bombardier trommelt auf die Fensterscheiben. Der Schneider kennt keine Grenzen, sein Zorn wächst, er schlägt auf die hölzernen Tische. Der Bombardier gibt den Kanonieren einen Wink. Der Schneider flucht. Er hatte Eile. Er wollte noch in feinster Toilette ins Opernhaus, um die Milder[1] und die Seidler[2] im Wettkampf

[1] Anna Milder-Hauptmann (1785—1838) war seit 1816 vielgefeiertes Mitglied der Berliner Hofoper. — [2] Karoline Seidler (1790—1872) war ebenfalls seit 1816 an der Berliner Hofoper tätig.

singen zu hören. „Ich muß in ‚Olympia‘[1], Herr, wann bezahlen Sie mich oder hier diese Uniform . . .“ — „Was? Um Gottes willen — eine königliche Uniform wird hier angetastet —? Ein preußischer Soldat unziemlich berührt? Und noch dazu auf der Wache?“ Der Bruder ergreift den Attentäter, öffnet eine Tür, öffnet eine zweite, drückt den Schneider in ein dunkles Loch und bedeutet ihn, dort so lange zu warten, bis die diensttuende Ronde käme, die den Störer eines öffentlichen Wachtlokals mit auf die Hauptwache nehmen würde. Der Schneider wehrt sich, kratzt, donnert an die Tür, ruft, droht; vergebens. Es schlägt sechs Uhr. Spontinis „Olympia“ hat begonnen. Bader[2] hat seine erste Arie. Der erste Adels- und Militärschneider Berlins sitzt in der dunklen Wachtstube des Oranienburger Tors und zerknittert vor Verzweiflung sein Sperrsitzbillett. Um acht Uhr kommt die Ronde, unglücklicherweise ohne Leutnant. Neue Verzweiflung. Der „Hofkleidermacher für Zivil und Militär“ hat nur die Wahl zu warten oder sich zu entschließen, mit diesen Leuten über die Straße zu gehen. Zu letzterem ist er nicht fähig. Man reicht ihm als Nahrung, was man selbst hat, Wasser und Kommißbrot. All sein Bitten erlöst ihn nicht. Erst um zehn Uhr rettet ihn der Rondenoffizier, der ihm die Freiheit gibt, ohne den Bombardier für seine Selbsthülfe zu tadeln. Am folgenden Morgen kündigte aber auch der so schmerzlich um die „Olympia“ Betrogene dem Schlechtesten seiner Zahler, dem Fähnrich von Haase, den Kredit.

Die Kompanie ist vorüber. Das Rollen der Kanonen nimmt kein Ende. Reißen wir uns los von diesen Schwänken, deren militärische Einseitigkeit in der Darstellung dem Knaben noch nicht faßlich war. In der Jugend wiegt man im Urteil nicht ab. Die Parteilichkeit der Liebe und des Hasses steht für jedes und alles ein, was sie einmal erfaßt hat, was sie einmal bewundert oder verabscheut.

[1] Die „Olympia“ wurde 1819 zum erstenmal aufgeführt. — [2] Karl Adam Bader (1789—1870) wurde 1820 dauernd für die Berliner Hofoper verpflichtet.

IV.

Die geographischen Grenzen des Kinderhorizonts dehnte nicht allein das neugierige Gelüst, sondern allmählich auch schon mancher glückliche Zufall oder eine besondere Gunst der Eltern aus. Da wurde ein neues, aus Aken[1] oder Trakehnen angekommenes Pferd eingeschirrt, ein andres für die Kabriolettfahrt eingeschult. Nun jagte der Vater um alle Tore Berlins. Man sah unbekannte Felder und Sandhügel, riesengroße Windmühlen, andere Stadttore, einsame, gräberbedeckte Kirchhöfe, ja in einiger Entfernung ragte sogar der Galgen auf. Jetzt ist er von der Eisenbahn und der neuen Strafgerichtsordnung wegrasiert.

Als der Knabe schon zur Schule ging, verführte ihn eines Tages ein Kamerad, zum Rosentaler Tor hinauszuwandern. Die Gegend war entlegen genug. Das Vogtland hatte den übelsten Ruf. Auf dem Wege dorthin lag ein niedriges altes Haus mit einem Türmchen — jetzt ist davon nur ein Denkmal, dem Begründer eines Armenhauses, Koppe[2], gesetzt, und die „Turmstraße" übriggeblieben. Das „Türmchen" stand in geheimnisvoller Wechselbeziehung zu dem westlichen Quadratflügel der Akademie. Zwischen dem Türmchen und der Akademie ging in stillem Abenddunkel ein polternder, dumpfhallender Karren. „Da bringen sie schon wieder einen!" sagte der Vater, wenn unterm Fenster um die neunte Stunde das Rollen des schauerlichen Wagens erklang. Dann war es ein Selbstmörder oder ein Hospitalit, der zur Anatomie vom Türmchen geliefert wurde, oder von der Anatomie schon geöffnet, zerschnitten und stückweise wieder zurück zum Türmchen gefahren wurde, um dort sein Grab zu finden. Diese unterm Fenster so nächtlich dahinrollende Chronik von stillen, lebensmüden oder verzweifelnden Entfernungen aus dem täglichen heitern Sonnendasein prägte sich schmerzensvoll dem Hörer ein. Der Vater „richtete" streng, die Mutter milde. Jener sah den

---

[1] An der Elbe in der Provinz Sachsen. — [2] 1708 wurde auf dem von dem Ratmann, Stadthauptmann und Armendeputierten Koppe als Begräbnisstätte für Arme geschenkten Platz ein Totengräberhaus gebaut, aus dem später ein Hospital für Arme weiblichen Geschlechts entstand.

Teufel vor dem Karren als lustigen Fuhrmann peitschen, diese blickte gen Himmel und sprach von Gottes Gnade.

Der vorwitzige, viel ältere Kamerad, der den Knaben zum Rosentaler Tor hinauslockte, behauptete, man könnte hier Einlaß finden, wenn man nur sagte, man wollte die „Leichen" sehen — an derselben Stelle, wo jetzt auf „Koppens-Platz" die Kinder spielen. Schon klingelte der Mutige an einem großen, mit Nägeln beschlagenen Holztor.

Schlorrende Tritte ließen sich vernehmen. Eine Alte, anzusehen wie eine Hexe, öffnete und musterte die Jungen mit unheimlichem Auge. Als der Führer sein Begehren nach den „Leichen" herausstotterte, schnarrte die Alte die „vorwitzige junge Brut" an und sagte, „die Leichen" wären nur für Herrschaften zu sehen. Sie würde auch nicht die Übermütigen weiter gelassen haben, wenn nicht eine unterirdische Stimme gerufen hätte: „Den Kirchhof können sie ja sehen!" Die Stimme kam aus einem Keller im Hofe. Die Knaben schossen wie der Blitz auf den großen grünen Anger, der sich sogleich hinter einer halboffenen Tür frei und ausgedehnt darbot. Hier, wo jetzt ein freundlicher Square mit Bäumen und Brunnen liegt, rings hohe Häuser stehen, Ammen und Wärterinnen mit ihren Kindern verkehren, sah man einen baum- und blütenlosen Kirchhof. Da trocknete man Wäsche, Linnen wurden gebleicht. Zur Rechten lagen Gräber. Sie waren hie und da mit dünnem verbrannten Rasen bedeckt, doch alle namenlos, ohne Kreuze, ohne den Schatten eines Baumes, den Schmuck einer Blume.

Aber inzwischen waren „Herrschaften" gekommen, um „die Leichen" oder, wie sie jetzt hießen, die „Muhmen" zu sehen, „Mumien", wie erst in späteren Jahren verstanden wurde. Die Mumien des Türmchens in der Hospitalstraße waren ausgedörrte, nicht verweste alte Leichname. Wir Knaben schlossen uns schnell an. Der Totengräber öffnete einen Keller, in diesem einen alten Sarg und zeigte auf zwei braunlederne, wie von Wäscherinnenhand „zusammengewrungene" große Lappen, die einst Menschen gewesen sein sollten. Beklommen und doch neugierig traten die Knaben näher und schüttelten sich vor Entsetzen über Menschen, die man wie gefrorne große Waschlappen

hätte aufgreifen und sich damit jagen können. Der Totengräber versicherte wenigstens, diese „Muhmen“ wären so leicht wie „Flederwische“. Nach Entrichtung eines Trinkgeldes von seiten der „Herrschaften“ wurde der Rückzug angetreten.

Nun ging's zum Rosentaler Tor hinaus. Wie ging es an ein Ausmalen des Gesehenen! Die Mumien wurden jetzt die schönsten und gefälligsten Gestalten von der Welt und noch „wie lebendig“. Der Schauer, sie gesehen zu haben, wurde ins Großartige übertrieben. Da war man denn, wie unwissentlich und gut vorbereitet, am Galgen angekommen. Noch kürzlich war auf ihm ein Mörder namens Jakobi „gerädert“ worden. Ja, in Wahrheit, man nahm das Ermorden anderer Menschen früher ernster! Auge um Auge, Zahn um Zahn! Die Statistiker sagen die Unwahrheit, wenn sie durch Zahlen beweisen wollen, die Todesstrafe schreckte nicht ab.

Der Galgen stand einige Schritte von der Scharfrichterei entfernt. Auf einem steinernen Unterbau erhoben sich drei hohe Balken, die oben zu einem Dreieck vereinigt waren. Ringsum lagen die Korn- und Kartoffelfelder mit blauen und roten Blumen, die Lerchen jubelten, nichts sah man von Raben oder anderm Galgengeflügel. Der Kamerad war vorwitzig. Er forderte seinen jüngeren Gefährten auf, mit ihm die steinerne Plattform zu besteigen. Da jedoch bei diesem die vom Vater mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit der Schilderung wacherhaltene Erinnerung an den geräderten Jakobi zu abschreckend war, so ging der Verführer allein, ungeachtet ihn der Jüngere angelegentlichst bat, den Frevel zu unterlassen. Der Freund verlachte alle Bedenken, sprang auf die steinernen Stufen und rief wie ein Essenkehrer aus seiner Schornsteinluke heraus ein prahlendes, lautschallendes „Hoho!“ mitten auf dem Galgen, an derselben Stelle, wo Jakobi gerädert wurde. Dann sprang er mit einemmal hinunter. Es mußte ihm etwas in die Quere gekommen sein. Nicht die Vorstellung seines ominösen Beginnens schien es gewesen zu sein, sondern der volle, gewaltige Rundblick über all diese Felder, Windmühlen, Häuser, Türme hinweg. Er hatte prahlend und laut sprechen wollen. Da blieb er stecken wie einer, der „vom Platze“ ganz sicher spricht,

aber „von der Tribüne aus" sich nicht sammeln kann. Louis wurde auf dem Heimweg einsilbig. Lange hat sein zaghafterer Gefährte das Gefühl nicht bemeistern können, daß sein Freund von dieser Versuchung noch etwas davontragen würde. Er geriet in der Tat auf irrende Bahnen, wurde ein wilder Bube, der seinen Eltern trotzte, sie sogar schlug. Immer dachte sein früherer Kumpan an das herausfordernde „Hoho!" auf dem Galgen und wagte nicht, davon anderen, die dem Wildling ein schlimmes Ende prophezeiten, zu erzählen. Aber die Orakel lügen. Louis wurde Schlosser, trat in die königliche Eisengießerei vorm Oranienburger Tor als Maschinenarbeiter und brachte es durch Talent und geändertes Betragen bis zum Ziseleur. Leider verhob er sich an einem schweren Eisenblock und fing trotz seiner Riesennatur zu kränkeln an. Seine allgemein anerkannten Verdienste erwarben ihm dennoch eine Berufung nach Schlesien auf die Zinkwerke des Grafen Henckel. Louis wurde einer der zuverlässigsten, bravsten Werkführer, heiratete, tat Gutes, auch an seinen früher von ihm geschlagenen alten Eltern, die ihm vergeben hatten, siechte jedoch hin und starb in der Blüte seiner Jahre.

Wir übersprangen einen längeren Zeitraum — (im ersten Kindesleben zählt ein Jahr für zehn, im Jüngling ein Jahr für fünf, im Mann eins für eins, im Greise ein Jahr kaum noch für drei Monate) zurück also zur ersten, halb bewußtlosen Altersstufe!

Die Gegend vor dem Oranienburger Tor war die früheste sichere Eroberung des jungen Kolumbus. Vom unheimlichen Vogtland, der damaligen Höhle des Pauperismus, zogen sich einsame, endlos scheinende Sandflächen bis nach Tegel hin, wo die Geister der Wöllner-Periode[1] „dem dicken König" Mut zu religiösen Reaktionen eingespukt hatten. Da lag der Gesundbrunnen und eine Saharawüste, die man den Wedding nennt, auf dessen tief im Sande angelegten Laufgräben, Schanzen, kleinen Belagerungsforts die Artillerie zu exerzieren pflegte

[1] Johann Christoph von Wöllner (1732—1800), preußischer Staatsmann, war seit 1788 Staats- und Justizminister und Chef des geistlichen Departements. Er begünstigte die lutherische Orthodoxie und erließ 1788 das berüchtigte Religionsedikt.

und jährlich an jedem dritten August oder „Königsgeburtstag" ein Feuerwerk abbrannte, bei dessen Licht- und Farbenzaubern, Kanonenschlägen, Transparentinschriften der Bruder des Bombardiers, spätern Unteroffiziers, Feuer- und Oberfeuerwerkers nicht fehlen konnte, so sehr ihm dabei vor Müdigkeit beinahe die Glieder zusammenbrachen. Auch die Nordwestseite Berlins wurde erforscht. Überall, wo jetzt neue Straßen und Stadtviertel erstanden sind, lagen sonst Wiesen, Hecken, Kornfelder, Holzhöfe und teilweis innerhalb der Ringmauern der Stadt. Er bewunderte einen „Apollosaal", das schwache erste Vorbild der jetzigen Tempel bacchantischer Lust. In der Nähe erhob sich an der Panke die erste Anlage jener königlichen Eisengießerei, die den Anfang eines ganz dem Maschinenwesen gewidmeten Stadtviertels bildete. Immer unruhiger wurde es um die stille Zurückgezogenheit des dem „Laeso, sed invicto militi[1]" gewidmeten Hauses, wo Friedrichs des Großen Invaliden ihre hölzernen Beine im Sonnenschein ausstreckten oder wohin sie vom Betreiben einiger Gewerbe zurückkehrten, die sie in der Stadt, wenn auch blind oder einarmig, betreiben durften, z. B. den Handel mit Binsen zum Ausräumen der Pfeifen. Da lag die schreckenerregende „Charité", das große von Friedrichs des Großen Vater so benannte Krankenhaus, das dem Volke wie alle Krankenhäuser gleichbedeutend mit dem Vorzimmer des Todes war und auch darum dem Kinde so schreckhaft erschien, weil die Sage ging, seine Toten würden in „Nasenquetschern" begraben. So nannte das Volk Totenladen, denen kein Maß nach der Beschaffenheit der Leiche genommen wurde. Sie mußten passen, wenn auch beim Zunageln des Deckels die Nase zugrunde ging. In den Garten der „Narren" wagte der Knabe zuweilen einzublicken von der Tierarzneischule aus. Diese großen Parkanlagen existieren nicht mehr. Links von der Friedrichsstraße abseits betrat man ein Tor, das in eine anmutige Wiesengegend führte, durch die sich eine Allee von Kastanienbäumen zog. An der Stelle, wo jetzt die Couplets des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters gesungen werden,

[1] „Dem verwundeten, doch unbesiegten Soldaten."

wurden sonst kranke Pferde obduziert, tierische Mißgeburten ausgebälgt, einst sogar ein großer, in voller Verwesung begriffener Walfisch zur Schau gestellt. Diese geheimnisvolle, den kranken Tieren gewidmete Gegend grenzte an einen Garten, wo die Geisteskranken hin und her rannten, aus Büchern laut lasen, zuweilen boshaft auflachten, schnöde sich einander maßen und angrinsten oder auch still mit dem Spaten im Boden gruben und weltliche oder geistliche Lieder sangen. Die Astlöcher der Bretterwand erlaubten dem Knaben den Durchblick; aber die Bosheit manches Tollen, der die Lauscher bemerkte, konnte arge Verwundungen herbeiführen. Die Narren lauerten mit Nadelspitzen, Holzsplittern, Sand, um die neugierigen Augen der übermütigen Vernünftigen zu strafen.

Immer mehr wuchs die Kenntnis der lärmenden, menschengedrängten innern Stadt. Heu und Stroh holen zu helfen vom königlichen Magazin an der Waisenhausbrücke, war eine Lust. Ein solches schwankendes und doch sichres Thronen auf dem hochbeladenen Wagen mit vier stattlichen Rossen war ein Siegeszug. Oder es ging in die Alexanderstraße, wo sich neben dem unheimlichen „Ochsenkopf", dem Arbeitshause der Bettler, Vagabunden und rettungslos Verkommenen eine große Brotbäckerei erhob, wo die Kommißbrotlaibe wie Mauersteine aufgeschichtet standen, auch wie Mauersteine beim Bauen von Mann zu Mann geworfen und ebenso aufgeladen wurden. Das Hungerjahr 1817 machte den Knaben wöchentlich zweimal zum Träger eines solchen mehre Pfund schweren Brotes. Die innere, stoßende und drängende Stadt, die handelsreiche Königsstraße, das altertümliche Rathaus mit dem Prangerhalseisen, das damals noch betrügerischen Bankerottierern in Aussicht gestellt werden konnte, die düstre Stadtvogtei, der Mühlendamm mit seinen mehlbestreuten Kolonnaden, die alten ehrwürdigen Kirchen Nikolai und Marien, der freundlich-heitere Spittelmarkt mit seinen Obstverkäufern, runden Fischfässern, Buden, Vogelverkäufern, Kaninchenfütterern und seiner Bürgerschützenwache, deren Hauptquartier, der Schützenplatz, eine Art Jahrmarkt von Plundersweilern war, wo gewürfelt, gezecht, gesungen, gedrehorgelt und manche Mordtat von der

bemalten Leinwand erklärt und dicht über die Toten der rings-umliegenden Kirchhöfe hinweg nach dem „Vogel" geschossen wurde; der Dönhofsplatz mit seinen langen, damals noch auf ihm einexerzierten Soldatenreihen; die Jakobsstraße und der Durchgang über den pappelbepflanzten, holunderbuschreichen Friedhof der Luisenkirche hinüber in das gelobte Land der damaligen Jugend, die Hasenheide der Jahnschen Turner; das „Rondeel" am Hallischen Tor mit seinem jetzt verklungenen Echo; die schweigsam-ehrwürdige, totenstille Lindenstraße mit ihrem wie ein delphisches Orakel so heilig gehaltenen Kammergericht; das Köpnicker Tor mit seiner vereinsamt liegenden und deshalb ohne Zweifel das Schweizerheimweh und das Desertieren befördernden Neufchatellerkaserne[1]; das jenseitige Spreeufer mit seinen endlosen Gassen, wenn man den Stralower Fischzug-tummelplatz erreichen wollte — und all diese breiten Flächen durchzogen von so vielen geheimnisvollen Gärten mit hohen Mauern oder Zäunen, die allerlei vornehme poetische Idylle, Landhäuser, behagliche Existenzen verbargen — die zahllosen Brücken, hie und da manches grau Altertümliche, Rokoko-Geschnörkelte mit Hermensäulen, Karyatiden, steinernen Helmen und Medusenköpfen, so viel Unbenennbares, wenigstens dem Kinde Anonymes und, wenn es einen Namen hatte, doch Unverständliches — alles das deshalb eine so reiche, vielbewegte Welt, weil damals die Hauptstadt in ihrer gewaltigen bequemen Ausdehnung nirgend etwas imposant Großstädtisches hatte, wie Paris oder London oder auch seine jetzige Außenseite, sondern sich in dieser reichen Mannigfaltigkeit selbst von einem Kinde traulich und gemütlich übersehen ließ.

Mit ganz besonderen reizenden Schauern erfüllten des Knaben Herz drei entlegenere Örtlichkeiten, das Dorf Schönhausen, die Sommerlustresidenz Charlottenburg und die Festung Spandau. Die Umstände, unter denen diese Orte gesehen wurden, waren keine gewöhnlichen und führen wieder in die engere Familiensphäre der Hohenzollern zurück.

[1] Das ehemalige Fürstentum Neuenburg, franz. Neufchâtel, gehörte 1707—1806 und 1814—57 zu Preußen.

V.

Jener Prinz, in dessen Diensten beide Schulmeisterwaisen standen, der Maurer und der ehemalige Schneider, wohnte des Sommers in Schönhausen, einem kleinen, hinter dem Dorf Pankow bei Berlin gelegenen Schlosse. Von einem Parke eingefriedigt, der seine Alleen, Bowlinggreens, Blumenterrassen, Wasserfälle, kleinen Springbrunnen, seine künstlichen Felsen und von Birkenholz gezimmerten Brückchen hatte, wie nur im größeren Stil ein Park von Kassel, Stuttgart oder Versailles, hatte dies Schlößchen ehedem zum Aufenthalt der Gemahlin Friedrichs des Großen[1] gedient, einer Braunschweigerin, die in den ihr aufgedrungenen und mit sanftester Weiblichkeit ertragenen Mußestunden französisch zu schriftstellern versuchte, während sie, die Schwester der Amalie von Weimar[2], kein deutsches Wort orthographisch schreiben konnte. Dem Schlosse gegenüber lagen Wirtschaftshäuser, die zur Hofhaltung gehörten. Ringsum lagen nichts als Felder, Wiesen, Dörfer, wie eben die märkischen Dörfer sind, mit Stroh- und Schindeldächern, mit großen Wassertümpeln in der Mitte für die Gänse und die Dorfjugend, mit einer freundlichen, oft uralten Kirche. Die herrlichen Eichen am Parkrande sollten schon allein zu einer kaiserlicheren Erhaltung Schönhausens auffordern.

In diese Herrlichkeit ging es schon des Morgens in aller Frühe. Zwar nicht in einem Staatswagen, aber auch vor einem Wirtschaftswagen holten die mutigen edlen Rosse kräftig aus. Eine herrliche Fahrt, wenn sich die blühenden Kastanienbäume der von Berlin abführenden Allee damals noch fast zu einem Dache zusammenschlossen. Auf Naturleben, Lerchen, Amseln, Kuckuck zu achten, hatte des Vaters Beispiel jederzeit gelehrt. Unvergeßliche Tage der Freude! Alles ringsum still,

---

[1] Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern (1715–97), seit 1733 mit Friedrich dem Großen vermählt, lebte meist auf dem Schlosse Niederschönhausen bei Pankow; sie verfaßte Moralschriften in französischer Sprache. — [2] Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar (1739–1807), Mutter von Karl August, war die Tochter Herzog Karls von Braunschweig-Wolfenbüttel und der Philippine Charlotte, der Schwester Friedrichs des Großen. Elisabeth Christine war also nicht ihre Schwester, sondern ihre Tante.

feierlich, morgenfrüh, sonntagsweihevoll. In Pankow schnurrte schon die Orgel in der kleinen, erst jetzt wieder neu erbauten Kirche. Der Onkel empfängt die Ankommenden unter einem Heck von weißem Flieder, das sich an den gelbgetünchten Wänden der Dienstwohnungen hinzog und die Aussicht nach den Kirschbäumen von „Deutsch-Buchholz" bot. Wie brannte die Sonne! Wie summten die Käfer! Wie klopfte das Herz, als im Freien der Tisch gedeckt wurde und aus blendweißem Prinzenporzellan mit gemalten goldenen Wappen Reis in Milch oder gar eine Tafelreliquie verzehrt werden konnte. Hier waltete ein Arkadien. Der Mensch ging mit dem Menschen. Alles war Idylle, selbst bei den Bewohnern des von dem intriganten Schweden Eosander von Goethe[1] erbauten, durch Friedrichs des Großen Gemahlin vielfach veränderten Schlosses. Damals, als es hier Orangerien und Fasanerien gab, wurde selbst Seidenbau betrieben. Von letzterem hatten sich nur die Maulbeerbäume erhalten. Die Prinzessin lud die Dorfkinder von Schönhausen ein und ließ sie mit den eigenen Söhnen und Töchtern auf einige Stunden Kameradschaft schließen. Wenn die Lakaien den Bauernjungen die Nasen geputzt und die Kammerjungfern die Mädchen untersucht hatten, ob sie ordentlich gewaschen und gekämmt waren, durfte der Troß mit den größeren und kleineren Hoheiten an langgedeckten Tischen frischgestrichene Buttersemmeln verzehren, Milch trinken oder Kirschen und Birnen essen. Gewiß wird in dieser Form das Talent zur Herablassung bei den Großen herangebildet; ob aber auch wahre Demut und Bescheidenheit, läßt sich bezweifeln. Wenn arm und reich, gering und vornehm zusammen gehen, so tobt sich der Necksinn, der Haschegeist der Jugend bei den letzteren allein aus. Der Vornehme erhält die erste Gelegenheit, seine Kraft, sein Vorrecht zu üben. Die Unbill der jungen Löwen müßte schon besonders wild und übermütig werden,

[1] Johann Friedrich Eosander Freiherr von Goethe (1670—1729) trat 1714 als Generalmajor in schwedische Dienste. Er hatte an Schlüters Sturz hauptsächlich mitgewirkt und als dessen Nachfolger im Amte des Schloßbaudirektors eine kostbare Sammlung von Miniaturen und sämtliche Zeichnungen Schlüters aus dem Schloßbauarchiv entwendet, die später bei der Entdeckung nur zum kleinen Teil wiedererlangt werden konnten.

wenn die zuschauende Brille des Hofgelehrten bei einer Gewalttat den Ausschlag nach der leidenden Seite hin geben sollte. Und mit dem fünfzehnten Jahre hört auch all diese angebahnte „Popularität“, dieser Umgang mit Menschenspielzeug auf. Dann bekommen die jungen Göttersöhne „ebenbürtige“ Gesellschaft, und grade umgekehrt — wäre besser gewesen. Bei erwachender Kraft sogleich Aufforderung zur Selbstbeschränkung, im ersten Vollgefühl sogleich der Bruch durch feinere Spielkameradschaft, die sich nicht unbedingt ergibt, sondern zu wehren versteht, und dann dem gereiften Jüngling Bauern- oder Bürgerknaben — als Einblick in die Werkstätten der Arbeit und zum Studium des wirklichen Lebens!

In Prinzessin Marianne wohnte ein idyllisch-poetischer, gemütvoller Sinn. Die hohe Dame, aus Süddeutschland gebürtig, hätte am liebsten allzeit im Freien gelebt unter dem blauen Himmelszelt und wäre auf Wiesenteppichen durchs Leben gewandelt. Wenn irgend möglich, so wurde ihre Tafel unter einigen Orangebäumen und Blumenterrassen an der Gartenfront des kleinen dumpfdüstern, etwas feuchten Schlosses aufgeschlagen. Sie trat gern mit werktätiger Teilnahme mitten ins Leben der Armen hinein und suchte dabei für christliche Wiedergeburt zu wirken, die damals immer mehr im Preise stieg. Diese Prinzessin hat viel zu verantworten für die Zeit des preußischen Abwärtsgehens von den Bahnen des Lichtes und des Fortschritts. Solche hochgestellte Günstlinge des Glücks haben gut reden von Wiedergeburt! Bei ihnen sorgt selbst für das Prinzip der Entsagung die Kunst, der Luxus. Die einen dekorieren ihre Zimmer mit frivolem Tande, die anderen im nazarenischen Geschmack, wofür aus Gold, Silber, Bronze, Sammet, Seide, Holz genug Kostbarkeiten geschaffen werden. Die Großen haben leicht ausrufen: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen!“ Der Herr schmückt ihnen ihr Haus mit Kruzifixen von Silber, Breviarien mit Miniaturen, Bibeln mit Handzeichnungen, bunten gebrannten Fensterscheiben, geschnitzten Betstühlen aus Jakarandenholz. Sammetpolster erleichtern das Knieen. Fransen spielen um die zum Beten gekreuzten Hände. Der vornehme Pietismus kann auch an

Pascal[1], Paul Gerhardt, Angelus Silesius[2] ein allgemein-literarisches, poetisch-gestimmtes Interesse, wie nur an Goethe und Jean Paul, nehmen, während Schmolke[3] und Arndts[4] wahres Christentum für die geistige und leibliche Armut ganz anders wirken als Pascal, Paul Gerhardt, Angelus Silesius für die vornehme Bildung. Friedrich Wilhelm IV., unter seinen Kupferstichmappen, seinen Grundrissen zu byzantinischen Bauten, dem Studium des Puseyismus[5] und der anglikanischen Kirche hingegeben, befriedigte mit diesem exklusiven Geschmack ein spezifisch anderes Bedürfnis seiner innersten Natur, als sein Volk mit dem Oberkirchenrat, der Gemeindezucht und der Sonntagsfeier oder der Arme mit seinem Porstschen Gesangbuch[6] befriedigen soll. Die grünen Pfingstmaien, die das Haus des Armen schmücken, werden nicht von jenem Zedernbaum gebrochen, unter dessen Schatten sich die exklusive Bildung in reizendster Geistigkeit gehoben fühlt. Euch tischt der Pietismus goldene Früchte in silbernen Schalen auf, dem Armen auf kahlem Sandboden nur die ewig dürren Tannenzapfen der Entsagung!

Freilich beißen Heuchelei und — zugegeben — der Fanatismus auch auf solche Tannenzapfen an. Was wird nicht in der Nähe der Großen geheuchelt und gelogen! Diese Fürstin mahnte jeden zur Bekehrung. Sie fuhr aus einer pietistischen Predigt in die andere. Bei Schleiermacher sah man sie nicht. Wie schlugen die Sünder ihre lügenhaften Augen vor ihr nieder, andere Wiedergeborne wieder entzückt empor! O wohl! Eine einzige gute Seite läßt sich der Heuchelei nicht absprechen. Sie mildert wenigstens zum Schein die Sitten; sie läßt einen Menschen herauskehren, der seine Leidenschaften bezwingt. Die Großen brauchen lange, bis sie den faulen Grund um sich her,

[1] Vgl. S. 262 dieses Bandes, Anm. 1. — [2] Angelus Silesius, eigentlich Johannes Scheffler (1624—77), Minoritenmönch, Verfasser vieler geistlicher Lieder. — [3] Benjamin Schmolck (Schmolke; 1672—1737), evangelischer Kirchenliederdichter. — [4] Vgl. S. 262 dieses Bandes, Anm. 4. — [5] Eine dem Katholizismus zugewandte Richtung in der englischen Staatskirche, benannt nach ihrem Hauptvertreter Eduard Bouverie Pusey (1800—82). — [6] Johann Porst (1668—1728); sein Gesangbuch „Geistliche Lieder", das zum erstenmal 1708 erschien und bald in der ganzen Mark Brandenburg eingeführt wurde, ist in moderner Redaktion in manchen Gemeinden noch heute im Gebrauch.

die Lüge und Verstellung erkennen; ja sie wollen auch lieber alles ununtersucht lassen, wenn nur nicht die Täuschung von selbst sich aufdrängt und die Heuchler, denen Güte und Vertrauen die meisten Wohltaten geschenkt hatte, sich zuletzt so scheußlich undankbar und als gemeine Betrüger enthüllen. Von dem Tage an, wo die hohe Herrin pietistisch wurde, trat in ihrem und ihres Gatten Hofstaat, von den hohen Regionen bis in die untersten, Veränderung über Veränderung ein.

Auch hier hatte der Apokalyptiker den richtigen Maßstab. Vom Frommsein der Großen machte er nicht viel Wesens. Wenn an der Spittel- oder Georgen- oder Böhmischen Kirche die Karossen dicht gedrängt standen, so daß die Armen kaum zur Tür hineinkonnten, lächelte er über so viel geputzte Herrlichkeit und kam auf die Pharisäer zurück und den Spruch vom Nadelöhr, durch das eher ein Kamel hindurchginge, als daß ein Reicher ins Himmelreich käme. Er erklärte, wohl den Wahn der Großen zu kennen, daß sie sich einbildeten, dermaleinst auch im Himmel, wie in der Spittelkirche, die ersten Plätze reserviert zu bekommen. Sehr verdächtig war ihm die neue Hof- und Dom-Agende mit ihrer katholisch anmutenden Liturgie[1]. Auch darin witterte er etwas von den geheimen Künsten der „Propriande", die immerfort im geheimen wühle und nicht eher ruhen würde, bis nicht „in Berlin ein römischer Bischof säße". Sind diese apokalyptischen Zeiten nicht schon da?

Charlottenburg und die Feste Spandau wurden dem Bruder zuliebe besucht, der alle zwei Jahre dort in Garnison stand. Diese Reisewanderungen begannen gewöhnlich Sonntags in erster Morgenfrühe. Grau und leichenhaft lag noch die scheidende Nachtdämmerung auf allen Straßen; sogar der weltberühmte Berliner Staub war vom Tau niedergeschlagen. Durch den grünen Kastanienwald der Universität schimmerte ein lichter Streifen, der purpurrotgelbe Herold der Sonne. Schlimme Vorbedeutung, wenn auf dem nahen „Hühnerhof", neben dem jetzigen chemischen Universitätslaboratorium, die Hähne krähten. Dann konnte es Regen geben. In solchen

[1] Vgl. S. 20 dieses Bandes, Anm. 3.

Fällen vertauschten sich die Charaktere der Eltern; der Vater wurde Optimist, die Mutter Pessimist. Unter den Linden, in den Palästen der Vornehmen lag alles noch im tiefsten Schlummer, selbst diejenigen Läden, die sich am ersten zu öffnen pflegen, die der Bäcker, waren noch geschlossen. Im Tiergarten zwitscherte es von allen Zweigen. Die breite, wohlgepflegte Kunststraße entlang ziehen sich rechts und links niedere Wege, die in frohem Gleichschritt erwartungsvoll durchmessen wurden. Durch die Säulen des Brandenburger Tores mehrte sich die Glut der erwachenden Sonne. Die Hähne hatten unrecht gehabt. Es gibt das herrlichste Wetter. Der Tiergarten, wildverworren, sumpfig-üppig, wurde noch von einem Herrn Fintelmann, nicht dem Parkologen Lenné[1] beherrscht. Hinter dem früheren „Venusbassin", späteren prosaischeren Karpfen-, dann Goldfischteich, linkerhand vom Wege, wucherte es von Schafgarben, Winden, Farrenkräutern, Schierling und Wolfsmilch. Es war die volle Vegetation des Sumpfes. Eidechsen huschten unter den hohen Gräsern dahin. Rechts hatte man den Blick nach dem Schloß Bellevue, das sogar Delille[2] besungen hat, mit der vielbewunderten bronzenen Kanone, welche Prinz August (ein berühmter Held auch in der Prusse galante)[3] eigenhändig von den Franzosen erobert haben soll. Nun kam das freundliche „Rondeel", das mit einigen finger- und nasenlosen Sandsteinfiguren geziert war und vom Volke „die Puppen" (hochdeutsch „die Pupfen") genannt wurde, sonst aber schon zu Knobelsdorffs[4], des Tiergartenschöpfers, Zeiten poetischer der „große Stern" hieß. Rings geschnittene Hecken. Die Grenze Bellevues bezeichnete ein erhöhter chinesischer Pavillon, im Volke „Regenschirm" genannt. Weiter schreitend mehrte sich die

---

[1] Peter Joseph Lenné (1789—1866), Landschaftsgärtner, wurde 1816 nach Sanssouci berufen und 1854 zum Generaldirektor der königlichen Gärten ernannt. — [2] Jacques Delille (1738—1813), französischer Dichter; Gutzkow bezieht sich hier wahrscheinlich auf sein trockenes Lehrgedicht „Les jardins ou l'art d'embellir les paysages". — [3] Friedrich Wilhelm August, Prinz von Preußen (1779 bis 1843), zeichnete sich wiederholt in Feldzügen aus; er hinterließ nur illegitime Kinder. — [4] Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff (1699—1753), anfangs Offizier, widmete sich nach seinem Abschied der Malerei und Baukunst; mit Friedrich dem Großen befreundet, erbaute er Sanssouci und das Opernhaus und legte den Tiergarten an.

Sumpfvegetation. Lazerten, Frösche huschten vor den Frühwanderern in ein Dickicht, wo auf moorigem Boden die fächerpalmartigen Farrenkräuter sich streckten, die lockenden Blüten der giftigen Aaronswurzel auf schwarzbraunem Stengel sich wiegten, gelbweiße große Pilze sich von einem inzwischen abgebrochenen grünen Wandersteckеn eine rasche Zerstörung gefallen lassen mußten. Endlich war der Schlagbaum der Wegegeldabgabe erreicht. Hier hatte noch vor kurzem ein Wagenlenker des Königs, anfahrend an Säulen, die nicht mehr vorhanden sind, den Hals gebrochen. Dieser Unfall wurde vom Vater in den kleinsten Details und ganz so erzählt, wie die Mutter seine schauerliche Ausführlichkeit und allzu lebhafte Phantasie „in den Tod nicht leiden konnte". Schon blitzten inzwischen die Sonnenstrahlen mit voller Kraft und vergoldeten Charlottenburg, wo sich bereits Leben zeigte. Rüstete sich doch der fast ganz aus einstöckigen Häusern bestehende Ort, in seinen Wirtschaften und Tanzböden die Gäste der großen Residenz zu empfangen. Eben öffneten sich die Jalousien der „Sommerwohnungen", die Blumen vorm Fenster, die Lieblinge jener Epoche, die Hortensien, wurden erfrischt, die Wege vorm Hause wurden gegen den drohenden Sonntagsstaub im voraus benetzt. Links belebte sich der große Platz, wo der berühmte Kolter seine halsbrechenden Seiltänzerkünste zeigte. Die Bäckerläden sind offen! Vorräte für Spandau werden vom noch heißen Brett gekauft! Wie knisterte das warme gelbe Brot! Wie wird die Ware von Charlottenburg gerühmt, verglichen mit Berlins so „elender"! Wie wird die Berliner Bäckerinnung als die selbstsüchtigste, hochmütigste und „bredalste" (brutalste) aller Berliner Gilden nächst der Schlächter- und Brauerinnung attakiert! Das stolze Schloß zur Rechten mit seinem grünen Kupferdach und der goldnen Krone unterbricht diese mit den baldigen Strafgerichten der Polizei drohenden Vergleiche. Schlüter und Eosander von Goethe bauten es gemeinschaftlich, obschon sie sich haßten; für den Knaben aber lag die ganze Herrlichkeit dieses Schlosses nur in einer Gartenglocke, die in einem Teiche des daran gelegenen Parks alte, bemooste Karpfenhäupter auf den oberen Wasserspiegel

lockte. Aber diesmal gab es hier keine Rast. Immer vorwärts, und immer zu Fuß! Zwei Meilen hin und zwei Meilen am Abend zurück —! Die Trompete aus den linksliegenden Ställen der helmbebuschten, zu Charlottenburg in Garnison liegenden Eisenreiter gibt Mut —! Morgenreveilletöne — ach! ob in Kirchenvigilien oder im zweiten Akt von Méhuls[1] „Joseph in Ägypten" oder wie hier bei den Kriegern — wie rufen sie so beredsam zum Leben auf —! Die Reveillekadenz der damaligen Berliner Signalhörner, erst aufsteigend, dann sich senkend, dann lang hingezogen und in den Sonnenaufgang hinein melancholisch verhallend, ist des Knaben erste musikalische Erinnerung. Hier bei den Reitern hatte die Trompete nicht den schönen Tonfall wie das Signalhorn von der Königswache in Berlin herüber durch den Kastanienwald hindurch. Aber! Vorwärts! Vorwärts! Keine Träumerei! Es geht den Sandberg hinauf, der jetzt als „Westend" für die Berliner ein Paradies geworden ist, wenigstens in den Prospekten der Aktienbaugesellschaften. Damals existierte noch nicht einmal die Chaussee, von welcher man erzählte, daß ein gewalttätiger bürgerlicher Gutsbesitzer, der vielberufene Grützmacher, der im Jähzorn einen Knecht erschlagen hatte, zur Ablösung der Strafe sie hätte erbauen müssen. Die mühselige Wanderung über diese sandige Steppe, diese dünngesäeten Kornfelder, diese unabsehbaren Kartoffeln! Das ist wahr, die Lerche sang so gut wie auf der Goldnen Aue in Thüringen. Sie hob sich, schwebte, wirbelte nieder und machte Mut, tapfer auszuharren. Hinter einer großen, einsam gelegenen Windmühle kam endlich eine Waldstrecke, die gegen den nun schon immer heißeren Sonnenstrahl Schatten bot. Nur Tannen, nur Birken sah man, aber sie standen dichtgeschart. Über ihre knorrigen, aus der Erde starrenden Wurzeln hinweg schritt sich's so wohlig. Hier, wo sich der Buchhändler Schäfer, geadelt als Herr „von Schäfer-Voit", von den Erträgnissen seines Modejournals „Bazar" eine Villa erbaut hat, war für den Knaben die klassische Stelle, wo der Bruder, von Berlin

[1] Etienne Nicolas Méhul (1763—1817), einer der bedeutendsten Opernkomponisten der Empirezeit. Seine bis heute zugkräftige Oper „Joseph und seine Brüder" erschien 1807.

nach Spandau wandernd, trotz seiner Uniform von „Räubern" angefallen wurde und sich erst mit dem Säbel hatte Weg bahnen müssen. Endlich öffneten sich die Niederungen zur Spree, die sich mit gefälligster Waldumkränzung darbietet. Vom „Spandauer Bock" (oder „Bug" oder „Beuge" —?) ging der Weg abwärts und bot in den sich senkenden Baumgruppen, durch welche die Sonnenlichter, die grünen Wiesen, die Wogen des Flusses und schon die Türme Spandaus mit ihren goldenen Zifferblättern blitzten, während links der Wald an Dichtigkeit zunahm und emporstieg zur „Bergkette" der Pichelsberge, einen malerischen Anblick. Nun ging es quer um Heck und Zaun herum über die Wiesen, wenn diese trocken waren. An einem langen Erdwall wurde stillgehalten. Hier, unter Hunderttausenden weißer Sternblümchen, lagen die gefallenen jungen Freiwilligen, die 1813 Spandau von den Franzosen säubern wollten. Schon läuteten die Glocken der bald erreichten Stadt herüber zur Kirche. Rechts lag die wasserumgürtete, uralte, von Italienern, unter Leitung des florentinischen Grafen Lynar[1], erbaute Festung mit der schwarzweißen Fahne. Der Fluß, malerisch umkränzt vom dunkeln Grün der Jungfernheide, belebte sich mit kleinen Booten. Die größeren „Schifferkähne" hielten Sonntagsrast um die schwarzweiß bemalte Zugbrücke, die endlich in die Stadt führte, deren Tor ein gewaltiger Turm schützte. Knabenphantasie dachte sich ihn über und über mit Pulver gefüllt. Der Vater öffnete sogleich den Deckel seiner Pfeife, schüttete vorsichtig die Asche in den Zusammenfluß der Spree mit der Havel, steckte den noch heißen Pfeifenkopf ein, wünschte dem Brückenmeister einen frisch aus Berlin gekommenen „Guten Morgen!", und wir waren in Spandau.

Diese mühselige vierstündige Wanderung mit Weib und Kind, mit Verwandten und allerlei liebendem Anhang! Und abends wieder zu Fuß zurück und mit gleicher Ausdauer! Nichts von Eisenbahn oder Tramway oder „Kremser"! Die

[1] Rochus Graf zu Lynar (1525—96) trat 1578 in den Dienst des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg; er verbesserte die Festungswerke in der Mark und legte in Spandau eine Pulvermühle an; die Festung selbst wurde erst 1626—48 erbaut.

Belohnung, den Bruder mit dem stolzen schwankenden Haarbusch auf dem „Czako“ beim Appell zu sehen, seine kommandierende Stimme bei der Kirchenparade zu hören, sein Quartier hinterm Zuchthause (Kinkelschen Andenkens[1]) zu besuchen, nachmittags in die innere Festung zu wandern, den Juliusturm, die Baukünste der Italiener und jenes poetischen, abenteuerlichen Lynar, der am Tassohofe von Ferrara erzogen, die Mark mit Italien vermitteln wollte, zu bestaunen, sich daselbst wiegen und seine Schwere in einem uralten Wagebuch notieren zu lassen, dann auf dem Schützenhause die Philister kegeln zu sehen, alles das war die Reisebelohnung! Zu fragen und zu träumen, zu gaffen und zu hören gab es hier die Fülle. Nicht nur die großartigen Tatsachen vom „Glacis“, von den „Laufgräben“, „Palisaden“, Schanzkörben, den Überschwemmungsschleusen, Kasematten, Mörsern, Bomben (die Festung hat mit ihrem Wasser, ihren Bauholzplätzen, pappelgeschmückten Eingangstoren einen holländischen Charakter, zumal mit Winterstaffage würde sie sich wie ein Vandervelde[2] ausnehmen —), nicht nur die Chronik des Zuchthauses gehörte dazu, die von den galgenwürdigsten Verbrechern, oder die Chronik der Festung, die von Studenten mit langen Demagogenhaaren und Bärten erzählte, sondern auch die kleine Bürgerwelt, das ganze menschliche Sein in Spandau. Alles nahm den gaffenden, horchenden, lauernden Kindersinn gefangen, eine Spandauer Tischler-, eine Schmiedewerkstatt, durch deren sonntägliche Ruhe man hindurchschreiten mußte, um ins Quartier des Bruders zu gelangen. Da erzählt ein Kamerad des Bruders von seiner schlesischen Heimat Wunderdinge. Oder die Frau des Feldwebels entwickelt Großartigkeit und tummelt sich, die fremden Gäste lukullisch zu bewirten. Wie wurde jetzt wieder das Brot von Spandau gerühmt! Letztres war nun noch vollkommner als das Charlottenburger. Wie wurden Fleisch, Mehl, Hülsenfrüchte in ihren laufenden Preisen, ihrer unverfälschten, quellen-

[1] Gottfried Kinkel (1815—82), Dichter und Kunsthistoriker, nahm 1848 lebhaften Anteil an der revolutionären Bewegung, weswegen er mit lebenslänglicher Festungshaft bestraft wurde; 1850 gelang es Karl Schurz, ihn aus der Festung Spandau zu befreien. — [2] Gutzkow denkt wohl an den holländischen Landschaftsmaler Adriaer van de Velde (1636—72) aus der weitverzweigten Malerfamilie der Veldes.

reinen Güte mit der Teurung in der schon damals, bei nur 200000 Einwohnern schon als sündenverloren, lug- und trugergeben bezeichneten Hauptstadt verglichen! Die halbe Welt der Kleinen dreht sich um nichts als um die eigene Existenz, um die Chronik des Marktes. Man reichte sich das Weißbrot im Kreise, pries die Krume, wie locker, wie ausgebacken sie sei. Man bewunderte einen Reichtum an kleinen, weißen, rotflossigen Fischen, den die hier zur Havel gewordene Spree abwarf. Konnte man einen so glücklichen Ort verlassen, ohne sich nicht noch einen Sack gedörrten Obstes mitzunehmen? Wie glücklich wurde der gepriesen, der sich hier im Bunde mit vier oder fünf Nachbarn ein Schwein mästen oder für sich allein im Koben drei Gänse „nudeln" konnte! Ein unerschöpfliches Thema dieser Kampf der geringen Mittel mit dem großen Bedürfnis des Lebens. Und wie weiß es einer besser als der andre! Wie reich sind die Erfahrungen, wie mannigfach die Methoden zum richtig und gut leben! Sparen, zu etwas kommen, sich einrichten, das sind die gemeinsamen Ziele des gemeinsamen Wettlaufs, doch fängt es dabei die eine kleine runde Frau so an, die andre magere lange anders. Die Männer müssen denken und sollen es auch, sie hätten mit ihren Hälften Hennen, die goldne Eier legen, geheiratet. Sie schweigen höchstverwundert zu all den Frauenprahlereien, blicken ganz verdutzt, hören den Zungenherrlichkeiten mit holländischer Geduld zu, lange tönerne Staatspfeifen dabei im Munde, und erfahren erst jetzt, was ihnen in ihren Ehehälften für wunderbare Bescherungen zuteil wurden. Fällt ihnen aber dann, im Bewußtsein, daß ihr Schweigen zu so viel Prahlerei Anerkennung verdient haben müßte, ein, ein wenig mit der Frau des Feldwebels zu schäkern, sich mit der Frau Tischlermeisterin von nebenan zu necken, schmunzeln sie mit einer Witwe, die schon zwei Männer begraben hat, so entwickeln sich auf all die Herrlichkeit, all den idyllischen Genuß tragische Heimgangsdialoge, schmollende Ermüdungsvorwürfe, zuletzt Gardinenpredigten. „Kein Mensch mehr brächte einen dahinüber nach Spandau —" heißt es dann wohl. Und kochen sich dann gar hintennach die mitgebrachten gebackenen Dürrfrüchte ganz

erbärmlich, sind sie steinhart und reichen nicht im entferntesten an die schöne ausgezeichnete Ware, die man von dem großstädtischen Vorkosthändler an der Friedrichs- und Dorotheenstraßenecke geliefert bekommt, so ist die Bescherung voll, und vor Jahr und Tag wird ein Ereignis nicht wiederholt, das man nur noch mit einigen wunderlichen Lebensverwicklungen zu verbinden hat, um die Welt des norddeutschen kleinen Bürgers und seines Lebens bescheidene Romantik mit „dorfgeschichtlicher Treue" vor Augen zu haben.

Wohin horcht nicht alles das Kinderohr und schleicht sich in die Menschenzustände ein! Früh ahnen Kinder und nehmen wahr die zerreißende Dissonanz des Lebens. Dem Erzähler wenigstens kann der Glaube nicht genommen werden, daß das Kind eine ursprüngliche Anlage nur zum Aufnehmen des Schönen, Guten, Harmonischen hat. Die Verwilderung muß schon eine weitausgedehnte sein im Bereich seiner Existenz, wenn Unschönes, Böses, Unharmonisches ihm nicht mehr wehe tut. Es schreit auf, wenn der Druck des rauhen Daseins und der Unbildung zu hart, zu gewalttätig wird. Es möchte ja so gern alles in Liebe verbinden, jeden Zwiespalt versöhnen, überall nur Glück und Freude verbreitet sehen. Nicht ängstlicher können die Vögel vor dem Sturm flattern, als ein Kinderherz bangt, wenn die Wolken ehelichen Unfriedens heraufziehen, die Leidenschaften schon im voraus zu plänkeln anfangen, noch nicht einmal pelotonweise losstürmen. Kommen dann aber die vollen Salven, die Kreuzfeuer, Ladung auf Ladung, o wie fliegen da die jammernden Friedensstifter hin und her und beschwören die Parteien bei allen Himmeln, bei allen Paradiesen, abzulassen von so schnöder, wilder Menschennatur, die selbst Eltern, nächst Gott den heiligsten Begriff, entstellen kann! Mit der Zeit freilich kommt die Gewöhnung, die Gewöhnung selbst an ein solches Familienunheil. Ja, es kommt die Gewöhnung an tausend Rechnungen, die nicht mehr aufgehen. Was ist das Leben so ernst! Da kommt ein Haufe Menschen. Ein Reiter stürzte, er wird herbeigetragen, das Pferd zerschlug ihm mit dem Huf die Brust; er sieht noch etwas wie irr im Kreise um sich, das Auge bricht, er ist tot. Ein lieber Gespiele legt sich

aufs Krankenbett, sie fahren ihn im Sarge hinaus auf den Kirchhof. Die Erfüllung eines Wunsches, die ein Großer den Eltern versprochen, trifft nicht ein. Eines Tages kommt der Vater händeringend, er ist eben in den Staatsdienst getreten und debütiert mit dem Verlieren eines Geldbriefes. Der letzte Heller wird geopfert, ein vermögender Verwandter mit großem Umstand um Hülfe angegangen. Bei einem andern aus der Familiensippe wird eingebrochen, gestohlen, der Armut noch ihre geringe Habe geraubt. Der Druck schlechter Zeiten, das Zurückgehen der Geschäfte sind Dämonen, die sich mit kummervoller Miene, das Haupt aufstützend, in einem Winkel der Stube wie der jüdische Dalles zeigen, keine Antwort geben, wenn man sie anredet, starr zur Erde blicken und im Kinde die ersten Zweifel an Gottes „Vatergüte" wecken. Wie verdunkelt sich immer mehr der blaue Wolkengrund, wo man sich leibhaftig thronend auf goldnen Sonnenstrahlen den Herrn der Erde, den „Vater im Himmel" gedacht hatte! So leibhaftig, wie im Bilde gemalt, schwebte im Abendsonnenlicht der ernste Patriarch mit ehrwürdigem Bart, der die Welt geschaffen hat, vor dem vertrauenden Auge des Kindes; aber die Macht Satans wächst, immer weiter rückt das Gute hinweg, und das Böse siegt. Und immer, immer klopft die Sorge an die Tür. Sie kommt auch ohne unser Herein! Sie wird Gast im Hause, ein täglicher, sie bläst alle Kartenhäuser des Kindes um, wirft alles Spielzeug in die Ecke, rauft alle Blumen aus, beirrt den Wuchs, den freianstrebenden des jungen Lebensmutes, legt Bleigewicht an jede zu weit ausholende Pendelschwingung, verkümmert, verringert, beängstigt die Atemzüge. Und warum? Für dreißig Taler mußten dem Verwandten („der sie selbst von andern geborgt hatte") fünfzig gezahlt werden. Darüber kam alles in Verwirrung.

Dann verschwindet der große sichtbare Gottvater in den farbestrahlenden Wolken auch schon allmählich dem rationellen Glauben des Kindes. Die von innen kommende Offenbarung regt sich. Stimmen fangen mit uns zu reden an, die nur vom zweifelnden Geiste kommen können. Gott ist ein Geist, und das Unsichtbare und darum dennoch Vorhandene mehrt sich im

Bewußtsein des jungen, aufstrebenden Keims. Oder glaubt ihr nicht, daß sich ein Kind mehr als Durchgang des Weltgeheimnisses fühlt als der erstarkte kräftige Stamm? Rätselhafte, unerklärlich entstehende Wehmut überschleicht oft des Kindes Herz. Das Ziel des Lebens ist so hoch, die Welt so weit, und du bist so allein und so hülflos! Wer wird deine Hand ergreifen, wer dich durch dies dunkle, weglose Labyrinth führen! Ist Kinderwehmut ein Heimweh zurück zum rätselhaften Lande des Nichts oder eine Vorahnung zukünftigen Lebens in Kraft und Bewährung? „Debetur puero reverentia[1].“ Darin liegt mehr als nur die Aufforderung, sich nicht dem Kinde zu zeigen, wie sich Noah seinen Töchtern zeigte. Das Zarteste in eines Kindes geistiger Konstitution ist zu schonen. Denn wenn es sinnig ist, so nimmt es jeden Schmerz wie mit dem ganzen Nervengeflecht seiner Empfindung hin. Es geht ihm ans Leben, wenn es leiden, vollends unrecht leiden sehen soll. Unverdiente Kinderkränkung wirkt nicht etwa bloß äußerlich auf den Stolz und duckt gleichsam ein Stehaufmännchen in seine Schachtel; sie erzeugt eine so tiefe Verlassenheit des Gemütes, eine solche Wehmut der Stimmung, daß es mehr als Roheit ist, wenn man glaubt, durch Spott oder lachende Zurede den inneren Brand des Schmerzes zu stillen. Schon allein die Armut eines Strebsamen weckt Klagetöne des Gemüts, die sich in Worten nicht aussprechen lassen. Die Schwere des allgemeinen, so endlichen, so halben Menschenloses fällt bei den Kindern der Armen so gewaltsam auf sie nieder, daß die Erzieher, die Lehrer nicht sanft genug die ihnen anvertrauten Pflänzchen emporrichten können.

Ein Kind wird krank. Dann der leise Ton der Stimme, die Ergebung, der zehrende, liebesuchende Blick! Sonst der wilde, frohe Übermut und nun ein solches Gebändigtsein! Bei den Krankheiten entwickelt sich das Gemüt und der Geist der Kinder. Sie erstehen reifer vom Lager, innerlicher, als sie sich legten. Die Entwicklung des Körpers steht still und läßt dem Wachsen der Seele Raum. Dem Knaben machte schon

[1] Zitat aus Juvenal, Satire XIV, Vers 47: „Maxima debetur puero reverentia“ („größte Rücksicht ist man einem Knaben schuldig“).

das Klingen im Ohr eine wunderbare Wirkung, es war ihm wie das Rauschen eines unsichtbaren Meeres, das halb dem Leben, halb der Geisterwelt angehörte. Melodie und Farbe zugleich, Sehnsucht ins Unendliche, Anzustrebendes oder Geahntes weckte dieser Ton. Die grünen, blauen, roten Flecken vor einem Auge, das zu lange in die Sonne gesehen hatte, verzauberten ihm nicht minder die Welt. Den Träumer reizte es, sich die Augen zuzudrücken und sich an jenen kaleidoskopischen Bildungen zu weiden, an den bunten Formen und Lichtern, gestickten Teppichen, gemalten Fensterscheiben, die dann aus dem Dunkel aufstiegen in den reichsten symmetrischen Mustern, schöner als die zum Sticken bestimmten, die am Wittichschen Laden in der Jägerstraße hingen. Bei Erkältungsfiebern begann das „Phantasieren", das bis in die Jünglingszeit eine Plage der Eltern blieb. Dann schien dem Erkrankten das Bett umzingelt von kleinen dicken Männern mit langen, greulichen Nasen, einer drängte den andern; oder es begann ein Gefühl des Schwebens, des Aufsteigens in die Luft, das jammernde Hülferufen um Rettung vor dem jähen Niedersturz. Dies Schweben in den Lüften und Niederfallen aus den Wolken wiederholte sich bei jedem Unwohlsein. Der Knabe wußte, daß ihn Vater und Mutter in den Armen hielten, und doch jammerte er, er müßte ins Unendliche sinken und könnte sich nicht halten. Ein pommersches Gegenmittel: Einen Kübel Wasser über den Kopf! vom Vater angeraten, wurde von der Mutter zurückgewiesen.

Die Vermittelung mit dem Arzte ist bei manchen Lebenslagen die einzige, die eine ganze Schicht der Gesellschaft in die Nähe der Bildung bringt. In solchem Grade arme Existenzen kann es geben, daß der Arzt der einzige ist, der aus der Welt des Fracks und der Handschuhe je mit ihnen in Berührung kommt, der einzige, der in gewählter Sprache nach ihrem Wohl und Wehe fragt. So sehr Paria war der Knabe nicht; aber in dem Vorfahren und dem Eintreten jenes kleinen, strengen, kurzangebundenen, scharfblickenden, raschbefehlenden Hofrats Kunzmann lag etwas so Vornehmes und Erschreckendes, daß allein schon damit jeder Krankheit ein momentaner Halt ge-

boten schien. Hofrat Kunzmann wurde bei jedem Übel gerufen, doch hinderte das nicht, daß die Eltern, wie alle Menschen aus dem Volke, weniger der lateinischen Heilkunde als der traditionellen Hausmittellehre trauten. Auch sprachen sie gern von alten Frauen, die die Drüsen heilten und Kindern „den Zapfen hoben", von alten Schäfern, die die Rose besprachen oder Warzen durch Sympathie vertrieben. Daß ein Stückchen rohes Fleisch, in die Dachtraufe gelegt, und eine Warze am Finger in Verbindung stehen können und eines das andre vertreibt, dafür fehlte es am festesten Glauben nicht. Die liebsten Formen des Heilmittels sind dem Volke Kräutertrank und Salbe. In Salben liegt ihm der Auszug aller Kräfte der Natur. Kräutermischungen, gewisse Fetteile des Tieres, „Bibergeil", zerriebene Gallensteine oder ähnliche Mischungen sind ihm Panazeen. Die medizinische Polizei war damals auf ständiger Jagd gegen die Volksärzte, aber sie entstanden immer wieder in den Winkeln und Hinterhöfen und einsamen Vorwerken vor den Toren. Jetzt scheint die Polizei alles Quacksalbern freigegeben zu haben. Wer betrogen sein will, mag es also werden!

Man mag wohl noch selten solche allein wohnende Hufelands[1] oder Schönleins[2] der Vorstadt antreffen, wie sonst nicht selten einen Schuster, einen Weber. Erschrocken, weil immer der Polizei gewärtig, springt der unzünftige Asklepiade von seiner Arbeit auf, fährt uns rauh und hart an, was man wolle, und hört mit Unmut, daß man ihn um Bewährung seiner Heilkraft bittet. Ist es die alte, schon in Delphi bekannt gewesene, sich sträubende Ablehnung jeder übernatürlichen Zumutung von seiten solcher übernatürlich Begabten, oder nur Verstellung? Jedenfalls beschwichtigt man die Polternden, und sie rücken mit ihren Künsten heraus. So lernte der Knabe eine Art Hexe kennen, die, fast unglaublich, dicht im Schatten des eben neu gebauten Domes und des königlichen Schlosses wohnte.

---

[1] Vgl. S. 228 dieses Bandes, Anm. 2. — [2] Johann Lukas Schönlein (1793—1864), bedeutender Mediziner, seit 1839 Professor in Berlin und Leibarzt des Königs, begründete später in Würzburg auf dem Boden der exakten Forschung die sogenannte naturhistorische Schule der Medizin.

Museum, altes und neues, Kißsche Amazone[1] und dergleichen existierten noch nicht. Nur ein Quadrat von Pappeln, Lustgarten genannt, und auf einer seiner Flanken der jetzt auf den Wilhelmsplatz versetzte „Alte Dessauer". Die altergraue, von Bäumen beschattete Hofapotheke liegt in dem mittelalterlichen Flügelreste des Schlosses. Neben dieser Werkstatt Äskulaps, wo mit scheuer Ehrerbietung die ausgestopften Vögel des Vorgemachs bewundert wurden, lag die bescheidene Hütte einer Heilkundigen. Eine alte, lange, hagere Frau, der man sich nur nach vielem Bitten und Betteln um Hülfe nähern durfte, vertrieb hier den Kindern die Drüsen, drehte ihnen die steifen Hälse um, „hob die Zapfen", wahrsagte auch aus Karten oder Kaffeesatz, trieb Sympathie und ähnliche wunderbare Abrakadabras[2] der Volksheilkunde. Die finstre, unfreundliche Frau nahm für einen „eingerenkten" steifen Hals vier Groschen. Der Knabe hatte den Besuch im kleinen düstern Zimmer der Hexe bis ins kleinste Detail behalten. Der wachsumhüllte Vogelbauer, das Bett mit dem gewürfelten Überzug, hohe Schränke, ein Stuhl mit Lehne wie bei einem Zahnarzt und — seltsam, doch gehört's in die ersten Kapitel einer Mnemotechnik — mit der Erinnerung an diesen Besuch hingen jahrelang braunglänzende, ausgeschälte Kastanien zusammen, die auf dem Heimwege an der Universität gesammelt wurden. Des Jungen steifer Hals, gedreht, bestrichen, gedrückt von der griesgrämlichen Wundertäterin, hatte sich schon wieder bücken können. So wurden die Kastanien mit dem Halse in der Erinnerung eines und dasselbe. Ganz ebenso behält man später die Jahreszahlen der Hohenstaufenzeit und denkt dabei an irgendeine verhängnisvoll gewesene Hausnummer in der Großen Friedrichsstraße.

Dem inneren Drängen des Geistes, der endlich über die dämonische Macht des Körpers nachhaltigere Kraft gewinnt, kommt die Schule, die Kirche, die Bücherwelt mit kräftig helfenden Armen entgegen. Das sind dann Liebkosungen und sich

[1] August Kiß (1802—65), Bildhauer, Schüler Raupachs, wurde 1839 durch seine mit einem Tiger kämpfende Amazone bekannt. — [2] Ein Zauberwort, das in elf um je einen Buchstaben gekürzten Zeilen auf ein Täfelchen geschrieben und als Amulett getragen wurde.

so gewaltig ausstreckende Hülfeleistungen der bereits bestehenden Welt, daß sie bald ausschließlich das ganze Jugendleben gefangennehmen.

VI.

Als der Knabe siebenjährig zum erstenmal in die Schule geführt werden sollte, erhob er ein solches Zetermordio, daß die Leute auf der Straße stillstanden und in Erfahrung brachten: Die treue Schwester sollte ihn zu einem Lehrer namens Schubert führen, der an der Dorotheenstädtischen Kirche eine achtbare Schule, nicht „Klippschule", sondern Parochialschule, Bürgerschule, unterhielt. Eine „Klippschule" hielt ihm gegenüber ein Lehrer namens Cajeri. Aber weiter als hundert Schritte vom Hause brachte den widerspenstigen Schulrefraktär die Schwester nicht. Ja, an den düstern Fenstern der Anatomie, da, wo einst Maupertuis[1] (oder Voltaire) die Sternwarte besteigen wollte und mit einer Leiche karambolierte, worauf ein- für allemal die Akademiker von Friedrich dem Großen einen eigenen Eingang zum Sternenhimmel und die Anatomen einen eigenen zu ihren Obduktionen angewiesen erhielten, warf sich der Unhold auf die Erde, schrie, schlug mit Händen und Füßen um sich und schien unter keinerlei Umständen etwas vom Wissen wissen zu wollen. Denn was brauchte ein „Bildhauer" in die Schule zu gehen? — „Ich kann ja nicht in die Schule gehen! Denn ich weiß nichts!" Mit Zittern und Flehen versicherte der Knabe, er müßte ja das Lesen und Schreiben schon mitbringen. Das Zureden der Umstehenden half. Zuletzt folgte der Junge. Andere Kinder mit Pennal[2] und Schiefertafel näherten sich ihm zutraulich. Meister Schubert, ein schöner, stattlicher Mann, redete ihm sanft zu. Aber kaum hatten die Abcschützen aus einem Buche mit großgedruckten Lettern angefangen zu buchstabieren, kaum bemerkte der Noviz, daß

---

[1] Pierre Louis Moreau de Maupertuis (1698—1759), berühmter Mathematiker, leitete 1736 die große französische Längengradmessung in Lappland, wodurch die Abplattung der Erde an den Polen mit erwiesen wurde; 1740 berief ihn Friedrich der Große als Präsidenten der Akademie nach Berlin. — [2] Griffelkasten.

von den Aufgerufenen einer auf den andern folgte, und daß die, die schon etwas wußten, ihm immer näher und näher saßen, so plärrte er wieder los und meldete sich schon vor der Zeit, ehe an ihn die Reihe kam, mit seinem verzweifelnden: Er wisse noch nichts. Auf sanftes Zureden wurde allmählich begriffen, daß man hier mit Ehren als unbeschriebenes Blatt sitzen konnte.

Ein guter Lehrer wird nicht fehlgreifen, wenn er den Schüler zunächst von diesem Gefühl des Verlassenseins und einer totalen geistigen Hülflosigkeit angreift. Die Vorstellung von einer schüchternen und haltlosen Kinderseele wird ihm schon im Ton die rechte Liebe geben. Das rauhe Wort, das mit Recht dem unbändigen Massengeiste gilt, muß sich dem einzelnen gegenüber mildern. Bleibt der Lehrer immer bei der Vorstellung von einer wilden, zuchtlosen Horde, tobt und droht er im ganzen und im einzelnen, so kann über eine solche Schule kein Segen kommen. Meister Schubert war für die Allgemeinheit streng, sogar vornehm-kalt, aber für den einzelnen stieg er zu milder Freundlichkeit herab und ließ sich's viel Mühe kosten, ein Kind zur Freude seiner Eltern zu machen. Wollte ein Zögling den Geburtstag seiner Eltern feiern, so zeichnete, malte und schrieb der gute Mann nach der Lehrzeit mit dem Gratulanten voll emsigster Geduld. Scherzte er mit den Kindern, so hatte seine Herablassung etwas Königliches. Aber mit der Masse scherzte er nie. Die Masse wurde diktatorisch behandelt. Von dem Thron, auf dem er ständig Federn schnitt und diese nummernweise ins Federnbrett steckte — lauter antiquarisch gewordene Begriffe —, erfolgte zum allgemeinen nur dann eine Herablassung, wenn er rührende Geschichten vorlas, den „Robinson" und „Gumal und Lina"[1]. Seine „biblische Geschichte" ging ins Herz. Wenn er von Joseph und seinen Brüdern erzählte, weinte alles. Auch strich er die Geige zu den Chorälen, die gesungen wurden, betete andächtig und ohne Muckerei. Seine Stimme, möchte ich sagen, war für Muckerei zu voll und zu bestimmt. Dazu gehören Fistelstimmen, Hektik.

[1] „Gumal und Lina, Geschichte für Kinder zum Unterricht und Vergnügen, besonders um ihnen die ersten Religionsbegriffe beizubringen" (Gotha 1795—1800, 3 Bde.) von Kaspar Friedrich Lossius (1753—1817).

Aber auch ein scharfes Auge hatte Meister Schubert, einen raschen Überblick der Klasse, besonders mußten ihm die Hände der Jungen klar und offen zutage liegen. Zuweilen gab es seltsame Untersuchungen, wo die Mehrzahl der Kinder selbst nicht wußte, worum es sich handele, wo aber regelmäßig einige als räudige Schafe erkannt und unter spezielle Aufsicht gestellt wurden. Am liebevollsten erschien Schubert in schwüler Sommerzeit. Dann wurde von zwei Auserwählten ein Eimer Wasser heraufgetragen und bankweise die ganze Kinderherde aus einem großen blechernen Becher getränkt. Zu Weihnachten, wo der Beginn des Weihnachtsspruchlernens schon an sich eine namenlose Vorseligkeit in alle Gemüter ergoß, und kurz vor dem Feste, wenn die gedruckten, mit bunten blanken Umschlägen, auf denen ein grober Holzschnitt eine Szene der Bibel vergegenwärtigte, versehenen „Wünsche" ausgeteilt wurden, war Schubert die Liebe und Väterlichkeit selbst. Er fühlte die Wonne seiner Kinder nach, wenn ein solches „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" oder ein „Christus als Kind im Tempel lehrend" im Bilde ausgeteilt, entgegengenommen, mit beinahe katholisch zu nennender Andacht verehrt wurde. Katholiken waren, nebenbei bemerkt, für den Knaben ganz aparte Geschöpfe. Einige Jugendgespielen waren Chorknaben in der nahen Hedwigskirche. Bei ihnen zu Hause gab es auf der Kommode mystischen Hausrat, Kruzifixe, Madonnen von bunt angestrichenem Gips, kleine Heiligenbildchen am Spiegel, eine Pfauenfeder breitete sich über dem Ganzen. All das erschien höchst interessant, aber bemitleidenswert.

Was lernt man in solchen Elementarschulen? Damals nach alter Methode buchstabieren und lesen, in einem antisächsischen Ductus (nach Heinrigs[1]) schreiben, nach dem Schwiegersohn des Meisters Schubert, dem vielberühmten Ferbitz, rechnen, sogar zeichnen, sogar von einem alten Franzosen,

[1] Der Kalligraph Johann Heinrigs in Krefeld gestaltete 1809 die deutsche Schrift um, indem er alte Steifheiten beseitigte und der Schrift einen Neigungswinkel von 45 Grad gab. Die neue Schrift fand namentlich in den preußischen Schulen Eingang, dagegen nicht in den sächsischen und bayrischen. Die alte deutsche Schreibeinheit zerfiel daher; es gab fortan einen preußischen, einen sächsischen Duktus usw.

Monsieur Horré, französisch, lateinisch sogar von einem zynischen schmutzigen Sonderling, dessen Namen der Erzähler vergessen. Fand bei diesen Lehrgängen ein System statt? Ein Kind weiß nichts davon. Es lernt schwimmen und sieht die Leine nicht. Was da konferenzelt und theoretisiert wird, ist ihm wie die geheime Kramerei des Christkindes. Man lebt nur in den Wirkungen und weiß von den Ursachen nichts. Nur die Festtage, die Ferien, das Kommen von neuen, das Gehen von alten Lehrern, das sind einzelne Einschnitte des ersten Schullebens, wo man zur Not sich selbst an anderen allmählich zu vergleichen lernt. Dieses hingegebene, vertrauensselige, das ganze Herz anbietende Begrüßen eines „neuen Lehrers"! Ach und wie oft dann der Abschied von einem alten, wo eine ganze Klasse in Weinen versetzt werden kann! Da setzen sich die ersten Ringe an das wachsende Bäumchen. Ein milder, etwas frömmelnder Lehrer namens Gädicke erklärte eines Tages, er wäre Missionär geworden und würde den Kindern Lebewohl sagen. Er wollte zu den blinden Heiden übers Meer. Als er ging, war das ein Abschied! Erst ein solenner in der Klasse. Da ging der Scheidende zu jedem einzeln und gab ihm die Hand und betete und heidenpredigte schon. Dabei mußte Ordnung walten. Als er aber nach Schulschluß noch einmal ad libitum attackiert werden konnte, gab es eine Ifflandsche Szene auf der Straße. Tränen, Küsse, Umarmungen. Gädicke zog in die Welt von Gumal und Lina! O, finde, so empfand man, so edle, so gütige Mohren, wie Gumal sie fand! Gädicke, und sollte Robinsons guter Freitag eine Fabel sein? Gott behüte dich, daß dich die Wilden nicht fressen!

Ohne Mechanismus prägt sich in die erste geistige Empfänglichkeit des Kindes nichts ein. Die falsche Aufklärung hat uns zu manchem Blendwerk neuer Methoden verhelfen wollen, aber die Gefahr, die sich mit ihrer Anwendung für die Einwurzelung des Wissensstoffes ergibt, ist keine geringe. Das erste Lernen in der Schule muß ein mechanisches Exerzieren sein. Alle „Individualisierung", sogenanntes „Eingehen" auf die Kinder und ihre spezielle „Natur", erzeugt Unzulänglichkeit und versetzt die ohnehin noch weiche Gehirnmasse in einen Brei

von unbestimmter Halbheit. Wie will man einem halben Hundert Kindern mit Demonstrationen beikommen? Wenn man Kinder von heute rechnen sieht, so wird man eine fortgeschrittene Klarheit in der Analyse nicht verkennen, aber es scheint uns fast, als wäre es nur diejenige Klarheit, die dem Lehrer selbst nötig ist zur Prüfung der Exempel, selten die, die das Kind bedarf, um die Exempel zu machen. Man findet in diesen Rechnenmethoden viel Worte. Das Kind fußt nicht auf einem mechanisch sichern Einmaleins, sondern wirft und wälzt sich umher in einer improvisierten Rechnungslogik, die nur im glücklichsten Falle bei einem anschlägigen Kopfe zur Klarheit kommt. Der offenbarste Mangel an Seelenkunde zeigt sich darin, daß man beim Kopfrechnen nicht nur gestattet, sondern verlangt, daß das Kind wörtlich das aufgegebene Exempel wiederholt. Man muß die auf Worten ausruhende Trägheit des Auffassens der Kinder wenig kennen, wenn man eine Operation gestattet, wo sich der lebhafte, unruhige, zerstreute Lehrer leicht von einem denkfaulen Kinde täuschen läßt, das, statt schon zu rechnen, jetzt erst durch das auseinandergezerrte und altklug-wichtig vorgetragene Wiederholen der Aufgabe den Schein einer Präzision annimmt, die nicht stattfindet. Im Kopfrechnen ist weniger auf algebraisch-richtige Analyse als auf Intuition und Phantasie zu sehen. Das Kind muß nicht den abstrakt-logischen Prozeß der Rechnung durchmachen, sondern soll vor den halbgeschlossenen Augen gleichsam die schwarze Tafel sehen, wo dasjenige angeschrieben steht, was es sich in Gedanken zu vergegenwärtigen hat. Das Auge muß rechnen, nicht der Verstand, der beim Kinde noch nicht durchgebildet genug ist. Vollends verlangt der erste Elementarunterricht Mechanik. Die Kinder sollen massenweise und im einzelnen Aufruf dem Lehrer die Demonstrationen nachmachen, und zwar lange und oft. Das ungeduldige Hin- und Herspringen in der Denkmethode kommt von Lehrern, die für die Erziehung nicht geschaffen sind. Ein Kranker, der Langeweile empfindet, ist auf dem Wege der Genesung. Ein Lehrer, der die Langeweile von Lesen, Schreiben und Rechnen und immer wieder von Lesen, Schreiben, Rechnen nicht ertragen kann, paßt für seinen Beruf nicht. Ich finde

Schulpläne, die so bunt wie Theaterbenefizzettel aussehen. Ich würde zufrieden sein, für ein gewisses Kindesalter nichts darauf zu sehen, als stündlich: Rechnen, Lesen, Schreiben. Und was soll man von den Kindergärten, vom Fröbelschen[1] Gepappel des Denkspielens und Spieldenkens sagen? Erst künftige Epochen werden imstande sein, unsre Generation vorurteilsfrei zu beurteilen. Ich will wünschen, daß die „Kindergärten" vor diesem Gericht bestehen. Lautet ohnehin der Spruch desselben für manches, das — manchem schon jetzt an den Deutschen der jungen Generation mißfällt, ungünstig, so wäre nicht unmöglich, daß sich herausstellte, wie wenig die Kindergärten den Erwartungen, die man auf sie setzte, entsprochen haben.

In Rücksicht des Masselernens und des geistigen Gesamtexerzierens geht nichts über den Besuch einer vollgültigen Schule, keiner Spielschule. Der Schulbesuch ist die unschuldigste und nützlichste Form des ersten Eintritts in die Welt. Ein Schritt aus dem Hause in ein kleines begrenztes Leben und aus diesem neuen kleinen Leben sogleich wieder ins Haus zurück. Der gesteigerte Trieb zum Lernen, der Sporn des Ehrgeizes liegt auf der Hand. Und auch schon von diesem Vorteil abgesehen, wie harmlos erweitert sich der Einblick in das Leben andrer Menschen! Das Wissen ist für alle, und wie mannigfach sind diese kleinen Wettläufe nach demselben Ziele! Arm und reich, vornehm und gering, sauber und schmutzig, sanft und zornig durcheinander. Es regt sich das erste Bedürfnis der Liebe und Freundschaft. Man nimmt nicht nur die zu unsrer Familie daheim einmal gegebenen Menschen, sondern man wählt sich schon neue. Ein gewonnener Freund führt das Kind in das Haus seiner Eltern. Wie ist da alles so anders als daheim! Wie viel Brüder, wie viel Schwestern gibt's da! Wie viel Lärm oft, und an anderen Orten wie viel Stille, Pedanterie! Man hat noch gar kein Urteil über die alten unausstehlichen Tanten des Gespielen, die über ihre Stubendiele keinen fremden Schuh lassen wollen, aber es bilden sich schon Stimmungen

[1] Friedrich Fröbel (1782—1852), Pädagog, widmete sich der Erziehung der Kinder namentlich im vorschulpflichtigen Alter; 1837 gründete er in Blankenburg i. Thür. den ersten sogenannten Kindergarten.

und Ahnungen über die Mannigfaltigkeit der Charaktere. Der Horizont erweitert sich, und der Schulbesuch regelt den Sinn für Ordnung und Gesetz. Das Kind lernt sich selbst bestimmen. Es lernt sein Schicksal in eigner Hand haben. Was man an sich selbst nicht fühlt, entdeckt man an anderen. An Heloten, die dem jungen Spartaner die niedre Natur des Sklaven zeigen sollten, bietet die moderne Schule freiwillige Exemplare. Persönlichkeiten, die ihre Bildung außerhalb der Schule empfingen, etwa vornehme nur durch Hauslehrer, entbehren großer Vorteile für die Charakterbildung.

Der Heimgang aus der Schule! Wie belehrend, seelenerfüllend das Schlendern in die liebe Häuslichkeit zurück! An sittlichen Gefahren für den Wanderer fehlt es nicht. Ein „Umweg" straft sich. Der Knabe fand einst mit einem Troß Kameraden auf einem Umwege ein Hufeisen, das eben einem Pferde entfallen. Es war eine mit gieriger Lust festgehaltene Trophäe. Man will das Hufeisen an einen Schmied verkaufen. In Masse, aber schweigsam, lauernd, wendet man sich einer Schmiede zu. Aber je näher von dorther die arbeitenden Hämmer erklingen, desto zager wird der Vorsatz. Das Gefühl, man ist auf unrechten Wegen, spricht sich schon in der übertreibenden Keckheit einzelner Tonangeber aus. Endlich dicht an der Schmiede beratschlagt man, was sich für das Hufeisen erwarten ließe. Ein Ausweg, etwa einen Tauschhandel mit Nägeln einzugehen, fiel niemand ein, nur Geld wollte man haben und mit dem Gelde irgendeinen Genuß. Mit schon kleinlautem Ton tritt man in die Schmiede, bringt sein Begehr an; der Gesell nimmt das Hufeisen, wirft es in eine Ecke, schwingt den Hammer und jagt die ganze „Bande zum Tempel" hinaus. Auf fünfzig Schritt halten die Flüchtlinge stand und schreien ein Hallo mit jenem Mut, der Ausreißern eigen ist, wenn sie über die Schußweite hinaus sind. Das Hufeisen war fort, aber auch eine Last vom Herzen. Die Seligkeit des wieder frei und erlöst aufatmenden reinen Gewissens wurde bei jedem scheuen Einblick in die Schmiede lange empfunden.

Lesen, Bücherlesen, Märchenluxus, Tatsachenschwelgerei, alles das kommt erst später. Jetzt dreht sich alles um den

„Brandenburgischen Kinderfreund"[1] und die Bibel. Auch das „Bibelaufschlagen" kommt erst später, wenn uns das „Buch der Bücher" erst bekannt geworden ist in all seinen Druckfehlern und „verbundenen" Paginas und einigen vielleicht ganz „fehlenden Seiten". Dann wird's aber auch eine wahre Hexerei à la Rabbi Hirsch Dänemark, ein Wettrennen, wie in Epsom[2] zwischen Pferden, so zwischen Ohren, Händen, Augen, Mund und bei dem, der kurzsichtig ist, der Nase. „Sprüche Samuelis[3] 1, 15!" Hurra! Die Blätter fliegen! Welche Listen, Handgriffe gewinnt man sich ab, um in diesem Bäumchenverwechselspiel der erste bald bei den großen, bald bei den kleinen Propheten zu sein und die fünf Bücher Mosis am Schnürchen zu haben! Der „Brandenburgische Kinderfreund" erschien dem Kinde wie etwas Uranfängliches. Gott schuf die Welt und gleich nach ihr den „Brandenburgischen Kinderfreund". Dreihundert zerrissene, beschmutzte Seiten mit einer Fülle von unumstößlichen Grundwahrheiten des jungen Lebens, als da sind: „Dieses Buch ist mein! Es besteht aus Blättern. Auf diesen Blättern sind Buchstaben. Diese Buchstaben verstehen, nennt man Lesen usw. . . ." — sie sind die Enzyklopädie des ganzen Wissens, die wahren Diderot, d'Alembert[4], Bayle[5] der Kinderweisheit. So wird selbst die Bibel in späterer Zeit dem Kinde nicht mehr heimisch wie der „Brandenburgische Kinderfreund" mit all seinen Klecksen, eingekritzelten Namen, Eselsohren und sich mehrenden Defekten, Resten mancher kriegerischen Abwehr oder wohl gar eines sonnabendlichen Zwölf-Uhr-Mittagsangriffes, wenn die morgende Sonntagsfreude schon in allen Gliedern rumorte. „Brandenburgischer Kinderfreund", wie liegst du so offen da der Erinnerung! Wie durchblättert sie dich in deinen ersten metaphysisch-juristischen Denkübungen („Dies Buch ist mein!") bis zu den Wanderungen durch die Tier- und Pflanzenwelt! „Pastinak" hieß eines deiner aufgezählten

[1] Vgl. S. 226 dieses Bandes, Anm. 1. — [2] Südwestlich von London, bekannt durch seine Pferderennen. — [3] Versehen Gutzkows, statt: „Sprüche Salomonis". — [4] Die große französische „Encyclopédie" erschien unter Diderots und d'Alemberts Leitung in Paris 1751—72 als das Organ für die im 18. Jahrhundert in Frankreich herrschende philosophische Richtung, namentlich in Religion, Ethik und Staatswissenschaft. — [5] Pierre Bayle (1647—1706), einflußreicher philosophisch-theo-

Gemüse. Der Knabe kannte Schoten und Bohnen, aber „Pastinak"! Und gar „Artischocken"! Eine Wunderwelt der Küche! Und die Gerätschaften der Gewerbe, die großen Denkwürdigkeiten der Geschichte, des Weltalls, Deutschlands, Preußens, und endlich die in lateinischen Lettern erzählten gereimten Anekdoten von Hans Taps, der sich „vor Gespenstern fürchtete"! Gespenster und Fenster reimte sich nicht nur in dem Buche, sondern gleich wie fürs Leben. Lieder beschlossen das Buch. „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank"! („‚Preuß'sch Kurant'! sang einst ein getaufter Jude beim ersten Kirchenbesuch!" spottete der Bruder) und am Schluß, hinweg über das liebliche „Da hab' ich es, das Hänflingsnest"! das majestätische, wie mit Pauken und Trompeten am Auferstehungsmorgen gesungene „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren"! Wahrlich! die Schreibtafel unterm Arm und den Kinderfreund im Kopf — habt Respekt vor dem werdenden Beherrscher der Erde!

Die Kirchen wurden fast alle besucht und fast alle Berliner Geistliche gehört. Der Junge kennt alle Winkel der Chöre, alle Kirchenschiffe des damaligen Berlin, vom großen theatralischen Dom an bis zur kleinen Spittelkirche, dieser neuen „Gerichtslaube" am Spittelmarkt, die vor lauter Demut später noch sogar ihren Turm ablegte und sich am besten jetzt ganz empfehlen würde. Die Dorotheenstädtische Kirche, wo der Täufling mit neun Paten in das unsichtbare Gottesreich eintrat, ist jetzt übergotisiert worden. Innen war die Kirche Zopf, klein, niedrig, stellenweis dunkel. Sie war in Form eines Malteserkreuzes gebaut. Schadows Parzen, die dem jungen Grafen von der Mark, einem unehelichen Sohn des sogenannten „dicken Wilhelm", früh den Lebensfaden abschnitten[1], umgibt ein Gitter, an das sich oft der Knabe lehnte und träumte, bis die Predigt des alten Superintendenten Küster[2] zu Ende

---

logischer und kritischer Schriftsteller Frankreichs. Er gab das berühmte „Dictionnaire historique et critique" (Rotterdam 1697, 2 Bde.) heraus. — [1] Das 1790 vollendete Wandgrabmal des 1787 neunjährig verstorbenen Grafen von der Mark, Sohnes Friedrich Wilhelms II. und der Gräfin Lichtenau, ist das erste bedeutende Werk Schadows (vgl. S. 225 dieses Bandes, Anm. 2). — [2] Samuel Christian Gottfried Küster (1762—1838) wurde 1797 Superintendent der Friedrichswerderschen Diözese in Berlin.

war. Die Garnisonkirche ist lang und ausdruckslos wie eine Kaserne. Die Marienkirche alt und ehrwürdig, an Nürnberger Art erinnernd, kunstlos freilich und märkisch kahl, aber sagenreich. In ihrem Kreuz, das an den Propst von Bernau erinnert, den das Volk erschlug, lag allein schon eine Pforte alter erschlossener „Ritterzeit". Die Nikolaikirche mit ihren hohen Wölbungen, dunkeln vergitterten Grabmälern und dem nadelspitzen Turm ist ein ehrwürdiger Doppelgänger von St. Marien. Beide liegen in schrägen Dimensionen an kleinen Plätzen wie der Straßburger Münster. Sie haben nichts zur Zierde als ihr Alter und ihre majestätischen Pfeiler. Schlüter hatte den Mut, in der Marienkirche einen derselben durchzuschneiden, um vier hierher nicht gehörige antike Säulen zu einer Kanzel anzubringen. Der Berliner Dom war innen reich geschmückt mit Sammetdecken, Bildern, zwölf bronzierten Aposteln, die das Altargitter zieren. Doch blieb nur fesselnd das eherne doppelte Kurfürstengrab, vom Knaben in seiner gotischen Umschrift oft mühsam entziffert, während Sack[1] oder Ehrenberg[2], Reste der alten theologischen Zeit, predigten. Die Werdersche Kirche, noch die alte, simultan mit einer französischen verbunden, in einem Stil, so schal, so ledern wie ein altes Porstsches Gesangbuch[3] oder eine Pastor Hermessche Hauspostille von Anno 1740. Sie wurde abgerissen und neu gebaut. Der äußern Pracht der „neuen" Kirche entspricht die innere Armut nicht. Dürftiger, hölzerner, armenhausmäßiger kann man sich keinen Gottestempel denken als diese von Friedrich dem Großen an die stattlichen Gendarmenmarkttürme gebauten Schwalbennester. Auch die Jerusalemer Kirche war arm und dürftig. Ihr einziger Glanz waren die glänzendglattgesessenen Bänke. Etwas frischer machten sich die runden Wölbungen der Dreifaltigkeits- und böhmischen Kirche. Jene trug am Altar, der Kanzel und der Orgel Spuren ihrer Bestimmung für Schleiermachers vornehmere Gemeinde. Der

[1] D. Friedrich Samuel Gottfried Sack (1738—1817) war seit 1777 Hofprediger in Berlin. — [2] Friedrich Ehrenberg (1776—1852), protestantischer Theolog und Erbauungsschriftsteller, wurde 1807 nach Berlin berufen. — [3] Vgl. S. 297 dieses Bandes, Anm. 6.

schönste Schmuck der Luisenkirche, wo Kobland[1], ein zynischer Lebemann, predigte, war ein stiller, mit hohen, feierlichen Pappeln und Blütenbüschen geschmückter Kirchhof, über welchen Kobland zu seiner Wohnung zu schreiten pflegte, während ihm noch vom Talar herunter das Wasser von den nassen Taufbeckengroschen troff, die er in der Sakristei eingesackt hatte. Ein inschriftenreicher Kirchhof schmückte auch die entlegene hellfreundliche Sophienkirche. Das Glockenspiel der Parochialkirche war für den Knaben eines der mehreren Weltwunder. Von dieser kirchlichen Topographie darf selbst der versteckte Judentempel mit seinen Lichtern auf bronzenen, im eigentümlichsten Rokoko gewundenen Leuchtern, dem Tabernakel, den geschriebenen Thoratafeln, den aufbehaltenen Hüten der Männer, den nirgends gesehenen Frauen, dem beklemmenden Eingsang von hundert Stimmen durcheinander und draußen dem Vorhofe, wo geschächtet wurde und Gänseblut für Liebhaber von sogenanntem „Schwarzsauer" abgegeben wurde, nicht ausgeschlossen bleiben. Am wenigsten aber die katholische St. Hedwigskirche, die am Palmsonntag oder an einem Tage der Leidenswoche nicht unbesucht blieb, immer mit dem Gefühl der Beklemmung, daß man beim Unterlassen der von der Gemeinde mitgemachten Zeremonien als Ketzer erkannt und ausgewiesen werden könnte. Die Pracht des Hochaltars, die Kleidung der Geistlichen, das Klingeln der Chorknaben, der Duft des Weihrauchs, das Opfer am Altar, wo der Priester für alle trank und die gebrochene Hostie an der Balustrade wie ein Manna austeilte, wonach sich die Sehnsucht drängte, das Ausbieten und Darreichen des Kruzifixes zum Küssen, alles das war an sich ergreifend, doch schüttelte den Schauer die Erinnerung an Luther ab und mahnte zur Prüfung. Auf der Freitreppe draußen, unter dem von Kardinal Quirini auf eigene Kosten erbauten Portal und den drei steinernen Aposteln umwehte uns wieder die königlich preußische Welt. Die Janitscharenmusik der Garde schmetterte von der Wachtparade,

---

[1] J. Heinrich Kobland, Prediger an der Luisenstädter Kirche, wurde 1828 emeritiert und starb 1834.

oder aus den Fenstern des Opernhauses lärmte eine Spontinische Opernprobe[1].

Die neueste Warenauktionsliste kann der Kaufmann, den Börsenkurszettel der Kapitalist nicht aufmerksamer durchlesen, als wöchentlich an jedem Sonnabend in großen Städten das unverdorbene, stille und noch gottergebene Volk die Liste der Geistlichen liest, die am nächsten Sonntag predigen werden. Diese Menschen suchen sich da nicht nur den Lieblingsredner, den sie hören wollen, heraus, sondern sie erläutern auch die vorkommenden Gast- und Antritts- und Kommunionreden, die Probeversuche von Kandidaten, das lange Schweigen bekannter Namen und das zu häufige Auftreten anderer. Vetter Apokalyptiker wußte noch eine schärfere Kritik zu üben. Er sah auch unter diesen „berufenen und verordneten Dienern am Worte" seine drei Menschheitsgattungen, die Wiedergebornen, die noch Christum erkennen werdenden Halbwüchsigen und die Dahinfahrenden. Die letzteren waren ihm die Irrlehrer der reinen Vernunft, deren Zahl jedoch bei dem immer mehr heraustretenden kirchlichen System der Regierung nicht besonders groß sein konnte. Der Wiedergebornen gab es schon so viele, daß die Wahl schwer wurde und oft an einem Sonntage zwei Kirchen besucht werden mußten, ohne die Wochenerbauungen. Die beliebtesten waren auch beim Vater diejenigen Redner, die offen und frei mit der Sprache herausrückten und bekannten, daß wir allzumal Sünder sind und des Ruhmes ermangeln, den wir vor Gott haben sollten. Die Selbstgerechtigkeit, hieß es, wäre der alte Adam, der ausgezogen werden müßte. Keine „Rechtfertigung" ohne Christi Dazwischenkunft und den Glauben. Die Gnade Gottes wußte der in allen Dingen so auch hier wieder feurige, bildergewaltige und aufbrausende Sinn des Vaters als einen Akt der erhabensten und großartigsten Willkür darzustellen. Wen Gott selig machen wollte, den nähme er sich heraus, und über die anderen ließe er den Teufel schalten. Die hohe fürstliche Frau im Schlosse hatte dem Vater ge-

[1] Gasparo Spontini (1774—1851), italienischer, von Gluck und den Franzosen beeinflußter Opernkomponist, wurde 1820 als Generalmusikdirektor nach Berlin berufen, wo er bis 1842 wirkte.

legentlich gesagt: „Hat nicht der Heiland für uns alle sein Blut dahingegeben?" Und von Stund' an waren alle Sprüche der Bibel im Vater wieder erwacht, alle Lehren seiner bettsiechen, kranken Mutter, und unter den heißesten Tränen wußte er stundenlang nichts mehr von Paris, nichts von der Sattlermeisterin und dem „Cirque Franconi", sondern nur noch von Golgatha und dem Ölberge zu erzählen. Die grübelnde Genugtuungslehre des Herrnhuterischen Vetters in ihrem Seelenläuterungs-Kalvarienberge blieb dem Vater verschlossen; aber die Geschichte, die Chronik des Alten und Neuen Bundes ging ihm in dem ganzen phantastischen Reize auf, dessen seine lebhafte Einbildungskraft auch hier bedurfte. Der Neuerweckte erzählte von den Juden und den Pharisäern so lebendig, daß die kritischere Mutter, die auch hier wieder das Maß überschritten sah, oft einwendete: „Aber du bist ja nicht dabei gewesen!" Jene lebhaften, feurigen Redner in der Georgen- und Spittelkirche, die mit dem „heiligen Bibelbuch" unaufhörlich auf den Kanzelrand schlugen, diese waren dem Vater und auch dem Vetter die liebsten. Zu den Nierenprüfern, zu den Zuchtmeistern im Herrn und in deren immer volle Kirchen rannten sie, wie ihr in ein Gastspiel von Sängern und Tänzerinnen rennt! Sie verlangten vom geistlichen Redner die Gabe des Geistes wie sichtbar anzuschauen am Pfingsttage, als über die Apostel die feurigen Zungen herniederfuhren. An den Wundern durfte nicht gedeutelt werden. Dem Vater kam es, wenn einmal Christus Gott der Herr selbst gewesen war, auf ein paar Unglaublichkeiten mehr oder weniger nicht an. Sein Glaube war kavaliermäßig: Entweder Christus ist Gottes Sohn oder nicht, und ist er das, so ist ihm ein Lazaruswunder eine Kleinigkeit. Die Mutter seufzte zu manchem, was sie glauben sollte, und tröstete ihre immer flügge Vernunft mit Gottes einmal nicht zu ergründender Allmacht. Der Vater dagegen bedurfte förmlich das Wunder. Steine in Brot, Wasser in Wein verwandelt, Tote auferweckt, Kranke geheilt zu wissen, das gehörte ihm zu einer reputierlichen Religion. Ihre Moral mußte den Menschen scharf zusammenreiten, mit den Sporen kitzeln, ihm die Zügel so kurz halten, daß man auf den Kan-

daren der Zucht sich die Leidenschaften zerbiß. Luther war der Held des Hauses. Luther, der Mann des Volkes, auf dem wiederum ganz sichtbar Gottes Hand geruht hatte. Luther faßte alles zusammen, was solche Volksbildung von einem Propheten verlangt. Luther kam von der Armut, hatte Mut, trotzte den Fürsten, putzte Kaiser und Reich tüchtig herunter, erlebte romantische Abenteuer, sprach kernige, kurze Schlagworte und war mit der Bibel, die er übersetzt hatte, gradezu identisch. Elias, Paulus, Luther standen auf derselben Linie. Es waren die wilden Feuer- und Hitzköpfe der Religion, wie der deutsche gemeine Mann seine Helden in allen Fragen haben will, auch im Staat, in der Schule, in der Kunst und in der Poesie.

Eigentümliche und wunderliche, aber frischweg redende Prediger erhielten ungeteilten Beifall. Es wurde in der Böhmischen Kirche keine montagliche Nachmittagspredigt versäumt, solange sie ein seltsamer Geistlicher der in Berlin früher eingewanderten „mährischen Brüder" hielt, der bekannte, von den Weltkindern vielbelachte Jänicke[1]. Dieser greise Sonderling, Vorgänger des heut an derselben Stelle wirkenden Knak[2], vertrat anfangs ziemlich allein in Berlin die pietistische Richtung. Nach den Befreiungskriegen währte es immer noch einige Zeit, bis sich der öffentliche Geist aus seinem Zusammenhang mit den großen Erlebnissen der Epoche, aus dem Verbande mit unsrer klassischen Philosophie und Poesie, der Romantik, Herder, Fichte, Schleiermacher losriß und ganz in jenes ausschließlich „Evangelische" überfloß, das bald darauf alles, selbst das Unkirchlichste, verklären sollte. Jänicke, lange Zeit der einzige Pietist auf Berlins Kanzeln, wußte seine Zuhörer zu fesseln, trotzdem daß seine Predigten Konversationen waren, bei denen vorkam, daß er diesen oder jenen in der Gemeinde anredete oder auf Stühle verwies, wo Menschen von ihm erblickt wurden, die ihm nicht aufmerksam genug oder wohl gar nur gekommen

---

[1] Johann Jänicke (1748—1827), lutherischer Prediger, errichtete während der Befreiungskriege ein „Beterkorps", das für die Siege Preußens beten sollte. Sein Wirken als Seelsorger war ungemein segensvoll. — [2] Gustav Friedrich Ludwig Knak (1806—78), seit 1850 Prediger an der Bethlehemskirche in Berlin.

waren, „um hinter den Hüten ihr Lachen zu verbergen". Seinem Publikum gefiel diese Natürlichkeit. Schuhmacher, Weber, „Raschmacher", besonders aus dem oberen Teil der Wilhelmsstraße, den man dieser mährischen Einwanderer wegen mit wenig Kenntnis der Geographie „die Walachei" nannte, fanden es ganz im Stile der Volksberedsamkeit, wenn Jänicke sagte: „Der Geist Gottes fuhr auf die Jünger herab nicht im Sturmgebraus wie ein Donnerwetter, sondern sanft und lieblich wie eine Taube, zirp, zirp, zirp!" Als Vorstand des Missionsvereins vermittelte Jänicke die Phantasie seiner Gemeinde mit den fernsten Völkern der Wildnis. Er wußte insofern die eigentliche und beste Wirkung alles Missionswesens zu treffen, die eben keine andere ist als die Erhebung und Begeisterung derer, welche die Missionen absenden.

An seinen geliebten Lehrer Gädicke, den schon längst die Wilden verzehrt haben konnten — nach Robinson und Gumal und Lina war grausamere Lektüre gefolgt —, dachte immer der Knabe mit Wehmut, wenn er an des Vaters Hand in eines jener Konventikel trat, die damals sich überall eröffneten. Beim gemeinen Mann hießen sie Betstunden. Auch sie hingen zunächst mit dem Missionswesen zusammen. Unstudierte Missionäre übten sich im Sprechen. Aber auch Handwerker sprachen. Meist in dem entlegenen Klassenzimmer einer Schule oder in einem sonstigen Privatlokal versammelten sich abends fünfzig bis sechzig Gläubige beim Schein eines einzigen Talglichts und hörten die Rede oder das Gebet eines Inspirierten an, der seinen Vortrag zuletzt mit „Nachrichten aus dem Reiche Gottes", die über Nürnberg und Basel gekommen, und mit Sammlungen für die fernen Heidenbekehrer endete. Diese Betstunden wurden anfangs untersagt oder nur dann geduldet, wenn der Erleuchtete, der auftrat, einen gedruckten Vortrag ablas oder nur ein Gebet aus dem Stegreif hielt. Die Redner wollten aber nichts Fremdes ablesen; so blieb ihnen nichts übrig, als der Rede die Form des Gebetes zu geben. So beteten sich hier dann manche Schuster und Schneider rein von der Erde hinweg. Die Verzückung sah den Himmel offen. Die Dringlichkeit betete den Himmel zur Erde nieder. Man sah Christus

den Herrn (Gott-Vater war in diesem Kreise nicht grade abgesetzt, hatte aber mehr die Rolle des „Alten vom Berge", der hinten, im äußersten Libanon, in einer dunkeln Höhle sich in den Ruhestand versetzt hatte) leibhaftig auf seinem Throne sitzen. Herzzerreißende Klagetöne, die fast eine Stunde dauerten, lösten hier alle Weltlichkeiten auf. In der engen Stube, unter den ernsten, dunkelgekleideten Männern, bei dem einzigen Talglicht, das oft am Erlöschen war, im fahlen Dunkel so sich zu unterhalten mit dem Bräutigam der Seele — es mußte sich aller „Brüder" und „Schwestern" ein heiliger Schauer, aber auch jene Selbstzufriedenheit bemächtigen, die den Pietisten eigen ist, wenn sie von ihrer Gottesfreundschaftshöhe auf andere Menschen herabblicken. Wer wird aber in diesem seltsamen Gottesdienst lediglich Heuchelei sehen wollen? Ein guter Redner wußte in dies einzige Gebet, das er halten durfte, das ganze Leiden der Armut hereinzuziehen. Schlechte Zeiten, Arbeitslosigkeit, die Maschinen als Stellvertreter der Händearbeit, die neuen Moden, die z. B. die Filzhüte verdrängten und nur noch die Seidenhüte gelten ließen, die drückenden Abgaben, Krankheiten und Unglücksfälle, alles sprach sich hier in diesem Hülferufe aus. Hätten sich nicht die Vornehmen eingemischt, hätte nicht der Staat verraten, wie gerade ihm an dieser Auffassung des Himmels schon auf Erden gelegen war und er eine Menge Belohnungen dafür in Bereitschaft hielt, diese Gottesverehrung hätte sich nicht so bald getrübt, wie später geschah. Denn wer könnte leugnen, daß auch die Freien Gemeinden[1] und der Deutschkatholizismus[2] auf gleichen Seelenstimmungen beruhen, so verschiedenartig der Inhalt des Bekenntnisses auch ist? Es ist der Reiz des Separatismus, der,

[1] Religiöse Gemeinschaften, die sich von der bestehenden protestantischen Landeskirche Anfang der vierziger Jahre trennten und sich selbständig konstituierten; 1850 kam in Köthen eine Vereinigung mit den Deutschkatholiken zustande, die sich „Religionsgesellschaft freier Gemeinden" nannte, jedoch keine größere Bedeutung erlangte. Seit den fünfziger Jahren gingen die „Freien Gemeinden" infolge des Einschreitens der Staaten sehr zurück. — [2] Eine Gruppe von Katholiken, die sich 1844 bei Gelegenheit der Ausstellung des heil. Rockes in Trier unter Führung von Johannes Ronge (1813—87) von der offiziellen Kirche lossagte und Ablaß, Wallfahrten, Reliquien- und Heiligenverehrung und sonstige speziell römische Einrichtungen verwarf.

richtig organisiert, die Quelle einer neuen Menschwerdung der Generation und einer tiefgreifenden Erlösung unseres Jahrhunderts werden könnte.

Schon war eine Ausartung über diesen Isolierungstrieb des religiösen Bedürfnisses gekommen, als auch einmal der Knabe zu einem langen, hagern Studenten geführt wurde, der auf seiner „Kneipe" in einem Hinterhofe der Kurstraße eine Gemeinde von vielleicht sechs Erwachsenen und ebensoviel Kindern zu erbauen suchte. Für dies kleine Auditorium gab es mindestens vier Lichter, lange, schlanke, neue Wachskerzen. Ein Klavier stand unter einem Spiegel. Ein Tisch war theatralisch als Altar aufgestellt und mit einer grünen Decke behangen. Der junge Gottselige mit gescheiteltem Haar empfing seine kleine Gemeinde mit feierlichem Gruß und zählte wie ein Taschenspieler auf seiner Uhr die Minuten, bis sich hinlänglich viel Auditorium versammelt hatte. Dann schlug er auf seinem Klavier eine Kirchenmelodie an, ließ in einem dichtbevölkerten Hinterhofe rücksichtslos laut einen Choral singen und trat feierlich an den Altar, um seinen Text zu lesen und diesen zu paraphrasieren. Es war der Bibelspruch vom verglimmenden Docht und vom zerstoßenen Rohr, dessen breitgetretener inhaltsloser Anwendung der Knabe sich noch wie heute erinnert. War das Ganze eine homiletische Übung des jungen Mannes? Oder war der laute Gesang und das Aufsehen, das die Feier im Hofe machen mußte, für einen im Vorderhause wohnenden Geheimrat bestimmt? Oder lag dem Ganzen die erste Schwärmerei eines Theologen zugrunde, wie sie allerdings auch ohne irdischen Nebenzweck in einer angeregten Jünglingsseele leben kann?

Für dieses jungen Prädikanten reine Absicht möchte kaum einzustehen sein, aber erwiesen ist, daß die religiöse Stimmung des Jugendgemüts wie die erste Regung der Liebe kommt. Dem in Rede stehenden Knaben wurde seine Religionsschwärmerei wie ein physisches Erlebnis. Es war ein Wachsen, ein krankes Wachsen der Seele, ein neues Bedingtwerden und Umstimmen des reizbaren Nervensystems. Diese Himmelssehnsucht ist wie der Frühlingstrieb gewisser Bäume, wo die Rinde

harzige Tropfen ausläßt, die Birke einen Saft von sich geben kann. Die Mitbedingungen unserer christlichen Offenbarung sind poetisch. Sie werden in der Jugend so nachgefühlt, daß nur das Schöne und Tiefe, nichts von ihren Mißlichkeiten im Gemüte haften bleibt. Manche Glaubensselige bleiben ewig in diesem jugendlichen Religionsbann und können sich nie wieder aus dem einseitigsten Verschönern und Zerflossensein zur besonnenen Prüfung erheben.

Eine Erziehung von so viel Religiosität konnte als erste Außerschullektüre nur eine religiöse darbieten. Die Bibel, das Gesangbuch und eine alte Hauspostille, eine echte Hansteinsche von 1740, waren die ersten Nahrungsquellen des Wissenstriebes. In der Bibel stand, wie unter allen deutschen Hütten, die Chronik des Hauses geschrieben, der Vermählungstag der Eltern, die Geburt der Kinder mit allen Zeugen, allen Taufpaten. Im untern Volk hat man Regungen, wie sie nur der Adel kultiviert. Auch da stemmt man sich gegen die Woge der Allgemeinheit, will nicht so mit fortgespült werden von der Masse des Nichtsbedeutenden. Man führt Buch über den festen Grund und Boden, wo man in der Welt steht, und wäre das Fleckchen Erde auch noch so klein. In der Bibel selbst fesselte dann alles, auch der rote Druck des Titels, das Privilegium des Königs Friedrich des Ersten von Preußen mit allen seinen Würden und Besitzungen, auch die kleinen Vignetten zwischen den einzelnen Hauptstücken und die kunstvoll verschnörkelte Arabeske am Ende mit dem geheimnisvollen vor- und rückwärtsgelesenen Anagramm des Wortes E. N. D. E., lautend: Er Nahm Das Ei — (rückwärts) Er Darf's Nicht Essen, (vorwärts) Eine Nonne Darf's Essen! Dieser Unsinn, ein „vollkommener Widerspruch, gleichbedeutsam für Weise wie für Toren"[1], schien aus irgendeiner Faustischen Küche gekommen und bedeutete dem Kinde ein Abracadabra der Art, wie wohl wirkliche Zauberei mit der Bibel getrieben wurde. Den Finger in die Bibel bohren, eine Stelle festhalten und nach deren Wortlaut handeln, das haben selbst große Geister

[1] „Denn ein vollkommner Widerspruch Bleibt gleich geheimnisvoll für Kluge wie für Toren" (aus der „Hexenküche" von Goethes „Faust", V. 2557f.).

getan, die als Atheisten vom Zufall nichts wissen wollten. Die Bibel ist dem Volke das Menschenleben von seiner kindlichen Märchenzeit an bis zur grübelnden theosophischen Zukunftserforschung. Leider wird dann aber auch die Bibel die erste Anlehnung des Gelüstes und der Leidenschaft. Die Bibel ist das Paradies, der Baum der Erkenntnis und die Schlange der Verführung. Ehe der Knabe noch von den Leidenschaften der Sinne weiß, pflanzt schon die Bibel die Versuchung in sein Herz. Gewisse Kapitel werden beim Lesen in der Schule überschlagen, die Neugier wird gereizt, und bald zeigt man sich heimlich die grellen Verse im Ezechiel, wo mit orientalischer Rücksichtslosigkeit die Bilder der Unzucht beschrieben werden. Diese und ähnliche Momente unsrer Erziehung gehören zu dem großen Patengeschenk, das uns Geschichte und Tradition für unsre christliche Geburt mit eingebunden hat.

Aus der „Postille" wurde Sonntag nachmittags eine endlos lange Predigt laut und deutlich vom Knaben vorgetragen. Diese Aufgabe war die gesundeste Stärkung, wenn nicht der Seele, doch der Lunge. Sie hob die physische Stimme, gab ihr Kraft und Nachdruck. Die Mutter entschlummerte sanft. Doch gegen den Schluß wachte sie auf und hörte noch die Nutzanwendung und das erlösende Amen. Worauf der Kaffee erfolgte. Nebenbei hatte der Knabe noch eine geheime Lieblingslektüre. Es war ein einzelner Band eigentümlich gedruckter Predigten, der durch einen Zufall ins Haus gekommen war. Das Buch war schön gebunden, inwendig mit einem Wappen der Familie Steiner aus Winterthur in der Schweiz, zwei Arme hielten aus einem Helm einen Stein empor. Das Buch selbst war 1782 in der Schweiz verlegt und von Häfeli[1], einem Geistlichen aus Lavaters Schule, verfaßt. „Predigten und Predigtfragmente" hießen diese Betrachtungen, die in einem völlig andern Stil geschrieben waren als die alten Sermone

[1] Johann Kaspar Häfeli[n] (1754—1811), hervorragender Prediger, zuerst von Lavater erkannt und auf dessen Empfehlung vom Fürsten von Anhalt-Dessau als Hofkaplan berufen, trat später als Oberprediger, Konsistorialrat und Superintendent in den Dienst des Fürsten von Anhalt-Bernburg. Er gab 1778—83 eine Sammlung von „Predigten und Predigtfragmenten. Gesäet dem Tage der Garben" heraus.

von Propst Hanstein[1]. Sie lauteten aber auch völlig anders, als man in sämtlichen Berliner Kirchen predigte. Häfelis Predigten waren in einem Schwung geschrieben, dem selbst der Vetter nicht folgen mochte, obschon sie nur im Interesse der strengsten Orthodoxie verfaßt waren. Die Bilder, die aphoristische, phantasievolle Diktion, die, plötzlich im Übermaße der Rhetorik abbrechend, oft Wort nur an Wort reihte, aber so bedeutungsvoll mit Schwabacher Schrift[2] gedruckt, daß man erkennen mußte, hier sollten Zentnergewichte liegen, die Fingerzeige auf die allgemeine Weltgeschichte, die Einmischung von Polemik gegen die Voltairezeit, alles das war so eigentümlich neu, daß es auch zunächst schon einen eigenen Vortrag bedingte, worin sich der Knabe in stiller Einsamkeit zu üben versuchte. Der Prediger mußte für diese Reden Schauspieler sein. „Ob Jesus von Nazareth lebender Retter und König, Souverän der Schöpfung, Erlöser von Sünd' und Tod oder ein hingerichteter Rabbi aus Galiläa war? Das ist die Frage!" Diese Gegensätze standen sich dann poetisch schroff in langer Ausführung gegenüber, ganz in dem Stil, der später erst aus der Schweiz und dem deutschen Süden über Westfalen und Bremen nach Norddeutschland gekommen ist. Vernehmlich sprachen Lavater und Klopstock aus diesem Buche, dessen Motto denn auch lautete: „Gesäet dem Tage der Garben." Hier waren Betrachtungen zu lesen über die „heilige Einsamkeit", über den Christ als „neue Kreatur", über Jesus als die „Auferstehung und das Leben", über die „Erwartung des neuen Himmels und der neuen Erde", über „die Nahrungsmittel des himmlischen Lebens" und ähnliches Überschwengliche, das mit Feuer bilderreich und blendend ausgemalt wurde. „Wer ihn gefühlt hat, den Fluch des dornichten Ackers und Adams auf all seinen Söhnen ruhende Strafe; wer gesehen hat Mammons Ehre und Trug und den blinden, tauben Götzen Baal mit dem Schwarm seiner Anbeter — sich müde gehört hat an stolzen

---

[1] Gemeint ist vielleicht Gottfried August Ludwig Hanstein (1761 bis 1821), seit 1804 Propst an der St. Petrikirche in Berlin; er veröffentlichte eine sehr große Anzahl von Predigten. — [2] Eine Frakturschrift, benannt nach Schwabach in Franken.

Worten, da nichts hinter ist, und an dem Freiheitspreis der Sklaven des Verderbens, an dem Seufzen der mißbrauchten Kreatur und an dem tieferen Seufzen des mißbrauchten Brudergeschlechts und dem stolzen Gewühl ihrer Tyrannen — — wie flieht der so gern in die Einöde ohne Menschen, unverspottet seine Tränen zu weinen, in der leblosen Natur zu suchen, was ihm die lebendige oft versagt — Einfalt, Harmonie, Größe, Adel, Gottesstrahl, und ungekränkt sich mit dem Trost einer besseren, wenn auch fernen Zukunft zu trösten! Siehe, der Herr verließ das Gewirr seiner ihn mißkennenden, hassenden Welt, wandelte am einsamen Gestade, im Schatten der Ölbäume, und schöpfte — was ihm keiner seiner Jünger, auch sein Johannes nicht geben konnte — aus seinem Vaterland Stärkung und Mut auf Gethsemane, Gabbatha und Golgatha." Schon in diesen letzten Namen der Bibel lag ein majestätischer Schwung! „Endlich, endlich kommt doch ein Wort Erklärung der harten Rede, aber ein wie andres Wort, als man erwartet hatte! So kurz! So abgebrochen! So hingeworfen!" Hier waren Lessing und Goethe zu spüren. Das ganze Buch ist der erste geistige grüne Anger gewesen, auf dem sich die Knabenseele schon von zehn bis zwölf Jahren aus dem dürren häuslichen Leben flüchtete. Das Lamm Christi weidete auch hier, aber die dumpfe, erstickende Stubenluft schnürte nicht mehr die Brust zusammen. Die Alpen standen in der Ferne. Sie waren der Schemel für Gottes Fuß, dessen Krone über allen Wolken und Wassern glänzte, und unter ihm schwang Christus die „Blutfahne" mit dem Wappen des Lamms. Der Gekreuzigte stand auch über allen Erdenthronen und richtete Majestäten und Verbrecher, die Reichen und die Armen, die Adler in den Lüften und den Wurm im Staube. Sein Kreuz stand riesenhoch, und im Erdbeben zitterte Jerusalem. Düstere Wolken rauschten über die Häupter der Welt, und die Vorhänge des Tempels zerrissen. Es war kein leidender, nur redender Christus, den der freie Schweizer predigte, sondern ein handelnder und selbst im Leiden triumphierender. „Sesostris[1], Cyrus, Pytha-

[1] Sagenhafter, uralter ägyptischer König, dem die Einrichtung der administrativen Verwaltung des alten Ägypten zugeschrieben wird.

goras, Aristoteles — Kopernikus und Luther — Cartesius und Grotius[1] — Gustav Adolf und Friedrich!" Ihr bezeugt, daß „kleine ohnmächtige Kinder" Männer werden konnten. Wieviel mehr dieser Christus, der „Zimmermannssohn" und doch in Gott Purpurgeborene! Das Kind kannte erst wenige von jenen Helden, aber die Vorstellungen erweiterten sich, diese Christusauffassung ging über die Spittelkirche und die Sonntags-Nachmittags-Postille hinaus. „Können wir uns einen anmutigeren, traulicheren Auftritt denken, als Jesus — unter der Mütter- und Kinderschar? Alle Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, allen Ernst des Lehrers, alle Majestät des Wundertäters, zur mildesten Huld, zur zartesten Liebe, zur trautesten Einfalt gemildert — voll einladender Zärtlichkeit sein Blick, sein Mund allen freundlich zulächelnd, seine Hände nach allen sich ausstreckend. Und um ihn die Mütter mit ihren Lieblingen — auf den Armen die einen, an der Hand die anderen — sie drängen sich zu ihm, berühren seine Knie, blicken erst schüchtern, dann froh lächelnd an ihm auf, mit jedem Blicke zutraulicher, froher, gesprächiger — und von Jesus aufgehoben, geherzt, gesegnet, mit einem liebreichen Glückwunsch, mit einer väterlichen Lehre den Müttern wiedergegeben! Können wir uns einen lieblicheren, wehmütig erquickenderen Auftritt denken? Einen lieblicheren und erquickenderen für Mütter, für Kinder, für englische und menschliche Zuschauer? Selig sind die Kinder, die Jesus also segnete, die auf seinem Schoße saßen, seine Wange berührten, mit seinen Haarlocken spielten! Ja, selig wird er uns zurufen, wenn ihr werdet wie die Kinder."

Herrliches Buch! Was hast du die Seele des Kindes wie mit Engelsfittichen und in Himmel unendlicher Entzückung gehoben! Schweizermund voll Pracht und Hoheit, Lieblichkeit und Poesie! War's das Alpenglühen der schneebedeckten Firnen, das aus vergilbten Blättern in die ahnungsvolle Einsamkeit des träumenden Kindes blitzte? Waren es die Herdenglocken von Zürich, die den Sohn der nordischen Steppe wie auf grüne Bergeshalden riefen und ihm die Schauer einer Welt

[1] Hugo Grotius (1583—1645), holländischer Gelehrter und Staatsmann, Begründer des allgemeinen Staatsrechts.

voll heiligeren Schwunges und reinerer Schönheit zauberten? Braucht das Auge lange zu wählen und weilt nicht mit Rührung auf einer Stelle wie dieser: „In der lieblichen Abenddämmerung der Einsamkeit erscheinen sie wieder, die Rosen unter der Morgenröte — die seligen Tage der Kindheit und Unschuld, wo unser Leben hinfloß wie durch Blumenauen der klare Bach, wo keine Wolke den reinen, lachenden Himmel trübte, kein feindseliger Sturm unser Inneres zerriß — wo wir im Schoß unserer Mutter frohlockten und mit den jugendlichen Gespielen um den blühenden Baum unsres mildgepflegten Gartens eines Herzens jauchzten. Da kommen sie wieder hervor aus dem verschlingenden Strom der Zeit, all die Stunden genossener Freuden — und die dunkleren Stunden der Trauer, die durchkämpften Nächte, die Tränen, die noch die Morgenröte beschien — das ungezählte Heer der Sünden, bereut und unbereut, verziehen und unverziehen — vom ersten Lustgenuß am Baum der Erkenntnis bis zur Untreu im letzten Tagwerk. Alles zieht in namenlosem Schauer unsrer Seele vorüber — ein Vorschmack des Weltgerichts — wir genießen wieder und leiden wieder. Und aus diesem Bilde des Vergangenen geht das Bild unsrer Zukunft hervor, die Pfade öffnen sich, die wir noch wandeln sollen, und die Kämpfe, die uns fürgelegt sind — wir trinken itzt schon aus dem Becher der fernsten Freuden und Leiden, und unsre Seele faßt in lebendiger Hoffnung und Furcht das Unsichtbare, wie wenn es sichtbar wäre." Stundenlang stellte der in der Stube eingeschlossene Knabe mit lauter Stimme diese Lektüre an. Er ahmte dabei den Berliner Predigern nach.

VII.

Das fünfte und sechste der Bücher, die dem Knaben von Bedeutung werden sollten, waren Goethes „Faust" und der „Don Quixote".

Daß sich der erstere in die bescheidenste Welt verlieren konnte, war wie ein Wunder. Bei einem Spielkameraden, der

in demselben Turmpavillon der Akademie wohnte, dem Sohn eines Dienstangehörigen des Königs, fand sich ein nie wieder so kostbar gesehenes, rundum in hellgelbes feinstes Leder gebundenes, auf stärkstem Velinpapier gedrucktes Exemplar des „Faust", eine Prachtausgabe. Wie, mußte der Erzähler sich später sagen, wenn dieser „Faust" Sr. Majestät dem König selbst gehört hatte? Das kostbare Buch war vielleicht in einem der königlichen Wagen liegen geblieben und hatte keinen Herrn gefunden. Friedrich Wilhelm III. machte sich wenig aus Goethe. Magnus hieß des Königs Rosselenker, bei welchem der Knabe diesen „Faust" vorgefunden.

Natürlich zwingt die Wahrheit sogleich zu dem Geständnis, daß dem Kinde das einzig Gefällige und Verständliche darin die Hexenküche war. Und auch in ihr sah man nur die Töpfe und Kessel, den Blasebalg, den Rührlöffel und die Meerkatzen. Und diese Meerkatzen interessierten um so mehr, als eine Treppe höher, fast unterm Dache, noch ein andrer unmittelbarer Dienstmann der Hohenzollern wohnte, der seinerseits Meerkatz hieß. Was sich in einem Kindskopfe aus so zusammentreffenden Umständen für ein logisches Ungeheuer bildet, ist nicht wiederzugeben. Ein Kind verknüpft das Fremdartigste mit einem Parallelismus, der selbst in späteren Jahren immer an derselben Stelle wieder auftaucht und bei gewissen Vorstellungen immer wieder dieselben Unzusammengehörigkeiten vor dem Auge tanzen läßt, wie z. B. daß der Knabe den bekannten preußischen Königsnamenzug Friedrich Wilhelm Rex, in drei verschlungenen Buchstaben dargestellt, nur mit einem vielgenannten Berliner Schullehrer und Kantor namens Rex in Verbindung bringen konnte und, noch ehe er etwas von dem schwäbischen Ursprung der Hohenzollern erfuhr, sich in demokratischer Vorahnung bei den Königen doch einen ursprünglichen Familiennamen als notwendig dachte und dabei nicht übel Lust verspürte, den Kantor Rex für einen irgendwie anzuerkennenden Seitenverwandten der majestätischen Herrschaften zu nehmen, die sonderbarerweise alle nur nach ihrem Vor- und nicht nach ihrem eigentlichen Familiennamen Rex gerufen wurden… Und kehren nicht noch im Alter, wo doch diese Irrtümer am-

putiert sind, wie in Gliedmaßen, die man nicht mehr besitzt, solche tollen Empfindungen wieder, falls der korrelate Nerv der Seele berührt wird? Haben nicht unsere Träume noch bis zu jenem letzten, aus welchem wir nicht wieder erwachen, ihre eigne, immer und immer mit gleichen Bedingungen wiederkehrende Topographie, dieselben nicht existierenden Straßen, dieselben Plätze, Gärten, und kann man sich der regelmäßigen Wiederkehr einer und derselben Traumvorstellung erwehren, z. B. der, daß man noch einst ein großes Examen zu bestehen hätte? Diese Traum- und Kinderlogik brauchte lange, bis sich der alte hüstelnde Meerkatz in der Dachstube mit den sprechenden Meerkatzen des „Faust“ auseinander fand. Die Tiere, die mit Kronen spielten wie mit Glasscherben, die den Brei am Feuer rührten und zuletzt von einer durch den Schornstein fahrenden Hexe für ihr Überlaufenlassen der Töpfe gezüchtigt wurden, traten mit der Zeit unabhängig von dem Leibkutscher Meerkatz und in solcher Lebendigkeit vor die Augen, daß nach Anschauung regelmäßiger Puppenspiele (in der Mittelstraße „Theater von Freudenberg“ genannt) mit Goethes „Faust“ eine dramatische Darstellung versucht wurde. Ein Stuhl, ein Fußschemel, ein paar Fensterkissen bildeten das Theater, und anderweit eroberte Figuren, die an sich Ritter oder Neufchateller Jäger darstellten, bedeuteten Meerkatzen und Hexen. Die Auslegung macht, und nicht bloß beim Kinde, das wahre Sein. Hier wenigstens war Glaube absolutes Wissen. Soviel Vollendung der dargestellten Hexenküche, die dem jungen Dramaturgen als vollkommen erreicht vorschwebte, hat spätere Bühnenanschauung im Opernhause nicht wiedergegeben. Die an sich vergebliche Mühewaltung der wirklichen Reproduktion verschwand gegen das Ideal einer Inszenierung, das so gut wie die Wirklichkeit selbst war. Wie sich die mit Kattunschürzen verhangenen Stühle vor dem Auge zu mächtigen Rundbogen wölbten! Wie die Küche so schwarzberußt wirklich gesehen wurde! Wie diese den Neufchateller Jägern substituierten Meerkatzen sich balgten und mit dem Besen stäupten, weil „die Frau“ nicht zu Hause war! Und dann jener Brei, den sie rührten, diese bekannten breiten „Bettelsuppen“, die die Kinder nur auf Mehlbrei, nicht gerade

ihr Leibgericht, beziehen konnten. Jetzt läuft der Kessel über, die Hexe, vom Schornstein herabfahrend, verbrennt sich und schreit: „Au, au, au! Verdammtes Tier, verfluchte —!" Jetzt kam ein zynischer Reim. Grade dieser wurde angestaunt und bewundert in der Möglichkeit, gedruckt zu werden und ordentlich in Büchern zu stehen. Sei es nur gestanden, diese Stelle wurde als die klassischste in allen Tonarten, Dur, Moll, in Grunz- und Fisteltönen nachmoduliert. Sie war die sprechendste Anmutung an die trunkene Freude, so schauderhaft Natürliches, so rein der eigenen unmittelbarsten Gegenwart und dem Selbsterlebnis nur zu oft Angehöriges gedruckt zu lesen! Dann aber kam das Hexen-Einmaleins, das dem Schul-Einmaleins so nahestand und dabei wie die tiefste Ahnung einer Einleitung zur Metaphysik klang und wirklich schon feierlich, ja mit einem gewissen Respekt vorgetragen wurde. Konnte man doch nicht wissen, ob nicht hinter dieser Hexenweisheit etwas steckte. Schließlich erwarb sich noch der Prolog der Dichtung, der Herr unter den himmlischen Heerscharen, ein besonderes Interesse. Das Drama selbst, wo Mephistopheles dem Kinde lange nicht bockfüßig und hörnermäßig genug auftrat, mundete nicht. Aber „der Himmel schließt, die Erzengel verteilen sich"... das klang selig und weckte goldensonnige Bilder. Dies Vorspiel war eine der Phantasien, in deren lichtreine Sphären aus der Hexenküche man sich ebenso flüchtete, wie der Knabe selbst sich zuweilen ins Vordergebäude des Akademiequadrates schlich, wenn ihm sein Gespiele, der Sohn des Kastellans, eine geheime Tür öffnete und er sich zu einer Stunde, wo nur Maler, Kunsteingeweihte die Ausstellung der Gemälde besuchten, bei dieser goldrahmigen bunten Farbenpracht einstehlen durfte, unter diese heilenden und lehrenden Jünger, diese Christuswunder, die Abrahamsopfer und kanaanitischen Brunnengrüße des damaligen beginnenden Düsseldorfer Geschmacks[1].

Die allmähliche Erlösung von dem Druck einer dumpfen überreligiösen Stimmung förderte auch eine alte zerrissene

[1] Die neudeutsch-romantische Kunst der „präraffaelitischen" oder „nazarenischen" Bewegung, die besonders in Rom 1810—15 von Peter Cornelius (1783—1867) gepflegt wurde.

Übersetzung des „Don Quixote“, die dem Oheim gehörte, der in der nächsten Umgebung des Prinzen lebte. Die Schwänke des sinnreichen Junkers von La Mancha wurden abends von der „Cousine“ und dem „Cousin“ vorgelesen, noch öfter vom heitern und von christlicher Selbstquälerei weit entfernt gebliebenen Onkel unter Lachen wiedererzählt. Das Barbierbecken als Helm, die Windmühlen als berittene Feinde, eine Bauernmagd als Prinzessin und Sancho Pansa, der ebenso gut ein Bauerlümmel aus Pommern oder der Uckermark hätte sein können, als Knappe, das waren Späße, die zwar nicht so greifbar auf der Hand lagen wie die Hexenküche und die Meerkatzen im „Faust“, im Gegenteil Späße, die schon Sinn für Kontrast, Ironie und Satire erforderten; aber bei allem Kopfschütteln und starrem Gaffen eines im Grunde nur für sublimere Dinge empfänglichen Gemüts verfehlten die Anpreisungen des Buches ihre Wirkung nicht, und voll Emsigkeit wurde der „Don Quixote“ nicht ein-, sondern mehrmal durchgelesen. Der Vater verlegte dabei die Szene nach Pommern. Diese Amtleute, Wirte, Fuhrmannsausspannungen, diese Windmühlen, bebrillten Pastoren, steifen und nasehochtragenden Gutsherrschaften, alle spanischen Figuren des Cervantes fanden sich ja ebensogut auch in dem Andalusien Preußens, und wieviel wirkliche Don Quixotes noch jetzt in Pommerns löblicher Ritterschaft anzutreffen sind, beweist ja die Geschichte des Tages.

Die Zahl der gelesenen Bücher mehrte sich von Tag zu Tage. Sie zogen das Gemüt nach zwei Richtungen hin, nach dem Märchenlande der Poesie und nach der Welt der geschichtlichen Taten und mutigen Unternehmungen. Das einfache Wissen von totaufzuspeichernden Fakten schmeichelt sich dem Gedächtnis des Kindes nicht ein. Zwischen die wundertätigen Feen, die Siebenmeilenstiefel des kleinen Däumlings und die Wilmsenschen[1] Heldensäle, Bardenhaine und die Abenteuer Robinson Crusoes drängte sich dann allmählich noch eine dritte Gattung ein, man möchte sie die pädagogische Romanwelt

[1] Friedrich Philipp Wilmsen (1770—1831), Pfarrer und ungemein produktiver und erfolgreicher Jugendschriftsteller; Gutzkow verwechselt hier „Heldensäle“ mit „Heldengemälde“.

nennen. Es waren die ländlichen Idyllen, die „Pfarrersbesuche in Friedheim", die Familienabenteuer einer „Reise des Amtmanns Gutmann und seiner Kinder", Campes durch glückliche Zufälle eroberte Jugendbibliothek[1]. Letztere bot noch den reizendsten Genuß durch seine dramatisierten Familiengeschichten. Der bei Campe auftretende arme Thüringer Bergmannsknabe, der mit seinem ländlichen Dialekt und seiner Kunstfertigkeit auf der Geige sich die Freundschaft und Liebe eines vornehmen Hauses erwirbt und seinen ihm dargereichten Teller mit Kuchen und Wein erst nach einem Dank an Gott in die Hand nimmt, wird jedes gutgeartete Kind rühren. Und bald wird sich dann auch zeigen, wohin sich die junge Seelenschwinge vorzugsweise getragen fühlt. Zu Aladdins Wunderlampe und den verschlossenen Bergen, die auf des Zauberers Geheiß sich öffnen, zum Tischlein deck' dich — oder zu den Taten Hermanns des Cheruskers, den Siegen der Deutschen über die Hunnen, der Heldenbahn Luthers, dem Tode Gustav Adolfs und dem rührenden Ende Theodor Körners? Oder in der Tat zu dem kleinen Bergmannsknaben, dessen naive Treuherzigkeit dialektisch auf einem später eroberten Anteil an einem Theater nach Kräften bis zur nie ausbleibenden Selbstrührung wiedergegeben wurde —? Die pädagogische Unterhaltungsliteratur des Tages tastet hin und her und bringt uns in jeder Weihnachtszeit neue Experimente mit dem Kindergemüt. Immer mehr aber greift die Sucht um sich, mit der Kost für Kinder weit mehr die Alten zu sättigen. Die Neigung der Großen, sich zuweilen von ihren Mühen auszuspannen und zum Scherz ein wenig kindisch zu werden, verwechselt sich nur zu oft mit dem Unterhaltungsbedürfnis des Kindes, dem allerdings auch das Läppische, bunt gemalt, gefällt, wie alles, was ihm — geschenkt wird, aber die Nachwirkung auf die Seele wird die leerste, die flachste. Das Kind bedarf Tatsachen, und diese Tatsachen will es nicht tot und nur aufgespeichert, sondern in Bewegung gesetzt sehen

[1] Joachim Heinrich Campe (1746—1818), einer der fruchtbarsten Jugendschriftsteller; am bekanntesten ist seine schlechte Robinson-Überarbeitung; Gutzkow hat wohl hier die Sammlung „Sämtliche Kinder- und Jugendschriften" im Sinn, die 1806—32 in 37 Bändchen in Braunschweig erschien.

durch irgendeine Handlung, ein Lebensschicksal. Das Märchen sei ohne Ironie, ohne zu weit ausgesponnene Zwecklosigkeit und romantische Träumerei, es lehre den Glauben an gute und böse Kräfte des Lebens, schildre große, gewaltige Elementarwirkungen und die Ausgleichung durch eine ewige Gerechtigkeit. Die Literatur für Kinder schildre Männer, die Einziges wollten und Großes zu dulden verstanden, Helden des Geistes, die sich von unten herauf durch tausend Hindernisse emporarbeiteten, Forscher, die, wie Kolumbus, keine Gefahr scheuten, ihr gläubigstes Ahnen zu verwirklichen! Das Familiengenre endlich hüte sich vor Nachahmung fremder Erziehungstöne, wie sie besonders jetzt aus Frankreich herüberklingen! Diese geleckten, gemalten Berliner Lithographien mit den nach dem Pariser Modejournal geputzten jungen Herrchen und Dämchen, mit Knaben in Samtgilets und Spitzenmanschetten, in englischen Lovelymützen und eng am Halse schließenden gebrannten Spitzenkrausen sind eine Vervornehmung der alten gemütlichen bürgerlichen Jugendromantik Campes, Löhrs[1] und anderer Schriftsteller, die zur deutschen Kinderwelt vielleicht etwas philisterhaft, aber in der einmal vorausgesetzten herrschenden deutschen Art und Sitte geredet haben. Ob die „Münchner Bilderbogen"[2] mit ihren Karikaturen gut auf die Kinder wirken, mögen Pädagogen entscheiden.

Die Freuden der Natur und die alten Kriegserinnerungen waren es, die gegen eine allzu düstre, gefährlich drohende Bigotterie auch im Hause selbst zuweilen fröhlichen Einspruch taten. Selbst der apokalyptische Vetter konnte dem Reiz einer Sonntagswanderung nach dem Dorfe Lichtenberg nicht widerstehen. Kornblumen und Lichtenberg waren dem Knaben ein und derselbe Begriff. Man möchte in der Tat an die Lehre von einer sich materiell abdrückenden Einsammlung der geistigen Erfahrungen glauben. Denn bei jeder Kornblume wird noch dem Manne Lichtenberg, wie bei jeder Heuschrecke, die in den Herbststoppeln singt, Tempelhof bei Berlin einfallen. Eine

[1] Johann Christian Löhr (1764—1823), Prediger und verdienter Jugendschriftsteller. — [2] Erschienen zuerst 1850 bei Schneider und Braun in München und werden noch heute fortgesetzt.

Wanderung nach Lichtenberg begann um die Mittagszeit und zog sich durch die entferntesten Stadtteile. Unterwegs stieß zur frohbewegten Karawane dieser oder jener Verwandte: der Vetter Christian, der inzwischen aus seinem Lederwams schon einen Buckel nach dem andern hatte auftrennen müssen und freud- und leidvoll eine höchst sonderbare Heirat geschlossen hatte, die im Zusammenhange mit dem ihm tieftragischen Weh, daß die Filzhutmacherei von den Seidenfelbelhüten, das zünftige, gründlich erlernte Handwerk von Seidenhutnähterinnen und Papparbeitern verdrängt wurde, durch eigentümliche Umstände den Stoff zu einer städtischen Dorfgeschichte abgeben könnte; der Vetter Wilhelm, der heute schon zwei Kirchen und die Rechtgläubigkeit ihrer Kanzeln geprüft hatte. Vorüber ging es dann regelmäßig an einem Erdgeschoß in den (damaligen!) Vorstädten, in dem eine andre unheimliche Jugenderinnerung, etwas Seltsames aus der Sphäre des schönen Geschlechts, hauste. Es war die gespensterseheude sogenannte „Zichorien-Liese".

Diese lange, hagre Frau hatte noch einen imposanteren Wuchs als die Heilkünstlerin am Dom. Sie war knochig, mager, spitznasig, langfingrig, von Habichtaugen, scharfredend und dabei stocktaub. Nicht unbemittelt, wollte sie durch einen Handel mit Zichorien, den sie in einem Kreise von regelmäßigen Abnehmern mit Hülfe einer sie begleitenden Dolmetscherin, die ihr den Korb tragen mußte, trieb, sich nur zerstreuen und unterhalten. Diese Zichorien-Liese schritt wie eine Königin so stolz, schnupfte wie ein Minister und beschäftigte sich nur mit den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens, mit der großen europäischen Politik und mit den Gespenstern. Die Zichorien-Liese konnte in der Tat die Göttin des Jahrhunderts vorstellen; denn stocktaub und lautkreischend hielt sie fast immer eine großmächtige Messingtrompete wie Frau Fama in der Hand. Diese Trompete setzte sie nicht an den Mund, sondern ans Ohr. Es war eine Schalltrompete, durch welche sie ihre Taubheit mit einer Welt vermittelte, deren sichtbare und unsichtbare Dinge ihr leidenschaftlichstes Interesse erregten. Die Zichorien-Liese kam nicht zu oft zu den Eltern des Knaben,

denn ihr Handelsartikel diente diesen nur zur „angenehmeren Färbung" des Kaffees und zur Herstellung jenes pikanten Geruches, der der gebrannten radix cichorea selbst von halben Türken im Mokkagenuß nicht abgesprochen werden kann. So oft sie aber kam, war es ein wirkungsvolles Ereignis. Ihre dienende Famula bewachte den verdeckten Korb, sie selbst schritt stolz voran, setzte sich feierlich und begann, wenn sie eine Prise zur Nase und dann die Trompete zum Ohr genommen hatte, regelmäßig eine Konversation über die höchsten Interessen der Menschheit. Entweder war es „Boneparte", über dessen Pläne auf „St. Helena" sie die genauesten Mitteilungen besaß, oder sie hatte, als gebornes Sonntagskind, wieder Geister gesehen. Die Politik und die Geister waren ihr Steckenpferd. Sie näselte im Sprechen, sprach aber so stark, daß es fast dasselbe Schreien war, womit in die Trompete die Fragen oder Antworten gerufen werden mußten. Die Erhebung der Griechen erfüllte die Zichorien-Liese mit einem Interesse, das im Widerspruch mit ihrem eigenen stand; denn ihr Handel mit Kaffeesurrogaten hätte sich eigentlich wenig aus den Vorgängen in der Levante machen sollen. Aber ihre Phantasie sah nur türkische Kriegsschiffe unter Brandern in die Luft springen und griechische Kinderköpfe, von den Türken zu Tausenden abgesäbelt. Es schien ihr unwiderleglich, daß „Boneparte" jetzt ebenso die Griechen gegen die Türken kommandierte, wie derselbe späterhin bei Varna[1] und Schumla[2] die Türken gegen die Russen kommandierte. Die Zichorien-Liese lachte laut auf, wenn einer behauptete, die Engländer würden den „Boneparte" schon auf „St. Helena" festhalten. „Na den?" hieß es. „Sie haben ja eenen janz falschen —!" Sie sprach von den Kongressen in Karlsbad und Verona, vom Fürsten Hardenberg und, auf innere Angelegenheiten übergehend, von der Erhöhung der Mietsabgaben mit derselben Gewißheit, wie sie regelmäßig unter einem seufzend abwehrenden „Ach, lieber Gott!" der Mutter auf ein Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige so

---

[1] Bedeutender bulgarischer Handelsplatz am Schwarzen Meer. — [2] Schlüssel zu den Balkanpässen, spielte in allen russisch-türkischen Kriegen eine große Rolle, so besonders 1828/29.

ruhig und glaubensfest überging, daß Justinus Kerner[1] seine Freude daran gehabt hätte. Die Zichorien-Liese bewohnte in der Kurzen Straße eine anständig eingerichtete Kellerwohnung, von welcher sie behauptete, es „spükte" in ihr. Es war seltsam, daß sie bei ihrer Stocktaubheit deutlich die Geister hören konnte, auch ohne ihre Trompete. Mit überzeugungstreuer Sicherheit erzählte sie, daß es erst vorgestern wieder in der Nacht, wo sie nicht hätte schlafen können, ganz vernehmlich hinter, in oder an der Wand gerufen hätte: „Wilhelm! Wilhelm! Ach Wilhelm!" Sie erzählte, daß sie zwar gegen das „Spüken" ein Bannungskraut, die „Spicke", in ihre Betten versteckte, da sie aber ein Sonntagskind wäre, hülfe es nichts. Es kämen ihr die Gesichter wie über den Weg. Wenn sie allein säße und sich nur umdrehte, so könnte sie Köpfe mit langen Bärten sehen, die sie um Erlösung anbettelten. Ohne alle Eschenmayersche[2] Metaphysik, rein durch Erfahrung, ging sie von der Idee des Zwischenreiches aus, in welchem eine Menge von Seelen haltlos umherirrten und ihre Erlösungsstunde und bis dahin auf Erden irgendeine passende Unterkunft suchen sollten. Längst verstorbene Verwandte nicht nur, sondern auch noch lebende, nur nicht grade anwesende, sah die Zichorien-Liese hinter ihrem Kachelofen sitzen, andere beim Aufblicken vom Studium der „Vossischen Zeitung" „justement in die Kammer" hineingegangen. Die Geisterseherin schritt nach ihrer Erzählung gewöhnlich auf die Erscheinungen herzhaft zu und verjagte sie so. Es stand ihr fest, daß die Seelen der Toten die unglaublichste Unruhe hätten und sich um jeden Preis in dieser Welt wieder zu schaffen machen möchten. Auch könnte man überzeugt sein, daß so viele geheime Schätze in der Erde vergraben lägen, so viele Verbrechen unentdeckt geblieben, daß es schon um deswillen keinen Menschen wundernehmen könnte, wenn es des Nachts an den Wänden raschelte und mit herzzerreißendem Jammer riefe: „Wilhelm, Wilhelm, ach Wilhelm!"

[1] Justinus Kerner (1786—1862), Dichter und medizinischer Schriftsteller, beschäftigte sich in einer Reihe von Schriften mit dem tierischen Magnetismus und den zweifelhaften Tatsachen des Dämonismus. — [2] Adam Karl August Eschenmayer (1768—1852), Arzt und Naturphilosoph, neigte in seinen Schriften zum Mystizismus und zu phantastischen Träumereien über Geistererscheinungen.

Man müßte nur das Ohr dafür haben. Unser Apokalyptiker, der ja auch Wilhelm hieß, traf, wenn er „arbeitslos“ war, oft mit der geistersehenden Zichorien-Liese zusammen. Dann entspannen sich die schauerlichsten Gespräche über das dunkle Diesseits und das allerklarste Jenseits. Beide hatten die gleiche Neigung für Politik, „Boneparte“, die Griechen, die Türken, den Papst und die Mietsabgaben, aber in ihren Prinzipien wichen sie voneinander ab. Die Zichorien-Liese war durchaus weltlich und beinahe heidnisch. Der Apokalyptiker ließ die Geister nur unter gewissen Umständen gelten — kannte er doch Swedenborg[1] und sprach mit Ehrfurcht von dem alten Schweden. Er verlangte eine religiöse Färbung des Geisterglaubens, unterschied Selbsttäuschung und Offenbarung. Vetter Wilhelm erklärte, es gehörte zum Geistersehen mehr als nur Taubheit oder ein Geburtstag am Sonntage oder der narkotisch betäubende Duft der gebrannten Zichorie; es gehörte ein reines Herz dazu und gottseliger Wandel und Gottes besondere Geneigtheit und spezielle Vorliebe für irgendeinen zum Geistersehen auserwählten Menschen. Ihm war das Geistersehen Gottesgnade. Die Zichorien-Liese pflegte solche Einwendungen im schnarrendsten Schreiton abzuweisen und blieb bei ihren Visionen, die ihr auch ohne Kirchenbesuch und Bibel kämen, je mehr sie „Spieke“ legte. Die Spieke und das „Spüken“ blieben dem Knaben seitdem wieder und das in solchem Grade eines, daß ihm noch in allen Stunden, wo ihm ein Gartenbeet mit Lavendel eingefaßt begegnet, die Dämonologie der Zichorien-Liese einfällt, ebenso wie beim Namenszuge der preußischen Könige auf Kanonen und Patrontaschen der Kantor Rex.

Bei den Wanderungen nach Lichtenberg wurde in den Geisterkeller der Zichorien-Liese ein rascher Blick geworfen; aber nur flüchtig; denn ihre Lebhaftigkeit, ihre Abgeschlossenheit von der Welt durch die Taubheit hätte zu langen Aufenthalt gekostet. Man wanderte zum Landsberger Tore hinaus. Flach, flach, kahl, kahl ist der Weg nach Lichtenberg!

---

[1] Emanuel von Swedenborg (1688—1772), schwedischer Theosoph, stellte eine neue Religionslehre von theosophisch-mystischer Richtung auf und enthüllte die Natur des Geisterreiches und dessen Zusammenhang mit der Menschenwelt in seltsamen Visionen.

Und doch lebt er im Jugendgedächtnis nur als eitel wogendes, sonnenbeglänztes Kornfeld, als Schmetterlingstummelplatz, als blauer Zyanen- und roter Mohnblumengarten. Dies Hinwegschreiten durch hohe Ähren, die sich in der Sonne wiegen, bald auf diese, bald auf jene Seite vorm Winde sinken, wie wonnevoll dem Knaben, der noch so klein, daß er in ihrem Schatten wandelnd nur blauen Himmel über sich sieht, neben sich die Kornblumen mit ihrem blauen Johanniterkreuz auf der grünen Basthülle der Knospe, die roten Flatterrosen und die Mohnblüten, die er pflückt und dabei über die Löcher der Maulwürfe stolpert! Dann das damals noch gebotene freundliche Grüßen der Vorübergehenden, die schallende, höfliche Erwiderung der ganzen Karawane. Die Männer ziehen die Röcke aus und tragen sie auf Stöcken. Die Frauen drängen zur Eile, um bei einem Bauern noch einen guten Gartentisch oder einen Sitz dicht unter seinem strohgedeckten Giebeldach zu gewinnen. Endlich sieht man das Dorf mit seinem Kirchturm und dem seit Jahren bekannten großen Storchennest, das so unvordenkliche Rechte und Erbpachtsansprüche der dort hausenden Storchenfamilie zu haben scheint, wie sie nur einst der alte General Möllendorf hier in seinem Schloßparke am Ende des Dorfes hatte oder jener Liebhaber von Pfauen und türkischen Enten, die linkerhand einen großen hellen Wirtschaftsraum und ein stattliches Anwesen zieren. Eine spröde Opposition des märkischen Bauern gegen Berlin und Berlinertum machte sich damals auch darin geltend, daß fast bis dicht unter die Tore der Stadt der Landbewohner seine allgemeine bäuerliche Art beibehalten hatte. Bis auf eine halbe Meile von Berlin glaubte man sich schon wie mitten in die Altmark, die Priegnitz versetzt. Kleine, niedrige Lehmhäuser mit dichten Strohdächern, eine düster schattende Linde vor dem Tor, Räder, Deichseln, Latten den Eingang hemmend. Die Tracht nur ländlich, kurze Jacken, lederne Hosen, bunte Nachtmützen, die Sprache plattdeutsch, frei noch von dem scheußlichsten aller deutschen Dialekte, dem der Hauptstadt, auf dessen nicht unmögliche Ausrottung eine Regierung, die wahre Volksgröße liebt, einen Fonds für Prämien aussetzen sollte. Was gab

es bei einer solchen Wanderung nicht zu behorchen, zu belauschen! Der Knabe steckte die Nase in alle düngerduftenden Ställe, in alle so eigentümlich trockenluftigen Scheunen, kletterte auf die würzig-atmenden Heuböden, sammelte im Garten an den Kirschbäumen vergessene gedörrte, von den Vögeln angepickte süße Reste, sammelte Harz, das man mit den Fingern zu kunstvollen Geweben abspann, ging auf die Raupenjagd im Kohl- und Rübenfeld und dämmerte hin in jener traumseligen Gedankenlosigkeit der Kinder, die das Große und Wichtige übersieht und sich an einer kleinen, aus Steingeröll hervorgesuchten Blume oder einem Brombeerheckengewirr, durch das sich blaßrote oder blaue Winden schlängeln, oder an einem Marienkäfer, den man sich über die Hand laufen läßt, die größten und beneidenswertesten Welten ausspinnt.

Die Kraft der geistigen Sinne wächst. Sechs Jahre war der Knabe alt, als ihn ein Weltereignis aus dem ersten dumpfen Chaos des kindischen Ichs wachrief. Es war die Jubelfeier der Reformation. Die Bedeutung dieses Festes wurde vollkommen verstanden. Der lebhafte Sinn des Vaters wußte das Verbrennen des Tezelschen Ablasses, das Anschlagen der freien Glaubenssätze an die Wittenberger Kirchentür und alle Fingerzeige Gottes in dem Leben des großen Volksmannes so anschaulich zu machen, daß die Glockentöne, die drei Tage lang wie ein bewegtes Meer der Lüfte zu wogen und zu brausen nicht aufhören wollten, auch die ganze Seele ergriffen und zum protestantischen Hochgefühl erhoben. Voll eitel Sonnenschein und wie ein einziger dreitägiger Glockenton ist denn auch diese erste historische Erinnerung.

Ihr folgte die Kunde von Napoleons Tod, der auf den Straßen mit nicht viel Siegergroßmut angekündigt und ausgerufen wurde. Dann kam der Kampf der Griechen und Türken. Er wurde nachgeahmt in allen Kinderspielen, wo jeder Grieche, niemand Türke sein wollte und zuletzt das Abzählen entscheiden mußte. Sands Ermordung Kotzebues fand schon im Knaben die ganze parteiische Würdigung, welcher selbst berühmte und ernste Männer wie de Wette[1] nicht haben wider-

[1] Wilhelm Martin Leberecht de Wette (1780—1849), Professor für Theologie in Heidelberg, Berlin und Basel; ein Trostschreiben, das er aus Freiheits-

stehen können. An allen Bilderläden, hinter Fenstern und auf offener Straße hingen die Darstellungen der Ermordung Kotzebues, wiedergegeben in allen Einzelheiten, bald im Moment der Anmeldung Sands vor Kotzebues Wohnung in Mannheim, bald im Überfall und Niederwerfen des Schlachtopfers oder in der Gefangennehmung des Mörders, wo sich dieser vergebens zu töten versucht hatte. Später gesellten sich noch alle Momente der Urteilsverkündigung, die Fahrt zum Hochgericht und das „Richten“ selbst hinzu. Überall hing Sands Bildnis. Von hundert Rauchern hatte der vierte Teil gewiß einen Pfeifenkopf mit dem Abbilde des Mörders, der vom Vater mit unbedingtem Abscheu verurteilt, von der Mutter mit den Worten bemitleidet wurde: „Der arme junge Mensch!“ Die Nähe der Universität brachte mit der damaligen Studentenschaft unmittelbare Berührung. Der Vater nahm den entschiedensten Anstoß an der altdeutschen Tracht, verspottete den Turnlehrer Jahn mit der bittersten Abneigung und erstickte die heiße Sehnsucht des Knaben, sich im Zwillichkittel für die Hasenheide anwerben zu lassen, durch eine Flut von Verwünschungen so gottlosen, hochmütigen „Narrentreibens“. Es stellte sich immer mehr ein Bruch zwischen Stillstand und Bewegung im Hause heraus, ein Bruch, der einem in die Nähe von hohen Stabsoffizieren gerückten Manne früh zum klaren Bewußtsein kam. Auch die bis zum neuesten Datum so angewachsene Verachtung der Volkswehr durch eine disziplinierte Armee gab sich in den Worten kund, daß diese jungen Boxer und Balger aus der Hasenheide mit ihrem „Hansnarren“, dem Professor Jahn, an der Spitze, beim ersten Kanonenschuß, den sie von den Franzosen hören würden, davonlaufen würden. Das Turnen wurde für eine überflüssige Spielerei erklärt, die Soldaten hätten springen und laufen können auch ohne Turnerei. Ja, was sähe man denn? hieß es — Verwilderung! Straßenjungen werden's! Darin hatte das strenge Urteil recht, daß der Kriegstaumel noch in allen Köpfen spukte und von der Schuljugend die wildesten Schar-

liebe 1819 an die Mutter von Karl Ludwig Sand richtete, brachte ihn mit der Regierung in Konflikt, so daß er seines Lehramtes enthoben wurde.

mützel in den Straßen geliefert wurden. Vor dem eigenen Haustor erlebte man eine dieser Schlachten, die von einem Turner mit einem grünen italienischen Fischernetz auf dem langbehaarten Haupte befehligt wurde und zur Folge hatte, daß einige Kämpen bluteten. Dem militärischen Sinne des Vaters waren schon allein diese langen Haare ein Greuel. Er nannte sie, da sie sich bei den meist blonden Köpfen nicht lockten, Lichtstecken, Talglichter, Besenreiser, Flachswocken — Junker Tobias von Rülp konnte von Junker Christoph von Bleichenwangs Haarwuchs nicht anzüglicher reden[1]. Die grauen Kittel und die Hosen der Turner wurden mit den Zwillichkitteln der Festungssträflinge verglichen. Von Jahn hieß es, dieser Mensch „sollte sich der Sünden schämen, mit den Kindern solche Narrenstreiche auszuführen". Ein einziger „Bauernjunge aus Klempenow oder Löcknitz bräche diesen Taugenichtsen in der Hasenheide alle Rippen entzwei". Stangenklettern, Reckspringen, Boxen und Ringen waren „brotlose" Künste. Und als dann gar Kotzebue von einem solchen Turner, einem solchen Studenten im altdeutschen Rock und mit langen „Lichtstecken" von Haaren ermordet wurde, da „hatte man die Bescherung". Auch wurde die Hasenheide geschlossen, Jahn gefänglich eingezogen, die Turnerei als staatsgefährlich für lange Jahre verbannt. Jahn, hundertmal in frühester Kindheit gesehen, steht dem Erzähler so lebhaft mit seinem gleichsam viereckig gezogenen Gesicht vor Augen, daß er erstaunen muß, in seinem Standbild in der Hasenheide wenig Ähnlichkeit anzutreffen.

Ein „Weltereignis" war auch der Brand des Schauspielhauses. Wie sich das Reformationsfest eingeprägt hat als ein ewiges, von den Linden abwärts herübersummendes Glockenläuten und das bei glücklichstem Sonnenschein, so zwei Jahre später der schwarze, wieder von den Linden abwärts wallende, den ganzen Himmel schwärzende Rauch, der tagelang nicht weichen wollte. „Ihr bleibt zu Hause!" Dies mächtige entscheidende Mutterwort steht wie in Erz geschrieben aus dem Getümmel noch jetzt im Gedächtnis. Das war ein Trommeln,

[1] Vgl. Shakespeares „Was ihr wollt", 1. Akt, 3. Auftritt.

ein Blasen, ein Fahren, ein Lärmen, ein Sturmläuten, und diese Flammen, diese knisternden tausend Funken, diese verwehten angebraunten Papierstreifen, Ifflands alte Rollen, Kotzebues beliebteste Stücke, alle herumfahrend in der Luft, Zindelschnitzelchen, die noch der Knabe weit vom Schauplatz des Brandes entfernt glitzernd auf dem Fußboden fand, Atome der dem Knaben noch unbekannten „wirklichen" Bühne, Wunder des Geheimnisses so ausgestreut und verzettelt über alle Straßen im Tageslicht! Es war eine Begebenheit, die sich noch in ihren Folgen lange durch die Knabenzeit hinzog, denn auf den Brand folgte das Besichtigen der Brandstätte und der Schinkelsche[1] Neubau, der mehre Jahre lang alle benachbarten Straßen versperrte. Die Eltern, uneinig über die Turner und Kotzebues Ermordung, waren einig in der Abneigung gegen die „Komödie". In den Kirchen predigte der immer mehr um sich greifende Pietismus gegen die Bühne. Den Brand der Stätte, wo Iffland gehaust hatte, Iffland, der dem Volk mit Sünden bis über die Ohren behaftet gewesen zu sein schien, nahm man für ein Zeichen der endlich erschöpften göttlichen Geduld und Langmut.

Der in der größeren Welt noch völlig blinden Umsicht ging für die kleinere immer mehr das Auge auf. Es wird eine entsetzliche Erfahrung des Kindes, daß die Welt so voll böser Elemente steckt! Diese Erfahrung wird nicht auf einmal gemacht, sie kommt langsam. Erst allmählich schleicht sie sich in ein Gemüt, das von Natur voll Glauben ist und überall gute Menschen voraussetzt. Böses wird wohl gefürchtet, aber das kommt aus den Zuchthäusern, aus keinem Zusammenhang mit der Welt des Kindes. Aber die Zuchthauswelt rückt näher und näher. Neid, Mißgunst, Verleumdung, Hinterlist, Verstellung, Schmeichelei, Geiz und Habgier werden an täglichen Begegnungen erkannt. Welche Szenen, wenn böse, lügnerische Ankläger zur Rede gestellt wurden! Die väterlichen Dienstverhältnisse zeigten die Menschen im Wettlauf nach demselben Ziel der Anerkennung und Auszeichnung. Einer suchte den

[1] Vgl. S. 115 dieses Bandes, Anm. 1.

andern zu überflügeln, und nicht selten wurde dabei nach schlechten Mitteln gegriffen. Schmeichelei gegen Vorgesetzte verfehlte selten ihren Zweck. Liebedienerische Unterwürfigkeit wurde willkommener geheißen als biedre Gradheit und eine dem Vater eigene humoristische Vertraulichkeit selbst mit den vornehmsten Personen, Exzellenzen und Hoheiten. Den meisten der Untergebenen geht auch der Blick für das Menschliche an den Vornehmen ab, und die Vornehmen wieder sehen es lieber, wenn sie als Begriffe, nicht als Menschen genommen werden. Wie liebte und rühmte man die wenigen gemütlichen Ausnahmen bei einzelnen hohen Offizieren und Kriegsräten! Und wieviel Wunderkraft, glücklich zu machen, besitzen nicht die Großen! Sie brauchen eben nichts zu tun, als sich rein menschlich zu geben.

Das Beklemmendste war, daß so viele Menschen aus dem Bann der überlieferten Ordnung herauszutreten schienen und sogleich auf klippenreicher Schwindelbahn erblickt wurden. Die grübelnden, brummigen, geizigen, gehässigen Berufsmenschen zogen den Knaben nicht an. Aber von denen, die immer Lachen, immer Freude verbreiteten, stellte sich nur zu bald heraus, daß ihre Lust eine schlimme Kehrseite hatte. Der warf blanke Taler auf den Tisch und rief nach Geigen und Flöten; der kam mit blitzenden Geschenken und gewann sich jedes Herz allein schon durch seine frohgemuten Augen. Aber wehe, bald ergab sich, daß der liebenswürdige Schelm ein Spieler, ein Schlemmer war. Bald wurde auch seine Heiterkeit frostiger, sein Auge matter, seine Hand magrer, seine Rede zerstreuter, sein Kleid ärmlicher. Der, der sonst gab, nahm nun. Der, der sonst lustig tanzte, saß nun grübelnd hinter dem Ofen, glücklich, wenn man ihn duldete und ihn niemand um sein Befinden anredete. Das Volksleben ist so reich an diesen traurigen Gegensätzen. Zumal in jener Hauptstadt, wo die Mehrzahl der Bewohner aus Armen und Unbemittelten besteht. Berlin ist recht eigentlich die Stadt der verkommenen Menschen. Als der Strudel des Elends, der rasch verschlingende, erschien damals vorzugsweise die allgemeine Gewerbefreiheit[1],

[1] Die **Gewerbefreiheit** wurde durch die Edikte vom 2. November 1810 und vom 7. September 1811 ausgesprochen.

das viel zu leicht und viel zu früh erworbene Meister- und Bürgerrecht. Der Trieb der Isolierung, der ebenfalls auf dem Lande den alten Halt und Zusammenhang schon genug in Elend aufgelöst hat, reizt auch hier zum selbständigen Lebensversuch die allerschwächsten Kräfte. Der Gesell, nach Freiheit, Besitzstand trachtend, „etabliert" sich und wirft den Köder seiner vor dem Hause ausgestellten Stiefel oder Kämme oder Nägel wie in ein großes Meer aus. Oft hält der Zufall vorm Laden an, noch öfter aber strömt die große Woge vorüber. Die erste Meisterschaft wird nicht ohne Selbstgefühl empfunden. Man hat ein Mädchen, eine Witwe geheiratet, die einige hundert Taler einbrachte. Nun arbeiten statt des jungen Meisters Gesellen. Jener genießt seine Freiheit, lebt unter dem Vorwande des Kundenbesuchs außerhalb des Hauses und gerät in die Unsumme der kleinen Verführungen, die aus Kellern und Spelunken aller Art heraus ihre verderbenbringenden Arme strecken. Und was sind diese Verführungen! Wie unschuldig scheinen sie! Wie erlaubt dünkt ihr Genuß! Eine in einer Pfanne schmorende, brenzlige, übersalzene Bratwurst — wahrlich, in einer Stadt, wo man um zwölf Uhr zu Mittag ißt, kann diese um elf Uhr genossene Bratwurst der Ruin eines Lebens werden. Ihr lacht und spottet des Erzählers? Der Stufengang ist einfach. Der „kundenbesuchende" junge Meister tritt in eine jener „Frühstücksstuben", wo die Bratwurst in der Pfanne so verlockend schmort. Er wird sich ein „zweites Frühstück" geben lassen. Mit diesem „zweiten Frühstück" beginnt sein Verderben. Das scharfe Salz und der Pfeffer weckt den Durst. Der Trunk und der schon halb gesättigte Appetit hebt die Kraft und Unternehmungslust des sonst so genügsam dahinschlendernden Gesellen. Auf einen Exzeß folgt der andere. Die Mittagszeit, wird sie nicht versäumt, kommt zu früh, der häusliche Tisch mundet nicht. Nichts verletzt die Gattin mehr, als das Verschmähen ihrer Kost. Auch überbietet sie vielleicht ihre Kraft. Im günstigsten Fall löst der Nachmittagsschlaf die Verstimmung. Der Meister erwacht gegen Abend, wo die angezündeten Straßenlichter zu neuem Leben außer dem Hause reizen. Wer in dieser Stufenfolge

den allmählichen Ruin eines Handwerkers schildern und diese Schilderung mit den einfachen Worten „Das zweite Frühstück“ überschreiben wollte, würde das Elend von Tausenden treffen und ein Volksbuch liefern. Vom Spiel und der Bauernfängerei, die hier im natürlichen Gefolge sind, haben wir dabei noch nicht gesprochen.

Es ist erschreckend, wenn auch wohltuend zu gleicher Zeit, daß unter diesen wildwachsen aufschießenden Meistern der wahre Stachel des Fleißes und der guten Sitten meistenteils die Umsicht der Frau ist. Der Erwerbstrieb geht von ihr aus. Die Religion kommt zuweilen zu den häuslichen Springfedern hinzu, aber sie verliert in unseren Tagen immer mehr an Elastizität. Dies ist nur die Folge des Pietismus, der dem Menschen des Strebens und Schaffens, wie ihn die Zeit braucht, widerstrebt. Und Religionsbedürfnis ist da. Nur sollte man an die Stelle des schwankenden Haltes der positiven Religion entweder das Gemeinschaftsgefühl des Deutschkatholizismus[1] und der Freien Gemeinden[2] oder die politische Emanzipation, das Bewußtsein der bürgerlichen Rechte, das veredelnde, den ganzen Menschen hebende Gefühl einer unmittelbaren Beziehung zum großen Ganzen setzen*. Das freie, unverkümmerte Stimmrecht, das Stimmrecht, das uns die Reaktion verkürzte, das Stimmrecht in einem wahrhaft neugebornen Staatsleben wird eine rückwirkende Kraft auf die religiöse und sittliche Weihe des Volkes werden. Denn unwiderleglich ist es, daß die unverkümmerte gesetzlich organisierte Teilnahme am Staat die untern Stände hebt, läutert, zur innern Sammlung führt, den Wetteifer in allem Guten fördert. Die Proletarier des Handwerks, zu denen man die kleinen Meister zählen muß, hat man sich zu unversöhnlichen Feinden gemacht, als man ihnen das eine Zeitlang genossene Stimmrecht wieder nahm[4]. Es ist nicht

* Geschrieben 1855[3].

[1] Vgl. S. 326 dieses Bandes, Anm. 2. — [2] Vgl. S. 326 dieses Bandes, Anm. 1. — [3] Die erste Auflage erschien bereits 1852. — [4] Bezieht sich auf die preußischen Verordnungen vom 30. Mai 1849, auf Grund deren das bei den Unruhen 1848 errungene allgemeine Wahlrecht durch Einführung des Dreiklassensystems und der indirekten Wahl stark beschränkt wurde.

das beleidigte Ehrgefühl allein, das in ihnen auf Rache sinnt, sondern das Gefühl der weggezogenen Stütze ihrer sittlichen Erhebung. Sie ahnten, daß sie leichter entbehren, leichter arm sein konnten, wenn irgend etwas an ihnen geachtet wurde, ihr Name, ihr Gewerbe, ihr Mietzins, ihre Miet-, ihre Gewerbesteuer. Sie ahnten, daß durch das erst so glückliche, dann unterbrochene Experiment an ihrem sittlichen Menschen gerüttelt wurde, und werden noch lange unversöhnte Feinde der jetzt in unserm Lande waltenden Ordnung bleiben, während sich die Intelligenz in ihre Verstimmung leicht gefunden und in andern Dingen Trostgründe gesucht hat für das, was auch bei ihr verletzt wurde*.

So ist denn nur der einzige wahre Halt des kleinen Handwerkers seine häusliche Ordnung, sein Herd, seine Familie, sein Weib. Allerdings hat sich die königliche und priesterliche Kraft des Weibes, einst so heilig gehalten von den Kelten und Germanen, verloren bei Hysterie, Nervenschwäche, Salonbildung, aber doch noch nicht ganz am Strickstrumpf und Nähzeug. Zum Glück findet der Handwerker, wenn er ein Weib nimmt und dazu entweder eine dienende Magd oder eine Nähterin wählt, in den meisten Fällen ein Wesen, das ihm den gewagten Schritt, ihr zuliebe sein Gesellen- mit dem Meistertum zu vertauschen, nicht bis zum Untergang gefahrvoll macht. Diese Frau nimmt sich der Küche, der Ordnung und Reinlichkeit des Hauses, der Wäsche ebenso an wie des Geschäftes. Sie drängt zum Fleiß, spekuliert auf Kundschaft, kauft Vorräte und hat ihr Auge überall. Der Mann, oft ein Simpel, steht verlegen, wenn bereits sein Weib im Zuge ist, Kunden zu gewinnen, zu vertrösten, ihnen zu „flattieren". Ihr Mundwerk hilft ebenso nach wie ihre rührige Hand. Diese Frauen sind die Musterbilder ihres Geschlechts. Sie tragen alle Tugenden, freilich

* Damals durch die Manteuffelsche[1] Reaktion.

[1] Otto Theodor Freiherr von Manteuffel (1805—82), preußischer Staatsmann, bekämpfte 1847 im Vereinigten Landtag im Interesse des staatlichen Bureaukratismus die liberalen Forderungen; 1848 übernahm er als entschiedener Gegner des Konstitutionalismus das Ministerium des Innern und suchte den früheren bureaukratischen Absolutismus wieder nach Möglichkeit herzustellen.

auch alle Fehler der Gattung an sich. Ohne Flunkerei, geringes Wertschätzen einer gegebenen Versicherung geht es dabei nicht ab. Sie erzürnen sich schneller, als sie zu gewinnen sind. Sie sind der Verstand und die Leidenschaft des Mannes, der nur in einzelnen Fällen wild, dann freilich bis zum Tier werden kann, sonst aber mehr als das Weib das Herz des Hauses ist. Mildtätig sind diese Frauen mit vorsichtiger Prüfung. Geben sie, so rührt sie das allgemeine Los menschlichen Elends, das sie überhaupt mehr zu fürchten haben als der Mann. Dem allgemeinen Fluch des Menschengeschicks steht das Weib näher als der Mann. Beim Arbeiter ist die Frau noch die „Gehülfin" des Gatten, wie es die Bibel will, und hält am Baum der Erkenntnis die Wacht. Sie kann des Mannes Glück und Verderben werden.

Sonst waren im Volke Frauen, die sich in die Lage ihres arbeitenden Mannes nicht finden können, einzelne seltene Ausnahmen. Putz-, Vergnügungssucht und die Näscherei waren die Klippen. Jetzt sind diese Untugenden der Weiber, verbunden mit der Trunk- und Unabhängigkeitssucht der Männer, maßgebender geworden für die ganze Lage des Arbeiterstandes, seine moralische Bildung, seine überspannten Forderungen. Dem Knaben fiel zu seiner Zeit die Schwatzsucht der Frauen aus dem Volk auf. Die Schwätzerinnen redeten „ein Loch in die Wand". Oft mußte ihnen der Mann drohen, ihnen „das Maul zunähen" zu lassen. Sie verschwätzten die Zeit auf dem Markt, am Brunnen, mit der Nachbarschaft. Sie überrühmten sich selbst, ihr Hauswesen, ihre Ordnung, und doch ging alles „hinter sich". Die allzu lebhafte Phantasie, die es oft allein ist, welche eine solche ungebundene Zunge entfesselt, bricht „Rand und Band". Nicht selten hilft schon der Trunk den erschlaffenden Geistern nach, die das Bedürfnis haben, so immer außer sich zu sein. Dann ergibt sich das jammervollste Bild des Volkslebens. Ein ehrsamer, friedlich-still arbeitender Mann und ein Weib, das ihm Schande bringt, das er züchtigen muß, das ihm das „Bett unterm Leibe" verkauft, versetzt und überall Unsegen stiftet. Im glücklichsten Falle wird die Unwürdige zuletzt geistesschwach, kindisch und erlischt

wie ein Licht unter ihren Kindern, die mit dem Vater gegen die eigne Mutter wie in steter Verschwörung aufwachsen müssen. Scheidung von einer unglücklichen Wahl durch die Gerichte? Wie kostspielig das, der spätere Aushalt einer Geschiedenen ist gar nicht zu erschwingen! Nicht selten erbittern sich zwei ungleiche Ehegatten zu solchem Haß, daß sich entweder der Vorsatz zu einem Verbrechen langsam in die Seele schleicht oder einmal plötzlich die Verzweiflung und Leidenschaft zum Ausbruch kommen. Wir entschuldigen jetzt so viele Motive zum Verbrechen und wahrlich auch hier! Aber das Volk denkt nicht so. Das Bewußtsein des Unrechtes und der nie zu vergebenden Schuld liegt ihm doch tiefer. Der Mörder eines Weibes, das ihm zur Lebensplage geworden, wird seine Schuld zugestehen, wird sein Leben zur Sühne bieten, sich an sonstige Fehler seines Innern halten, die auf sein Armensünderbild passen. Ist auch die Vorstellung von einem angebornen, „von Gott eingesetzten" Richteramt der Familie unter sich, des Vaters über den Sohn, des Gatten über die Frau tief eingewurzelt, zur Entlastung wird sie vom Schuldigen selbst nicht benutzt. Die eleganten Mörder aus der Pariser Jockeiklubwelt, die ihre untreuen Gattinnen niederstechen, verlassen sich jetzt auf Freisprechung und finden sie auch.

Oft führt der Dämon der Eitelkeit und des Vergnügens, wenn er auch den Mann ergreift, an den Bettelstab. Die Zwischenstationen dieser Wanderschaft sind mannigfach. Nicht alle sind sogleich von zerrissenen Lumpen bezeichnet. Da schmettert die Trompete zu einem Ball, da klimpert ein geschniegeltes Töchterlein am Klavier, da bricht bei einem Gastgebot fast der Tisch von Speisen und von rauchenden Punschbowlen. Die kleinen Meister, die es leidlich „zu etwas gebracht" haben, wurden meist durch ihre Weiber zur Teilnahme an einem damaligen Grundverderben des Volkslebens geführt, den „geschlossenen Gesellschaften". Diese „Kränzchen" sind Ketten, die ins Armenhaus ziehen. Irgendein verdorbener Gelegenheitspoet, ein Privatschreiber, ein Winkeladvokat, ein leichtsinniger Schulmeister, der seine Stelle verlor und für wenige Groschen Unterricht im Französischen und auf dem

Klavier erteilt, gibt die erste Anregung, wo sich dann zehn, zwölf, zwanzig armselige Familien von eingebildet wohlhabenden Handwerkern (eingebildet, weil ihre Gesellen momentan zu tun haben) zu Sommer- und Wintervergnügungen vereinigen. Lebte hier die unschuldige Freude und die harmlose Erholung, wer würde diese „Uranias“, „Thalias“, „Odeons“, „Museums“, „Erheiterungen“, „Erholungen“, „Eintrachten“ usw., wie sie damals hießen, verpönt haben! Aber sie wurden die Tummelplätze sittlichen und gesellschaftlichen Verderbens. Da werden die Läden eines einsamen Tanzbodens geschlossen, um acht Uhr finden sich aufgeputzt die Familien ein, Mann und Weib und Kind, die Geige lockt, der Brummbaß schnurrt, die Trompete schmettert, der Tanz beginnt. Noch jetzt wären die Wirbel und Strudel zu passieren, noch hat das Fahrzeug keinen zu großen Leck. Aber der tolle verdorbene Sprachmeister oder Winkeladvokat, der den herrlichen Namen dieser Freuden erfunden hat, ruht nicht. Sein Genius will freie Zeche haben. Er macht den Petitmaitre, den Tanzmeister, den Kuppler. Er bringt die Gesundheiten aus, läßt die Subskriptionsbogen wandern zu einem Extraball. Die Ansprüche der Rivalität steigern sich. Die Frauen, ihre Töchter überbieten sich in Ausschmückung ihrer knospenden oder welkenden Reize, die Männer zechen nicht mit jenem Maß, das ihnen die Börse oder der Durst mißt, sondern im erwachenden Trinkmaß des Übermutes, der Wettlust, der Prahlerei. Diese Ressource, dies Kränzchen, Kasino, das als eine „Erholung“ von zwölf ehrbaren Schlosser-, Tischler- und Schneidermeisterfamilien anfing, hat nach drei Jahren kein einziges Mitglied der ersten Stiftung mehr, sondern wuchs über die entweder zur Erkenntnis Gekommenen oder die bürgerlich Gescheiterten hinweg zu einem immer üppigeren Gebaren, das in die Hände der Gesellen, Schwindler, Lustigmacher, Friseure, Barbiere geriet und zuletzt mit der Errichtung eines Liebhabertheaters endet. Nach mancher Richtung hin hat da die Zeit würdig aufgeräumt. Die Handwerkervereine haben auch das Familienleben des Arbeiterstandes zu veredeln gesucht. Die Männer vereinigten Weib und Kind nicht nur zu Vergnügungen, son-

dern auch zu geistiger Anregung, die mit der geselligen Erholung verbunden ist. Schon in den achtundvierziger Zeiten brachten die „Bezirksversammlungen" den gemeinen und gebildeten Mann zusammen; der Handwerker sah in seinen Reihen den Gelehrten, den Beamten, den Kaufmann und nur eine Stimme herrscht darüber, wie veredelnd für den Niedrigen, wie anregend für den Höhergestellten diese harmlosen, oft wissenschaftlich eingeleiteten „Bezirkskränzchen" der Handwerker und kleinen Leute gewirkt haben. Die Gewehrkolben der Reaktion machten auch mit diesem Fortschritt der Volksbildung den bekannten staatsrettenden Kehraus, und die alte Wirtschaft der gedankenlosen Genußsucht war wieder in solcher Blüte aufgeschossen, daß wir schon damals aus innerster Überzeugung erklären mußten, das Leben der Religion und des Christentums im Volk sei nur zu retten durch die Kultur der Freien Gemeinden, durch die bewußte Bürgertugend, die staatsrechtlich begründete Demokratie. Dann kehrte man den Spieß um, entfesselte alles, nur nicht die Demokratie der anständigen Leute, und hat nun mitten in Genußsucht und Schwindel unser gegenwärtiges „soziales" Chaos, aus welchem uns weder die österreichisch-deutschen Ministerialkonferenzen noch die „Kathedersozialisten" retten werden.

Der Ruin der um ihren innern sittlichen Halt gekommenen Handwerkerfamilien ist kein plötzlicher Bankrott wie beim Kaufmann. Der Handwerker schleppt sich eine Reihe von Jahren hin in bald ab-, bald aufsteigender Linie. Die aufsteigende ist zuweilen ein plötzlicher Kredit, ein Lotteriegewinn, eine Lieferungsarbeit mit Vorschüssen, ein vermieteter Halbteil der Wohnung, eine zweideutige Hausfreundschaft, eine Bekanntschaft des inzwischen aufgeschossenen „Fräulein Tochter". Die absteigende ist das Mißverhältnis zwischen der Einnahme von den Kunden und der Abzahlung an die Lieferanten des Materials und des Handwerkszeuges, ein Zusammenstürmen der Forderungen von allen Seiten, ein sittlicher Eklat, den entweder die Eifersucht des Ehegatten oder ein anderes Urrecht der Natur bei der Tochter herbeiführt. Dann sieht man plötzlich Handwerker ihren bisherigen Erwerb aufgeben. Im Falle

des Glücks springen sie in die zweideutige Gesellschaftsklasse der kleinen Spekulanten und Krämer und werden „Restaurateur" oder „Cafetier", Gastwirte oder Händler mit täglichen Lebensbedürfnissen. In Berlin hat die Anlegung von Vergnügungs- und Trink- und Speiselokalen einen Umfang erreicht, der weder für die Statistik des Nationalreichtums noch für die der Moral erfreuliche Tatsachen abwerfen kann.

Das großstädtische feinere Gewerb- und Handelsproletariat ist besonders deshalb so schwer zu bekämpfen, weil seine vorzüglichste Eigenschaft in dem Heldentum besteht, das im Volk „das große Maul" genannt wird. Dies Proletariat klagt nicht. Es geht nicht in Lumpen, blickt nicht hohläugig, schleicht sich nicht furchtsam an den Häusern entlang. Das Proletariat des Schwindels und des „großen Mauls" trägt Siegelringe an den Fingern, goldne Ketten über rote Sammetwesten, schnurbesetzte Paletots über dem wohlgenährten Embonpoint. Es ist überall zugegen, gibt den Ton im Theater an, in den Weinstuben, auf den Promenaden, schreit und peroriert und war auch das eigentliche Verderben der Märzbewegung. Die Gesinnungslosigkeit dieser Menschenklasse ließ sie das, was grade die Ordnung des Tages war, „großmäulig" proklamieren, ob es sich nun um Demokratie oder Reaktion handelte. Lasterhaftes, freches Menschengeschmeiß von existenzlosen Schwindlern, halben Bankerottierern, Goldarbeitergesellen, die sich Juweliere nennen und Läden mit erborgtem Kram eröffnen, verdorbenen Bäckern, die sich zu Kornmaklern aufwerfen, Schreibern, die Häuser administrieren, Pflastertretern aller Art vom „bummelnden" Geheimsekretär an, der seine eigene Frau zu den vortragenden Räten schickt, die entscheiden müssen, ob ihm eine Gratifikation bewilligt werden kann, bis zum wirklich begüterten, wirklich verdienenden Maurer-, Steinmetzen-, Bäcker-, Fleischermeister, der aber aus Eitelkeit seine Kräfte überspannt, wenn er sich Pferde, Wagen, Bediente hält, dies ganze noble großmäulige Publikum der Großstädte griff 1848 ebenso rasch nach den Büchsen der Bürgerwehr, wie sie diese wieder wegwarf, gab Adhäsionsadressen den Advokaten oder den Soldaten, den März- oder den November-

ministern und fügte sich in alles, was ihm erlaubte, sich mit seinem hohlen, übergoldeten Elend in den Vordergrund zu drängen und durch sein im Volk bekanntes „Maul“ den tiefinnern Schaden der echten Bürgertugend und des häuslichen stillen Wirkens zu verdecken. In unsrer Zeit ist allen diesen Elementen, wenn nicht der Zutritt, doch die engste Verbindung mit der Börse ermöglicht worden. Die „Bauwut“ und der „Häuserschwindel“ haben neue Felder der Bewährung für das seidne Lumpentum eröffnet.

Das Wühlen und Ringen um Existenz erschien bereits dem Kindesauge wie etwas Ungeheuerliches, das dem Leben Farbe und Duft abstreift. Der Druck, der auf dem Dasein liegt, wurde leidvoll nachgefühlt. Ein naturwüchsiges Walten des Fleißes verbirgt sich so still in seiner friedlichen Werkstatt. Die Rouerie[1] aber lärmt auf dem Schauplatz und schneidet den Blick ins echte Leben ab. Am Staate nun vollends will sich eines jeden Scheiternden Hand zur Rettung anklammern. Dem Staate und seiner Ämterfülle trägt sich die Not mit Käuflichkeit und mit einer um jeden Preis zu habenden Gesinnung an. Da wird nicht untersucht, wer gibt, in welchem Sinne gegeben wird, in welcher Voraussetzung; man nimmt, langt zu und beschwört alles, was der „Brotgeber“ fordert. Was sollen die Sprossen jenes goldenen Proletariats tun, wenn sie nicht untersinken wollen? Der Vater heuchelt für den Sohn. Der Sohn quält sich, die Verheißungen des Vaters wahr zu machen. Ein ungeheurer Jammer stöhnt sich von der Brust von Tausenden los, wenn sie ihn noch fühlen. Die meisten haben den Fluch eines solchen Lebens schon für Segen hingenommen, spielen mit den Ketten, klirren sich mit ihnen eine angenehme Musik, denken nur nach dem allgemeinen, herrschenden Kanon der öffentlichen Moral und bringen Urteile zutage, die unsre Menschenwürde in Frage stellen.

Und trotzdem ist dies von 1815 bis 1855 servile Berlin eine demokratische Stadt geworden! Schon früh entdeckte der Knabe mehr Gesinnungslosigkeiten bei den Gebildeten, die er

[1] Gerissenheit, Sittenlosigkeit.

bald kennen lernen sollte, als bei den Armen, die ihm charakterfester erschienen. Die dienenden Volksklassen sind auf ein frühes Herausstellenmüssen wirklichen inneren Wertes angewiesen. In des Erzählers Jugend waren die Dienstboten noch „treu, fleißig, ehrlich", was ihnen jetzt nur formell bescheinigt wird, wenn sie auch alle vier Wochen wechseln. Fleiß, Güte, Treue, gehorsame Charaktererforschung der Obern, Fügen in fremde Art hebt die sittliche Kraft. Ein Handwerker, der eine Dienende heiratet, sorgt besser für sich, als wenn er die Tochter eines Meisters gewinnt. „Ein guter Diener ist besser als ein schlechter Freiherr", sagt das Sprichwort. Daß aber „Kleider Leute machen", sieht man am ersten am Dienenden. Je schmucker die Uniform, desto leerer der Inhalt. Je mehr der Herr verrät, daß sein geputzter Diener eine Erfindung seiner Eitelkeit ist, desto mehr wird sich der Diener als bloßer Statist fühlen. Wer Diener wie Herren kleidet, wird des Dieners Diener, wenigstens muß er ihm noch geringere Kräfte mieten, die das verrichten, was der geputzte Hanswurst selbst sollte. Jede blanke Tresse am Rock ist ein gereinigtes Tischmesser weniger. Köchinnen sind komische Figuren der dienenden Welt. Sie ersparen in kleinem Betrug und werden meist im großen selbst betrogen. Schwarz am Herde, glänzen sie gern Sonntag abends bei Licht. Sie haben die kostbarsten Kleider, tanzen am eifrigsten, müssen aber, je älter sie werden, für ihre „Liebenswürdigkeit" desto stärkere Ausgaben machen. Der Soldat, der junge Handwerker betrügt sie um ihre Ersparnisse. Eine dem Knaben halb noch unverständliche Klasse von Dienstboten waren die Ammen. Es gab ihrer von allen Sorten. Ammen, die wie scheue Tauben ängstlich auf einem Hofe einherschlichen, andre, die wie aufgeblähte Kalekuten[1] stolzierten. Wie es möglich war, daß diese geputzten, in den besten Zimmern verweilenden Wesen außer dem vornehmen Kinde noch ein eignes daheim haben konnten, wurde vom Kinde schwer begriffen, aber manches Weinen wurde beobachtet, wenn ein junges Wesen, das „als Amme diente", irgend in einem dunkeln Dachstübchen erschien und rasch ein

[1] Veraltete Bezeichnung für Truthahn.

gleichsam im vornehmen Hause Erspartes an Muttermilch ihrem eignen verschmachtenden, bei ärmsten Leuten oder Verwandten „auf die Ziehe“ gegebenen Kinde darreichte.

Vom Volke kann man nicht sprechen, ohne die Juden zu erwähnen. In jenen Tagen schienen sie dem gemeinen Mann noch mit dem Seelenfänger, dem Teufel, in Verabrechnung zu stehen. „Der Jude kommt!“ war noch ein Schreckwort für den Knaben. Bald aber hielt man selbst einem mit einem Barte stand, wie dieser noch ab und zu in der Spandauer-, Bischofs-, Jüden-, Kloster- und Münzstraße heimisch war. Die blitzenden Augen, die scharfen bestimmten Mienen des Antlitzes, die wohlklingenden Akkorde der Betonung nahmen sogar bald für einen Freund des Hauses ein, der zwar auch in unmittelbarer Deszendenz von jenen „Jüden“ der Bibel stand, die den Heiland gekreuzigt hatten, aber Herr Levi brachte Schalkhaftigkeit mit, Neuigkeiten, Wunder aus der Welt, fragte so beflissen nach den Fortschritten in der Schule und sprach so liebevoll von seinem eigenen Jungen zu Hause, der grade so groß wäre wie unsereins, und das nächstemal wollte er den kleinen Moses mitbringen. Bringt ihn dann Herr Levi mit, so greint er allerdings, ist ganz das Gegenteil dessen, was der Vater erwartete, fragt verdrießlich, faßt alles an, kennt keinen Respekt und macht dem Vater zu schaffen, der an seinem Moses etwas zu tadeln oder zu strafen nie in Versuchung gekommen ist, aber denn doch will, daß er bei den Leuten, mit denen der Vater handelt, einen guten Eindruck hinterläßt. Früh bemerkt der Knabe, daß sich die Juden, selbst die ärmsten, und ihre Kinder vollends, für vornehmer halten als die Christen, selbst wenn sie den Christen schmeicheln. Es ist nicht ohne Grund, daß sich die Christen beklagen, die Juden hielten sich für das auserwählte Volk Gottes. Das Blut Abrahams rollt in seinen Adern. Und hat er doch vermögende Verwandte, der kleine Moses, Vettern, Onkel, die ihn ins Geschäft nehmen werden. Diese Rückwand, wenn auch ohne Vorteile für den Augenblick, gibt eine Anlehnung für die Zukunft. Das Unglück ist unter den Juden nie ohne Beistand. Levi kaufte alte Kleider und altes Gerät, lieh auf Pfand und brachte Lotterielose. Der weise

Vater des vorwitzigen Moses, der nur deshalb so mürrisch und mopsig war, weil man ihm nicht genug schmeichelte, gebärdete sich, wenn er mit seinen „harten Talern" klimperte, wie ein Versucher, ob er auch den Mund noch so voll herrlicher Sprüche über seine Mäßigung, seine Liebe zu ehrlichen Leuten und seine enthaltsamen Zinsen hatte. Er zwang die Darlehne auf. Wer zehn Taler entlieh, schrieb zwölf, wohl auch fünfzehn. Statt der damals limitierten[1] Prozente, der fünf vom Hundert, nahm er sieben, zehn vom Hundert. Denn was konnte der Vater des kleinen Moses dafür? Hat er doch das Darlehn nur von „guten Freunden", von denen er selbst erst borgen mußte. Am nächsten Ersten beginnen die Rückzahlungstermine von Zins und Kapital. Das heiter geschlossene Geschäft nimmt, wie Schlegel im Munde Shylocks sagt, „zu oftermalen"[2] eine tragische Wendung, aber es gibt auch weise Daniels. Diese mäßigen sich und spielen, wenigstens sagen sie's, ein Stückchen Vorsehung bei ihren Freunden. Sie „lieben die braven, redlichen Arbeiter", die „zuverlässigen Kunden", die „ehrlichen, wenn auch zuweilen rauhen Familienväter", die „schmucken Hausfrauen", die „reinlichen Kinder", die dem kleinen Moses kürzlich von ihrem Spielzeug schenkten, und „die braven und sorgsamen Hausstände" überhaupt. So stunden sie denn und stunden, und der Zins wächst und neues Kapital kommt hinzu, und mit siebzig bis achtzig Talern Defizit wäre der Ruin einer solchen Familie an den Tag — der „Exekutor" holt sich, was nicht niet- und nagelfest ist — falls nicht Fortuna, die holde, zuweilen ins Mittel tritt, die Gunst des Nummernrades und „das große Los"! Denn das duldet Levi nicht, daß seine Haupttätigkeit umgangen wird. Ein Lotterielos muß gespielt werden. Menschen müssen da sein, die das Glück versuchen. Und das hat ja der Staat selbst angeordnet und hält die „Ziehungen" feierlich. Auch Aberglaube darf ein wenig dabei sein. Die Zichorien-Liese rät Nummern an, die sie geträumt hat, oder lehrt den Beistand der Geister gewinnen. Eine Jungfrau oder ein Knabe oder ein Großvater „zieht", wobei man

[1] Hier: höchstzulässigen. — [2] „Kaufmann von Venedig", 1. Akt, 3. Auftritt („viel und oftermals").

jedoch jede Berührung mit dem Freitag vermeidet. Man sucht auch z. B. kurz vor Georgi einen weißen Schmetterling, in Berlin „Kalitte" genannt, aus freier Hand zu fangen, worauf man immer gewinnt. Es kam dann auch richtig eines Tages die Jubelbotschaft über „herausgekommene" 1000 Taler — im Viertellose 250. Als der Knabe die Zahlung, die in Gold gemacht wurde, bewunderte, aber auch einen der Friedrichsdore zu nahe betrachten wollte, rief Herr Levi mit malitiösem Ernst: „Sie sind echt!"

Diesen siebenfarbigen Hoffnungsbogen, der nie sichtbar zu greifen sich über dem Volksleben breitet, die Lotterie wollt ihr zerstören! Man nennt die Einwirkung derselben verderblich. Möglich beim Zahlenlotto und beim Übermaß, bei Spielleidenschaft. Mäßig aber angerufen, in längeren Intervallen, die mehrere Ziehungen unterbrechen, scheint diese Versuchung des Glücks in der Tat im Leben der Menschheit etwas auszudrücken, was sie sonst nicht besitzt und vielleicht bedarf. Immerhin! Bei aller Mühe, allem Trachten der Pflicht, das immer sein Ziel fest im Auge behalten muß, doch eine Hoffnung auf die aus den Wolken langende Hand des Geschicks! Bei allem Notwendigen, dem der Arme nicht entgehen kann, ein Zufälliges, das in sein Leben hineinspielt wie in das Leben des Gebildeten seine Hoffnungen auf die Liebe eines schönen Weibes, die Gunst eines Großen, die Berechnungen öffentlicher Zustände! Mit der Abschaffung des Lotto, jedenfalls bei der Abdämpfung der allzu gespannten Erwartung durch das Klassensystem, stirbt selbst dem bessern Teile des Volkes ein letzter Rest von Poesie, eine letzte Vergoldung seines Erdenloses. Man muß sich aus Erfahrung überzeugt haben, wie das im Schrank verwahrte Los, an welchem vielleicht drei, vier Nachbarn spielen, gehütet wird, wie sorgfältig die Einsätze gespart, aufgesammelt, berichtigt werden, wie erwartungsvoll die Ziehungsliste in der Hand des Kollekteurs begrüßt wird, der seinerseits, wenn er wie gewöhnlich eine Niete bringt, seine ganze angeborne Geisteselastizität zu einem unverzagten Glauben an ein künftiges besseres Geschick in Tätigkeit zu setzen weiß. Wohl, das große Los fällt in zwanzig Parzellen auf kleine

Leute. Seine Wirkungen sind wundersam. Der eine wird Verschwender, der andre Geizhals; der dritte läßt sich von seiner Frau scheiden; ein andrer, eben im Begriff, sich von ihr scheiden zu lassen, versöhnt sich mit ihr (durch das Glück! Das Glück macht die Menschen für Liebe und Güte zugänglicher); ja einer erhängt sich, weil er vergessen hatte, die fünfte Klasse zu berichtigen, und nichts bekam. Alles das kam vor und wurde lebhaft besprochen. Durch jene 250 Taler, die indessen bald zusammenschmolzen, hatte das Vertrauen auf himmlische Mächte, die unser Erdenlos mit Liebe führen, zugenommen.

In den städtischen untern Volksschichten war vom Freihandel keine gute Meinung verbreitet. Das Seufzen über „die englischen Waren" verband sich beim apokalyptischen Vetter mit seinen Weherufen über seine Sünden. Er war ergeben in Gottes Fügungen, las aber doch zu eifrig in den Büchern der Geschichte, um zuzugeben, daß Gottesverfügungen und Ministerialverfügungen gleiche Verehrung verdienten. Die Lieblosigkeit des Staates gegen seine Kinder entsprang ihm aus dem allgemein herrschenden Unglauben, der nach ihm nirgends finstrer waltete als in den Köpfen der Staatsmänner. Und nicht nur die kleine Zahl der Musselinweber, die aus der Mode gekommen waren, klagte über die Politik der Hardenberg, Schuckmann[1], Klewiz[2], sondern durch alle Stände der Arbeitenden ging Seufzen und Jammern über die „hereinkommenden" Waren. Wenn diese Menschen sich auf der andern Seite selbst gern ein wohlfeiles Pfund Fleisch vom Lande hereinschmuggelten und die Zollstätten und Metzger umgingen, so drückten sie den Naturzustand aus: Schütze die Arbeit, erleichtre die Ernährung! Freilich sagen unsere Nationalökonomen, daß hierin ein sich selbst aufhebender Gegensatz läge. Der Volksverstand könnte jedoch erwidern: Diese Selbstaufhebung verschuldet das Budget des Staates. Eine Schluß-

[1] Friedrich Freiherr von Schuckmann (1755—1834), preußischer Staatsmann, wurde 1810 auf Betreiben des Staatskanzlers Karl August Fürst von Hardenberg (1750—1822) Geheimer Staatsrat und Chef der Abteilungen für Handel und Gewerbe sowie für Kultus und öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern. — [2] Vgl. S. 277 dieses Bandes, Anm. 1.

folgerung, die auch im Volke nicht ausbleibt. Dies sagt einfach: Die Soldaten und die Beamten kosten zu viel! Und um dieser auf der Hand liegenden Wahrheit zu entgehen, erfindet man so viel nationalökonomische Systeme, die der Lüge a posteriori den Schein der Wahrheit a priori geben sollen! Dem Staatsbudget, diesem allein sollten die Konsumenten, die Bauern, Rittergutsbesitzer, jetzt die Sozialisten die Polemik widmen, die sie dem Produzenten widmen. Man lehrt uns das Evangelium von der Ausgleichung. Freilich, der apokalyptische Vetter starb nicht Hungers, er hatte keine Familie und hätte von Wasser und Brot leben können, da ihn weit mehr nach himmlischer Speise hungerte und dürstete. Aber ganze Vorstädte verschmachteten im Elend. Man sagt: Setzt die Zölle herab im Interesse des Konsumenten! Allein man vergißt, daß es im Staatsleben nicht darauf ankommen sollte, wer zuletzt lacht, sondern auf den, wer zuerst weint, nicht auf die Begünstigten, sondern auf die Beschädigten. Oder beruht der moderne Staat nicht auf so viel Gesittung, daß man den Satz aufstellen könnte: Im Leben leidet immer der am meisten, der den ersten Stoß bekommt —? Die Avantgarde ist am übelsten dran. Die spätere Ausgleichung kommt; ja, sie kommt auf dem Kirchhof. Dem gesitteten Staat muß erst an der Arbeit und dann erst am Genuß gelegen sein. Wo Werte geschaffen werden, Menschenhände tätig sind, da ist es Pflicht des Staatsmannes, so behutsam und zart aufzutreten, wie in der Nähe von Kranken, die geschont sein wollen. Ferner: nicht nur grausam ist es, auf die Ausgleichung der sozialen Kirchhöfe, Hunger und Elend, zu verweisen; es sieht auch prekär mit dieser Lehre für dasjenige selbst aus, was sie anstrebt. Die Konsumtion und die Produktion gehen nicht mit gleichem Schritt. Sie marschieren ohnehin, da es über Leichen geht, nicht in gleichem Takt. Die Produktion hat ein rasches Tempo, sie schafft, um zu leben. Die Konsumtion geht langsamer, träger. Man kann tausend Produzenten getötet haben, ehe sich ein Konsument entschließt, den Vorteil, den ihm der Tod jener eintrug, wirklich anzutreten und zu verwerten. Denn wie sich der Mensch gewisse Dinge, und wenn sie noch

so teuer sind, doch kauft, so versagt er sich andre, und wenn sie noch so wohlfeil werden. Ihr bietet dem sterbenden Arbeiter wohlfeile Kleiderstoffe. Gütiger Himmel, ist das eure Ausgleichung? Er kann von wohlfeilerem Kattun nicht leben, wenn seine Hand überhaupt nichts verdient. Freihändlerische Gutsbesitzer tun, als wenn sich ein Fabrikarbeiter mit Baumwollenzeug ernähren könnte. Aber das Handwerkszeug wird wohlfeiler, sagt man dem Arbeiter, der eiserne Gerätschaften bedarf. Ihr Lieben, das Handwerkszeug ist für einen Arbeiter meistenteils eine Ausgabe, wie wenn ihr euch alle fünf Jahre einmal eine Badereise gestattet! Alle Tage schafft sich der Tischler Stemmeisen und Sägen nicht an. Die Lehre von der Ausgleichung macht sich wie ein mathematisches Exempel, das richtig auf dem Papier aufgeht, aber in Praxis geht sie nicht auf; denn der, der den ersten Stoß einer Neuerung empfängt, soll und muß im gesitteten Gesellschaftsleben so viel voraushaben, als hätte er statt eines Stoßes deren so viele erhalten, als genug sind, um ihm den Tod zu geben. Es ist betrübend, daß ein Protest gegen die Freihändler wie eine Verteidigung jenes Schutzsystems herauskommt, das nur für die Aufstellung unserer Heere von Soldaten und Beamten erfunden ist.

In alle diese Eindrücke einer nun schon immer bewußter werdenden Jugend, in diese oft wie ein physischer Druck schmerzende Sehnsucht nach einem Leben voll reinerer und höherer Anschauungen, in diese gebundene ohnmächtige Knechtschaft eines schon früh mit seinen gegebenen Lebensbedingungen zerfallenen Jugendmutes fiel endlich ein Sonnenstrahl, der dem Knaben Licht, Erlösung, Freiheit brachte. Siehe da! Die Geschichten von Feen und mildtätigen Zauberern, deren der Knabe so manche aus den entliehenen Märchenbüchern seiner Mitschüler gelesen hatte, schienen sich plötzlich zu verwirklichen. Die Pforten einer Zauberwelt, goldene Pforten eines Lebens, wo man die Armut, die Leidenschaft, den Fluch der ewigen Mühe nicht kannte, rauschten auf. Es erfüllte sich die Ahnung einer andern Welt, die der Knabe geträumt, seit er eines Sommerabends am Opernhause in ein Fenster lugte

und wunderschöne Männer in Harnischen, andere mit schwankend bunten Federkronen auf dem Haupte gesehen. An dem Eingang des Opernhauses las er, über diesen Götteranblick aufgeregt: Heute: „Ferdinand Cortez"[1]. Aber nicht die Welt des Scheines allein tat sich mit so mächtigen Wirkungen auf, es war die wirkliche, die Welt des Reichtums und der Bildung.

VIII.

Dem mit Blumen die morsche Zerbröckelung der Mauer verbergenden Fenster der Wohnung des Knaben, einem hohen, rundgewölbten, noch jetzt vorhandenen, gegenüber lagen stattliche Häuser. Da wohnten Bode[2], der Astronom, Osann[3], der Mediziner, Hufelands Schwiegersohn, Hufeland selbst, der Leibarzt des Königs, neben ihm der Generalstabsarzt der Armee, ein wohlwollender Herr, Dr. Görcke[4] (der den Knaben in seinen Zimmern duldete, falls sich dieser die über einer großen befestigten Schuhbürste geschriebene Weisung am Eingang des Hauses, „Merks", gründlichst gemerkt hatte), und des Königs Zahnarzt, Lautenschläger. Alle diese gelehrten Asklepiaden besaßen Gärten. Görcke, in dem Hause, das jetzt eine königliche Hebammenschule und Entbindungsanstalt geworden ist, besaß nur einen bescheidenen, der lediglich seinem Bedienten genügen konnte, von welchem sich der in dem Hause eingebürgerte und fragsame Knabe die Lazarettzettel der Garnison deuten ließ, die regelmäßig hieher abgeliefert werden mußten. Der Knabe fand da alle Krankheiten wieder, die zu gewissen Zeiten auch die Mutter, der Vater, die Tante haben wollten. Nur eine „lateinisch" genannte Krankheit, von welcher er nie gehört hatte, kam ihm merkwürdig vor, weil an dieser die meisten „Gemeine und Spielleute" erkrankt waren. Der Bediente war

---

[1] Oper von Gasparo Spontini (vgl. S. 322 dieses Bandes, Anm. 1), zum erstenmal 1809 aufgeführt. — [2] Vgl. S. 224 dieses Bandes, Anm. 1. — [3] Emil Osann (1787—1842) habilitierte sich 1816 an der Berliner Universität, wurde 1826 dort Professor und 1833 Direktor des poliklinischen Instituts, das er bis dahin gemeinschaftlich mit Hufeland (vgl. S. 228 dieses Bandes, Anm. 2) geleitet hatte. — [4] Johann Görcke (1750—1822), Generalstabsarzt und Chef des Medizinalwesens des preußischen Heeres.

diskret. Nie hat er den Knaben aufgeklärt, welches das Leiden gewesen, das regelmäßig auf jedem Zettel den halben Krankenbestand bildete. „Das wirst du schon noch erfahren, wenn du älter bist!" Hufelands Garten war düster, von einer hohen Mauer umgrenzt; die Beete waren zierlich abgesteckt und mit Buchsbaum eingefaßt. Die ganze Wohnung des berühmten Mannes hatte etwas Schweigsamfeierliches und entsprach der Antwort, die er einst seinem Bedienten gegeben hatte, als ihn dieser zu seinem Befremden nicht mehr mit „Guten Morgen, Herr Geheimerat!" begrüßte. „Sie antworten ja nicht, Herr Geheimerat!" hatte der alte Diener erwidert. „Was!" antwortete Hufeland. „Ich antwortete nicht? Sag' Er nur immer Guten Morgen! Die Antwort denk' ich mir!"

Die Gärten der anderen Gelehrten lagen nach dem Katzenstieg (Georgenstraße) hinaus hinter Höfen, deren gepflegte, fast holländische Sauberkeit bei gewissen geschlossenen Häusern in Berlin demjenigen besonders erinnerlich sein muß, der sich damit eine pedantische Eigenheit und fast einsiedlerische Menschenfeindlichkeit der vermöglichen Bewohner verbinden kann. Es gab in Berlin kleine geschlossene, von außen gepflegte Häuser, die den Eindruck machten, als hätte nie ein menschliches Auge in sie eingeblickt, außer dem Bewohner, der dann sicher zur französischen Kolonie gehörte oder „Rentier" hieß oder ein dilettierender Gelehrter war. Von jenen Katzenstieggärten war der eine besonders geheimnisvoll. Über seine hohe Mauer hinweg rankten Weinreben, ja man sah manche braune Traube an der Sonne reifen. Die Obstbäume neigten sich unter so schwerer Last, daß der Besitzer, es war der Zahnarzt des Königs, die Gaumen und Zähne der benachbart einkasernierten Ulanen fürchten mußte und die Mauer noch höher zog, als sie schon war, ja sie am obersten Rande mit zerschlagenen Flaschen verkitten ließ. Nun glitzerte die Mauer in der Sonne. Aber selbst die grüngläserne Mauerplombierung des Zahnarztes mußte sich gefallen lassen, daß nächtlich die Ulanen mit ihren Lanzen daran stocherten und stellenweise die Bahn zum Übersteigen frei machten. Wie hätte der Knabe ahnen können, daß er in diese hermetisch verschlossene Herrlich-

keit je würde eintreten, an diesen Rosen, Lilien, Maiblumenbeeten, später an dieser wunderbaren Obsternte wenigstens in unmittelbarer Nähe würde den Blick erlaben können!

Dies Heil widerfuhr ihm nicht durch den Zahnarzt des Königs, sondern durch einen bei ihm einwohnenden Mieter, einen reichen, „vornehmen" Mann, der ursprünglich ein Maler war, doch die Malerei nur als Dilettant betrieb. Der Sohn des Malers wurde des Knaben Gespiele, wie des Knaben Schwester die Gespielin der Tochter. Ein neuer seltsamer Lebenskreis öffnete sich für zwei Kinder, die diese auffallende Bevorzugung keinem andern Verdienst als der über ihre Lebensverhältnisse hinaus auffallenden Ordnung und „Propreté" ihres Erscheinens verdankten. Das Haus des Malers wurde allmählich eine förmliche neue Heimat. Alle Lebensfäden verspannen sich in ein Doppeldasein. Eine Alltags-, eine Sonntagsexistenz begann. Beide kämpften miteinander. Die reine, schöne, blaue Luft der letzteren stieg siegreich über die erste wie über trübe Nebel empor. Statt Blei sah das Auge Silber, die Hand faßte nicht mehr das Rauhe allein, sondern auch das Weiche, Seide und Samt an, das Ohr hörte nicht mehr das Wiehern der Rosse und die rauhen Töne der zankenden Leidenschaften, sondern Musik, Hausmusik, auch die Musik der feineren Sitte und der anstandsvollen Selbstbeherrschung. Es war ein wunderbar neues Dasein. Konnte auch die Hülle der gewöhnlichen Existenz nicht ganz abgestreift werden, so versuchte doch selbst in ihrer Gebundenheit die Psyche das Wachsen ihrer Schwinge zu erproben.

Der Maler und seine Gattin waren seltsamerweise ebenfalls aus Pommern. Das allein schon wurde ein Band des wohlwollendsten Zufalls für die Eltern. Der Sohn führte denselben Vornamen wie der Gespiele, die Tochter denselben wie die Gespielin. Auch das war ein so überraschender Zufall, daß nun die vier Kinder fast dem Maler zu eigen gehörten. Dieser Mann selbst war einer der eigentümlichsten Menschen und einer von denen, die bis noch in spätere Zeit die Signatur des alten Regimes trugen. Es war wieder der Vater des Knaben, noch einmal wiedergegeben, nur höher potenziert.

Dieselbe Lebhaftigkeit, dieselbe ehrgeizige Unruhe, derselbe rastlose Eifer. Auch dieselben Auffassungen vom Leben, der Zeit, den Pflichten des Menschen und Staatsbürgers. Vermögend durch seine wohlwollende Gattin, die im Talent der behaglichen Lebenseinrichtung eine Meisterin war, hatte sich Herr Cleanth, wie wir ihn nennen wollen, ohne Selbstbetrug gestehen dürfen, daß die Malerkunst in ihrer höheren Bedeutung sein Beruf nicht war. Er porträtierte mit Geschick, gab jedoch nichts „auf die Ausstellung" und ergriff vielmehr vorzugsweise die untergeordneten Branchen der Malerei, besonders die eben neuentdeckte, von München gekommene Lithographie[1]. Hier sah er unangebrochene Schätze. Die Lithographie konnte den Buchdruck ersetzen. Was hatten die Verwaltungsbehörden nicht alles an Formularen zu drucken! Cleanths schaffender Trieb ging immer auf das Nützliche beim Schönen. Reine Idealität ohne Zweck konnte ihn nicht erwärmen. Ein Nutzen aber, der durch die Kunst oder Wissenschaft für das praktische Leben gewonnen wurde, erfüllte sein Auge mit blitzendem Feuer. Cleanth war durch und durch ein Mann der Methode und des Systems. Bestünde die Malerei allein in der Anwendung der Albrecht Dürerschen Meßkunst[2], so wäre der Vater des Gespielen ein Meister geworden. Der Zirkel, das Richtmaß, der Zollstock waren ihm geläufiger als die Palette und der Pinsel, welchen letztern er denn auch in späteren Jahren ganz niederlegte. Immer näher kam ihm die große umsichgreifende polytechnische Strömung des Zeitalters, der Fortschritt in allen seinen realistischen Offenbarungen, Dampf, Elektrizität; jeder Tag schien ihm Neues zu bringen. Die Zeitbewegung auf dem technologischen und physikalischen Gebiete riß ihn mit all seinen Bildern und Bossierversuchen[3] so fort, daß sich aus ihm der gewandteste technische Fabrikant entwickelte. Dabei spekulierte er damals, wie man jetzt spe-

[1] Alois Senefelder (1771—1834) erfand 1796 in München den Steindruck und gründete dort 1806 eine Steindruckerei; 1818 erschien sein „Lehrbuch der Lithographie". — [2] Bezieht sich auf das Werk Dürers: „Geometrie, Underweysung mit dem Zirkel und Richtscheut und Linien, Ebenen und ganzen Körpern" (Nürnberg 1525). — [3] Bossieren: Formen und Modelle aus weichen Stoffen (Bossierwachs) mit hölzernem oder eisernem Stäbchen (Bossiergriffel) herstellen.

kuliert. Er kaufte Häuser, verbesserte sie etwas und verkaufte sie wieder. Sein letztes Haus war das jetzt ein Palais gewordene Nr. 12 und 12a auf dem Leipziger Platz.

Herrn Cleanths Bildung wurzelte in der neologischen[1], freigeistigen Richtung des endenden vorigen Jahrhunderts. Freimaurerei trieb er mit Leidenschaft. Durch seine große Vorliebe für die Logensitzungen und die vertrauliche, geheimnisvolle Freundschaft mit einem Kreise engverbundener Brüder reizte er die Neugier seiner beiden Knaben nicht wenig, die schon vor „Royal York"[2] immer mit dem Schauer vorübergingen, sich denken zu sollen, daß sich hier in dem seltsamen Gebäude, auf der grünen, mit Kastanien und Ulmen bepflanzten schönen Wiese Menschen versammelten, deren erstes Lernprobestück darin bestünde, in einen großen, ausgehöhlten, mit Spinnen und Würmern angefüllten Apfel zu beißen. So war die Neugier der Knaben befriedigt worden. Herr Cleanth unterhielt nicht die geringste Verbindung mit der Kirche und ängstigte dadurch nicht wenig die Glaubenstreue der Eltern seines halben Adoptivsohnes. Religion war bei ihm Wohlanständigkeit und das allgemeine moralische Verhalten. Diesen Mangel an Christlichkeit mußte man bei ihm hinnehmen, sich auch sonst Eigenheiten des strengen Herrn gefallen lassen. Er duldete keinen Widerspruch, war Erzieher nach Grundsätzen und gab dem neuen Gespielen seines Sohnes durch eine unvergessene Ohrfeige sogleich beim Beginn ihrer Freundschaft einen Vorschmack, wie sich nach seinem System Charaktere zu entwickeln hätten. Diese Ohrfeige erzeugte eine Art Revolution. Erst eine wilde, stürmische nach außen hin. Der passive Held derselben, der sich handgreiflich nur von den angebornen Eltern strafen lassen wollte, schrie, rannte davon und wollte von dem glänzenden Parkett, von der Welt der Teppiche, Konsolen, Bronzeleuchter, Spieluhren, Gemälde nichts wissen, wenn man dort Ohrfeigen bekäme. Solche Früchte des erschlossenen neuen Paradieses hatte der bei aller Zerflossenheit oft „böse" und trotzige und widerhaarige Junge von außen auf den

[1] Neuerungslustigen. — [2] Vgl. S. 277 dieses Bandes, Anm. 2.

Bäumen des Gartens am „Katzenstieg" nicht blühen sehen. Der Entflohene wollte nicht wiederkommen. Erst lange Verhandlungen, Kongresse, stillangestellte Vergleiche mit den doch so reichlichen Kopfnüssen, die auch zu Hause hingenommen werden mußten, zutraulichste Anreden führten den Gedenkzettelten endlich in sein Paradies zurück. Er folgte „nicht mehr wie gern", aber die Lehre war für beide Teile gut, für den armen „Geduldeten" und für den reichen „Duldenden".

Herr Cleanth behauptete, in seiner Wohnung kein gutes Malerlicht zu haben — er malte eine geraume Zeit auf dem königlichen Schlosse an einer Kopie eines Krügerschen[1] Königsbildes in Lebensgröße — und kaufte sich in der Behrenstraße (Nr. 54) ein eigenes Haus. Diese Trennung von der „Stallstraße" störte keineswegs den Verkehr der Kinder. In der Behrenstraße wurde mit dem beginnenden Frühjahr ein Versuch gemacht, dem Hofraum einen Garten abzugewinnen; Spaten, Rechen, Egge waren dafür bereits zu Weihnachten erobert worden. Kaum ließen sich aber auf der frischumzäunten Erdfläche die ersten grünen Halme der ausgestreuten Sämereien blicken, so wurde bereits das Haus mit Gewinn verkauft. An das verlassene knüpfte sich dem Knaben eine romantische Erinnerung. Im unteren Stockwerk starb einem Offizier — dem spätern Kommandeur der „Reichsarmee" von 1848, General von Peucker[2] — seine junge Frau. Der Witwer war so erschüttert, daß er sich zum Andenken an seine teure Geschiedene ein Zimmer mit schwarzem Flor ausschlagen ließ. Auf einer Art von Katafalk und vor dem Bilde seiner schönen, jungen Gattin, das von Wachskerzen erhellt wurde, sprach er, so sagte man, täglich knieend seinen Schmerz aus. Diese Situation eines betenden jungen Offiziers, die Draperie des Zimmers mit schwarzem Flor, die Erleuchtung des Bildes mit Kerzen, alles das lebte noch lange in der aufgeregten Einbildungskraft des Knaben

[1] Franz Krüger (1797—1857), Maler, bekannt durch seine zahlreichen Bilder von Fürsten und Szenen aus dem Pferdeleben (Pferde-Krüger). — [2] Eduard von Peucker (1791—1876), preußischer General, wurde 1848 vom Reichsverweser zum Reichskriegsminister ernannt, von welchem Posten er jedoch bald wieder zurücktrat; 1849 übernahm er das Kommando über die zur Unterdrückung des badischen Aufstandes entsandten Bundestruppen.

und lebte selbst da noch, als der poetisch gestimmte Witwer längst wieder eine neue Gattin genommen hatte.

Herrn Cleanths neues Haus war ein Palast, es konnte die Wohnung eines Fürsten sein. Eine große Freitreppe mit eisernem Geländer führte von zwei Seiten zu einem damals zwar nur zweistöckigen, aber in der Länge imposanten und einen ganzen Schenkel des „Achtecks" am Potsdam-Leipziger Tore einnehmenden Gebäude. Ein geräumiger Hof mit Stallungen trennte es von einem Garten, der sich bis an die Parkgärten der Wilhelmsstraße zog. Hier ließ sich in Glückseligkeit schwelgen. Trotz der weiten Entfernung von der Universität über die Linden, den Wilhelmsplatz, die Leipziger Straße hinweg, wurde doch in der doppelten Existenz fortgelebt und die trübselige Hülle der Armut für Stunden, ja Tage abgestreift. Der reiche Gespiele erhielt seinen Unterricht daheim. Herr Cleanth übte sich selbst im Lehren, im Anwenden pädagogischer Systeme. Vieles, was der Sohn lernte, kam auch dem Genossen zugute. Kinder tauschen gern ihr erstes Wissen aus. Erst der vom Ehrgeiz gestachelte ältere Jüngling behält sein Wissen egoistisch für sich, ja ist zum Verheimlichen seiner Fortschritte geneigt. Sonntags wurden nun die Frühstunden seltener in den Kirchen und fast immer im sonnigen Zimmer des Gönners zugebracht, wo von diesem die beiden Freunde unter Blumen und Gemälden im Zeichnen unterrichtet wurden. Die Methode, die Herr Cleanth befolgte, war streng. Jedes Aufblicken von der Arbeit wurde gerügt, jedes Versehen bestraft. Während die Knaben Augen, Nasen, Lippen, Ohren, Köpfe, später auch Tiere zeichneten, schritt Herr Cleanth mit knarrenden Hausschuhen durchs Zimmer, las polytechnische Journale und beaufsichtigte die Zöglinge zwei Stunden lang mit einer Strenge, die der endlichen Erlösung und dem Sichtummelndürfen im Garten einen doppelten Reiz verlieh. Kinder der Armen wachsen natürlicher und freier auf als die der Reichen. Diese sollen um jeden Preis eine vorzügliche Bildung erhalten und sind darum das stündliche Augenmerk ihrer Eltern und Erzieher. Jene, den Eltern oft eine Last, müssen für sich selbst sorgen und lernen dabei leichter, sich ihr Leben frei bestimmen.

Fürstensöhne vollends werden auf ihre künftige Würde wie Sklaven vorbereitet.

Immer unsicherer wurde die Brücke der Rückkehr zur Existenz der Eltern. Die häusliche Lage wurde dem Knaben gegenständlich. Er urteilte darüber, seitdem er vergleichen konnte. Von dem Naturgeheimnis der Liebe und kindlichen Anhänglichkeit an das Vaterhaus ging nichts verloren, aber der grelle Reiz der Eindrücke dämpfte sich ab. Nicht mehr wurde so aufmerksam gelauscht, wenn Vetter Wilhelm von der Selbstgerechtigkeit und der Gnadenwahl, Vetter Christian von Ungarn, seinem Ehewirrsal und den neuen Seidenhüten sprach. Man lachte nicht mehr über einen lustigen Verwandten, der zu Hause ein kranker Hypochonder, in Gesellschaft ein ausgelassener Schnurrenreißer war und nichts lieber tat, als sich einen Besen kommen zu lassen, diesen verkehrt zwischen die Beine zu klemmen, ihn als Spinnrocken gleichsam abzuspinnen und dazu ausgelassene Lieder zu singen. Die neue Lebenssphäre stand unter anderen Bedingungen. Hier im Cleanthschen Hause kamen nur die Besuche von Hofräten, Hofrätinnen, Geheimeratstöchtern, Professoren, Künstlern, Offizieren, jungen Studierenden, die aus Stettin ihre Empfehlungsbriefe brachten und wöchentlich an einem bestimmten Tage zu Tisch erscheinen durften. Herr Cleanth übersah schnell seine Leute. Romantik und Altdeutschtum waren ihm in demselben Grade verhaßt wie dem Vater. Schimärische Träumerei erschien dem Mann der praktischen Nützlichkeit als verderblicher Meltau für jede Jugendentwicklung. Die Lektüre von Märchen duldete er nicht. Raffs[1] „Naturgeschichte" und die Kupfer zum Buffon[2] standen ihm höher als „Tausendundeine Nacht". Die einzige Beschäftigung der Phantasie, die Herr Cleanth zuließ, war die mit der Geschichte, zu welcher seine Knaben durch Beckers „Weltgeschichte" in zehn Bänden und dessen Erzählungen aus der Alten Welt

---

[1] Georg Christian Raff (1748—88), namhafter Schulmann und Jugendschriftsteller; seine „Naturgeschichte für Kinder" erlebte zahlreiche Auflagen. — [2] George Louis Leclerc Buffon (1707—88), französischer Naturforscher und Intendant des „Jardin Royal des plantes". Die erste Ausgabe seiner „Histoire naturelle générale et particulière" (Paris 1749—88, 36 Bde.) wird wegen der Schönheit ihrer Kupfer besonders geschätzt.

angeleitet wurden. Herr Cleanth verwarf die gewöhnliche Methode der Schulen und bildete seinen Sohn nur durch Privatunterricht, dem er meist selbst beiwohnte. Wehe dem Lehrer, der seinen Erwartungen nicht entsprach. In der Musik mußte ihm die damals neue Logiersche[1], von Stöpel[2] angewandte Methode ganz besonders erwünscht kommen. Doch war Herr Cleanth wie Äolus. Rauhe und sanfte Winde hatte er zugleich. In so furchtbar dunkle Gewitterwolken er sich hüllen konnte, ebensooft konnte er sanft und milde wie eitel Sonnenschein sein.

In der traulichen Geselligkeit eines gebildeten Hauses liegt ein unendlicher Reiz. Kein Patschuli ist dafür nötig, kein strahlender Lüstre. Duft und Glanz liegt schon allein in der ganzen Weise eines solchen Hauses selbst. Die Ordnung und die Pflege verbreiten eine Behaglichkeit, die ebenso das Gemüt wie die äußeren Sinne ergreift. Die kleinen Arbeitstische der Frauen am Fenster, die Nähkörbchen mit den Zwirnrollen, mit den blauen englischen Nadelpapieren, mit den buntlackierten Sternchen zum Aufwickeln der Seide, die Fingerhüte, die Scheren, das aufgeschlagene Nähkissen des Tischchens, nebenan das Piano mit den Noten, Hyazinthen in Treibgläsern am Fenster, der gelbe Vogel in schönem Messingbauer, ein Teppich im Zimmer, der jedes Auftreten mildert, an den Wänden Kupferstiche, das Verweisen alles nur vorübergehend Notwendigen auf entfernte Räume, die Begegnungen der Familie unter sich voll Maß und Ehrerbietung, kein Schreien, kein Rennen und Laufen, die Besuche mit Sammlung empfangen, abends der runde, von der Lampe erhellte Tisch, das siedende Teewasser, die Ordnung des Gebens und Nehmens, das Bedürfnis der geistigen Mitteilung — in dem Zusammenklang aller dieser einzelnen Akkorde liegt eine Harmonie, ein Etwas, das jeden Menschen sittlich ergreift, bildet und veredelt.

[1] Johann Bernhard Logier (1777—1846), Musikpädagog und Erfinder des gemeinsamen Klavierunterrichts, unisono auf mehreren Klavieren; seine Methode machte seinerzeit viel Aufsehen. — [2] Franz David Christoph Stöpel (1794—1836) wurde von der preußischen Regierung nach London geschickt, um die Methode Logiers zu studieren und nach Berlin zu verpflanzen. Nach seiner Rückkehr gründete er in Berlin, Potsdam, Erfurt, Gotha und München Musikinstitute nach den Logierschen Grundsätzen.

Die Gartenlust wurde wie von Bienen genossen. Aber bei der Freude am Laufen und Rennen in den symmetrisch angelegten Wegen, unter hohen Rosenbüschen, Stachelbeer- und Himbeerhecken durfte durch die Knabenhand auch die wirkliche Pflege der Blumen nicht vernachlässigt werden. Da pflanzte und säete man, man führte die Gießkanne, wenn sich die Sonne senkte, man half ohne Naschhaftigkeit den Erntesegen einbringen und arbeitete immer nach bestimmten, vom mathematischen Herrn Cleanth gestellten Aufgaben. Da war an einem Salatbeet Unkraut auszujäten, Stöcke waren für die Nelken zu schneiden, die zerstreuten Blätter der aufgeblühten Zentifolien zu sammeln, eine Arbeit, die sich den Knaben dadurch belohnen durfte, daß sie die Rosenblätter dem Apotheker am Zietenplatz korbweis verkauften. Lange Weinspaliere wurden nach der neuen Kechtschen[1] Grundregel der häufigen Entfernung der Blätter gezogen. Ein Gärtner führte die Oberaufsicht, die jungen Freunde mußten helfen. Herr Cleanth duldete keine Spiele, höchstens solche, bei denen etwas gelernt, irgendeine geistige Tätigkeit oder mechanische Fertigkeit zugleich gebildet wurde. Wie frucht- und blumenreich war dieser Garten! Malerische Sträuße von weißen und roten Lilien, Rosen und Nelken wurden im Sommer, von Holunder und Maiblumen in erster Frühlingszeit zusammengestellt. Der Tau haftete noch an ihnen um Mittag. Was gibt es in einem Garten für Tatsachen, die Kindern merkwürdig sind! Frösche verbargen sich in einem Tümpel, Maikäfer wurden je nach der Farbe der Halsschienen und der Fühlfäden in mehr Gattungen eingeteilt, als vielleicht Buffon nennt, Goldkäfer, die träge und duftberauscht in der Mittagssonnenhitze auf Blumenkelchen in allen Regenbogenfarben schillerten, wurden aufgescheucht. Kinder horchen auf alles, was da wispert und knuspert und raschelt. Sie sind auf einer ewigen Schleichjagd nach allem, was sich im Grase und auf und unter der Erde regt. Ausgerüstet mit einem scharfstechenden Spaten, ist ein Knabe König

[1] J. S. Kechts „Versuch einer durch Erfahrung erprobten Methode, den Weinbau in Gärten und auf Bergen zu verbessern" erschien Berlin 1813, in zweiter, vermehrter und verbesserter Auflage Berlin 1818.

der Natur. Den Spaten über die Schulter gelegt, verläßt er den Garten, ißt nach der Arbeit sein Obst, sein Butterbrot, trinkt sein Glas Wasser mit einer Zufriedenheit, als hätte er seinen Lohn um die Ordnung der Welt verdient.

Nach einem Gewitter in einen Garten zu treten, wenn die sandigen Wege rasch die herabgestürzten Güsse aufgesaugt haben und die Rosen und Nelken und Levkoien alle wie gebadet stehen, das ist ein besonders fesselnder Genuß. Die Blumen sind dann wie neugeboren und durchwürzen die gereinigte Luft. Jetzt erst haben sie Kraft, gleichsam durch alle Räume in Farbe und Duft ihren Unterschied zu zeigen. Tritt dann die Sonne hervor, so kommt nichts den nassen Blumen gleich. Am Jasmin hängen die Tropfen wie gebannt. Sie müssen lange ihre Kraft sammeln, bis sie schwer genug sind, auf die grünen Blätter zu rollen. Je ölhaltiger die Blume, desto länger glitzert das Naß in solchen Einzeltropfen auf ihrem Kelch. Eine hundertblättrige Rose, sich eben entfaltend aus der stachlichten grünen Hülle, besäet von kleinen Regentropfen, die nicht weichen wollen und in der wolkenfrei wieder heraustretenden Sonne blitzen, ist wohl das lieblichste Bild der Blumenwelt, das kein Mignon[1], kein Redouté[2] vollkommen treffend wiedergeben würde.

Die herrliche schnee- und frostpoetische Winterzeit bewegt sich zumeist um die Weihnachtsfreude. Das Hoffen geht vorher, und das Genießen folgt. Die Weisheit des Herrn Cleanth duldete um Weihnacht kein gieriges Tilgen des Genusses. Reichlich wurde gegeben, aber seine Gaben waren nicht für flüchtige Zerstreuung, wovon die Kinder so bald ermüdet sind. Die Spielmaterialien, die angeschafft wurden, waren solche, die entweder das Nachdenken oder den Fleiß anregten. Kirchen zum Auseinandernehmen, Tonsteine zum Bauen wurden geschenkt. Soldatenspiele erschienen leer und nichtssagend. Alles Schreien, Toben, Lärmen um nichts war ihm verhaßt. Theaterspiel gestattete er allerdings, das war eine Konzession

---

[1] Abraham Mignon (1640—79), sehr fleißiger und gewissenhafter Stillebenmaler; viele seiner gefälligen Arbeiten befinden sich in der Dresdener Galerie. — [2] Pierre Joseph Redouté (1761—1840), belgischer Botaniker und Pflanzenmaler.

der Liebe, da seine Gattin die Bühne liebte. Aber die Figuren hatten sich die Knaben selbst zu kolorieren, aufzukleben, mit Drähten zu versehen. Zeitweilig wurde ein chinesisches Schattenspiel hinter einem ölgetränkten Rahmen aufgeführt. Der „König von Kinderland" hieß das barocke Drama, wozu die Knaben Text und sogar die Figuren geliefert erhielten und im Komödiespielen das mögliche leisteten. Bei diesen ästhetischen Spielen ließ der Freund die Initiative seinem Genossen, dem Erzähler, während dieser, wenn Häuser oder Kirchen gebaut werden sollten oder sogenannte Geduldspiele zusammengesetzt, dem andern die Vorhand gab. Kartenspiel und Damenbrett gestattete Herr Cleanth als Übung des Verstandes und Anreizung zur Behauptung — seiner persönlichen Vorteile. Er ging in allen seinen Theorien von dem Gedanken aus, daß das Leben zum Fortkommen die Notwehr bedingt. Sein Lieblingsspruch war von den Tauben, die keinem gebraten in den Mund flögen. Grade damals war ein Ringen und Regen für die materiellen Interessen erwacht; Erfindungen, die gewerblichen Künste, die vielen Bauten der Regierung, die neuen Anlehen, die Hoffnungen eines dauernd befestigten Friedens, alles zeigte ihm Gewinne und Vorteile, die man durch Fleiß, Eifer und vorzugsweise rasches Zugreifen erobern könnte. Beispiele von großen Erfolgen, die eine kluge Berechnung der Umstände, scharfes Aufpassen auf Konstellationen erzielt hätte, wurden mit fast schlauer, eulenspiegelhafter Behaglichkeit erzählt und als Triumphe der Klugheit dargestellt. Dem Gespielen des Sohnes ging meistens die Erzählung davon ins eine Ohr hinein und zum andern hinaus. War ihm doch selbst die Existenz in diesem Hause ein Märchen, wie sollte er nicht an noch höher liegende Märchen denken! Ihm waren diese großen Tischtafeln mit den blendenden Servietten, den silbernen Löffeln, den gestickten Serviettenbändern, den mehrfachen Gängen der Speisen und Desserttorten, die hellen Lampen mit Gazeschirmen, die Klingelzüge, die Kristallkaraffen, die Teppiche, die Gemälde, das Pianoforte, die Besuche, die Konversationen vollkommen genug, wie sollte ihm dies verzauberte Haus ein weiteres Tummle dich! und noch dazu auf dem

Gebiet des Realismus predigen? Alle Lehren des Herrn Cleanth gingen ihm nur in die Phantasie. Ein Beweis, wie in der Erziehung jede Theorie von den Grundlagen abhängt, auf die man baut. Es gibt keine absoluten Methoden, sondern nur solche, die auf die Umstände anzupassen sind.

Die frühe Neigung für die Bühne fand in diesem Hause Nahrung. Sonst hatte sich der Knabe mit den Puppenspielen begnügt, die in einer „Tabagie“ der Mittelstraße auf einem mannshohen Theater aufgeführt wurden. Diesen „gottlosen“ Spielen, die noch dazu zwei Groschen Eintrittsgeld kosteten, beiwohnen zu dürfen, war erst die Folge langen Bittens und Bettelns bei den Eltern. Sicher war der Knabe immer der erste, der im noch dunkeln Saale erschien und sich dicht an die Brüstung des noch stillen, geheimnisvollen Gerüstes setzte. Allmählich gesellten sich dann andere Freunde des Puppenspiels hinzu, darunter viele, die nicht der Jugend angehörten. Man hatte die ersten Symptome eines mit Bier und Tabak verbundenen Kunstgenusses, wie diesen jetzt die Berliner Nebentheater ausbeuten. Ehrbare Alte, Männer und Frauen, erwarteten mit ernsthafter Spannung Kaspers heutige gute Laune. Der Saal wurde allmählich durch einige Blendlampen erhellt, man hörte ein Klopfen und Hämmern auf der Bühne, zuweilen plumpste irgendein schwerer Gegenstand auf. Das war dann gewöhnlich einer der Akteurs, der seine Garderobe vervollständigt bekam. Ein lautes Sprechen hinter dem Vorhange störte keineswegs, sondern reizte nur die Spannung. Ringsum wurde es immer regsamer und heitrer, in der Ferne begann eine Musik, der ganze Saal füllte sich mit Publikum, und durch die Ritzen des Vorhangs schimmerten schon die Lichter. Der Vorhang rauschte auf, zuweilen nicht ohne Verwickelung der Gardine, der dann von innen eine Hand nachhelfen mußte. Und die Szene begann. Meist mit dem Exordium Kaspers, der mit einem Jodler und „He! Holla, Wirtshaus!“ hereinbrach und ins Publikum Stimmung, vielleicht auch in die Darsteller selbst bringen mußte. Dann kamen die herrlichen Trau-, Schau- und durch den überall eingeschmuggelten Kasper halben Lustspiele vom bayrischen Hiesel, von den Kreuz-

fahrern, „Abällino"[1], besonders aber das Zug- und Modestück des Tages, der „Freischütz"[2], dieser sogar mit Gesang und niemals ohne Feuerwerk, was sich der Wolfsschlucht wegen ja von selbst verstand. Besonders war dem Knaben der bayrische Hiesel sympathisch. Ein sanfter, lieber, mit Not zum Räuber gepreßter Knabe, das Anderle, nahm darin nur mit Tränen im Auge an Mord, Raub, Brand und Überfall teil, sang Schnaderhüpferln von seiner Feder auf dem Hut, seiner Büchse zum Schießen, seinem Straußring zum Schlagen, seiner jugendfrohen Weidmannslust. Dies Lied wurde die Lieblingsarie des Knaben und oft dem Anderle nachgejodelt. Der Brand der Mühle, wo endlich die Soldaten den Hiesel einfangen, wurde auf dem Theater im Cleanthschen Hause nicht ohne Blicke auf die Feuerversicherungspolice nachgeahmt. Auch „Faust" kehrte im Puppenspiel wieder, ohne Meerkatzen zwar, aber mit den handgreiflichen Geistern Vitzliputzli und Auerhahn, die auf ein Halippe! ebenso rasch aus der Luft geflogen kamen, wie sie auf ein Haluppe! wieder verschwanden. Kasper, Faustens ins Bayrische übersetzter Wagener, hatte diese Zauberformel seinem Herrn abgelauscht und wendet sie einigemal, wo ihn hungert und dürstet, mit glücklichem Erfolge an. Das Erscheinen und Verschwinden der ihn sofort mit Speise, Trank und allen Bequemlichkeiten erfreuenden Geister macht ihm dann so viel Spaß, daß er die Teufel auf Halippe und Haluppe in atemlose Bewegung setzt, sie bald kommen, bald verschwinden läßt, sie aber dadurch auch dermaßen erzürnt, daß sie sich zuletzt grimmig auf ihn selbst werfen und ihn unter Hülfeschreien massakrieren, währenddessen der Vorhang fällt. Ein gewiß wirksamer Aktschluß. Melancholisch war das Ende des Faust. Faust hatte alle Wunder verrichtet, wobei ihn der Teufel unterstützte. Endlich aber rückt seine Stunde heran. Gespenstisch hört man die Uhr schlagen. Kasper hat einen Ruheposten als Nachtwächter gefunden und singt im Mondenschein auf nächtlich-stiller Straße sein „Hört ihr Herren!" Da begegnet er dem

[1] „Abällino, der große Bandit", Roman von Heinrich Zschokke (1771—1848), erschien 1794 und ging bald darauf dramatisiert über die meisten deutschen Bühnen. — [2] Am 18. Juni 1821 zum erstenmal in Berlin aufgeführt.

seufzenden und wehklagenden Faust. Es entspinnt sich ein Dialog, der etwas mit dem des Valentin und Flottwell im letzten Akt des „Verschwenders“[1] Ähnlichkeit hat. Aber hier helfen alle guten Grundsätze, alle reuigen Entschließungen nichts mehr. Die Uhr wiederholt ihre Schläge, halb, dreiviertel. Es liegt eine dem Knaben unvergeßliche, herzzerreißende Öde auf den Straßen. So einsam ist es zwischen dieser gemalten Leinwand, die einen Marktplatz, etwa den Spittelmarkt um Mitternacht, bedeutet. Ach, so still, so unglücklich, so schauerlich alles! Man glaubt die Brunnen nächtlich rieseln zu hören; nur die Sterne leben, Kasper, Faust und die Strafe des Himmels. Endlich schlägt es zwölf, und die Hölle öffnet sich. Ein Feuerregen verschlingt den weltstürmenden, wundertätigen Doktor. Kasper kann von Glück sagen, daß er mit ein paar versengten Haaren davonkommt und für den nächsten Dienstag noch das Repertoire ankündigen kann, ohne welche Rückkehr in die Welt der Alltäglichkeit keine Vorstellung abläuft. Gerade wie sonst im Theater Schröders[2] und der ersten Zeit Ifflands[3] auch am Schluß die Regie das am folgenden Tage zu gebende Stück ankündigte.

Der Sohn des Gärtners im Cleanthschen Hause war ein leidenschaftlicher, kunstgerechter Puppenspieler. Er hatte sich eine kleine Bühne gebaut, Figuren geschnitzelt, sie artig kostümiert. Eine hohe Vergünstigung für die Knaben und auch für ihn, wenn man seinen Vorstellungen in einem Häuschen an der jetzt abgerissenen Potsdamer Mauer, dicht in der Nähe der Volzanischen Konditorei auf der Königgrätzer Straße, beiwohnen durfte. Das Häuschen steht ja wohl noch und gehört zu den bekannten Verschönerungen der Via triumphalis. Auch hier wurde der unvermeidliche „Faust“ gegeben. Die Abweichungen vom „Faust“ Goethes und dem der Herren Linde und Freudenberg[4] waren nicht unerheblich. Des Gärtners Sohn

[1] Zaubermärchen von Ferdinand Raimund (1790—1836), 3. Akt, 5. und 8. Szene. — [2] Friedrich Ludwig Schröder (1744—1816) war seit 1771 Direktor des Hamburger Theaters; er tat sehr viel für die Hebung des deutschen Schauspiels und bürgerte durch seine glänzende Wiedergabe Shakespeare auf der deutschen Bühne ein. — [3] August Wilhelm Iffland (1759—1814), Dramatiker und Schriftsteller, war seit 1796 Direktor des Nationaltheaters in Berlin, seit 1811 Direktor der königlichen Schauspiele. — [4] Wohl die Namen der Veranstalter der Puppenspiele.

hatte mehr Geschmack als die gewöhnlichen Puppenspieler der Tabagien. Bei ihm kam auch die Beschwörung der Helena und anderer außerordentlicher Staatsgeister vor. Die Ausstattung mußte aus einer Menge geschenktbekommener kleiner seidener Lappen bei den zierlichen Figuren reicher ausfallen als bei den Puppenspielern von Profession, die wie die großen Theaterintendanten in der Garderobe knauserten und lange nicht so brillante Erleuchtung boten wie der Gärtnersohn, dessen Lichter und Feuerwerke uns opernhaft erschienen sein würden, wenn wir Opern gekannt hätten. Aber ach! nur für einige Male litt Herr Cleanth die Teilnahme an den sinnigen und mit Takt arrangierten Leistungen des Gärtnerburschen „hinterm Potsdamer Tor". Er verfuhr wieder systematisch. Er war im Begriff, der Theatersehnsucht seiner vier Kinder bald einen bedeutenderen Ausdruck zu geben. Er nahm die Knaben und Mädchen in die richtige Komödie mit, die königliche, die seit dem Abbrennen des Schauspielhauses im Opernhause gegeben wurde. Die beiden Vorgeschmäcke wirklicher, „lebendiger" Bühnenkunst, die „Jungfrau von Orléans" und — die „Iphigenie" von Gluck —! wirkten so großartig und so mächtig auf den Erzähler, daß er von Stund' an Gleichgültigkeit, ja einen förmlichen Haß auf alles Puppenspielwesen bekam.

Wer erinnert sich nicht noch seines ersten Theaterabends! Des Einblicks in eine neue Welt! Und nicht die Welt des Scheines! Nein, nicht Schein, nicht Erfindung und Nachahmung sind diese Wälder und Kirchen und Städte und Festungswälle; nicht Schein, nicht Nachahmungen sind diese Harnische und Fahnen und Schwerter und Krummstäbe; es ist die wirkliche Welt, die das Kind als solche im Theater anschaut. Der Vorhang wickelt sich auf. Das alles da war, ist, wird sein und bleibt! Wer ist dieser Dünois in dem glänzenden, rasselnden Harnisch? Etwa ein Schauspieler, der, wie Shakespeare sagt, „sich spreizt und ächzt, bis sein Stündlein abgelaufen[1]"? Ein Schauspieler, der sich Rebenstein[2] nennt? Nein, Dünois ist Dünois, die Jungfrau ist nicht Frau Stich,

[1] „Macbeth", 5. Akt, 5. Auftritt. — [2] Ludwig Rebenstein (1795—1834) wurde von Iffland für Liebhaberrollen für das königliche Schauspielhaus gewonnen.

spätere Crelinger[1], sondern Jeanne d'Arc, die Jungfrau selbst! Der Krönungszug ist kein Statisten-Mummenschanz, sondern das wirkliche, von Glockenklang begleitete Fest von Reims. Des Knaben am längsten gepflegte Erinnerung außer dem jedesmaligen Blechgerassel beim Auftreten und Gehen des Bastards war der Kampf der Jungfrau mit Lionel, der schwarze Ritter, vor allem die irrende Jungfrau im Walde, wo ihm der Köhlerbube noch jetzt mit seiner frischen Kinderstimme im Ohre lebt. Daß die Schlacht, die der Soldat auf dem Walle des Gefängnisses der Jungfrau beschreibt, dem Auge ganz sichtbar war wie eine wirklich geschlagene, verstand sich von selbst. Der „Wütende auf einem Berberroß" war Dünois, man sah ihn. „Am Graben ist ein fürchterlich Gedräng'." Es wimmelte wie beim Manöver vorm Hallischen Tor. „Ein schwer Verwundeter wird dort geführt!" Man sah das Zusammenbrechen, wie manchmal bei den prinzlichen Reitknechten. Und jetzt zerreißt die Jungfrau ihre Ketten! Es sind nicht Zwirnsfäden, die diese Theaterketten zusammenhalten. Selbst das Lächeln des alten Freigeistes, des Herrn Cleanth, der neben uns sitzt, stört diesen Glauben nicht. Johanna stemmt die Arme an, zerreißt die eisernen Bande und stürzt hinaus, das Vaterland zu retten. Das alles hat ein bloßes Gebet zu Gott möglich gemacht.

Um die Wirkung der vorgeführten bunten Bilder zu erhöhen, war das alte, in späteren Jahren ebenfalls abgebrannte Opernhaus mehr als die neuen Theater geeignet. Die Ölbeleuchtung ließ allerdings erkennen, daß man sich nicht im „dustern Keller", sondern in einem großen Saale mit Stukkaturen, Karyatiden, Plafondmalereien, Goldverzierungen befand; aber verräuchert war alles, „angeblaakt" von Lampenruß, die Holzsessel waren mit den Jahren glatt zersessen, die Eingänge in die Logen führten in eine ägyptische Finsternis; man mußte tasten, hülfreiche Hände mußten zugreifen, um uns zu zeigen: Hier ist noch ein Platz, da oder dort! Hatte man dann endlich seinen Sitz erobert, so währte es lange, bis sich das Auge an diese Dämmerung gewöhnte und die

[1] Auguste Crelinger, geborene Düring, verwitwete Stich (1795—1865), wurde 1812 von Iffland für das königliche Schauspiel verpflichtet.

Logen und Sperrsitze unterschied. Eigentlich war es in diesen Nebeln, wie es sein sollte. Die Bühne allein soll der lichte Punkt sein. Der Knabe, schwachen Auges, fand sich nur mühsam zurecht. Auf dem Vorhang der Bühne wurde schon die Malerei wie ein halbes Schauspiel, eine Einleitung zum erwarteten Genuß betrachtet. Ein Altar des Apollo, mit opfernden Verehrern des Gottes, eine sinnige Szene der Mythologie in einfachen architektonischen Umrissen gehalten, weckte die Stimmung, wie sie sein sollte. Geht bei solcher Dämmerung die Gardine in die Höhe, so tritt das Bild der Bühne mit seiner nun schon helleren Beleuchtung siegreich über die Umgebung hervor. Sinkt sie nieder, so fällt das in Dunkel eingehüllte Publikum wieder in sein Nichts zurück. Wie anders damals als jetzt, wo die Szene nicht mehr weiß, wie sie gegen den Glanz, das Licht und die Pracht der Auditorien und demzufolge gegen die gesteigerte Souveränetät des Publikums aufkommen soll. An manchen Abenden möchte man glauben, die Bühne sei nur noch der Toiletten des weiblichen Publikums wegen da.

Später hat Schinkel durch sein kleines, nach innen aus nichts als abscheulichem Winkelwerk bestehendes Schauspielhaus den Sinn für die große Wirkung der Tragödie in Berlin untergraben. Sein neues Schauspielhaus war für Blum[1], Töpfer[2], Raupach[3], nicht mehr für Schiller, Goethe und Shakespeare gebaut. Die „Jungfrau von Orleans", „Macbeth", „Egmont", „Tell", „Wallenstein" irrten in Berlin vor der endlich erlangten Theaterfreiheit ohne ein entsprechendes Obdach umher. Wenn einst ein neues königliches Schauspielhaus erstehen, die Unzulänglichkeit des Schinkelschen nicht durch gänzliches Einreißen seiner inneren Wände und eine Verbindung der Räume des „Konzertsaales" mit denen des Schauspiels aufgehoben werden sollte, so möchte der Verfasser auf einen Platz aufmerksam machen, den schon Schlüter für eine Verschönerung Berlins im Auge hatte. Schlüter riet, die Häuser von der Kurfürstenbrücke bis zur Breiten Straße abzubrechen, den königlichen Marstall mit einer antiken Fassade, die linke, zur Spree gehende

[1] Vgl. S. 207 dieses Bandes, Anm. 2. — [2] Vgl. S. 206 dieses Bandes, Anm. 14 — [3] Vgl. S. 133 dieses Bandes, Anm. 1.

Seite mit einem Kai verschönern zu lassen*. Statt den königlichen Pferden zu huldigen, huldige man dem Pegasus und errichte da einen würdigen Musentempel.

Glucks „Iphigenie in Aulis", zu welcher dem Knaben wohl nur durch Zufall ein Parterrebillett geschenkt wurde, war ihm leider unverständlicher als die „Jungfrau". Ja, diese Wahl war ein Abschreckungsmittel, das dazu dienen konnte, der zu lebhaft empfundenen Neigung für die Bühne nachzugeben. Denn die „Jungfrau" ließ anfangs kaum schlafen. Sie wurde zunächst in ihrem Personal beim Buchbinder als „Bilderbogen" erstanden, ausgetuscht, aufgeklebt, ausgeschnitten und im Papptheater bei Herrn Cleanth nach Kräften nachgespielt. Auf diesen Enthusiasmus goß eine Oper, und obenein eine Glucksche, mythologische, ein abkühlendes Sturzbad. Das Haus war leer. Diese Zelte der Griechen am Aulisstrand, diese nur halbe Rüstung des Achill, die Priestertoga des Kalchas weckte lange nicht die romantischen Schauer des bunten Schiller. Da sangen Helden, gurgelten, trillerten Heldinnen, — was waren dem Knaben Bader, die Milder und die Seidler[2]! — Iphigenie sollte den Göttern geopfert werden, Agamemnon, ihr Vater, war dazu bereit, Achill nur leistete Widerstand, Kalchas drohte mit Bann und Interdikt; zuletzt legte sich aus den Wolken über dem schon entzündeten Holzstoß Diana ins Mittel. Hier fehlte es doch dem glaubensstarken Knaben an Glauben. Das waren die Ketten der Johanna nicht. Doch war der Enttäuschte froh, daß ihm die Violinen keine Unterleibsschmerzen mehr verursachten wie früher. Eine Oper, eine klassische noch dazu, eine in reiferen Jahren mit Andacht gehörte, erstickte so sehr alle Bühnenlust, daß Komödie auf Jahre wieder ganz aus des Knaben Gesichtskreis verschwand, bis die neue Königstädter Bühne eröffnet wurde und sich da Theaterkulisse, Lampenlicht, Chronik der Ankleidezimmer und die

* Siehe Broebes'[1] Prospekte in „Vue des Palais et Maisons de Plaisance de S. M. le R. de P. 1733".

[1] Johann Baptist Broebes, Baumeister und Kupferätzer, war 1690—1720 in brandenburgischen Diensten. Seine Pläne zu vielen öffentlichen Gebäuden und Schlössern wurden nur zum Teil ausgeführt. — [2] Vgl. S. 285 dieses Bandes, Anm. 1 und 2.

Notwendigkeit, Partei zu nehmen, fast auf die Straßen und Plätze Berlins drängte.

Herr Cleanth lenkte seine beiden Knaben an Fäden, die diese selbst nicht sahen. Wer weiß, ob Gluck nicht eine tückische Berechnung von ihm war! So strenge Grundsätze er auch fürs Lernen und für die Vorbereitung zu einem künftigen Beruf einhielt, so viel Freiheit gestattete er für das Leben selbst, für die Formen der Geselligkeit, besonders den Umgang mit dem schönen Geschlecht. Es ist Zeit, auf ein delikates Kapitel zu kommen.

IX.

Daß es „zweierlei Leute in der Welt gibt“ — bemerkt ein Kind erst allmählich. Vater und Mutter — sind ihm eins, jede Hälfte gilt ihm für das volle Ganze.

Allmählich ahmen dann Kinder die Familie nach. Sie spielen Vater und Mutter und geben sich sogar selbst wieder, ihre eigenen Personen mit allen Unarten. Der Trieb zur Strafe zeigt sich da als ein angeborener. Jedes Kind züchtigt. Man muß ihm oft zurufen, aus dem ewigen Kriminalton herauszukommen.

In solchen Spielen erwachen rätselhafte und dunkle Gefühle. Sinn für Zärtlichkeit senkt sich ins Gemüt über Nacht. Er kommt wie auf Blumen der Tau. Die Unschuld berührt spielend und scherzend selbst das Verfänglichste. Worte, Empfindungen, Begriffe, die dem Erwachsenen voll gefährlicher Widerhaken erscheinen, fassen die Kinder mit sorgloser Sicherheit an und nehmen das geschlechtliche Doppelleben der Menschheit wie ein Urewiges, selbstredend auf die Welt Gekommenes, das keiner Erklärung bedarf. Da werden aus raschelndem Herbstlaub, zerlassenen Strohbündeln Hütten und Nester gebaut, und halbstundenlang kann ein völlig unschuldiger Knabe neben seiner Gespielin stumm und wie von Liebesahnung magnetisiert liegen. Zum Küssen kommt es nicht einmal. Freilich steht da die Gefahr einem solchen Bilde kindlicher Naivetät ganz nahe, und das übrige tut die Strafe, die Un-

arten voraussetzt, über die man erst zu grübeln anfängt, wie nach dem ersten Besuch eines katholischen Beichtstuhls. Die Strafen des Meisters Schubert, die gewisse Sünder traf, wurden damals nicht verstanden. Erst eine unvergeßliche Mahnrede, die der Knabe ohne alle Veranlassung von seinem Bruder in der Artilleriekaserne erhielt, deckte ihm im zehnten, elften Jahre schreckliche Dinge auf, die ihm vollkommen unbekannt geblieben waren.

Aber daß „zwei einander sich liebhaben können", das wurde entdeckt. Denn man sieht, daß man Frauen und Mädchen jagt und verfolgt um einen Kuß. Allmählich kommt auch heraus, daß die Schwester eine besondre Freude oder ein besondres Leid hat. Der Bruder vollends, gehoben von Lebensübermut, Jugendlust, Abenteuerdrang, nimmt kein Blatt vor den Mund. All seine Liebesaffären, ehe er heiratete, wodurch er gezähmt wurde, waren Don Juannerien. Auf „Schürzenstipendien" ging jeder Gemeine und Spielmann aus. Aber auch die Liebesabenteuer der Chargierten, Fähnriche und Leutnants wurden erzählt. So gestaltete sich z. B. eine Geschichte, die der Knabe anfangs nur fragmentarisch zu hören bekam und begriff, später zu folgendem fast novellistischem Zusammenhang:

Das Roß des Königs.

Na, gestern war mal wieder ein Duell, erzählte z. B. der Bruder. Auf einem Kasernenzimmer; in Nr. 39. Blanke Säbel, scharf geschliffen, und im Hemd, nur die Pulsadern verbunden, unten die Redouten[1] markiert, Donner! Es war 'ne tolle Geschichte. Und dem Chargierten Hartmann wurden zwei Finger lädiert, die auch wohl steif bleiben werden. An sich war's zum Totlachen. Hartmann wollte zu Jung-Christianis, er erwartete da seine Luise, wir nennen sie nur das Murmeltier. Na! Schon neun Uhr abends wurde rasch Zivilfrack angezogen und auf und davon, natürlich ohne Urlaub

[1] Eigentlich ausspringende Winkel einer geschlossenen Feldbefestigung; hier übertragen auf eine den Standplatz der Fechtenden kennzeichnende Abgrenzung, die auf dem Boden markiert ist.

und durchs Fenster. Bei Jung-Christianis in der Zimmerstraße ist Ball. Luise Waldmann, von ihrem langen Schlafen bis in den Mittag Murmeltier genannt, schön und wenn sie wacht, lustig für zwei, wollte kommen. Es wird elf. Murmeltier schläft oder ist untreu. Na, kommt zum Apollosaal! heißt es. Auf und vorwärts ans Oranienburger Tor! Da wohnt Murmeltier. Wollen sehen, ob's in den Federn liegt. Wir stromern fort. Aber siehe da! An den Linden! Murmeltier am Arm des Chargierten Langheinrich, unsres Don Juans unter den Freiwilligen der Mörser- und Bombenwelt! Lustwandeln beide im Mondschein Unter den Linden, Luise Waldmann und Langheinrich! „Na, wartet!“ hieß es. „Steine her! Fünfzig Schritt Distanz mit Kartätschen! Auf Korn und Visier, ich treffe!“ ruft Hartmann außer sich. Die anderen halten ihn zurück. „Halunken!“ bricht Hartmann aus dem Dunkel hervor. Die Szene wird ernst. Langheinrich zündet sich eine Zigarre an, verlangt ruhig Satisfaktion. „Morgen um vier Uhr nachmittags! In der Kaserne! Ihr sorgt, daß die Gemeinen auswärts sind.“ Und richtig! Hartmann und Langheinrich schlagen sich. Hartmann wie rasend. Langheinrich mit majestätischer Ruhe. Hartmann nur nach dem Gesicht, auf das er neidisch ist. Langheinrich war hübscher. Der pariert nur. „Blut!“ rufen endlich die Sekundanten. Hartmanns Arm ist rot. Er wirft die Waffe von rechts nach links, will wieder ausfallen, attackiert mit Wut, es konnte Mord geben. Langheinrich, kalt und gefaßt, hat bei dem Rufe „Blut!“ den Säbel weggeworfen und hält ihn mit dem Fuß fest. Stand nun ganz ungedeckt. Hartmann konnte ihn durchrennen, wenn die Sekundanten ihn nicht mit Gewalt entwaffneten. „Pistolen!“ schrie Hartmann, „Pistolen!“ Aber schon gestand er ein, daß ihn etwas kühl an der linken Rippe kitzelte. Es war das herabrieselnde Blut des verwundeten rechten Unterarms. Es quoll hinterm Rücken auf die linke Hüfte herab. Der Schläger war vier Zoll tief bis an die Knochen eingedrungen. „Ein Klafterhieb!“ meinte der Chirurgus, den man schnell herbeigerufen. „Was? Hieb? Hieb?“ rufen alle Anwesenden. „Hier ist von keinem Hieb die Rede! Was reden Sie, ‚Gre-

gorio'?" Der Chirurgus, der somit bedeutet wurde, nicht zu plaudern, lachte. „Nun denn! Ein Glas, in das man fällt, kann auch vier Zoll tief schneiden" — so wurde die Sache abgemacht, um sechs Wochen Lindenstraße (Militärarrest) zu vermeiden. Zähneknirschend geht Hartmann ins Lazarett und kommt in die summarische Übersicht der Kommandantur als „unvorsichtige Verwundung". Das Murmeltier will ihn im Lazarett trösten. Hartmann sieht die Weinende nicht wieder an. Sie wird abgewiesen.

Diese jungen lebens- und liebetollen „Stückknechte" stehen dann auch zuweilen in Spandauer Garnison. Die Zeit ist lang, und nirgends ist sie länger als in Spandau. Man muß sich dort — schon wieder drang das ins Ohr des Knaben — verlieben, um auszuhalten, wenn man's nicht schon ist. Leider führt der Zufall oft aufs erste beste. Eine wohlhabende Witwe, Besitzerin eines eigenen Hauses, war verschwenderisch an Liebesgaben, weniger an Reizen. Sie begünstigte die Armee, bis es sich ereignete, daß nach Spandau Schauspieler kamen. Man denke sich Spandauer Schauspieler, einen „Devrient" von Spandau! Aber die Witwe wird dennoch der Armee untreu und geht zur Fahne Thaliens über. Ohne Zweifel fand sich unter diesen Musenjüngern ein heißblütiger, werdender Romeo, ein Anfänger, dem nur die Rollen und die Gage fehlten, um aus ihm einen Künstler ersten Ranges zu machen. Die Witwe wenigstens schenkte ihm ihr soldatenmüdes Herz. Aber, Unglückliche, diese Fahnenflucht wird dir teuer zu stehen kommen! Wenigstens die Gardeartillerie hat dir geschworen, sich zu rächen. Es ist tiefe, stille Mitternacht. Alles schweigt in Spandau, nur im Zuchthause, unter den schlafenden Spinnern und Spinnerinnen, hört man zuweilen den Anruf der Wachen. Die Witwe scheint noch nicht zu schlummern. Die Chargierten, Langheinrich an der Spitze, schleichen sich an den Häusern entlang, sie sehen Gardinen schimmern, hinter ihnen zwei ombres chinoises[1]. Romeo ist bei der Witwe! Nun werden die Laufgräben eröffnet. Man schleicht an die Haustür.

[1] Schattenspiele.

Sie ist verschlossen; sie soll auch verschlossen bleiben. Man hat die Absicht, die Witwe einzunageln, Romeo zu einem Fenstersprung zu veranlassen, man will ihm mit taktischem Manöver den gewöhnlichen bürgerlichen Rückzug abschneiden. Die Artillerie hat sich mit einem Bohrer und einem langen Draht versehen. Oberhalb des Haustürdrückers setzt Langheinrich den Bohrer an, der Bohrer dringt ohne das mindeste Geräusch in die Tür, bleibt fest, felsenfest, und nun wird der Draht so um den Bohrer und die Türklinke geschlungen, daß letztere von innen jeden Dienst versagen muß. Man kann drücken, kann zerren, kann rütteln, der Drücker geht nicht nieder und das Haus ist nicht zu öffnen. Kaum hat Langheinrich seine Belagerungsfinte ausgeführt, als durch die Nacht Schritte erdröhnten. Die Patrouille! Festungspatrouille! Husch! Ins Dunkel der Häuser! . . . „Guten Abend, ihr Schwarzkrägen!“ ruft der Gefreite der Patrouille. „Warum denn noch so spät auf der Straße?“ — „Bester Rotkragen!“ lautete die Antwort. „Wir haben noch auf dem Pulvermagazin zu schanzen und sammeln uns hier! Nehmt übrigens künftig die Laterne mit, daß Ihr unsre Litzen seht!“ Der Gefreite sieht die goldnen Litzen der Bombardiere und Unteroffiziere und entschuldigt sich. Endlich — es war zwei Uhr — wandelt ein Licht im Hause der Witwe auf und nieder. Romeo ist nicht in Verona, sondern in Spandau. Er springt nicht vom Balkon, sondern er eilt über die Treppe nach Hause. Schon hört man seine Schritte, schon schließt er das Haustor auf. Jetzt klinkt es. Baff! die Tür geht nicht auf. „Was ist das?“ ruft es drinnen. Man hört zwei Stimmen, Romeos und Juliens. Beide wetteifern in Vermutungen, Ahnungen, Verwünschungen. Es ist noch nicht die Balkonszene, die sie aufführen, sondern erst eine Hausflurvorszene. Endlich zwingt die Situation den Spandauer Romeo zu einer Parodie der Garten- und Mauersprünge des liebenswürdigen Montague. Das Fenster öffnet sich. Ein niedriger erster Stock. Oben noch ein Abschied in allen philomelischen Akkorden. „Willst du schon gehen? Der Tag ist ja noch fern. Es war die Nachtigall und nicht die Lerche!“ Er aber, Romeo: „Es war die Lerche, nicht die

Nachtigall[1]." Und plumps! Unten lag er! Wohlbehalten an sich, ohne eine Spur von Verletzung, aber über ihm waltete die rauhe Hand des Schicksals in Gestalt eines Nachtwächters. Man muß wissen, was ehedem ein Nachtwächter war und gar ein Nachtwächter in Spandau! Jetzt ist die Nacht den Menschen so befreundet geworden, daß man solche wandelnde Festungen, wie vormals ein bewaffneter Nachtwächter war, vollends im Winter, nicht mehr antrifft. Ein Dieb! Ein Einbrecher! Romeo sträubt sich, protestiert, bietet seine „Gage", seine eben erhaltenen Liebespfänder an, er beruft sich auf seine Künstlerehre. Langheinrich bekommt Mitleid. Denn alle Liebenden haben einen Drang, sich gegen die schnöde Welt solidarisch beizustehen. Aber was tun? Aus der Seitengasse herausspringen, den unglücklichen Montague mit Mercutioaufopferung retten? Es würde ihnen allen einen „Mittelarrest" von wenigstens drei Tagen verschafft haben. Da hilft sich der kluge Musensohn selbst. Angekommen an dem Marktplatz und dessen nächtlich schlummerndem Gerümpel reißt er sich aus Nachtwächtershänden los, stürzt in die dort aufgeschlagene bretterne Budenwelt und ist spurlos verschwunden. Der schwerfällige Häscher ruht freilich nicht. „Hülfe! Hülfe! Diebe! Heraus!" ruft die Wache am Rathause. Der Wächter pfeift. Am liebsten hätte er Feuer geblasen. Die Wache schickt ihm drei Mann Sukkurs. An das Haus der Witwe! Der Nachtwächter will den Einbruch, das geöffnete Fenster konstatieren. Die Rotkragen folgen, Menschen sehen in Schlafmützen aus den Fenstern. Licht! Es wird lebendig in Spandau. Die Schwarzkragen können sich jetzt unter die allgemein erwachende Neugier mischen. Man untersucht das Haus der Witwe. Alles ist dort still, alle Läden sind geschlossen. Aber halt! Die Tür! Ein Bohrer, ein Draht an der Tür! Diebe! Die fünfzigjährige Julia Capulet erscheint oben am Fenster im Nachtgewande. „Schließen Sie von innen auf! Diebe!" ruft man der Witwe zu. Halb Spandau umzingelt das Haus. Laternen lösen das Rätsel der unfähig gemachten Tür. Dunkle Taten können nicht geleugnet

[1] „Romeo und Julie", 3. Akt, 5. Szene.

werden. Man entbohrt das Haus und biegt den Draht ab. Am andern Morgen steht ein Steckbrief auf den Entsprungenen am Tor angeschlagen. Doch nahm Romeo schnell ein Engagement einige Meilen weiter in Nauen oder Friesack an, die Witwe reiste bald „ins Bad" nach Berlin, und die Chargierten der Artillerie waren großmütig genug, Langheinrichs Schwank, der sich allmählich von selbst lichtete, nicht noch mit schadenfrohen Zündern und artilleristischen Leuchtkugeln weiter zu erhellen.

Aber wir haben ja zum „Roß des Königs" kommen wollen! Eines Tages war beim Chef des gesamten preußischen Artilleriewesens, dem persönlichen Eroberer jener Kanone vor dem Schlosse Bellevue, dem ehemaligen Anbeter der berühmten Récamier[1], dem Prinzen August[2] in der Wilhelmsstraße, eine große „Abfütterung" der Offiziere. Die Offiziere nannten die ihnen angetane Ehre im Nichtkurialstil selbst so. „Wohlan!" sagte von den Chargierten einer, als die Batteriepferde zu Mittag endlich alle säuberlich geputzt waren, „heute dächten wir, sind wir doch wohl vollkommen sicher. Der Oberst, der Kapitän, die Leutnants essen in der Wilhelmsstraße g e s c h m o r t e Kubik- und Quadratwurzeln, und höchstens unser kleiner Fähnrich von Haase studiert im Zimmermann[3], wie wir's hätten anstellen sollen, mit $a^2 \times b^2$ neulich das Geschütz aus dem Graben zu holen, das uns beim Manöver umschlug." Diese Rede kam von Langheinrich, der endlich den Murmeltieren und Spandauer Witwen entsagt hatte und von den Banden einer reinen, edlen, tugendhaften Liebe gefesselt war. Die schöne Pauline, die Tochter eines Wirts in der Heide am Plötzensee, war eine allgemein bewunderte Liebenswürdigkeit auf der ganzen Nordwestseite der Hauptstadt. Man glaubte, daß Langheinrich ihr Herz nicht ungeteilt besaß. Wenigstens widmete Fähnrich von Haase dem Plötzensee eine solche Natur-

[1] Julie Récamier, geborene Bernard (1777—1849), eine durch Schönheit wie Geist gleich berühmte Frau, die von vielen bedeutenden Männern ihrer Zeit verehrt wurde. — [2] Vgl. S. 299 dieses Bandes, Anm. 3. — [3] Gemeint ist der „Grundriß der reinen Mathematik ... vorzüglich für angehende Artilleristen, Ingenieure und Feldmesser" von Christian Gottlieb Zimmermann (Berlin 1818); vgl. über letzteren S. 411 dieses Bandes, Anm. 1.

liebe, daß man annehmen mußte, er wäre trotz seiner jugendlichen Unreife Langheinrichs Nebenbuhler in der Gunst der schönen Wirtstochter. Langheinrich stimmte in den allgemeinen Wunsch ein, die Freiheit und das herrlichste Wetter zu einem massenhaften Spazierritte zu benutzen. Man nahm dazu — „die Pferde des Königs"!

Ein gewagtes, gefährliches Unterfangen! Ein Spazierritt mit „Staatsgut", mit den „Rossen des Königs"! „Pah!" rief der versöhnte Hartmann. „In der Wilhelmsstraße wird getafelt! Fähnrich von Haase hat die Stallwache, aber er kommt erst gegen Abend! Gesattelt! In den Bügel! Müssen wir aber doch ‚Prison besehen', so ruhen wir uns einmal gemütlich auf der Pritsche aus". Gesagt, getan! Zwei Feuerwerker, fünf Unteroffiziere, drei Bombardiere satteln „die Rosse des Königs" zu ihrem — Privatvergnügen.

„Wohin?" hieß es, als man den Fuß schon in den Steigbügeln hielt. „Auf den Gesundbrunnen!" riefen die einen. „Zur schönen Pauline!" die andern. Und: „In die Jungfernheide!" fielen alle ein, noch ehe Langheinrich nachdrücklicher hatte widerraten können. Man gibt die Sporen, sprengt zur Pforte des Stallgebäudes hinaus und schwenkt links ab zum Oranienburger Tor, an den Kirchhöfen, Gärten, Landhäuschen, dem Apollosaal vorüber, zum Jägerhaus an der Panke und durch die sandige Kiefern- und Eichenwaldung zum Plötzensee. Unterwegs gab es um so lustigere Gespräche, je mehr es im Gewissen rumorte. Die Menschennatur betrügt sich gern selbst. Die Erinnerung an ein Abenteuer mit dem englischen Gesandten lebte noch frisch in diesen wilden Köpfen. Ihrer vierzig Mann stark waren kürzlich die Avancierten nach Küstrin marschiert, um Rekruten einzuüben. Auf der Frankfurter Chaussee, dicht bei der „Neuen Welt", begegnet der Truppe der englische Gesandte zu Pferde. Die Marschierenden wollen ebensowenig ausweichen wie Mylord. Mylord hält sein Vollblut an, hebt die Peitsche, gibt die Sporen und reitet mitten in den Kriegerschwarm hinein. Dieser, statt auseinanderzustieben, verengert sich. Mylord schlägt mit der Gerte links und rechts unter die Drängenden. Es war die Zeit, wo

Codrington[1] bei Navarin gesiegt hatte und Wellingtons Name die Alte Welt regierte. Dennoch gab es hier an der „Neuen Welt" ein Scharmützel. Mylord wurde an seinen langen, großbritannischen Beinen gefaßt, bügellos gemacht, heruntergezogen und so übel von einer Truppe der Heiligen Allianz zugerichtet, daß die Erfahrenen und Ältesten des Korps, als der mutige Kämpfer gerufen hatte: „Goddam! Very well! Ich bin der englische Gesandte!" von dem verletzten Völkerrecht und dem Bruch des politischen Gleichgewichts in Europa eine Ahnung bekamen. Der Gesandte sah den Schrecken, den plötzlich die Nennung seiner Würde hervorbrachte, verleugnete aber seinen britischen Humor nicht. Er zog die Börse, reichte mit den Worten: „Ihr habt mich gut durchgehauen, Soldaten!" seine Guineen rundherum jedem, der etwa zugreifen wollte. Niemand griff zu. Mylord bestieg sein Pferd, klemmte die Lorgnette ins linke Auge und ritt lachend von dannen. Die bestürzte Mannschaft schließt einen Kreis, leistet einander einen feierlichen Schwur, um alle „europäischen Verwickelungen" zu vermeiden, den Vorfall an der „Neuen Welt" ersterben zu lassen und keinen Rapport darüber zu erstatten. Mylord tat desgleichen. Und so erstarb diese Affäre, die einen Notenkrieg zwischen Berlin und London hätte veranlassen können. Er erstarb in einem Schwur dieser vierzig Mann, unter denen sich auch der Bruder befand. Er erzählte, man hätte den Vorfall so heilig genommen, daß jedem, der beim feierlichen Ehrenwortgeben rauchte und im Rauchen fortfuhr, der „Cigaro" vom Munde weggeschlagen wurde.

Mit diesen Erinnerungen trabte die Gesellschaft auf den Rossen des Königs in die Tegeler Heide. Jetzt erzählten sich die Staatsfrevler von Kraft- und Kernausdrücken der Kameraden. Wieder mußte florieren der alte Feuerwerker Trimm, den alle damals in Küstrin kennen gelernt hatten. Trimm! Du Stichblatt jeder lustigen Laune! Unerschöpflicher Vorrat für die Unterhaltung! Um einen plötzlichen Schreck zu be-

[1] Sir Edward Codrington (1770—1851), englischer Admiral, befehligte in der Schlacht bei Navarino am 20. Oktober 1827 die englisch-französisch-russische Flotte gegen die Türken.

zeichnen, sagte der alte Feuerwerker in Küstrin gewöhnlich: „Mich krepierte aber auch gleich 'ne siebenpfündige Granate im Leibe." Als ihn ein ehemals „napoleonischer Deutscher", ein Major in Küstrin, zu oft „Korporal" genannt, krepierte ihm wieder eine Granate im Leib, diesmal vor Ärger. „Herr Oberstwachtmeister, ich diene der preußischen Fahne nun schon zwanzig Jahre, aber noch keine Minute als so ein Ding wie ein Korporal." Die Bezeichnung war in der preußischen Armee nicht gang und gäbe. Eine Lieblingswendung Trimms war ein Kernspruch der äußersten Entrüstung: „Da möchte einem die pure Seele vom Leibe faulen!" Drohte Trimm mit dem Messer oder der Säbelklinge, so sagte er: „Hund, ich mache dir was zwischen Lunge und Leber!" Um einen Menschen zu bezeichnen, der kaum etwas mehr als ein Kalb war, pflegte er zu sagen: „Wenn ein Ochse gebären könnte, so wüßte ich, wer dem Menschen seine Mutter wäre." Auf einen ausrangierten alten, ihm zu eigen gewordenen Säbel ließ er sich die Worte ätzen: „Recht zu tun ist jedermanns Pflicht! Anders wenigstens will es mein König nicht!"

Endlich bis zur Jungfernheide gekommen, lenkte man zum Plötzensee ein, immer in dem tiefen, urweltlich vom Meere angeschwemmten märkischen Sande. Pauline empfing die Gäste mit nicht minderer Aufmerksamkeit als „die Rosse des Königs". Die starken, kräftigen Tiere wurden in den Stall gebracht. Es war drückend heiß. Der harzige Duft des Tannenwaldes verlockte, im Freien zu bleiben, aber das niedrige, still im Grünen gelegene Häuschen bot noch kühleren Schatten. Man bewirtete die Gäste nach Verlangen, nur Langheinrich schien der Bevorzugte zu sein und mußte sich die Neckereien der Kameraden gefallen lassen. Langheinrich forschte nach dem Fähnrich. Lachend gestand Pauline, daß das Bürschlein sie oft heimsuchte und schon vorgegeben hätte, er wollte nächstens einmal im Plötzensee angeln. Pauline hatte nicht einmal verstanden, daß der Junker figürlich gesprochen und unter den Fischen des Plötzensees sie selbst verstanden hatte. „Freilich, wenn silberne Portepees der Köder sind —!" hieß es. Der Stich war für Langheinrich bestimmt; zu lernen und sich aufs

Examen vorzubereiten, war seine Sache nicht. Es wurde Zeit, daß Paulinens Erkorner einen Beweis der Liebe und Treue gab, deren die schöne Tochter des Waldes für ihn fähig sein konnte. Es kam die Rede auf das letzte dreitägige Manöver. Langheinrich erzählte, er wäre in der letzten Nacht auf seinem Tier eingeschlafen. Die Kameraden wußten die Position, wo man in der Nähe einer Reservebatterie unter fernem Kanonendonner als ganz alleinstehender Wachtposten einschlafen konnte. Hinter dem Wedding[1] hatte sich der Kampf zwischen den beiden von General von Tauentzien[2] und dem Herzog Karl von Mecklenburg[3] gegeneinander operierenden Korps eröffnet und war durch einen forcierten Marsch nach Südost plötzlich in die sogenannten Rollberge hinübergeworfen. Die Reserve des Tauentzienschen Korps folgte langsam und kam nicht ins Feuer. Nichts ist nun abmattender als eine solche Wacht in der Sonnenhitze des Tages und unter der Furcht der Alarmierung in der Nacht. Die Biwaks konnten nicht aufgeschlagen werden; von Spandau aus durch die Tegeler Heide hatte die Reserve immer langsam vorwärts zu rücken und dabei eine Umgehung über den Kreuzberg von Süden her zu gewärtigen. Langheinrich schlief also ein. Er hatte sich den Zügel zur Vorsicht um seinen Fuß geschlungen, aber die Windung mußte sich gelöst haben, er war vom Pferde geglitten und schlafend im Walde liegen geblieben. Sein Pferd ist plötzlich ohne Reiter. In der Ferne beginnt schon wieder die Kanonade. Früh, Morgendämmerung, und Langheinrich fehlt an der Batterie. Sein Pferd — Rinaldo wurde sein Gaul selbst in einem Militärstall genannt — irrt hin und her im Walde und im Sande. Der treue Fuchswallach scheint zu ahnen, wie groß die Verantwortlichkeit war, der sich sein leichtsinniger Herr aussetzte; denn nicht wenig Wochen Arrest standen auf eine solche Vernachlässigung des Dienstes. Rinaldo irrt mit fliegenden Steigbügeln, sucht und

---

[1] Heute Stadtteil von Berlin, im Norden der Residenz. — [2] Graf Tauentzien von Wittenberg (1760—1824), aus den Befreiungskriegen bekannter preußischer Heerführer, wurde nach dem Pariser Frieden kommandierender General in den Marken und in Pommern. — [3] Vgl. S. 19 dieses Bandes, Anm. 1.

sucht und entschließt sich endlich — denn fast möchte man von „Intellekt“ reden — des schlummernden Reiters Unfall da zu melden, wo derselbe seit Monaten täglich zu finden war. Rinaldo, der nicht sagen kann: „Langheinrich, steh auf, die Kanonade geht an!“ trabt durch Busch und Baum zur schönen Pauline. Diese hört in noch so früher Morgenstunde das Wiehern und Stampfen eines Rosses draußen, öffnet ihr Fenster und erblickt Rinaldo gesattelt, herrenlos, wie auf der Flucht. Sie schreit vor Entsetzen auf. Man öffnet das Tor, läßt den Renner ein, bringt ihn in den Stall und möchte ihn ausfragen, wo sein Herr geblieben. Schon kommt das Schießen näher. Tauentziens Reserve soll vorrücken. Pauline, kriegskundig wie jede Soldatenbraut, ahnt die dienstliche Gefahr des Freundes, selbst wenn ihn kein weiteres persönliches Unglück getroffen hätte und ihm der Gaul nur durch Zufall entkommen. Sie macht sich mit Knechten, Mägden, mit Vater und Mutter auf, läuft in den Wald und sucht Rinaldos Herrn. Endlich finden sie ihn; im tiefsten Sande, unter den abgefallenen Eicheln und den welken Blättern von Zwergeichen, die ihr ja alle kennt aus den märkischen Wäldern! Man weckt den Schläfer. Er sieht um sich, hört das Schießen. „Mein Pferd! Mein Pferd!“ — „Es ist geborgen“, heißt es, „im Stall von Plötzensee.“ — „Gott im Himmel — das kann mich —!“ In einer Viertelstunde hatte er seinen Gaul wieder. In einer halben rief das Signal zur Sammlung aller Mannschaften und zum Rückzug. Hätte Langheinrich gefehlt, oder er wäre unberitten am Posten erschienen, es würde ihm mehrere Wochen Gelegenheit zu einsamen Monologen in der Lindenstraße gegeben haben.

„Bravo!“ riefen die Kameraden nach dieser Erzählung. Paulinen wurde ein Hoch gebracht, das letzte Glas ausgetrunken und allmählich der Heimritt angetreten. Wie streichelte Pauline den braven Rinaldo, der damals die Fürsorge und Obhut der Geliebten wachgerufen hatte! Noch brach sie Haßelnußzweige und steckte sie da und dort unter das Riemenzeug und die Sattelgurte des guten Braunen, um ihm die stechenden Fliegen abzuhalten. Als wollte er danken, schlägt Rinaldo den

Schweif und scharrt mit dem Vorderfuß. Man steigt auf, gibt die Sporen und scheidet. Ein halbgelungenes Wagnis gibt für die zweite Hälfte des Frevels doppelten Mut. Den Herren Geschützführern war ihr dienstwidriger Spazierritt mit den „Rossen des Königs" zur Hälfte gelungen, der Heimritt stimmte sie übermütig. „Batterietrab!" hieß es. So fliegen sie durch die engeren Wege dahin! Sie biegen in die chaussierte Straße in zwei Zügen, und nun gar auf Kommando: „Batteriegalopp!" Der linke Fuß kitzelte die Weichen, und die Tiere springen rechts an zu einem Ritt, der den Staub der Straße aufwirbelt und das ganze, damals kirchhofstille Viertel des Woltersdorfer Theaters alarmiert. Aber hilf Himmel! Bei einem Ausbiegenmüssen an schwerfälligen Lastwagen stürzen drei Reiter, unter ihnen Langheinrich. Der junge Don Juan im Doppeltuch ist für sich glücklich und bleibt unversehrt, aber sein treues Roß! Rinaldo, das Pferd des Königs, prallt mit dem Kopf an einen Chausseestein und bleibt für tot liegen. Alles hält erschrocken an, springt ab, ein Roß, das sich von einem Sturz nicht sogleich erhebt, muß tot oder zum Tod verwundet sein. Da tröpfelt Blut! Rinaldo ist tot! Leichenblaß und ratlos stehen die übermütigen jungen Männer, an den Zügeln die dampfenden Pferde haltend. Langheinrich will noch einen Scherz über Geographie, Längenmaße, numerierte Chausseesteine mit soundso viel Quadratfüßen wagen, aber das Wort stockt ihm im Munde. Sein Rinaldo regt sich nicht. Er faßt des Rosses Puls, ruft: „Es ist nicht tot!" Aber auch ebenso rasch antworteten die anderen: „Seht nur das Auge!" Langheinrich starrt. Der Anblick, der sich ihm bot, war entsetzlich. Dem guten, treuen, lieben Rinaldo war sein schönes, schwarzes, glänzendes Augenoval aus der Höhle gedrängt; furchtbar anzuschauen. Langheinrich fühlt ein Zucken, als sollt' er zusammensinken oder als „krepierte ihm in der innersten Leber", wie „Korporal" Trimm gesagt haben würde, „eine siebenpfündige Granate". Doch greift er nach der Kandare, nimmt sie sanft vom Kopf des Pferdes, lüftet den Sattelgurt. Alle zittern um die allgemeine Schuld. Das Tier springt auf, aber das Auge bleibt an der Höhle hängen, blutend. Jede Hülfe

scheint unmöglich. Man muß das unendlich rührende Schweigen eines duldenden Pferdes kennen, um zu begreifen, wie dem so bitter Bestraften dieser Anblick die Seele zerriß. Langheinrich ist der erste, der sich sammelt. Er streichelt sein Tier, spricht kosende, liebevolle Worte: „Rinaldo! Mein alter Hans, was machst du mir?" Menschen umstanden schon die Szene. Alles Aufsehen war zu vermeiden. „Zurück, zurück zu Paulinen!" Die andern wandten die Rosse, Langheinrich führte Rinaldo am Zügel. Langsam und die Rosse wie halb lahm ging es in den Wald zurück. Die Freunde dort sehen von fern den Trauerzug, stürzen den Rückkehrenden entgegen. Pauline findet ihr mit Reisern geschmücktes, geliebtes Roß so mit gesenktem Haupte im Sande schleichend wieder. „Was ist geschehen? Rinaldo —!" — „Ruhe! Ruhe!" Langheinrich weist jede Berührung seines Pferdes zurück, verlangt Leinen, Essig, Wasser, schüssel- und eimerweise. Man bringt das Verlangte. Langheinrich ersucht die Kameraden, des Tieres Kopf zu halten. Andere heben den Vorderfuß. Nun nimmt er das befeuchtete Leinen, reinigt das Tier rings um das entquollene Auge vom Blut und beginnt dann sanft, milde und gelassen das Auge wieder in die Höhle zurückzudrängen. Rinaldo hält aus mit der himmlischen Geduld, die Tieren eigen ist, wenn sie leiden. Alles steht starr und schweigsam. „Laßt los!" ruft Langheinrich jetzt mit Entschlossenheit. Die Kameraden springen zurück, Rinaldo schüttelt sich. Die Operation war gelungen. Das Bluten hörte auf, aber was half's! fügte Langheinrich, dessen Veterinärkenntnisse bewundert wurden, hinzu: „Armer Rinaldo, wirst für immer blind bleiben an dem Auge und bist es schon!" Pauline weinte.

Die Zeit zur Klage war gemessen. Das Diner in der Wilhelmsstraße konnte zu Ende sein. Man ritt zurück; und nicht im Batterietrab, noch weniger im Batteriegalopp. Man ritt, wie Entdeckung fürchtende Sünder am Hochgericht vorbeireiten könnten. Im Stall angelangt, trifft man schon Fähnrich von Haase, den Angler vom Plötzensee. Das war ein Zetermordio. Die kleine Kadettenautorität mit der Fistelstimme tobt und rast und schreit Hochverrat am „Königsgut" und droht

mit allen Schrecken der Lindenstraße. Vorerst mußte man ruhig seinen Grimm hinnehmen und auf zwei Dinge sinnen, einmal, ihm den Zustand Rinaldos zu verbergen, und zweitens, ihn auf irgendeine Art zum Mitschuldigen zu machen. Daß er schon beim Austritt trotz der Stallwache, die ihm oblag, gefehlt hatte, war ein Umstand, der auch ihn belastete und sein sichres Auftreten allmählich milderte. Dem Rinaldo ward der Gurt aufgeschnallt, der Sattel abgenommen, die Halfter aufgelegt. Der Fähnrich merkte nichts. Im Gegenteil, der eine Teil der Sünder gibt sich ein leichtes, gewissensruhiges Ansehen, trällert, spricht vom Diner in der Wilhelmsstraße, von gekochten Kubikwurzeln mit Fischkotelettes, von Fleien, Steckerlingen und Stinten im Plötzensee, und Fähnrich von Haase läßt sich immer mehr fesseln. In die reizende schlanke Pauline mußte er verliebt sein mit dem ganzen Feuer, das sich bisher in den Mauern des Kadettenhauses in der Klosterstraße nur in Phantasien hatte auslodern können. Er sah nicht, daß Rinaldo still und traurig vor der Krippe stand, nicht fraß, den Kopf senkte oder ihn zuweilen nur leise, wie ermüdet oder wie von Hitze gequält an die Wand legte, als suchte er Kühlung für die tief unterm Auge geheim brennende Wunde. Es mußte durchaus ein Tierarzt herbei. Langheinrich war entschlossen. „Herr von Haase, wenn Sie wollen, will ich die Stallwache für Sie übernehmen und die Nacht statt Ihrer hierbleiben.“ Der Fähnrich fixierte seinen Rivalen, schlug den Roman aus Fernbachs Leihbibliothek, den er eben lesen wollte, zu, besann sich, ob hier eine Falle, sah über die kleinen hohen Fenster hinaus die schöne goldne Abendsonne draußen so lockend blitzen, dachte an die schlanke Pauline, an einen Besuch bei der Angebeteten — genug, Fähnrich von Haase verwünschte den Odeur der Ställe, dankte für die Bereitwilligkeit Langheinrichs und schlüpfte mit seinem seidenen Taschentuche, dem Roman und seinem liebelüsternen jungen Herzen davon, zur Chaussee hinaus und zu Paulinen. Der Tierarzt kam, besah den Schaden, schüttelte den Kopf, sprach von pflichtschuldiger Anmeldung, verdorbenem Gut des Königs, Unheilbarkeit. Alle bitten, flehen, schmeicheln. So schreibt denn der endlich erweichte Mann:

„Der Fuchs des Geschützführers Langheinrich muß auf einige Zeit vom Dienst dispensiert werden; er leidet an ‚verschlagener Druse‘[1]“.

Nach einigen Wochen war Rinaldo total blind und mußte ausrangiert werden. Aber auch Langheinrich verlor den Leichtsinn seiner ersten Jugend. Pauline wurde sein Weib. Er gab die Militärkarriere auf, nahm den Abschied, legte sich auf dem Lande eine Ökonomie zu und kaufte den Rinaldo, um das treue Tier bis in sein Alter zu pflegen.

Ähnliche zahlreich vorgekommene und umständlich berichtete Geschichten wurden ihrer Abenteuerlichkeit wegen mit gierigem Ohr belauscht. Der sich durch sie hinziehende rote Faden von Liebe und vom Reiz der Frauen entschlüpfte der Kindeshand keineswegs; eine gewisse geheimnisvolle Wirkung blieb von alledem bedenklich zurück.

Herr Cleanth ging von der Ansicht aus, daß ein Knabe früh lernen müßte, den Reiz der Weiblichkeit sozusagen — auszuhalten. Der Weise hatte recht. Worin liegen die Gefahren der späteren Jugend mehr, als in diesem noch nicht gekannten Zauber der schönen und dem Ideal entsprechenden Weiblichkeit? Dagegen stumpft ein früh an anmutige Geselligkeit, schöne Lebensformen, man möchte sogar behaupten an rauschende, seidene Kleider und malerische Trachten gewöhnter Knabe den Reiz ab, den uns das Anstreifen am Frauenwesen verursacht. Ein wilder, blindlings den Frauen nachrasender Freund gestand einst dem Erzähler mit Trauer: „O Freund, ich bejammere, was ich von Phantasie, Glauben, Lebensmut, Lebenskraft an die Frauen verschwendet habe! Nie hatte ich als Knabe in der Nähe zarter, schöner, froher Mädchen gestanden, hatte nie diese zauberische Berührung von Atlas, Sammet, Seide empfunden, nie mich an einem schönen Arm oder an einem Handschuh gestreift, der zierliche Finger umschloß. Da erwachte im Jüngling diese glühende, zurückgehaltene Sehnsucht zum Schönen, und wo war es zunächst

---

[1] Unheilbare Lungenentzündung bei Pferden, die dadurch entsteht, daß ein Pferd bei Schluckbeschwerden sich verschluckt, wodurch Speiseteile in die Lunge geraten.

zu finden als beim Weibe! Ich hatte das Wissen in seinem schweren und nur halbbelohnenden Erwerbe hinter mir, nun wollte ich ein höheres Licht, wollte das wahre Leben, die Schönheit und das beseligte Herz — wohin führte mich der Taumel einer solchen Sehnsucht? Es mag unglaublich klingen, aber es ist wahr, ich suchte in jeder weiblichen Begegnung, die dem Auge gefallsam erschien, mein Bedürfen nach Hingebung, mein Hangen und Bangen nach dem Geheimnis glücklicher Liebe zu befriedigen. Ich liebte edle Mädchen, aber der lange Roman des Hoffens und Werbens rieb mich auf. Ich wollte besitzen, wollte nicht besitzen des flüchtigen Genusses wegen, nein, ich wollte den Edelstein des Frauenzaubers finden und suchte ihn selbst im Schutte auf, vor dem mich hätte schaudern sollen. Putz, selbst da, wo keine Schönheit war, reizte ein Auge, das in schönen Formen nie Kunde und Übung hatte. Ich fühlte das Bedürfen, irgendwie dem Weibe nahe zu sein, irgendwie in diese Existenz einer andern Welt einzublicken, an diesem so glücklichen neutralen Prinzip in allen Alternativen des Denkens und des Lebens mich anzusiedeln. Denn wie ruht es sich so schön an einem Haupte aus, das allein nur an dich denkt, in diesem Augenblicke wenigstens auch ihr Vergessen in dir nur findet! Im Doppelleben der Menschheit als Mann und als Weib liegt eines der Zauberworte, das uns die Tür des Jenseits entriegelt. Dieses einzig und allein wollte ich selbst aus wilden und rohen Klängen abhorchen. Selbst aus der Asche bemitleidenswerter Frauen schlug noch manchmal eine reine Flamme auf, rührte mich und konnte mich und sie auf Augenblicke verklären.“

Ein an Liebe reiches Herz bedarf der Liebe. Herr Cleanth schien ähnlich zu denken wie unser Freund. Sein Malertalent mochte zweifelhaft sein, aber ein Lebenskünstler war er gewiß. Er verlangte gefällige Tracht, gewandtes Benehmen, konventionelles Entgegenkommen, Artigkeit gegen alle Frauen, junge und alte. Er selbst gab das Beispiel der Galanterie. Er hielt seine Zöglinge an, die Worte zu wählen, den Körper in Schick zu bringen, Damen die Hände zu küssen, gewandte Formeln der Höflichkeit zu sprechen. Gesellschaften wurden gegeben,

wo sich die Mädchen mit den Knaben zum Spiele vereinigten. Er beförderte die Besuche grade bei solchen Familien, wo junge Mädchen, oft recht ausgelassene, wilde, den Ton im Hause angaben. Ganz gegen die neue Lehre der Erziehung war Herr Cleanth grade für die Kinderbälle. Ihm schien bei diesen jungen Stutzern und kleinen Koketten hinlänglich gesorgt, daß noch niemand Gefahr lief, überreizt zu werden. Zur Liebe waren ihm ja die beiden Geschlechter der Menschheit einmal bestimmt, die Eitelkeit und die Galanterie waren ihm Erbschaften unsrer Natur. Wozu sich also da den Vorteil entgehen lassen, Knaben schon beizeiten zu „Artigkeiten" „gegen die Damen" zu dressieren und sie an einen Verkehr mit dem schönen Geschlecht zu gewöhnen? Welche Verlegenheiten haben oft zwanzigjährige junge Männer, bei einem Ball Tänzerinnen zu gewinnen oder in einem Salon mit Damen eine Unterhaltung anzuknüpfen! Cleanth ließ seinen Sohn tanzen, Französisch sprechen, Damen die Hände küssen, die Kinderbälle besuchen.

Der Gespiele, der nur ab und zu dies sein Lebensparadies betreten durfte, sah in so viel Herrlichkeit nur von weitem ein. Wie konnte er sich auch ganz aus seiner häuslichen Erde entwurzeln! Ohnehin war das Tanzen den Eltern ein ebenso arger Greuel wie die Komödie. Der Gespiele sah den Freund über die geglättete Diele schweben und sich anmutig im Kreise drehen, während er selbst nur — manchmal Tränen im Auge — mit Bärenfüßen nachtrottete. Gewandt entschlüpfte dem Freunde die Phrase: „A vot' santé, ma chère tante", die auch der Gespiele nachsprechen sollte, die Reihe herumgehend beim Dessert am Tisch und jedem Erwachsenen die Hände küssend. Wieder stand eine Ohrfeige in Perspektive. Der Versuch wurde schon mit Widerstreben gemacht. Eine alte Tante schalt eines Tages, eine andre lachte, der Knabe wurde verwirrt, erzürnte sich, brüskierte die Gesellschaft, stürzte in ein Nebenzimmer und schlug die Tür zu, um sich einer solchen Dressur zu entziehen. Es waren vornehme „Tanten" des Hauses, polnische Verwandte aus Militärkreisen. Aber so gut russisch sie taten, die Knute blieb diesmal aus. Herr Cleanth verlegte

sich auf ein vernünftiges Zureden. Er schien etwas von der wahren Ursache der Verzweiflung des rebellischen Jungen zu ahnen. Die beiden Tanten gaben sich in der ganzen auch ihm unausstehlich breiten Förmlichkeit russisch-polnisch-französelnder Etikette.

An zunehmender Blickschärfung für menschliches Tun konnte es unter solchen Umständen nicht fehlen. Die Charaktere wurden durch den Kontrast erkannt, der nicht greller sein konnte als z. B. zwischen dem apokalyptischen Vetter und dem Freigeist Cleanth. Das sah der Knabe frühe, wie sich alles den Machtbegabten zudrängte, sich dem Glanz unterordnete, die tiefste Ergebenheit sich nach der Sonne der Gunst neigte. Der Vorteil stand da als Regulator aller Lebensverhältnisse. Mancher Stachel der Zurücksetzung oder des erlittenen Unrechts blieb im verwundeten Gemüt haften. Beklemmend war ihm das Durcheinander der Interessen, das Laufen und Rennen der Menschen um nichts, soweit ihm wenigstens scheinen wollte, und dabei eine Geschwätzigkeit, die für jene Kreise, in denen er zuweilen leben durfte, durch etwas speziell Lokales noch eine besondere Färbung erhielt. Man kennt die Berliner Hofräte. Sie sind ausgestorben; an ihre Stelle ist der Berliner „Geheimrat" getreten. Der Hofrat war liebenswürdiger. Die Geheimräte erstarren nächstens zur Mumie. Sie geben sich mit beständiger Betrachtung des Schattens, den sie werfen, mit Verwunderung gleichsam über sich selbst. Da war die alte Berliner hofrätliche Emsigkeit, das windigste, charakterisierte Nichts, die Abhängigkeit von einigen aufgerafften und höchst sicher vorgetragenen Phrasen, die immer blindlings angenommene Tradition, die süßeste Unterwürfigkeit gegen Obere, ein stetes Zum-Munde-Reden von einer Gesellschaftsstufe zur andern, die Sucht nach Auszeichnungen und leeren Titeln, besonders nach Ordensverleihungen, wie sie auch jeden 20. oder 21. Januar wie bei Schulprüfungen erwartet wurden, doch noch amüsanter, leutseliger, kulanter. Aber der Knabe wurde mit einer wahren Angst vor dieser jenseits seines eigenen Lebens liegenden Welt erfüllt. Es kam ihm vor, als wenn seine ursprüngliche Lebensheimat zwar die der Armut, aber

die Welt der gesinnungsvollen Ehrlichkeit war. Der biblische Vetter Wilhelm schwebte so hoch über vornehmtuender Lüge und Narrheit, er wußte so treffend die Endlichkeit alles glänzenden Elends der Erde zu bezeichnen, er wußte die wahre Wahrheit und das lebendige Leben so an die ewige Quelle des Lichts und der Erlösung zurückzuleiten, daß der Knabe zwar in die vornehme Welt mit mächtigstem Reize ging, aber doch wie gefeit gegen Lug und Trug. Eine Abenderzählung des Vaters von einem Wintersturm auf der pommerschen Heide, von jenem Prallschuß bei Leipzig, von einem Biwak im Ardennerwalde erkräftigte den Knaben, daß er nicht zagte und bangte in dem Getändel von Formen, die ihm ungeschickt gelangen oder die man ihm als Fallen legte, um sich über seinen Sturz zu belustigen. Auch der mit Liebe und Inbrunst erfaßte Gottesgedanke half ihm oft hinweg über erlittene Unbill. Er gab ihm beim einsamen Nachhausegehen im Abenddunkel von so vielen nur halbverstandenen rauschenden Gesellschaftsleerheiten Trost und so viel Erhebung, daß er stark und kräftig, wenn auch oft nach dem bittersten Weinen, in das er (und eigentlich um nichts) ausbrechen mußte, immer wieder in seine häusliche Welt zurückkehrte mit dem wachsenden Mute des Selbstvertrauens.

Und lag auch nicht eine Erhebung darin, daß der Knabe mitten in dem prächtigen Gewebe vom Laufen im Zirkel, Blind-Dahinrennen, devotesten Grüßen, Schmeicheln, Speichellecken so vielerlei schwarzen Schicksalseinschlag bemerkte? Es ist ein schaudervoll grausames Wort, das den über die geraubte Tochter jammernden und über die von der Tochter vergeudeten Reichtümer schier verzweifelnden Shylock tröstet, wenn ihm Tubal von des Antonio untergegangenen Schiffen sagen kann: „Andre Leute haben auch Unglück[1]!" Es gibt aber Lebenskompensationen solcher Art. Sie sind da und wirken beruhigend, wenn man sich auch schämt, es einzugestehen. Man fühlt diese Ausgleichungen der ewigen Nemesis, ohne sie herzlos anzurufen oder racheleсhzend zu bejubeln. „Andre Leute haben auch Un-

[1] Shakespeare, „Kaufmann von Venedig", 3. Akt, 1. Auftritt.

glück!“ Andre Leute entbehren auch! Die Reichen haben kummervolle Nächte! Der Große muß sich wieder Größeren unterwerfen, noch Mächtigeren dienen! Auch sie werden gezerrt von den Armen geringerer Verwandtschaft, die sich an sie klettet und Hülfe für ihren Ruin verlangt! Da waren ehrenvoll genannte Namen. Jedes Geschäft wurde ihnen zugewiesen, jede Vermittelung anvertraut. Plötzlich — ein Flüstern, wenn man sie nannte. Es waren Kaufleute, die eben falliert hatten. Sie entflohen oder wanderten in lange und nicht immer bequeme Gefängnisse. Das Wort Bankrott! weckte dem Knaben erschütternde Vorstellungen von namenlosestem Menschenweh. Der Bankrott der „Gebrüder Benecke“ erfüllte die ganze Stadt. Andre Namen wurden plötzlich wie totgeschwiegen. Ihr Stand, ihr Ehrgefühl, ihre Liebenswürdigkeit hatte sie nicht gehindert, Verbrecher zu werden. Von unglücklichen Ehen wurde gesprochen, von Scheidungen, mißratenen Kindern. O, diese Welt war immer im Fluß, in schwatzhafter Bewegung, scharmant, liebenswürdig, aber plötzlich stockte sie. Dann war etwas geschehen, was alle erschütterte, eine Tat, ein Schicksal war dazwischengefahren, und schmerzlich genug fühlt bereits ein Kind, daß jener Schlag, der die Pause am längsten andauern ließ, nicht immer der Tod war. Und freilich dann auch der Tod! Ja, man sah Tränen und hörte Klagen. Für die roten Gewänder rauschten schwarze auf. Aber manchmal wurde dann die Geschwätzigkeit des Glücks abgelöst von der Geschwätzigkeit des Unglücks. Man hörte prahlende Reden, wie man ertragen, entbehren, dulden, sich einrichten wollte. Und das Kind sah, welch ein Behagen aus dem neuen Zustande erwuchs. Die Erbschaften wurden besprochen. Oft entwickelte sich aus dem Tode eine noch größere Pracht, eine noch größere Freude. „Lachende Erben“ —! Das war dem Kinde ein Wort, anfangs unverständlich, dann so häßlich wie das Lachen der Lachtauben, das ihm nie gefallen konnte. Lachende Erben! Er hatte ein Bild an allen Buchbinderläden gesehen, wie ein reiches, sogenanntes „Hundefräulein“ einen geliebten verstorbenen Favorit-Mops begraben läßt und den eingeladenen, mitleidbezeugenden Pöbel mit Kuchen und Wein traktiert. Die

Geschichte war soeben passiert. Und so kamen ihm alle „lachenden Erben" vor. Ein Hund auf einem Katafalk mit Lichtern und ringsum lachende Heuchler, die zu weinen vorgeben und Kuchen essen und Wein trinken. Ein Toter war in der vornehmen Welt oft längst vergessen, und nur ein Kind, das ihm völlig fern stand, trauerte noch um den alten Herrn, der dort immer am Fenster bei den Hyazinthen gesessen, gescherzt, so präzis nach der Uhr gesehen hatte, an deren Kette man spielen durfte. Dann war er einmal gegangen und nicht wiedergekommen.

Je stärker die Stöße und Angriffe werden, die das Leben auf ein junges Gemüt richtet, desto besorgter wird es sich nach Schutz und Beistand umsehen. Die Welt wimmelt von Haß und Feindschaft. Wo ist Liebe? Der Mensch, kaum geboren, sucht Liebe. Der tote hölzerne Hund, das bärtige Kätzchen von Papiermaché gewinnen des kaum lallenden Kindes erste Zärtlichkeit. Bald freilich zertrümmert die wilde Menschennatur, wie auch in späteren Jahren oft grausam genug, ihr erstes Spielzeug der Liebe. Die süßen Himmel werden gestürzt, die stumme Gegenliebe wird zerrissen, immer Neues will sich der flatterhafte Sinn erobern, um das Ausgekostete, Genossene für wieder Neues auszutauschen. So wird der Arm um einen Gespielen, so um eine Nachbarin geschlungen, und wie bald sind sie vergessen! Der Knabe empfand zwei Neigungen zu gleicher Zeit; ein Fall, der seinem Doppelleben entsprach. Die Liebe in der Armut galt einer Tochter jenes Selbstmörders in der Sattelkammer; die Liebe im Reichtum war ein lebhaftes, witziges, ausgelassenes Mädchen, eines Rates Tochter. Beide Phantasien ähnelten sich zum Verwechseln. Sie wurden mit demselben Herzen, demselben Munde durchlebt, die eine auf den dunkeln Schleichwegen des akademischen Turms und im Wiesengras der Alltagswelt, die andre sonntäglich auf dem Teppich ihres väterlichen Salons. Beide hatten dasselbe krause, schwarze, weiche Haar, beide kurzgeschnittene sogenannte Schwedenköpfe, beide hatten feurige braune Augen, beide dieselben weißen Zähne, dieselben kleinen Stumpfnäschen, beide waren behend wie Gazellen, älter als der Knabe,

der auch in beiden Körpern nur eine und dieselbe Seele liebte. Und diese Neigungen, die eben nur Gefühle waren, ausdrucks-lose Stimmungen, wurden erwidert. Von beiden Wesen fand sich der Knabe bevorzugt — wie man eben von Frauen bevorzugt wird — zum Necken, zum Gehänseltwerden; was ist den Frauen Männerliebe? Dienen und Apportieren! Diese beiden Mädchen, älter geworden, schenkten im Spiel nur diesem ihre Gunst oder wußten es vollkommen, wie sie ihn verletzten, wenn sie andre wählten. Auch der Haß, wenigstens Zorn und Schmollen, ist eine Form der Liebe bei so junger Neigung. „Ich möchte ihm die Augen auskratzen —" oder: „Der infame Bengel —!" Alles das ist Liebe, und darum schwärmte der Knabe auch mit der Tochter des Erhenkten unter den Sternen und mit der Tochter des Rates unter duftenden Zimmerblumen.

Wo Liebe ist, ist auch Leid. Und das Leid der Liebe kommt dann noch, wie alles Unheil, selten allein. Wo die einen Blüten welken, sinken ihnen ungeahnt die anderen nach. Das erste große schmerzliche Weh sollte den Knaben treffen, der Verlust seines Paradieses. Nicht durch eigene Schuld. Das Wetter fuhr aus den Wolken, nachdem schon lange selbst bei lichtem Sonnenschein ferne Donner das Nahen eines Sturmes verkündet hatten. Ach, diese Zeichen kamen weit her, von einem Lande des Ostens! Im Reiche des Zaren lebte Herrn Cleanth ein Bruder, ein Kriegsoberster des Kaisers Alexander, nach Warschau kommandiert zum Geniekorps. Schon lange hatte es geheißen, der spekulative Maler sollte ebenfalls mit der deutschen Romantik, die ihm ohnehin ein Greuel war, brechen, sollte aber auch sein aufgeklärtes 18. Jahrhundert, die Freimaurerei, Voltaire, aufgeben und nach Rußland ziehen, dort das neue Wunder der Zeit, die Lithographie, lehren, Karten des Zarenreiches zeichnen und der Regierung überhaupt in ihren militärisch organisierten Kulturspekulationen zur Hand gehen. Noch sträubte sich das deutsche Gemüt gegen die polnischen Wälder. Aber der Kriegsoberste des Zaren schickte seine Gemahlin, seine Schwägerin; es kamen die Neffen der Brüder, die schon in Warschau erzogen waren und polnische

Sitte, polnischen Ehrgeiz mitbrachten. Cleanths Hausstand erweiterte sich durch diesen Zuwachs. Russinnen, adlige, stolze, anspruchsvolle Wesen, brachten Wagen, Rosse, Bediente und jene den Sarmaten eigene luxuriöse Umständlichkeit mit, die daheim alles viel besser hat, ausgenommen das, was soeben in der Fremde gekauft wurde. Das bauschte sich, das rauschte, das mäkelte, flanierte durch die „Butiken“, die Gold- und Silberläden, die Modemagazine. O, hieß es, in Deutschland kann man nicht heizen, in Deutschland nicht kochen, in Deutschland kann man nicht waschen, ja auch nicht singen, nicht tanzen, nicht gehen und stehen. Nur noch in Warschau und Petersburg war die Kultur zu Hause. Wer hätte nicht von den vielen beurlaubt reisenden Titular- und Kollegienräten noch jetzt, selbst in Italien, die Überzeugung gewonnen, daß nur in Petersburg die Goldorangen glühen! Dies russische Selbstgefühl in den Damen, das polnische in den Kindern und Bedienten kam oft zu gewaltsamem Ausbruch. Bei beiden Parteien gab es sich in solcher Lebhaftigkeit kund, daß das ohnehin damals traurig zurückgehende Deutschland wie in Nichts verschwand. Willusch, ein Spielgenosse, Neffe Cleanths, ergriff bei Tisch eine Gabel und rief, als von Polen und seinem „verschuldeten“ Geschick die Rede war, mit Verzweiflung: „Ich mir möchte stechen diese Gabel in die Brust, wenn ihr beschimpft mein Vaterland!“ Die anderen wehrten dem Knaben, der später bei Ostrolenka[1] focht. Herr Cleanth bestrafte sogar den sich so revolutionär vor den russischen Tanten äußernden jungen Polen. Dem deutschen Gespielen blieb Willuschs Drohung unvergeßlich. Sich erstechen können um sein Vaterland! Untergehen um eine Idee! Heilighaltenkönnen etwas Verspottetes! Das Wort eröffnete ihm einen Blick auf Gebiete, die von Herrn Cleanths Hause so entlegen waren wie die Turnerei in der Hasenheide von dem Salon des Fürsten Hardenberg. Ideen, Ahnungen stiegen aus dem Herzen in den Kopf.

Auf die Länge widerstand Herr Cleanth den Reizungen des Zaren nicht. Die russische Regierung übertrug ihm vor-

[1] Im polnischen Aufstand am 26. Mai 1831.

läufig die Direktion einer neuzuentwerfenden Karte Polens und gab ihm außerdem die bestimmte Zusicherung weiterer Unterstützung, wenn er im Fache der praktischen Kunstanwendungen in Warschau Etablissements errichten wollte. Der Drang nach Bewährung seiner Umsicht und Regsamkeit lebte zu mächtig in dem ehrgeizigen Manne, der sich in einigen Jahren zum Minister der öffentlichen Arbeiten avanciert zu sehen träumte. Berlin bot keine Gelegenheit, seine Kenntnisse geltend zu machen; selbst etwas zu unternehmen, dafür fürchtete er das Risiko. So siegte denn der Entschluß, den russischen Damen und dem kleinen Willusch zu folgen. Das große Palais am Leipziger Achteck wurde der Regierung verkauft, noch ein märchenhaft schöner Winter im Nebenhause durchlebt mit Zeichnenstunden, Spielen, Weihnachtsfreuden, strengen, aber unverstandenen Anleitungen zur praktischen Lebensphilosophie, Mißverständnissen zwischen mathematischem Konservativismus und sich schon meldender ungebundener Romantik, Neckereien durch die ausgelassensten Hofrats- und Rendantentöchter und der geduldig hingegebenen Schwärmerei für jene Doppelliebe. Dann nahte der Frühling. Im nahen Tiergarten sproßte und keimte es über dem vermoderten Laub. Auf der Luiseninsel, die noch nicht lange angelegt war, lagen Schneeglöckchen und Krokus unter düstern Bluttannen und Trauerweiden, die zu treiben anfingen. Die Stunde des Abschieds rückte heran.

Der furchtbarste Schmerz zerriß des Knaben Brust. Nicht etwa nur die Herbigkeit des Verlustes allein war sein Kummer, wenn sich ihm die Tür seines Paradieses so plötzlich zuschlug und die Wonnen dieses Umgangs nicht länger gestattet sein konnten, er sah nur die Trennung von seinem Freunde und Gespielen selbst. Von diesem zu lassen, seinem halben Bruder, dem immer frohgestimmten Gesellen, der nie den Kopf hängen ließ, immer lachte, immer strebte, immer mit blitzendem Auge ins Leben sah, von diesem Namensbruder mit den frischen Wangen, dem braunen Auge, dem dunklen Haar, seinem eigenen vollkommenen Widerspiel in allem — scheiden —! Der Verlust war ihm herzzerreißend. Noch hielt, als Briefe versprochen wurden und baldige Rückkehr und Besuch, die

Kraft aus; als aber der Reisewagen hochbepackt vor der Türe stand, das Horn des Postillons sich aus der Leipziger Straße meldete, die Rosse zum frühlingsgrünen Achteck einlenkten und sie eingespannt wurden, als es dann zum Abschied ging, zur letzten Umarmung, da brachen alle Schleusen der zurückgedämmten Wehmut, und so unaufhaltsam flossen die Tränen der innigsten Hingebung, daß Herr Cleanth, über die Heftigkeit dieses Schmerzes selbst erschüttert, seine üblichen Seneca-Regeln vom Beherrschen der Leidenschaften und alle seine stoischen Maurerphrasen aus „Royal-York" und den „Vier Weltkugeln" diesmal unterließ und in wirklicher Bewegung von seinem Halbsohne Abschied nahm. Der Wagen rollte von dannen, der Postillon blies, Tücher wehten. Der Knabe sah sich um — er war mit seiner ebenfalls weinenden Schwester allein. Geschenke lagen noch genug da von Dingen, die man nicht hatte mitnehmen können, Spiegel, sogar Bilder in goldnen Rahmen für die Eltern, Bücher, die prächtige „Beckersche Weltgeschichte" sogar in zehn Bänden. Der loyale, auf die russischen Voraussetzungen schnell eingehende Herr Cleanth hatte diese als ein vom Zaren verbotenes Buch zurückgelassen. Konnte den Knaben von alledem etwas trösten? Er hatte den ersten wahrhaften Schmerz empfunden.

Daheim erwartete ihn sein altes, angebornes Los. Die Eltern führten keine Szene auf, aber in ihrem Gefühl und sonstigem Benehmen lag das, was die Bildung durch Szenen ausdrückt. Die Bildung würde die trauernden Kinder an ihr Herz gezogen und getröstet haben. Aber solche Eltern aus dem Volk helfen sich anders. Sie wagten den Umzug aus einer engen und unerträglich gewordenen Wohnung in eine neuere und größere, die sie von jetzt ab bezahlen mußten. Sie wagten sogar das Unglaubliche, dem Knaben den Gefallen zu tun, ihn „ins Gymnasium" zu geben.

In der Osterwoche wurde der düstre Turm in der Akademie verlassen und dicht in der Nähe des alten Zieten ein Häuschen bezogen. Nach Ostern führte der Vater den Sohn zum Direktor des Gymnasiums am Friedrichs-Werder. Nach dem Abschied von seinem geliebten Freunde war der Exami-

nandus in allen Nerven noch so erschüttert, daß er die Ermahnungen des kleinen, runden, wohlgenährten, seltsamen, als komisch berufenen, aber warm empfindenden Schulmonarchen sogleich beim ersten seiner sanften Worte mit Tränen aufnahm. Die gute Sitte, die ihm die polnisch-russische Salonherrschaft zwangsweise beigebracht hatte, wirkte noch so in ihm nach, daß er auf des Direktors Wort: „Und nun, mein Sohn, gib mir auf dies Versprechen feierlichst die Hand!" nicht die Hand reichte, sondern im Gegenteil die zarte, weiche, wohlgepflegte Hand des Schulmonarchen ergriff und diese voll Inbrunst an seine Lippen drückte. Zimmermann[1], so hieß der Schulregent, war früher selbst in Polen gewesen, lächelte über die unberlinische Sitte, ließ sich aber die Ausnahme von der Regel gefallen. Gewiß verwilderte der Knabe mit der Zeit — aber von jenem Handkuß her war ihm eine gute Note im Gedächtnis des Rektors zurückgeblieben. Wenigstens hat der durch die ständige Führung eines spanischen Rohrs in seinen hohen Stiefelschäften berühmte Pädagoge ihn niemals — eigenhändig durchgebläut.

1821—1829.

I.

Lehreroriginale.

Es gibt in Berlin eine Gegend, wohin vielleicht Friedrich Schiller gezogen sein würde, wenn jenes Berufungsprojekt, das ihn von den Ufern der Ilm an die der Spree entführen sollte, zustande gekommen wäre[2].

Eben an diesen Ufern der Spree, an jenen holländischen Grachten[3], die sich, ab und zu mit Bäumen besetzt, durch die

---

[1] Christian Gottlieb Zimmermann (1766—1841), Mathematiker, genoß in Königsberg das besondere Wohlwollen Kants; seit 1795 war er als Lehrer am Friedrichswerderschen Gymnasium tätig, das er 1821—27 leitete; außerdem lehrte er 1816—32 an der Artillerieschule. Unter seiner Leitung kam die Anstalt in argen Verfall, und aus diesem Grunde wurde er abgesetzt. — [2] 1804. — [3] Zweigkanälen.

innere Stadt ziehen, hätte er, des daselbst ständig verbreiteten — Äpfelgeruchs wegen, Gefallen gefunden, zu wohnen. Denn man weiß (und wer es nicht wissen sollte, kann es vom Kastellan des Schillerhauses in Weimar versichert erhalten), daß Schiller, und vorzugsweise beim Arbeiten, den Duft von Äpfeln einzuatmen liebte, und zwar Äpfeln, die — um mit der Alexander Dumasschen Vergleichung zu sprechen — schon im demimondischen Zustande[1], dem des Übergangs, begriffen waren.

Von der Schleusen- bis zur Gertraudtenbrücke duftet es noch heute — doch lange nicht mehr so kräftig wie damals dem Kindergemüt — nach nichts als Birnen und Äpfeln. Der schmale, trübe, in der Farbe altem Kanonenerz ähnliche Spreearm war und ist noch jetzt ständig mit hochgezimmerten langen Kähnen bedeckt, die aus Potsdam, aus der Lausitz mit Obst anfahren, selten ihre Ladung vollständig löschen, sondern sich für den Winter und sogar die Zeit, wo die Äpfel- und Birnbäume schon wieder neue Blüten ansetzen, zum Detailverkauf bequem vor Anker legen. Die säuerliche Beimischung des süßen Apfelgeruchs, die Schiller wahrscheinlich deshalb so liebte, weil sie ihn an die Kelter- und Herbstfreuden seiner schwäbischen Heimat erinnerte, konnte im Laufe eines nur von den „Dreiern" und „Sechsern" der umwohnenden Schuljugend abhängigen Geschäftsverkehrs nicht ausbleiben. Verspeist wurden diese ungeheuern Vorräte sämtlich, doch langsam.

Hier nun, dicht an einer in der Mitte liegenden, sogenannten „Jungfernbrücke" — der Forscher steht sinnend und fragt den Verein für die Geschichte der Mark: Wieso „Jungfern"? — erhebt sich ein jetzt etwas modernisiertes Eckhaus, das vor einem halben Jahrhundert die Lehr- und Lernkräfte des Friedrich-Werderschen Gymnasiums beherbergte. Dem Stil nach war es eine jener Bauten, die den Charakter aller Kasernen-, Lazarett-, Militärmagazins-, Garnisonkirchen-, Schulbauten der friderizianischen Zeit trugen. Die Außenseite hatte hier und da etwas Stukkaturschmuck. Die Fenster waren hoch, die Zimmer geräumig. Eine große Aufgangstreppe erlaubte die

[1] Anspielung auf das Lustspiel „Demi monde" (1855) von dem jüngeren Alexandre Dumas (1824—95).

Massenentfaltung der Schuljugend. Der Hof eignete sich vorzugsweise für die Nachahmung der damals beliebten Kämpfe zwischen Türken und Hellenen. Denn Kanaris[1], Miaulis[2], Kolokotroni[3] waren in den zwanziger Jahren die Helden des Tages, deren Abbildungen, grell mit Wasserfarben getuscht, neben Ludwig Sands Enthauptung an allen Buchbinderläden hingen.

Das Friedrich-Werdersche Gymnasium befand sich 1822 nach längerer Blütezeit ohne Zweifel schon im Verfall. Gegründet durch den Philanthropinismus[4] der Nicolaischen[5] Zeit, zuerst geleitet vom vielgerühmten Pädagogen Friedrich Gedike[6], konnte die Anstalt aus Mangel an Mitteln den Wettstreit mit den beiden älteren Gymnasien der Stadt, dem Grauen Kloster und dem Joachimsthal, nicht aushalten. Die Begründung eines neuen Gymnasiums auf der Friedrichsstadt, die Verwandlung des „Köllnischen" Gymnasiums in eine Anstalt, die sich ausdrücklich für die Aufnahme der immer mehr vom Zeitgeist empfohlenen „Realien" in ihren Plan bekannte, waren äußere Hemmnisse, zu denen sich noch innere gesellten, die durch den derzeitigen Rektor, die vorhandenen Lehrkräfte nicht überwunden werden konnten.

Soweit sich eine reifere Erfahrung die Eindrücke des Knaben- und des ersten Jünglingsalters zurechtlegen und ordnen kann, litt die Anstalt an unvermittelten Gegensätzen. Sie war mehr als ihre ältern Schwestern jenseits der Spree vom Geiste der Zeit berührt gewesen. Während jene den gemessenen Schritt des alten gelehrten Wesens und Wissens innehielten, war das Friedrich-Werdersche Gymnasium aus dem Geist seiner ersten Begründung, dem Geist Nicolais und seiner Umgebungen,

---

[1] Konstantin Kanaris (1790—1877), griechischer Staatsmann und Freiheitskämpfer, sprengte 1822 zweimal ein türkisches Admiralsschiff in die Luft. — [2] Andreas Vokos Miaulis (1768—1835), Admiral der griechischen Freiheitsflotte. — [3] Theodor Kolokotronis (1770—1843), griechischer Freiheitsheld, verschlagener und kühner Truppenführer in den griechischen Freiheitskämpfen. — [4] Ein auf Johann Bernhard Basedow zurückgehendes pädagogisches System, das die Erziehung nach den Grundsätzen Rousseaus gestalten wollte. — [5] Christoph Friedrich Nicolai (1733—1811), einflußreicher Schriftsteller der Aufklärungszeit. — [6] Friedrich Gedike (1754—1803), deutscher Schulmann der Aufklärungszeit, übernahm 1779 die Leitung des Friedrichswerderschen Gymnasiums, das er zu hoher Blüte führte.

zu jähe in die Romantik der Jahre 1800—1812 übergesprungen. Der letzte Rektor war Tiecks Schwager gewesen, Bernhardi[1], der erste Gatte jener mit dem Lebenslauf der beiden Schlegel vielfach verwickelten Sophia Tieck, die nach mancherlei Abenteuern „freier Liebe" noch einmal in Rom wieder in den Ehehafen als eine Frau von Knorring einlief. Bernhardis einnehmende Persönlichkeit, sein Talent, sich durch die Rede geltend zu machen, der spätere Charakter seiner vorzugsweise auf die modisch gewordene Sprachwissenschaft und Grammatik gerichteten Studien, seine Beziehung zu Schleiermacher und anderen Parteigängern der bekehrten romantischen Schule hatten vergessen lassen, daß der gestrenge Gymnasiarch ehemals Theaterrezensionen und leichte „Bambocciaden"[2] geschrieben. Trotzdem, daß die Anstalt unter ihm blühte, blieb in den Traditionen derselben ein unvermittelter Zwiespalt, der nach seinem Abgang und baldigem Tode zum Ausbruch kommen sollte.

Man sah diesen Zwiespalt der Tendenz recht an der Bibliothek, die dem Schülergebrauch geöffnet war. Die Primaner wechselten im Amt, die Bücher zu verleihen. Manches Buch wurde dem Quintaner von dem später berühmten Wilhelm Wackernagel[3] verabfolgt. Auch Hermann Ulrici[4], der fromme Shakespeare-Kultuspriester, verwaltete, glaube ich, eine Zeitlang das Amt des Bibliothekars. Vorzugsweise gewandt schien die Verwaltung eines späteren Breslauer Professors der Philologie Ambrosch[5]. Als ich später dann selbst dies Ehrenamt bekleidete, fand ich die schöne Ansammlung im trostlosesten Zustand der Verwüstung. Sie war spoliiert wie eine deutsche Bibliothek im Dreißigjährigen Kriege durch die Schweden. Kein mehrbändiges Werk war noch vollständig vorhanden. Die

[1] August Ferdinand Bernhardi (1769—1820), Sprachforscher und Schriftsteller, war seit 1799 mit Sophie Tieck (1755—1836), einer Schwester des Dichters Ludwig Tieck, verheiratet, von der er sich jedoch 1805 wieder scheiden ließ; sie verband sich 1810 in zweiter Ehe mit dem Estländer von Knorring. Seit 1791 war Bernhardi am Friedrichswerderschen Gymnasium als Lehrer, seit 1808 als Direktor tätig. — [2] Groteske Szenen aus dem Volksleben. — [3] Vgl. S. 176 dieses Bandes, Anm. 6. — [4] Hermann Ulrici (1806—84), Philosoph und Ästhetiker, war Präsident der deutschen Shakespearegesellschaft und verfaßte mehrere Werke über Shakespeare. — [5] Joseph Julius Anastasius Ambrosch (1804 bis 1856) war seit 1834 Professor der Philologie und Archäologie in Breslau.

„Reisen des jungen Anacharsis"[1] hatten bandweise bei allen Antiquaren der Königsstraße Station gemacht. Die reichste Literatur aus den Zeiten der Aufklärungsperiode, die Schriften Iselins[2], Zöllners[3], Übersetzungen Addisons[4], Raynals[5], die Literatur der Erfahrungsseelenkunde, Garve[6] und andere wurden dezimiert, wie der unmittelbare Gegensatz derselben, die Schriften der Romantiker, Achim von Arnims, Tiecks (der ehebevor selbst ein Schüler der Anstalt gewesen), Brentanos. Daß aber Zweifel und Glaube, Tatsachensinn und Schwärmerei, Reisebeschreibung und bunte phantastische Ideenwelt in dieser Bibliothek so dicht nebeneinander stehen konnten, eben das war charakteristisch. Im Lehrerpersonal, in den Stimmungen und Richtungen des Unterrichts scheint mir die gleiche Dissonanz geherrscht zu haben.

Der Direktor, ein anerkannter Mathematiker, Lehrer seiner Wissenschaft auch an der Artillerieschule, war ein Mann in mittleren Jahren, eine kurze gedrungene, mehr durch Emphysem als durch wirkliche Fettfülle beleibte Gestalt, immer im blauen Frack mit goldenen Knöpfen, immer mit einem zum Strafen bereiten Rohrstock in den hochschäftigen Stiefeln. Es scheint eine Folge seines längeren Hauslehrerns in Rußland gewesen zu sein, wenn der sonst so weiche und milde Mann unabläßig eigenhändig gegen die Abschaffung der Prügelstrafe protestierte. Die noch höhere Instanz der körperlichen Züchtigung, das „Übergelegtwerden", war eine regelmäßig wieder-

[1] „Voyage du jeune Anacharsis en Grèce" von Jean Jacques Barthélemy (1716—95), einem französischen Altertumsforscher, erschien in deutscher Übersetzung von Jenisch und Biester Berlin 1790 ff. — [2] Wahrscheinlich ist Isaak Iselin (1728—82) gemeint, der sich mehrfach als philosophischer Schriftsteller betätigte; sein Hauptwerk ist die „Geschichte der Menschheit" (Frankfurt a. M. 1864, 2 Bde.). — [3] Johann Friedrich Zöllner (1753—1804), Geistlicher in Berlin, seit 1788 Probst und Pastor an der Nicolai- und der Marienkirche, verfaßte zahlreiche populäre Schriften, die der Aufklärung dienten. — [4] Joseph Addison (1672—1719), englischer Staatsmann, Gelehrter und Dichter, gab mit Steele die ersten sogenannten moralischen Wochenschriften heraus. — [5] Guillaume Thomas François Raynal (1713—96), französischer Schriftsteller, der wegen seiner freien Ansichten aus dem Orden der Gesellschaft Jesu austrat. — [6] Christian Garve (1742—98), deutscher Popularphilosoph, übersetzte die Werke mehrerer englischer Philosophen sowie besonders Smiths „Untersuchungen über die Natur und die Ursache des Nationalreichtums" (Breslau 1794 bis 1796, 4 Bde.); seine eigenen philosophischen Abhandlungen erregten die Aufmerksamkeit Friedrichs des Großen, der ihn beauftragte, Ciceros „De officiis" zu übersetzen.

lehrende, an bestimmte Revisionswochentage geknüpfte Erfahrung selbst bei hoffnungsvolleren Jünglingen. In solchen Fällen trat die muskulöse Hand des Kalfaktors in Mitaktion, einer stämmigen Unteroffiziersfigur, die selbst die besten Kunden beim Ankauf seiner „Schinkenbrote" vor dem Direktor, dem pädagogischen Peter Arbues[1], der dem Züchtigungsakte zusah, nicht schonen durfte. Der wunderliche, unter vier Augen liebevolle Direktor Zimmermann wurde gefürchtet, wie die Mäuse die Katze fürchten. Das hinderte nicht, dem immer wie zum Empfang von Besuch gekleideten, mit einem sauber ausgelegten, sogenannten „gebrannten" Jabot erscheinenden Schulmonarchen alle seine Schwächen abzulauschen. Der spottsüchtigen Jugend entging nicht des Direktors ständige Zerstreutheit. Anekdoten liefen über ihn um. „Ich sehe viele, die — nicht da sind!" hatte er beim Überblick einer Klasse gerufen. Oder er redete wohl jemand mit der Frage an: „Schmidt, wie heißen Sie?"

Einem Lehrer der Mathesis, der es oft hervorhob, daß von den Griechen diese Wissenschaft die erste genannt worden wäre, einem Vertreter derselben festen Gesinnung, die seinen wackern Sohn, den parlamentszeitberühmten „Bürgermeister von Spandau" in eine mehr als zwölfjährige Verbannung führte, hätten sich, sollte man glauben, die mehr realistisch tätigen, in den untern Klassen wirkenden Kräfte vorzugsweise anschließen sollen. Dem schien aber nicht so. Selbst die Reallehrer, die Lehrer des Griechischen und Lateinischen ohnehin, gingen dem dirigierenden Sonderling aus dem Wege, ja es drang bis ans Ohr der Schüler die Kunde von einem Kriegszustand, der in der Lehrerwelt selbst waltete. Eine Verschwörung organisierte sich, vorzugsweise geleitet durch einen Gesangslehrer, der neben seinem Hauptamt, die Singübungen zu leiten, auch in anderen Fächern, Geschichte und im Deutschen, unterrichten wollte[2]. Die Energie, welche dieser Professor anwandte, um aus uns allen hervorragende Opern- oder wenigstens Kirchensänger zu machen, war anerkennenswert. Der immer wie

[1] Peter de Arbues (1441—85), vielgefürchteter spanischer Inquisitor. — [2] Theodor Kanzler (1779—1845) war seit Michaelis 1812 Lehrer am Friedrichswerderschen Gymnasium.

eben vom fröhlichen Mahle kommende Herr, ein Junggesell mit schon ergrautem Backenbart und Kopfhaar, Thüringer, gebürtig aus Bernburg, seine Vaterstadt in sächsischer Weise mit zwei harten B aussprechend, gehörte zu den Teilnehmern der damals durch Zelter[1], Rungenhagen[2], Reichardt[3] schwunghaft betriebenen „Liedertafeln", spielte eine hervorragende Rolle in der Freimaurerloge „Zu den drei Weltkugeln" und wußte im Leben der Anstalt den Chorgesang in einer Weise als obligatorisch geltend zu machen, wie nur die Kreisersatzkommissionen die allgemeine Wehrpflicht. Man wurde geprüft, nochmals geprüft, heute zugelassen, ein andermal zurückgestellt, wieder hervorgerufen — alle halbe Jahre wie bei einer Rekrutenaushebung. Als Diskantist wurde auch ich aufgenommen und als Basso primo entlassen. Doch begnügte sich Professor X. nicht mit seinem Ruhm als Gesangslehrer, sondern machte es wie Liszt und Wagner, die auch ihren Taktierstock gern über die Köpfe ihrer Sänger und Instrumentisten hinweg über andere Lebensgruppen und Zustände hinausragen lassen. Unser Professor war ehrgeizig. Er gab sich das Ansehen, die Anstalt auf seinen Schultern zu tragen. Im Konferenzzimmer der Lehrer, auf den Korridoren und Treppen war er der lauteste. Und wie gering war seine Berechtigung, weiter als im Musiksaal vorlaut zu sein! Selbst die schwache Einsicht eines Untersekundaners durchschaute des Mannes hohles Wissen. Sein Geschichtsunterricht, der sofort aufhörte, wenn sich seine Zettel in den Notenblättern verloren hatten, Zettel, die nur Auszüge aus den Geschichtswerken von Rühs[4] und Luden[5] enthielten (welche Quellen er denn auch im letzten Drittel der Stunde

[1] Vgl. S. 153 dieses Bandes, Anm. 4. — [2] Karl Friedrich Rungenhagen (1778—1851) zeichnete sich namentlich als Kirchenkomponist aus; nach dem Tode Zelters wurde er Direktor der Singakademie. — [3] Johann Friedrich Reichardt (1752—1814), Komponist und Musikschriftsteller. — [4] Christian Friedrich Rühs (1781—1820) war seit 1810 Professor für Geschichte an der Universität Berlin. Von seinen zahlreichen historischen Schriften, besonders über ältere und neuere skandinavische Geschichte, wäre hauptsächlich hervorzuheben das „Handbuch der Geschichte des Mittelalters" (Berlin 1816). — [5] Ritter Heinrich Luden (1780—1847), Historiker; von seinen Werken sind zu nennen: „Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Altertums" (Jena 1814), „Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Mittelalters" (1821—22), ferner „Geschichte des deutschen Volkes" (Gotha 1825—32, 12 Bde.).

ganz offen vorlas), war nur mit unserem eigenen Wissen zu vergleichen, wenn wir uns — die Jahreszahlen auf die Nägel der Finger geschrieben hatten.

Der Zeichnenunterricht war in den Händen eines alten Professors K.[1] Auch diese Reliquie aus den Zeiten der Nützlichkeitstheorie war ohne jeden idealen Aufschwung. Sowie der alte Graubart mit seiner großen Zeichnenmappe und einem Kasten voll Zeichnenmaterialien eintrat, verwandelte sich die Stunde in eine jener Schülerorgien, wo man die himmlische Geduld eines Lehrers bewundern muß. Jede Ordnung schien aufgelöst. Tollheit und Bosheit gingen durcheinander; denn von Gutmütigkeit ist bei den Ostentationen der Skandalsucht der Jugend nie die Rede. Der alte K. teilte abgegriffene, schmutzige Vorzeichnungen, Handzeichnungen, Kupferstiche, Nasen, Lippen, Augen in Aquatinta[2], Pferde, Hunde, alles durcheinander zum Kopieren aus und sprach dabei mit den Quartanern ihren vaterstädtischen Dialekt. Rief einer: „Ach der dumme Kuhstall! Den hab' ick ja schon zweemal gezeechnet!" so antwortete K.: „Junge, det ist 'ne Landschaft nach 'm Niederländer!" — „Ach wat!" lautete die Replik, „so sieht's bei Moabit ooch aus!" Jeder zankte um das ihm bestimmte Blatt. „Zerreißt mir meine Zeechnungen nicht! Verdammte Bengels! Wer sich untersteht, hier in meine Mappe zu greifen!" — „Ach, Herr K., geben Sie mir da den Kopp! Der ist schön!" — „Junge, der ist vor dir zu schwer!" — „Nee, ick werd'n schon fertig kriegen!" Von den Köpfen war ihm besonders einer von Wert, der Kopf des Mörders Heinrichs des Vierten von Frankreich, Ravaillacs[3]. Regelmäßig empfahl er gerade diese Vorzeichnung. Dauerte ihm das Suchen der ihn umlagernden Quartaner nach Vorzeichnungen in seiner Mappe zu lange, so rief er: „Na, nimm doch Ravaillac!" Worauf er oft genug mit Indignation geantwortet bekam: „Herr Jeses! Ravaillakken hab' ick ja schon dreimal gezeechnet! Lassen Sie sich doch Ihren Ravaillac sauer kochen!" Die Möglichkeit, daß dieser alte Mann

[1] Krüger. — [2] Getuschte Manier; Nachahmung von Tusch- und Sepiazeichnungen durch Kupferstich. — [3] François Ravaillac (1578—1610) ermordete 1610 König Heinrich IV. von Frankreich; er wurde grausam hingerichtet.

eine solche Behandlung aushielt, lag in seiner Gewinnsucht. In jenem Kasten mit Zeichnenmaterialien fand sich alles, was die Schüler zur Zeichnenstunde nötig und nicht von Sarre am Werderschen Markte mitgebracht hatten, Papier, Lineale, Bleistifte, Reißfedern, schwarze Kreide usw. Da gab es ein Feilschen und Schachern. „Nee, Sie sind mal wieder teuer!" — „Ick habe nur en Zweegroschenstück bei mir, Herr Professor!" So ging es durcheinander. Als der Alte endlich pensioniert wurde, kam ein jugendlicher Ersatz. Dieser brachte eine Mappe voll sauberer kleiner Landschaften, erste Proben der damals neuen Lithographie. Es war der Vater Eduard Tempeltey¹ in Koburg. Die Eleganz und Würde des neuen Lehrers brachte die böse Rotte zum Schweigen.

Zum höheren Schulamtskandidatenexamen gehört eine in einer Gymnasialklasse vor den Schulräten abzuhaltende „Probelektion", hierauf nach erlangtem Zeugnis der Anstellungsfähigkeit als Lehrer ein sogenanntes „Probejahr", die unentgeltliche Lehrhülfe an irgendeinem zu wählenden oder zugewiesen bekommenen Gymnasium. So gab es denn zu gewissen Zeiten eine stete Abwechslung unter den Dozenten, von denen die Mehrzahl schüchtern und überhöflich, einige determiniert oder gar malitiös auftraten. Jeden suchte der Übermut und die nicht ruhende Spottsucht der Flegeljahre zu Falle zu bringen. Es mußten schon ganz außergewöhnliche Erscheinungen sein, die uns imponierten und still und gläubig machten. Der Versuch zum „Austrommeln" war immer rege. Wir hatten zwei Franzosen als Lehrer ihrer Sprache, einen Vollblutfranzosen, ehemaligen Offizier der „Großen Armee" — nach dem Brande von Moskau in Berlin geblieben[2] —, und den vollsten Gegensatz dieses schöngewachsenen, formengewandten, aber vom frühen Morgen an schon eine Atmosphäre von Kognak verbreitenden Militärs, den reformierten Prediger N. N.[3], ein verhutzeltes Männlein, kaum vier Fuß hoch, unschön bis zum Exzeß.

[1] Eduard Tempeltey (geb. 1832) veröffentlichte Dramen und lyrische Gedichte; 1862 ging er als Kabinettsrat an den Hof des Herzogs von Koburg-Gotha. — Sein Vater war von Ostern 1823 bis Weihnachten 1835 Zeichenlehrer am Friedrichswerderschen Gymnasium. — [2] Matthieu, gab 1822—32 französischen Unterricht. — [3] St. Martin, als Lehrer des Französischen im November 1822 angestellt.

Warum der Schülerwitz diesen verkörperten Begriff der Theologie von Genf und Lausanne, diesen Boileauschen Rigoristen[1] in Sachen der Poesie, diesen Schwärmer für Bossuet[2] und Fénélon[3], — „Fisel" nannte, ist mir unerfindlich geblieben. „Fusel" hätte der andre, der „Colonel" **, heißen können, der zuweilen in seinem gebrochenen Deutsch — nicht mit einem stentorischen, sondern weichlich singenden, durchaus unmännlichen Tone ausrief: „Ich habe ein Regiment kommandiert und sollte euch nicht zur Räson bringen?"

In milderer Art gab sich von seiten unsres verwilderten Schülerstaates die Ironie, die eines schon bis Prima reichenden Lehrers gesamte Tätigkeit begleitete, des Inspektors ***[4]. Schlesier von Geburt, hatte der ärmste, im Antlitz von den Blattern zerrissene Mann sein schlesisches Gemüt, nicht aber die schlesische stramme Tatkraft in die Mark mitgebracht. Sein Wissen galt für außerordentlich, seine Lehrgabe war gering. Die Gewohnheit der Lehrer, sich die Exerzitienhefte von einem der Schüler nach Hause bringen zu lassen, hatte Einblicke in die Häuslichkeit unserer Mentore geboten. Wie schnell orientiert sich ein schlaues Knabenauge trotz seines schüchternen Klingelns und Klopfens! Der Inspektor war unverheiratet, wohnte bei einem Schlossermeister, der eine hübsche Frau und vier Kinder hatte. Sogleich wollte das nun schon des Lebens kundiger gewordene Schülerauge gesehen haben, daß die Physiognomie sämtlicher Kinder des Schlossers mit der des Inspektors die nämliche war. Die erwiesenere Schwäche des Lehrers war die Neigung zum Privatgespräch während der Stunde. Man umstand seinen Katheder und forschte ihn nach seinen Ansichten über Griechenlands Wiedergeburt aus. Die olynthischen Reden des Demosthenes sollten übersetzt werden,

---

[1] Nicolas Boileau-Despréaux (1636—1711) gewann durch seine Horaz nachgebildete „L'art poétique" (Paris 1674) das Ansehen eines Gesetzgebers der französischen klassischen Sprache und Literatur; sein ästhetischer Grundsatz ist, daß nur das Wahre schön und wahr nur das Vernünftige sei. — [2] Vgl. S. 262 dieses Bandes, Anm. 2. — [3] Fénélon François de Salignac de la Mothe (1651 bis 1715), französischer Kanzelredner und Schriftsteller. — [4] Ernst Gottlieb Jaeckel war seit 1821 am Friedrichswerderschen Gymnasium; 1827/28 gab er griechischen Unterricht in Prima und las Demosthenes.

und wir ließen uns in die Stellung der Schiffe in der Schlacht von Navarin ein. Wir erhoben künstliche Zweifel über die Stellung des türkischen Admiralsschiffes, spielten satirische „Ach nein! Nein! Die Engländer standen ja hier!" als Trumpf aus und zeichneten auf der Platte des vor dem Katheder stehenden Tisches die Stellung der Schiffe, alles nur, um die Sorglosigkeit des gutherzigen Inspektors, der auf jede Bemerkung einging, zum Skandal auszubeuten. Der Höhepunkt der Verkürzung der Lehrstunde auf manchmal kaum zwanzig Minuten wurde vollends erreicht, als die lebhafte, mit einer sprudelnden, heisern und unverständlichen Redeweise ausgestattete Phantasie unseres Erklärers des Sallust und Demosthenes auf den Gedanken geraten war, daß die Römer ursprünglich Germanen gewesen und sich die lateinische Sprache vollkommen aus den Grundformen der gotischen und des Sanskrit herleiten lassen könnte. Einem Programm über diesen Gegenstand folgte bald eine ausführliche Schrift, die bei Korn in Breslau erschien: „Der germanische Ursprung des römischen Volkes und der lateinischen Sprache."[1] Jetzt waren alle Schleusen geöffnet. Wir umstanden den Katheder, wir bewunderten sein Buch, das wir uns anschafften, wir jagten nach Etymologien, fragten nach Vermittelungen, wenn denn doch die Gegensätze für die nächsten Bedürfnisse „Brot" und „panis", „Pflug" und „aratrum" zu schroff waren. Die olynthischen Reden des Demosthenes gerieten fast in Vergessenheit.

Draußen in der deutschen Welt wehte damals eine herbstlich rauhe Luft. Die Hoffnungen der Befreiungskriege, die Blütenkränze, die einst um die Denkmäler unserer großen Siege gewunden wurden, hingen verwelkt. Die Karlsbader Beschlüsse[2] hatten den Anfang gemacht zu einer immer enger und enger die natürlichen Atmungswerkzeuge einer Nation zusammenschnürenden Bevormundung. Die wissenschaftliche Forschung, die Hebung der Universitäten, die Notwendigkeit, die den Franzosen wieder abgenommenen Lande am Rhein

---

[1] Breslau 1830; das ebenfalls 1830 von Jaeckel veröffentlichte Programm behandelt, wie schon die Überschrift „De diis domesticis priscorum Italorum" besagt, einen anderen Gegenstand. — [2] August und September 1819.

geistiger an uns zu fesseln, alles das bedingte zwar Schöpfungen im Dienste der Intelligenz, Schulen, Berufungen berühmter Namen — die Periode Altenstein[1] verleugnete nicht die Verehrung vor Kunst und Wissenschaft, die an allerhöchst maßgebender Stelle fehlte — aber die Weisungen aus dem Polizei- und auswärtigen Ministerium wurden immer dringender, unduldsamer und ablehnend. Zuletzt wurde das gute Verhalten in politischer und kirchlicher Hinsicht bei Belohnungen und Bevorzugungen maßgebender als das Verdienst.

Wir Scholaren glaubten, daß die plötzliche Entfernung unseres gefürchteten Rohrstockschwingers, des Rektors, eine Folge seines Alters war[2]. In Wahrheit hatte die Pensionierung desselben ihren Grund in einer Verschwörung, die der edle Freimaurer[3] hauptsächlich geleitet hatte, ein Theologe gesellte sich ihm zu und der Sohn eines Theologen[4]. Die Denunziation ging auf die Religionsgesinnung, die bei Zimmermann dem Geiste derjenigen Partie der sich immer mehr lichtenden Schülerbibliothek entsprach, die noch mit Gedike, Biester[5] und Nicolai ging. Der strenge Lehrer der Mathesis war ein Schüler Kants. Waren ihm Äußerungen über den Religionsunterricht entschlüpft, hatte er ihn in den untern Klassen ab und zu selbst gegeben, genug, das immer mehr von obenher sich steigernde Drängen nach Kirchlichkeit war schon so erstarkt, daß einer der Angeber, der zugleich in einer der nächsten Stadtkirchen predigte, provisorisch in des Angeschuldigten Stelle einrückte und bis auf weiteres der Leiter der Anstalt wurde.

Dieser Professor und Prediger N. N.[6] gehörte zu denjenigen unserer Lehrergestalten, die das Unglaubliche leisteten, zugleich, um gefürchtet und auf der andern Seite ein Gegenstand der Jugendsucht zu sein, alles lächerlich zu finden. Die mit einem markanten, fast südlich zu nennenden Kopf aus-

---

[1] Karl Freiherr von Altenstein (1770—1840) war 1817—38 preußischer Minister für geistliche, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten. — [2] Gemeint ist Kanzler; vgl. S. 416 dieses Bandes, Z. 28 ff. — [3] Gemeint ist Ribbeck; vgl. S. 427 dieses Bandes, Z. 19 ff. — [4] Vgl. S. 411 dieses Bandes, Anm. 1. — [5] Johann Erich Biester (1749—1816), Vertreter der Aufklärung, gab mit Gedike seit 1783 die einflußreiche, im Sinne der Aufklärung wirkende „Berlinische Monatsschrift" heraus. — [6] Dr. Karl Heinrich Brunnemann war seit 1810 am Friedrichs-

gestattete Gestalt war nicht verwachsen, hielt sich aber mit emporgehobener linker Schulter und niedergebeugtem, blitzende Strahlen aus den schwarz umrandeten Augen entsendenden Haupte in manchen Augenblicken wie ein Äsop und erhob sich dann wieder strafend wie Moses der Prophet. Ein Schauspieler würde etwa Richard III. so spielen können, wie dieser Professor über die große Treppe und in einem neuen Lokal, in welches später die Anstalt übersiedelte, über den Hof bald hüpfte und trippelte, bald drohend und wuchtig auftrat. Die Sprechweise des uns unheimlichen Mannes war die lauteste, immer wie auf Echo berechnet, dabei singend im Ton und zuweilen fast mit wirklicher Absicht, statt zu sprechen, zu singen. Die Töne gingen dann wie im chromatischen Lauf die Skala durch. Das Liebliche erhielt die hohen, das Ernste die tiefen Noten. Ihm bewußt mußte diese Weise sein, denn zuweilen fiel der Sonderling plötzlich aus der Rolle und sprach mit vollkommener Natürlichkeit. Vom Herzen dieses Lehrers mochten die Schüler wenig Beweise haben. Aber sein Verstand war unstreitig ebenso groß wie seine Unwissenheit. Bitter war sein Spott. Aus seinem scheuen, unheimlichen Auge, das niemanden standhielt, zuckte es irrlichterhaft unter den schwarzen Wimpern, wenn er einmal ein Urteil über allgemeine, weltliche oder geistliche Dinge fällte. Unvergeßlich ist mir ein mit Dringlichkeit und im Tone schmerzbewegter Mahnung gesprochenes Wort aus seiner bessern Stimmung: „Lesen Sie, ich beschwöre Sie, die Dichter in Ihren jetzigen jungen Jahren! Im Alter verliert sich dafür die Empfänglichkeit!" Eine Mahnung, die mich in die größte Unruhe versetzte und augenblicklich bestimmte, zum Kaufmann Nätebus in der Friedrichsstraße zu laufen und auf „Shakespeare, übersetzt von Meyer"[1] zu sub-

werderschen Gymnasium und vom 1. Oktober 1827 bis 1. Oktober 1828 interimistischer Direktor. — [1] Joseph Meyer (1796—1856), Industrieller, Schriftsteller und Verlagsbuchhändler, veröffentlichte 1825 im Verlage von Hennings (Gotha) eine Bearbeitung Shakespeares; „Macbeth", „Othello" und „Der Sturm" sind aus seiner Feder. Im folgenden Jahre begründete er in Gotha das „Bibliographische Institut" und rief zunächst die „Miniaturbibliothek deutscher Klassiker" ins Leben, deren geringer Preis die Verbreitung der Schöpfungen deutschen Geistes auch in den weniger bemittelten Klassen der Bevölkerung ermöglichen sollte. Da die Durchführung dieses Gedankens nur zu erreichen war, indem Meyer die den Verlegern der betreffenden

skribieren. Mit diesem Meyer, dem Begründer des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen, wollte damals der gesamte Berliner Buchhandel seiner „Miniatur-Bibliothek der deutschen Klassiker" wegen nichts zu tun haben, so daß der anschlägige Kopf, dessen Etablissement eine so großartige Zukunft haben sollte, sich eines Kolonialwarenhändlers, des Kaufmanns Nätebus in der Friedrichsstraße, zum Vertreiben seiner Artikel bediente. Dieser Lehrer erklärte uns die Iliade. Er hatte ständig Vossens Übersetzung zur Seite und geriet infolgedessen noch mehr in jenen singenden Schwung der Rede, der ihn sogar in gewöhnlicher Rede hexametrisch sprechen und einen Schüler mit einem Distichon anreden ließ:

„Geiseler, merken Sie auf, man wird es Ihnen beweisen,
Wär' der Beweis schon geführt, längst schon wären Sie fort!"

Die Beantwortung einer Frage durch die Schüler verstand der Unwissende so lange hinzuhalten, bis er sich in den Noten seiner Ausgabe oder im Wörterverzeichnis orientiert hatte. Der Bruder Freimaurer K. las Rühs und Luden zumeist verstohlen ab, der neue Direktor ganz offen. Deutsche Literatur lehrte er nicht nach, sondern aus Franz Horn[1]. Ganze Kapitel brachte er einfach zum Vortrag aus den bekannten Büchern des damals noch in Berlin für Goethe, Schiller und die klassische Zeit in den Zeitschriften und kleinen Teeabenden den Ton angebenden, schönseligen Kritikers. „Schöner, geistreicher, treffender kann man diese Periode der Literaturgeschichte, den Göttinger Dichterbund, nicht erzählen, als unser Meister Franz Horn getan hat. Hören Sie!" Eines Tages war der Vortrag bis zu Wieland gekommen. Wie groß war unser Erstaunen, als wir kaum den wie gesungen vorgetragenen Namen Wieland

Autoren von deutschen Regierungen erteilten Privilegien ignorierte, geriet er in Widerstreit mit den Interessen und Anschauungen seiner zünftigen Kollegen; die Gothaer Innung, der er nicht angehörte, setzte sogar 1828 die polizeiliche Schließung seiner Anstalt durch. Meyer verlegte diese nach Hildburghausen; von dort siedelte die Firma 1874 nach Leipzig über. — [1] Franz Horn (1781—1837), Schriftsteller, hielt in Berlin seit 1809 private Vorlesungen über Shakespeare und deutsche Literaturgeschichte. Hier sind gemeint seine literarhistorischen Arbeiten: „Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands während der Jahre 1790 bis 1818" (Berlin 1819), sowie „Die Poesie und Beredsamkeit der Deutschen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart" (Berlin 1822—29, 4 Bde.).

vernommen hatten und hören mußten: „Dieser Dichter hat in solchem Grade Sitte, Anstand und Religion mit Füßen getreten, daß er für uns nicht existiert. Er wird hiermit überschlagen. Franz Horn hat es auch getan." Das Nonplusultra von Vorträgen, die uns alle bis zu einem Niederkämpfen der Lachmuskeln, das krampfhaft zu werden drohte — denn wehe dem, der sein Lachen verraten hätte! — belustigte, war der Versuch, den die Begeisterung Altensteins und aller offiziellen Kreise für Hegels Philosophie in den Schulen mit Einführung einer Lehrstunde machte: „Philosophische Propädeutik." Als provisorischer Direktor teilte sich der Professor diese bedeutungsvolle Lektion, die eine wahre Feierstunde des Gymnasiums hätte werden können und es unter seinem Nachfolger auch wurde, selbst zu. Wir wußten alle, daß uns von ihm Diktate aus Matthiäs „Propädeutik"[1] gemacht wurden. Diese Diktate erläuterte dann die „philosophische Vorschule". Ein Satz, wie etwa der: „Die Logik ist die Anleitung zum Urteilen und Schlüsse zu ziehen —", wurde von diesem Lehrer, während sich auf jeder Bank die geweckteren Köpfe die Hand über die Oberlippe halten mußten zum Verbergen des Lachens, folgendermaßen erläutert: „Logik, *Λογική*, also griechisches Wort, die Logik ist, d. h. stellt vor oder auch ist die Anleitung, sagen wir die Wissenschaft oder auch je nachdem eine Kunst, ist also sagen wir die Anleitung, zu urteilen, d. h. Urteile zu fällen, auszusprechen und Schlüsse, Schlußfolgerungen, ‚conclusiones' latine, zu ziehen, d. h. herzuleiten, abzuleiten, kurz logisch zu schließen und logisch zu denken." Nun folgte sogleich § 2. In dieser Weise ging es die Stunde fort, bis endlich der dröhnende Schlag der Uhr im Hofe Erlösung von einem solchen Mißbrauch der Zeit brachte, einer solchen Täuschung des wahrhaft nach Geistesbefruchtung schmachtenden Jünglingsgemüts.

Das Provisorium hörte endlich auf. Die Neubesetzung des Direktorats führt die Erinnerung auf die Lichtseiten der Anstalt, die bei so vielem Schatten nicht fehlten.

[1] Wahrscheinlich von August Matthiae (1769—1835), einem verdienten Philologen und Schulmann.

II.

Ersatz und Aufschwung.

Von manchen Menschen könnte man sagen, sie seien zum Geheimeratwerden geboren. Schon auf der Schule unterscheiden sie sich von den andern. Sie schließen keine Freundschaften, sie geraten nicht in die Lage, zu den Exzessen ihrer Mitschüler gute Miene machen zu müssen, sie legen den Lehrern, was hinter dem Rücken derselben geschehen ist, sofort offen und klar zutage. Nicht gerade, daß sie angeben oder aus mißgünstigem, heimliche Schliche und Tücke liebendem Gemüte heraus liebedienerische Gesinnung zeigen; nein, ihre Haltung ist eine ihnen angeborene, in der Regel durch die Erziehung vervollkommnete. Sie besitzen von Hause aus das Talent für eine soziale Tugend, die man das „korrekte Denken" nennt.

Der „korrekte Denker" tritt nur alle Jubeljahre einmal, wenn die Dinge und Personen etwa auch allzu arg werden sollten, in die Opposition. Seine Wahl ist bei jedem Dilemma bald getroffen. Wo die gebieterische Macht der Umstände steht, dahin tritt der „korrekte Denker". Werden Hypothesen erörtert, Meinungen durchgesprochen, selbst solche, die noch keineswegs in Parteienstreit aufs Tapet gebracht worden sind, die also noch Links und Rechts offen lassen, immer wissen diese glücklichen Naturen des „korrekten Denkens" die Auffassung zu finden und zu wahren, die, wenn die Frage parlamentarisch werden sollte, die Ansicht der Ministerbank ist.

Das Musterbild eines „korrekten Denkers" im Gegensatz zur fahrigen Leidenschaftlichkeit, zur Verkennung des geziemenden Bewußtseins seiner Lebensstellung, zur Geltendmachung seiner subjektiven Begriffe vom Zukömmlichen ist der Staatssekretär Antonio in Goethes „Tasso". Da ist der Hofton nicht etwa verkörpert als die tyrannische Regel des Zeremoniells, als die gedankenlose Gesetzgebung einer willkürlichen Anordnung der Standesunterschiede, sondern als die reine Urweisheit und Goethes eigenstes Erfassen von Welt und Zeit überhaupt. Der Minister des Herzogs von Ferrara hat die gleich respektvollen Worte über den Papst, über die Nepoten, über

Ariost, ohne sich für den einen oder den anderen dieser Namen ganz zu verbürgen. Er würde auch Tasso von einer gewissen Seite anerkannt und ihm das Seinige gelassen haben, wenn dieser die Schranke seines Standes innegehalten hätte. Der „korrekte Denker" weiß jeden unterzubringen, wohin er gehört. Nicht, daß im innern Mechanismus seines Urteils nicht Pro und Contra zu einem momentanen Anprall gekommen sein könnten, ein kurzer Kampf wird gekämpft, und servil erscheint an ihm nichts. Bald aber hat er sich gefunden, und dann wird die durchgängige Begleiterin seines Wesens, wie bei Antonio Montecatino, die immer triumphierende Ironie sein. Die „korrekten Denker" sind Ironiker. Ständig haben sie in ihren Mienen ein sardonisches Lächeln. Bei ihrem Zustimmen zur Macht der Verhältnisse, das manche Menschen so gewöhnlich erscheinen läßt, wissen sie immer die Grazie zu wahren. Wilibald Pirkheimer und Erasmus von Rotterdam waren solche „korrekte Denker" der Reformationszeit, während Hutten und Luther mit der Tür ins Haus fielen.

Goethes Antonio im schwarzen Scholastengewande, Ciceros Verrinen[1] oder ein Paket durchkorrigierter Extemporalien unterm Arm, war August Ferdinand Ribbeck[2], der endliche Nachfolger des schwarzen Predigers und Professors N. N.[3] Ein Sohn des ersten Geistlichen der Stadt, des Propstes, hatte er eine Erziehung genossen, die ihn vor allen Merkmalen eines plebejischen Ursprungs bewahrte. Den Schliff des Vornehmen mehrte noch eine Beziehung zu einem Prinzensohne morganatischer Ehe, den er mit einem andern Lehrer der Anstalt, der sich sogar ein Reitpferd hielt und in die Klasse mit Sporen kam, unterrichtete. Der Eindruck dieses in seiner Art ausgezeichneten Mannes auf die Jugend kam schon damals, als derselbe an dem Trifolium teilnahm, das auf Zimmermanns Pensionierung drang (worauf er für einige Zeit die Anstalt verließ, um als Direktor wiederzukehren), den Wirkungen der Antike gleich. Man stand vor einer erhabenen, vornehm

---

[1] Ciceros Anklagereden gegen den Prätor Verres. — [2] August Ferdinand Ribbeck (1792—1847) wurde 1813 am Friedrichswerderschen Gymnasium angestellt und 1828 zu dessen Direktor ernannt. — [3] Vgl. S. 422 dieses Bandes, Anm. 4.

lächelnd blickenden Gottheit und suchte sich, zuerst angefröstelt, das etwaige warme Leben derselben heraus. Das erste Urteil, das in des Schülers lauschendes Ohr über diesen Mann, ehe er noch selbst bei ihm Unterricht hatte, gedrungen war, kam aus der Kollegenwelt. Ein zynisch gekleideter, nur kurze Zeit an der Anstalt verweilender, doch für grundgelehrt ausgerufener alter Hülfslehrer hatte Ribbeck vor den Schülern selbst einen „Terroristen" genannt. „Terrorist", das Wort machte dem Untertertianer zu schaffen. Es blieb lange an seinem Vorstellungsvermögen unerklärt haften. Robespierre, lernte er endlich, war ein Terrorist. Aber jener zynische Hülfslehrer ähnelte selbst einem Robespierre. Vielleicht hatte dieser den Terrorismus der Eleganz bei den Girondisten gemeint, die triumphierenden Erfolge der honetten und wohlgekleideten Leute und der „korrekten Denker".

Bald befuhr denn auch der höher hinaufrückende Schüler selbst Ribbecks kurzabtrumpfende, schneidige Schärfe, seinen markanten Witz, die vornehme Geringschätzung, die jedes Nichtwissen verwundete und beschämte. Aber allmählich gingen bei längerm Zusammenarbeiten dem Schüler auch die positiven Elemente dieses pädagogischen Antonio auf. Sie lagen in der Fülle und Vielseitigkeit seines Wissens, in seiner gewandten, kunstvollen Rede, in seiner klaren Übersicht der Lerntätigkeit einer ganzen Klasse, in dem schnellen Aufrufen, Fragen, der wunderbarsten Anwendung aller Künste, der sokratischen Methode. In seinen späteren Jahren trat auch neben Ribbecks kaustischem Witz sein Gemüt, sein herablassendes Wohlwollen und durchweg eine große Abmilderung seiner früheren Schroffheit ein.

Zumpt gesteht in der ersten Vorrede zu seiner „Lateinischen Grammatik"[1], daß Ribbeck sein Mitarbeiter gewesen. Das Gefühl für Sprachrichtigkeit war bei diesem Lehrer ein außerordentliches. Nicht nur beruhte es auf seinen Studien, von denen einiges Gedruckte Zeugnis gibt, sondern mehr noch auf seinem Takt- und Schicklichkeitsgefühl. Die letzten Reste berlinischen Jargons wurden den Schülern durch einen wahren Schauder ausgetrieben, der den Lehrer beim Anhören gewisser Worte, wie

[1] Vgl. S. 220 dieses Bandes, Anm. 3.

etwa „drängeln" und dergl., überfiel. Er hielt sich beide Ohren zu, wenn man etwa übersetzte: „Es war dem Julius Cäsar zu Ohren gekommen!" — „Die Ohren wachsen einem ja förmlich zu Eselsohren!" rief er mit seiner schneidenden, in der Höhe durch die Nase gehenden Stimme. „Es war dem Julius Cäsar zu Ohr gekommen", mußte man sagen. Zu figürlichem Gebrauch für „Wissenschaft", „Kenntnis" ist der Plural unpassend.

Zu beklagen war des Gestrengen Neigung für kursorische Lektüre. Die Alten ließ er förmlich durchjagen, ohne daß er die volle Reproduktion dessen, was man las, in unserm Vorstellungsvermögen abwartete. In den Reden des Cicero z. B., in den Verrinen, trat kein Stillstand ein. Lexikographie und Grammatik boten ihm allein die Anhaltspunkte einer Erläuterung; für Zumpt und Buttmann[1] tat er alles. Die Vertiefung in das Gelesene selbst jedoch, Archäologie und Geschichte, die gezogene Moral des Gelesenen kamen zu kurz. Glücklicherweise ging seine Vorliebe für Etymologie und Syntax nicht so weit, uns, wie künftigen Philologen, Parallelstellen zu diktieren, wie leider einige andere Lehrer taten.

A. F. Ribbeck kam in späteren Jahren auch noch an die Direktion des Grauen Klosters, fühlte sich brustleidend und ist auf einer Reise nach Italien in Venedig gestorben. Sein „Terrorismus" war denn doch wohl überwiegend nur sein organisatorisches Talent, das jede Unvollkommenheit durchschaute, nirgend etwas Halbes duldete. Gewiß war er eine ästhetische Natur, im Stil Platens und Rückerts. Die Form ging ihm über den Inhalt. Damals war die Zeit des durch Zelter, Friedrich Förster[2] u. a. ein- und mit einer gewissen aufdringlichen Absichtlichkeit durchgeführten Goethekultus. Es lag Methode in diesem oft überspannten Preisen eines Heroen, der den „korrekten Denkern" („Hofräte" hat sie Börne später genannt) gegen Schiller vernachlässigt erschien. Man ließ Preisausschreibungen ergehen für das beste Gedicht auf den „Alten in Weimar". An einem Wettkampf zwischen mehreren

---

[1] Philipp Karl Buttmann (1764—1829), Philolog; seine „Griechische Schulgrammatik" erlebte viele Auflagen. — [2] Friedrich Förster (1791—1868), Dichter und Geschichtschreiber.

bekannten Namen, zu denen auch Ribbeck gehörte, wer Manzonis[1] berühmte Ode auf den Tod Napoleons am besten übersetzte, beteiligte sich damals das ganze gelehrte Berlin. Seltsam aber, daß von diesen und ähnlichen Neigungen (auch für Germanistik) nur äußerst wenig an dem praktischen Pädagogen in der Klasse sichtbar wurde. Die größte Feinfühligkeit für dichterische Schönheit konnte von Ribbeck vorausgesetzt werden, ebenso ein verächtliches Ablehnen dessen, was seinen Neigungen und demjenigen widersprach, wofür sich sein persönlicher Geschmack gelegentlich entschieden hatte. Aber bei alledem erlebte man in seinen Lektionen nie eine Abschweifung auf die Gegenwart, nie einen Fingerzeig für ein Unterrichtsgebiet, das vielleicht einem andern gehörte. Und doch — wie würden den Primaner, der sich schon von draußen her seine innere Welt bestimmen ließ, einige Winke ergriffen haben über die Zeit und ihre Erscheinungen, und wenn es nur ein Wort über Goethes „Faust" gewesen wäre! Solche Offenbarungen existierten nicht. Ich gestehe, daß ich zu Ribbecks Lieblingsschülern gehörte, wenn ich auch wohl am schroffsten die guten Erwartungen täuschte, die seine Vorliebe hegte. Seine Religiosität war die Schleiermachersche, damals die maßgebende für all diese Ausläufe der Romantik, die sich noch ab und zu wieder zu erheben versuchte. Auch auf diesem Gebiet hatte man die „korrekten Gläubigen". Was man bekannte, war selbstredend nicht das Christentum des Pastors Jänicke[2] in der Böhmischen Kirche, aber man würde sich doch noch eher zu diesem bekannt haben, wenn man zwischen ihm und Röhr[3]-Wegscheider[4] hätte wählen sollen. Ich erinnere mich nicht, ob auch Strauß in seiner Schrift „Die Ganzen und die Halben"[5] auf den Schein einer größeren geistigen und gesellschaftlichen Vornehmheit im Bekennen auf Schleiermacher Nachdruck gelegt hat.

---

[1] Vgl. S. 220 dieses Bandes, Anm. 2. — [2] Vgl. S. 324 dieses Bandes, Anm. 1. — [3] Johann Friedrich Röhr (1777—1848), Hauptvertreter des protestantischen Rationalismus, wurde 1820 Oberhofprediger und Generalsuperintendent in Weimar. — [4] Julius August Ludwig Wegscheider (1771—1849), protestantischer Prediger; seine „Institutiones" (Halle 1815) gelten als das klassische System des Rationalismus. — [5] „Die Halben und die Ganzen" (Berlin 1865), theologische Streitschrift, gegen Schenkel und Hengstenberg gerichtet.

Die Romantik hatte sich überlebt. Im Verse durch ihr Auslaufen in langatmige Epen, wie Schulzes „Bezauberte Rose"[1], in der Prosa durch ihr Auslaufen in Tiecks Novellen, meist kapriziöse Einfälle, die mit dem Aufgebot seines gewandten Dialogs und manches erheiternden, aus dem Leben gegriffenen Charakters auf Augenblicke eine gefällige Wirkung zurückließen. Neue Schößlinge trieben aus dem alten Stamm des poetisch-nationalen Dranges zur Poesie, vor dem ja alle „Schule" zur Nebensache werden muß. Uhland war seines Ursprungs Romantiker. Mit seinem Freunde Justinus Kerner wurzelte er tief in den Anschauungen von Kunst und Leben, die sich, den Paragraphen der Lehrbücher unserer Literaturgeschichte zufolge, damals schon als überlebt hätten bekennen sollen. Zum Glück war die Triebkraft seines an Goethes bestes Teil wieder anknüpfenden Talentes eine freie, individuell gestaltende. So brach denn ein neues Zeitalter an, ein positiv-schaffendes, dessen Kundgebungen vorzugsweise in der Lyrik und lokal in der Sphäre des Stuttgarter „Morgenblatts" auftraten. Unvergeßlich ist mir das erste Hereinfallen des Namens Uhland in unsere lateinische Welt. Es war ein Eindruck auf uns Sekundaner, wie wenn sich ein Schmetterling in ein Zimmer voll werkeltägiger Arbeit verirrt hätte, ein Sonnenstrahl in eine düstere Kammer, eine Blume geworfen worden wäre auf unsern von schweinsledernen Büchern beschwerten Schreibtisch. Die Nennung war nur vorübergehend, beinahe sogar scheu, als hätte der Name Heinrich Heine gelautet. Und mit der Empfehlung war zugleich eine Warnung verbunden, die so seltsam klang, als wäre sie aus dem Schall des Namens hergeleitet gewesen. „Ein Dichter", hieß es, „der die Sage meisterlich zu behandeln versteht, ist jetzt Uhland. Er hat nur den Fehler, nicht immer das Düstere und Unheimliche zu vermeiden." Oder waren das trauernde Königspaar, des Sängers Fluch gemeint? Die Zeit reifte, wo die Düsseldorfer[2] einen

[1] Ernst Schulze (1789—1817), Göttinger Privatdozent; wegen seines frühen Todes wurden seine Dichtungen vielfach übertrieben bewundert. Sein bestes Werk ist „Die bezauberte Rose", romantische Erzählung in drei Gesängen (in Oktaven; Leipzig 1818). — [2] Vgl. S. 225 dieses Bandes, Z. 16 ff.

Dichter illustrieren sollten, der immer mehr anfing, Liebling der Nation zu werden.

Der kühne Neuerer, der in die abgelesene Franz Hornsche Literaturgeschichtenweisheit, in dies ewige Einerlei von Bodmer und Gottsched, Klopstock, Voß, Lessing, Schiller und Goethe den Namen Uhland warf, war ein schlanker, magerer junger Lehrer, der noch etwas vom Studenten hatte, ein Angehöriger der vielverzweigten Schulfamilie Passow, Karl Passow[1]. Sein Vortrag fesselte so lange durch eine frische Anregung, die den Reiz eines wie eingeschmuggelten geistigen Lebens von draußen her für uns hatte, bis die scharfe Beobachtung der Jugend auch ihm seine Schwächen abgesehen hatte. Seine Einleitungen der ersten Lektionen im neuen Lehrkursus waren überaus fesselnd. Sie versprachen alle Herrlichkeiten des „Fortsetzung folgt". Plötzlich trat aber auch bei ihm Erschlaffung, Zerstreutheit, Mangel an Präparation ein. Die Stunde bekam den Charakter eines Stegreifvortrags. Erst da, als sich die Ursachen dieses Nichtworthaltens nach so vielverheißendem Anfang zu lichten anfingen, ging das Schifflein wieder mit vollern Segeln. Es war die Aufgabe des jungen Philologenehrgeizes gewesen, die Episteln und Satiren des Horaz ins Deutsche zu übertragen. Nun wurde der bald zum Joachimsthal versetzte Lehrer fast wieder zu voll des Stoffes, so daß wir uns in der Lektüre des Horaz nur schneckenartig fortbewegten und für eine einzige Epistel fast ein Vierteljahr brauchten.

Den Preis des anregenden Lehrvermögens erwarb sich ein Angehöriger der ebenfalls weitverzweigten Lehrerfamilie Giesebrecht[2]. Von diesem hieß es, er wäre Rektor einer mecklenburgischen Stadtschule gewesen. Sein Erscheinen war ein vorübergehendes und hatte etwas von einer Probezeit oder Aushülfe. Bei diesem trefflichen Manne, der die Historien des Tacitus mit uns las, kam all die Anregung zur Geltung, die nur im vielseitigen Wissen eines Lehrers, in seiner eigenen Ergriffenheit vom behandelten Stoff liegen kann. Giesebrecht

---

[1] Dr. Karl Passow war 1822—28 an der Anstalt. — [2] Professor Dr. Giesebrecht unterrichtete 1826—28 am Friedrichswerderschen Gymnasium.

hatte einen nicht starken, aber eindringlichen, etwas provinziell gefärbten, doch immer männlichen Ton, den Ton einer reifen, fast hätte man sagen mögen, schmerzlich geprüften Lebenserfahrung, einen Ton, der so ganz im Einklang mit dem düsteren Kolorit in den Erzählungen des Tacitus stand, mit den elegischen Betrachtungen, dem Schmerz über Zeitenlauf und Schicksal und die Seltenheit der redlichen Charaktere. Dabei bot die Erläuterung dieses Lehrers nach einer seither gründlich bei uns vernachlässigten Seite hin, der archäologischen, eine Unterhaltung, die schon allein gefesselt haben würde ohne das Werk des großen Historikers selbst, das dann auch um so schärfer und klarer zutage trat. Wir lasen bei andern Sophokles und selbst Äschylus. Wir traten an die Tafel und gaben mit Kreide den Bau der Chöre an. Das metrische System Gottfried Hermanns[1] war durch die Schüler August Böckhs noch nicht verdrängt. Schlesien schien ein Privilegium zu haben, die Zöglinge des Breslauer Seminars auf die Berlinischen Schulen zu schicken. Auch den Sophokles erläuterte ein Schlesier, sogar ein damals mit Achtung genannter Editor der Tragiker[2]. Aber das Ganze seiner Leistung verlief in Mittelmäßigkeit. Der selbstgefällige Ton des Erklärers konnte nicht fortreißen, auf die Länge nicht über die Tagelöhnerei erheben. Wann wird man endlich anfangen, in den Lehrplan der obersten Klasse eines Gymnasiums eine oder zwei Stunden für die Lektüre und Erläuterung guter Übersetzungen der Alten aufzunehmen! Der Vossische „Homer" gilt für verpönt in des Schülers Hand, und an welcher Quelle anders gewann er denn die Totalübersicht über den großen Sänger von Chios? Im Urtext geht der Inhalt über dem ewigen philologischen Knaupeln am Worte dahin. War im griechischen Text einer Göttin ein Beiname gegeben, sogleich folgte ein langer Exkurs über den Ursprung desselben. Oder eine seltene Wortformation brachte wieder ein ganzes Kapitel der Grammatik in Mitleidenschaft. Das Lesen anerkannt gelungener Übersetzungen wird

[1] Gottfried Hermann (1772—1848), dessen zahlreiche Arbeiten über antike Metrik bahnbrechend waren. — [2] Privatdozent Dr. Lange, der 1826 angestellt wurde.

manche Erläuterung nicht ausschließen, aber ein Gedicht wird nur allein auf diese Art objektiv erfaßbar, die Schönheiten desselben werden nur so dem Verständnis und Genuß zugänglich. Was ein Primaner an griechischem Wortwissen schon aus Sekunda mitbringt, ist wahrlich für jeden gelehrten Lebensberuf, den philologischen mag man ausnehmen, ausreichend.

Schlesier und kein Ende! Eine Zeitlang war auch der Physiker ein Schlesier. Diesmal nicht nur in seinem Fache der sattelfestesten einer, sondern auch ein mit Lehrgabe und liebenswürdiger Bonhommie ausgestatteter Dozent. Niemand anders als der berühmte Dove[1]. Obschon in diesem Fach verhältnismäßig selbst einer der ungenügendsten Schüler, begriff ich doch die Klarheit der Demonstration, die Leichtigkeit im Herbeiführen des gelungenen Experiments, des Lehrers Schöpfen aus einem beinahe für uns zu reichen Wissen. Denn hemmend war den Zurückgebliebenen allerwege die leichte Handhabung von Begriffen, die für sie noch auf der Liste des Unerklärten standen. Mit „Kali" und „Natron" warf der Lehrer um sich wie mit selbstverständlichen, mit uns auf die Welt gekommenen Begriffen. Oft hätte ich den anmutig Plaudernden, der die Hörer wie mit Sirenenton zu fesseln verstand und schon damals auf seinen Ehrensitz in der Akademie der Wissenschaften loszusteuern schien, unterbrechen mögen mit der Bitte, über unsere Sphäre nicht hinauszufliegen und uns gefälligst erst an — Sauerstickstoff, Oxyd und ähnliches ABC seines Wissens gewöhnen zu wollen —! Aber ein junger Dozent umfängt seine Wissenschaft wie der Jüngling seine Braut. Er möchte ihr alle Schätze zu Füßen legen, alle Herzen gewinnen, jedes Ohr zum Vertrauten seines beneidenswerten Glückes machen.

Als flüchtige Erscheinung tauchte schon früher ein anderes, spätres „Mitglied der Akademie der Wissenschaften" auf, der Mathematiker Steiner[2], seines Ursprungs ein Schweizer Hirten-

[1] Heinrich Wilhelm Dove (1803—79), Physiker und Meteorolog, unterrichtete vom Wintersemester 1828/29 bis Ostern 1834 am Friedrichswerderschen Gymnasium. — [2] Jakob Steiner (1796—1863), Mathematiker, besuchte in Solothurn die heimatliche Dorfschule, wo er erst mit 14 Jahren schreiben lernte, wurde 1821

knabe, der von seiner Herde zu Pestalozzi nach Iferten gelaufen kam und unterrichtet sein wollte. Den Ärmsten machte sein Schweizerdialekt zur vollständigen pädagogischen Unmöglichkeit für Norddeutschland. Einen Kommilitonen namens Isleib nannte er zum Jubel der Klasse regelmäßig „Iselebbe", welcher Name ihm denn selbst verblieb. Der Versuch mit ihm währte kaum länger als ein halbes Jahr.

Das Chaos der Anstalt hatte sich durch Ribbecks Direktorat etwas gelichtet. Ganz beseitigen ließen sich die alten Elemente nicht. Professor N. N.[1], der Bewunderer Franz Horns, behielt den deutschen Unterricht bis in die obersten Klassen und ging in seinen Vorträgen nur rückwärts, vom Göttinger Dichterbund und übersprungenen Wieland auf die Schlesische Dichterschule, die frommen Liedersänger Dach, Weckherlin[2], Paul Flemming, deren Lieder uns vorgelesen, deren Lebensumstände breit und umständlich erzählt wurden. Es ist die größte Torheit, unsere Jugend mit Perioden unserer Literaturgeschichte zu unterhalten, die nur noch höchstens durch das Gesangbuch mit unserm Jahrhundert und der Bewährung unsrer Bildung im Zusammenhang stehen. Nur die „philosophische Propädeutik" eignete sich der neue Direktor selbst an. Das war denn allerdings eine wahre Luftreinigung der alten Atmosphäre der Anstalt, ein Bad, ein Strudelbad, Dusche und Sturzwelle zugleich für uns. Ein Lehrsystem zu geben, schien dem Dozenten mit Recht nicht am Orte; uns historisch von Kants Ding an sich und Fichtes Ich gleich Ich zu unterhalten, wohl nicht minder. Ribbecks Methode war die, einige Begriffe, meist synonymische, zu wählen und diese von allen Seiten mit Schnellfragen zu vorausgesetzten Schnellantworten zu betrachten. Die ganze Klasse schien in die Denkoperation eines einzigen verwandelt. Einer dachte mit dem andern dasselbe, sollte es wenigstens denken, Pausen und Stockungen wurden nicht zugelassen; wer

in Berlin Privatlehrer der Mathematik und 1834 außerordentlicher Professor an der Universität und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. — [1] Brunnemann. — [2] Georg Rudolf Weckherlin (1584—1653), mehr serviler Hofpoet als frommer Liederdichter, versuchte schon vor Opitz eine Neugestaltung der deutschen Poesie.

nicht unmittelbar antwortete, wurde durch den Aufruf derer beschämt, die zumeist sicher am Platze waren. Der Eindruck am Schluß dieser katechetischen Stunde war regelmäßig der, daß sich Lehrer und Schüler wie nach einer gelungenen Kunstleistung gegenseitig hätten Glück wünschen können. Drei der Primaner wurden damals von den anderen ehrenvoll als eine „Selekta" abgesondert. Ein späterer, schon verstorbener Pfarrer Hermann Böttcher, der jetzige Professor der Philosophie in Greifswalde George[1] und meine Wenigkeit.

In den letzten Zeiten des höheren Schullebens tritt eine Erschlaffung, eine wahre Sehnsucht nach endlicher Erlösung vom Schulzwange ein. Immer derselbe regelmäßige Gang der Beschäftigung, immer die gleiche Verpflichtung zur Arbeit, die Abhängigkeit vom Stundenschlag bis zur Minute —! Und dabei doch so viel Reiz schon zur Freiheit, so viel Verlockung durch den Anblick des ungebundenen Studententums, das in jener blühenden Zeit der Berliner Universität und bei den noch kleinen Verhältnissen einer damals wenig über 200000 Einwohner zählenden, geographisch auffallend isolierten Stadt weit mehr hervortrat als jetzt. Welche Anstrengung schon der täglich viermalige weite Weg zur und von der Schule! Die Anstalt wurde verlegt, doch den in der Friedrichsstadt Wohnenden nicht näher. Das sogenannte alte „Fürstenhaus" beherbergte damals in seinen vorderen Räumen das „Intelligenzcomptoir", in seinen hinteren, an die königliche Münze grenzenden, kurz vorher ein Gefängnis für „Demagogen". Ein Zufall hatte mich vor Umwandlung in unsere Gymnasialansiedlung in diese vergitterten Korridore geführt, die von Wärtern mit schweren Schlüsselbunden durchschritten, von Soldaten bewacht wurden. Die einzelnen Kammern hatten Doppeltüren. Hinter ihnen schmachteten Jünglinge aus Thüringen, Westfalen, Pommern, Schlesien. Die schönste Jugendzeit ging ihnen dahin. Darunter mancher Name, der später gefeiert wurde. Die nahe „Hausvogtei" war überfüllt von den Opfern der Zentralunter-

[1] Johann Friedrich Leopold George (1811—73) war seit 1858 Professor der Philosophie in Greifswald.

suchungskommission in Mainz, den Vorläufern und Anbahnern von Ideen, die gegenwärtig Fürsten und Minister zu Vertretern haben. Später wurden die Gefangenen zumeist nach Köpenick in jenes Schloß abgeführt, an welchem wir jetzt zur Sommerlust so vergnügt vorüberfahren, um in Grünau Aale zu essen und die Müggelseewarte zu ersteigen. Als unser Gymnasium einzog, war jene Kerkerwelt höchstens noch am Karzer erkennbar. Die Kammern waren zu Sälen durchbrochen; Türe, Fensterladen, Tische, Bänke bekamen einen Anstrich von grüngrauer Ölfarbe. Wir klebten noch fest auf den frischgestrichenen Bänken.

Wie gründlich damals die Universitäten purifiziert wurden, wie nachdrücklich die Griffe gewirkt hatten, die Kamptz in die deutsche Studenten- und Professorenwelt getan, diese traurige Erfahrung, die jahrzehntelang nachhielt und selbst durch die Julirevolution von 1830 noch nicht umgestoßen wurde, ersah sich aus dem Umstand, daß von unseren sämtlichen Lehrern kaum einer, vielleicht Karl Passow ausgenommen, eine Berührung mit demjenigen Geist entweder vertrat oder allenfalls ahnen ließ, der kurz zuvor in diesen Räumen so schwer hatte büßen müssen. Das mit dem Wesen der „Burschenschaften" so nahe verbundene Turnen existierte nicht mehr. Das noch vor wenig Jahren so vielerörterte „Turnziel" war in den Augen der Staatslenker nur der Fürsten- und Ministermord. Selbst das Feuer der Befreiungskriege, das in den Schulen durch Geschichtsunterricht und deutsche Lehrstunde hätte fortlodern sollen, wurde wie ein allzu gefährlicher Brand zugeworfen und erstickt. Die Flammen brachen nur etwa in der Singstunde aus, wenn Theodor Körners „Schwert zu meiner Linken" in der Hand des Jünglings „winken" und der Tod fürs Vaterland als ein der Nacheiferung würdiges Bild in die Herzen dringen konnte. Aber Stellung zu nehmen gegen Napoleon oder Frankreich, das blieb Privatsache des Schülers. Aufklärungen über die Geschichte unsres Jahrhunderts gab es nicht, selbst nicht einmal über unsere Siege.

III.

Hinter die Schule gehen.

Es gibt auch ein geistiges „Hinter die Schule gehen". Ohne die Wirkungen desselben stellt sich keine wahre Freiheit im Gebrauch der von den Lehrern aufgenommenen Bildung ein. Kenntnisse, Anschauungen, die dem nächsten Schulleben fremd geblieben, muß man gewonnen haben, um die wahre „Reife" nicht für die Universität, sondern fürs Leben zu gewinnen.

Es gibt Lehrer, die auch für dies „Außerhalb der Schule" höchst liebevoll anzuregen, auch da, auf einem allerdings dunkeln, an Irrwegen und Klippen reichen Gebiete, Führer zu sein verstehen. In großen, zerstreuenden Städten allerdings wird einem Schüler diese Wohltat selten zuteil. An unserm Gymnasium fehlte sie gänzlich.

Aber erst noch sei von einem wirklichen, frevelhaften „Hinter die Schule gehen" berichtet und eingestanden, daß dem Erzähler das Jahr 1823 verhängnisvoll wurde. Die Sonne zur Hundstagszeit brannte in diesem Jahre so heiß! Die Poesie des „Schafgrabens", die jetzt unter den Neubauten am Tempelhofer und Hallischen Ufer, höher hinauf an den Gasanstalten begraben liegt, lockte so verführerisch ins dunkelblaue, hier und da schlammige und nur nabeltiefe, aber wonnigkühle Gewässer! Dem „Wassernix" wurde noch gründlicher gehuldigt jenseits der Linden. Zum Oranienburger Tor hinaus war die Panke nicht überall zur „Bassermannschen Gestalt"[1] geworden, wie sie etwa an der Nachtkonditorei der Karlstraße, einer nächtlichen Eimerfrau nicht unähnlich, ans Tageslicht schießt — nein, bei den „Invaliden"[2] war sie noch ein klarer, unter jungen und alten Weiden munter dahinhüpfender und seine „Ikleye" treibender Bach, militärblau wie alles märkische Gewässer, und des Preises würdig, den ihr Schmidt von Werneuchen[3] ge-

[1] Friedrich Daniel Bassermann (1811—55), Politiker, sprach am 11. November 1848 in seiner Rede im Frankfurter Parlament von verdächtigen „Gestalten" in den Straßen Berlins, was dann bald den Anlaß zur Bildung des geflügelten Wortes „Bassermannsche Gestalten" gab. — [2] Invalidenhaus. — [3] Friedrich Wilhelm August Schmidt, gewöhnlich Schmidt von Werneuchen genannt (1764—1838), Prediger, versuchte sich mehrfach in poetischen Arbeiten.

widmet. In der Nähe des Invalidenhauses lag ein wie im hohen Schilf begrabener Pfuhl, wir nannten ihn Teich. Wie mit Polypenfangarmen griff eine unheimliche Vegetation, die auf seinem Grunde wucherte, nach unsern Lenden und Waden, wenn wir dort, ohne Schwimmhosen, hinter die Schule gegangene Jünglinge, badeten. Jetzt rauchen hier Schornsteine und erheben sich Siegesdenkmäler und neue Kasernen, wo sich so träumerisch beobachten ließ, wie die Distel ihr wolliges Blütenhaupt auf die Schultern höchst gefährlicher Brennesseln legte und die „Kalitte" von einer Kartoffelblüte auf die andre flog. „Infandum scelus infanda poena piandum[1]" — und „Fordre niemand, mein Schicksal zu hören —[2]!" Unter den Frevlern, die für ihren Schulstrike, den großartigsten, der vielleicht je durchgeführt wurde, von beinahe einem Vierteljahre, zu büßen hatten, befand sich auch der Sänger des „Neuen Reineke Fuchs", der schon auf der Schule durch eine immer flügge Lebendigkeit im Rätselaufgeben und Scharadenlösen ausgezeichnete Adolf Glaßbrenner[3].

Das geistige „Hinter die Schule gehen" ist beim Kinde zuerst ein neugieriges Aufschlagen alles dessen, was der Zufall an Büchern in die Hand gibt. Sinnend, wie in ein fernes Eden verloren, steht der durch Kameradenbeispiel verführte, aber reuevoll jetzt wieder von den besten Vorsätzen erfüllte Quartaner an einem Buchladen und spinnt sich Märchen aus und lange Zukunftsahnungen von diesem und von jenem Werke, während die Wagen um ihn her rasseln, der Verkehr der Straße donnert — er könnte am Niagarafall stehen, und in seinem Grübeln über diesen oder jenen Titel stört ihn nichts.

In jenen Zeiten gab es noch weit mehr antiquarische Bücherstände auf offener Straße als jetzt. Am rechten Flügel der Universität, am Schloß, in der Jägerstraße, als diese noch mit „Kolonnaden" geschmückt war, hielt man im Wandern inne, um Büchertitel zu lesen. Der alte Mann, der am Schloß

[1] „Unerhörten Frevel durch unerhörte Strafe zu sühnen." — [2] Zitat aus dem „Alten Feldherrn" von Karl von Holtei (1798—1880). — [3] Adolf Glaßbrenner (1810—76), humoristischer und satirischer Schriftsteller, veröffentlichte 1846 sein komisches Epos „Neuer Reineke Fuchs".

einen Abhub alter Bücher feilbot, hätte in einer Erzählung von E. T. A. Hoffmann figurieren können neben seinen Nußknackermenschen. Schräg dem jetzigen „roten Schloß" gegenüber, wo oft der Sturmwind Hüte und Mäntel fortzureißen droht, hielt dieser alte, wie vom Jahre 1770 vergessene und zurückgebliebene graubärtige Mann stand. Sein nach der Mode des vorigen Jahrhunderts geschnittener Rock hatte zwei lange Seitenschöße, wie der Frack des Doktors Dulcamara[1] auf der Bühne. Zwei Uhrketten hingen über eine bis an die Lenden gehende Weste heraus. Für den Schüler bot sein Kram nichts Brauchbares, ja, man fürchtete sich, den unheimlichen Automatenmenschen anzureden. Kulanter war ein kleiner rundlicher, rotwangiger Mann, der ein Häuschen dicht an der Schleusenbrücke bewohnte und die Jugend Berlins vorzugsweise anzulocken verstand, Gsellius, der Begründer der großen so blühenden Buchverkaufsfirma. Seine Ehehälfte, Frau Gsellius, kletterte wohl selbst auf die Leiter, um von den oberen Fächern noch einige ihr näher bekannte Xenophons und Nepoſſe herunterzuholen. Aber die Preise bestimmte der Gatte.

Eine Quelle mancher Heimlichkeit, doch zu fruchttragender Lektüre anregend, wurde das Erscheinen zweier Übersetzungsbibliotheken der alten Klassiker, einer, die von Stuttgart, und einer konkurrierenden, die von Prenzlau in der Uckermark ausging. Die letztere, in blauem Umschlag, heimelte sich mehr an als jene in braunem, trotzdem diese als Bürgen ihrer Vortrefflichkeit die Namen Schwab[2], Tafel und Osiander auf dem Titel trug. Ciceros Briefe, im Prenzlauer Sammelwerk übersetzt und erläutert von einem sonst unbekannt gebliebenen Rektor Thospann, wurden eine Fundgrube für jene Tatsachenfülle, nach welcher sich der Jüngling sehnt. Das abscheuliche Wortgeklaube hörte in diesen Übersetzungen auf. Der Pragmatismus, der die Sachlagen, die Nebenumstände, die besonderen

---

[1] Ein großsprecherischer Scharlatan in Donizettis komischer Oper „L'Elisire d'Amore" (1832). — [2] Der Dichter Gustav Schwab (1792—1850) gab mit dem Philologen Gottlieb Lukas Friedrich Tafel (1787—1860) und Christian Nathanael Osiander (1781—1855), Professor am Gymnasium in Stuttgart, an dem Schwab selbst 1817—37 tätig war, „Übersetzungen griechischer und römischer Prosaiker und Dichter" (Stuttgart 1827 ff.) heraus.

Bedingungen und nächsten Bezüge der Fakten ins Licht stellte, ergriff den Leser. Diese Sammlungen, auf welche — und auf beide zugleich — mit den größten Opfern der Sparsamkeit und Entbehrung abonniert wurde, brachten Einleitungen in jedes Werk, die mehr enthielten, als wir in der Klasse erfuhren. Leider hatten es die Herausgeber so einzurichten gewußt, daß die Werke, die in den Schulplänen vorkamen, nicht so früh erschienen, daß sie die damals lebende junge Generation noch brauchen konnte.

Die Mahnung des Professors N. N.[1], die Dichter in der Jugend zu lesen, wirkte nach. Der defekte Zustand der Schülerbibliothek zwang, die Leihbibliothek statt ihrer eintreten zu lassen. Unterm Tisch und sogar während der Klasse kam jene Mahnung den Übersetzungen Walter Scotts zugute, der Zwickauer kleinen Ausgabe mit lateinischen Lettern. Wenn je ein Dichter sein Zeitalter ergriffen hat, so war es der „große Unbekannte", der „Verfasser des Waverley", wie lange Jahre der bezaubernde Dichter genannt wurde. Raupachs „Schleichhändler" geben einen ungefähren Begriff von dem damals hervorgebrachten Begeisterungsgrade[2]. Die allgemeine Reaktion der europäischen Zustände, die Rückkehr und Vertiefung in die Ideen des Mittelalters erleichterten die Aufnahme dieser Arbeiten eines sinnigen Genius, gegen dessen phantasiebeschwingten Flug der gegenwärtige Gouvernantenroman Englands nur zu ärmlich absticht. Wie wurde ein Selbstbesitzer der Zwickauer Ausgabe umschmeichelt von den leselüsternen Kameraden! Förmliche Anwartschaften nach der Anciennität der Meldungen wurden eröffnet, wer daran käme, endlich den „Quentin Durward" zu bekommen! Wie wurde geschwelgt in den Schrecken, die Ludwig XI. um sich verbreitete! Wie unheimlich beängstigend und zuletzt doch so rührend wirkte ein reicher Zwerg — wo kommt er vor? Im „Herzen von Midlothian"[3]? Die Hexen Hochschottlands, die Norne von Faithful Head[4] waren

---

[1] Brunnemann; vgl. S. 422 dieses Bandes, Anm. 4. — [2] Die Intrige wird in den „Schleichhändlern" darauf gegründet, daß die Kiekebusch durch die Lektüre Walter Scotts etwas überspannt ist. — [3] Gemeint ist wahrscheinlich der Zwerg Fenella in „Peveril of the Peak". — [4] Die Norna of the fitful Head im „Pirate".

Gestalten, die für unser Bedürfnis nach drastischem Schauer nicht grotesker erfunden werden konnten. Im Zauberbann der Nachtseiten des Lebens, unter den Macbethhexen, wie einst bei den Geisterbeschwörungen der Hexenküche im „Faust", war dem Erzähler ästhetisch am wohlsten. Die Angst der meisten Kinder vor Geschichten, die übel enden, hatte er nicht.

Es ist ein Verlust zu nennen, wenn eine seit Generationen bestehende gute Bibliothek einer großen Stadt später zerstückelt wird. Die Petrische Leihbibliothek führte ihre Kataloge bis in die Literatur des vorigen Jahrhunderts zurück. Während die Königliche Bibliothek aus dem belletristischen Gebiet entweder gar nichts anschafft oder nichts verleiht, konnte sich der Liebhaber und Forscher auf dem Kulturgebiet älterer Epochen in solchen und ähnlichen Bibliotheken, deren Bestandteile jetzt vielleicht in des Stuttgarter Scheible Kuriositätenkatalogen zu finden sind, Rats erholen. Bei Petri war die ganze Nicolaizeit vertreten, die spätere romantische, wenigstens in ihrem polemischen Zusammenprall mit Kotzebue und Merkel[1], die erste „Bonaparte"-Literatur, die Erniedrigungszeit, als die „Löschbrände", „Fackeln", „Silhouetten Berliner Charaktere"[2], die Werke der Firma Peter Hammer in Köln und Amsterdam erschienen, später die Restaurationszeit, wo die „Satiriker" Friedrich und Julius von Voß[3] die Sittengeißler sein wollten — doch nur zu sehr verrieten, wie alles, was damals zu schreiben und zu drucken erlaubt wurde, von der Misere des öffentlichen Lebens, nebenbei auch von Pensionen und Subventionen, die man erbettelte, abhängig war. Für die damals modische schöne Literatur, für Clauren[4], van der Velde[5], Tromlitz[6] und ähn-

[1] August von Kotzebue (1761—1819) und Garlieb Merkel (1769 bis 1850) gaben bis 1806 eine Zeitschrift „Der Freimütige" heraus, in der sie in heftigster Weise gegen Napoleon und die Rheinbundstaaten polemisierten; Merkel war zudem ein erbitterter Gegner der Romantik und des Klassizismus. — [2] Gemeint ist wahrscheinlich „Kabinet berliner Charaktere"; vgl. S. 220 dieses Bandes, Anm. 1. — [3] Julius von Voß (1768—1832) schrieb eine große Zahl satirisch-parodistischer Lustspiele. — [4] Heinrich Clauren, eigentlich Karl Gottlob Samuel Heun (1771—1854), Modeschriftsteller, der seine Romane durch Lüsternheit und falsche Sentimentalität pikanter machte. — [5] Vgl. S. 197 dieses Bandes, Anm. 2. — [6] August von Tromlitz, eigentlich August Friedrich von Witzleben (1773—1839), bearbeitete in seinen Werken vorwiegend historische Stoffe.

liches fehlte dem Erzähler jede Neigung; nur die alte, echte Romantik wurde aufgesucht, Novalis, Achim von Arnim, Brentano. Die „Hymnen an die Nacht" begeisterten den Erzähler selbst zu einer Apostrophe an die Sterne, die er schon als Primaner dem Dr. W. Häring für sein „Konversationsblatt" einschickte, der sie auch abdruckte[1]. Schon vorher hatten Veit Webers „Sagen der Vorzeit"[2] um so mehr auf die Phantasie gewirkt, als die Schauplätze derselben, die alten efeuumwundenen Mauerbögen und zerfallenen Türme der Rheinburgen, die sie wie im magischen Mondlicht neuerstehen, sich von Rittern und Reisigen, holden Frauen und deren Liebesleid beleben ließen, für den auf die Kiefern der Mark angewiesenen Knaben einen erhöhten Reiz ausübten. Selbstverständlich wurde Schiller gelesen, Goethe im „Faust", „Götz" und „Wilhelm Meister", vorzugsweise Jean Paul. Letzterer wurde ein Liebling des Jünglings, der allmählich die Zeit des sonntäglichen Kirchenbesuchs zu opfern und mit dem Verweilen auf einer Bank im stillen Tiergarten zu vertauschen anfing. Jean Paul hatte damals die gläubigsten Leser. Kanzelt ihn herab, ihr Literarhistoriker, nennt ihn mit Goethe einen „Tragelaphen"[3] — er versetzte beim Lesen den ganzen Menschen in Mittätigkeit! Seine Bilder- und Witzsprache griff bald in dies, bald in jenes Gebiet des Wissens über, wo wir zugleich, während nur die Unterhaltung, die Befriedigung des Herzens gesucht wurde, Belehrung fanden. Brauchte der Dichter Vergleiche mit den Erfahrungen der Alltäglichkeit, die jedermann selbst macht, wie erging sich da die noch nicht blasierte Jugend im gesundesten Lachen! Wie gerne hätten wir uns so ganz in „Titan" — Liane — Roquairol vertieft —! Aber die Griechen und Römer ließen uns nicht los. Zum Überfluß mußte noch Hebräisch gelernt werden. Eine alte hebräische Bibel wurde an derselben Stelle am Schauspielhause erhandelt, wo später der Generalintendant der königlichen Schauspiele sein Empfangs-

[1] Das „Berliner Konversations-Blatt für Poesie, Literatur und Kritik", redigiert von Fr. Förster und W. Häring (Willibald Alexis; 1798 bis 1871) erschien seit 1827 bei Schlesinger in Berlin. — [2] Berlin 1787—98 (7 Bde.). — [3] Phantastisches Fabeltier der altgriechischen Sage.

kabinett hatte. An der Ecke der Jäger- und Charlottenstraße befand sich ein Antiquar.

Das Theater befördert das geistige „Hinter die Schule gehen" in einem solchen Grade — zunächst negativ —, daß ich kaum fassen kann, wie sich die jetzige Überfülle von Theatern in Berlin zur stillen Klausur des Schullebens, zur träumerischen Brütestimmung im Gemüt des Knaben verhalten mag. Überredet die Reklame von dieser „zwerchfellerschütternden" Posse, von jenem „genußreichen" Lebensbilde, diesem „durchschlagenden" neuen Werke des Herrn N. N. auch die aufstrebende lateinische Jugend, oder hat sie noch den ästhetischen Rigorismus, der wenigstens den Erzähler in seiner Jugend geringschätzend blicken ließ auf literarische Erscheinungen, Blätter, Bücher, die den Charakter des Unmusischen, Banausischen, Unstudierten an sich trugen? In meine Gymnasialzeit fiel das erste Auftreten M. G. Saphirs[1] und seiner Nachahmer in Berlin. Komus und Jokus, der Witz und wieder nur der Witz, sollten herrschen. Die königliche Bühne hatte eine Rivalin bekommen, die Königstädtische am Alexanderplatz. Aber in unsere heiligen Schulhallen drang von diesem Tagesflitter wenig. Erst einigen entschieden zum Belletristischen neigenden Köpfen der Prima gelang es, die stolze Ablehnung dieser flüchtigen und leichten Musenspiele des Tages zu mildern. Da wurde dann ein kleiner Teil der Klasse (durch ein unter uns handschriftlich erscheinendes Journal und einen Sonnabendklub hervorgebracht) so für „Belletristik" gewonnen, daß meine Feder an einer Übersetzung der Oden der Sappho feilte, ja zu einem förmlichen Buche über die öffentlichen Spiele der Römer und zuletzt zu einer Novelle ansetzte für Saphirs „Schnellpost", die dort auch abgedruckt ist.

Die lateinische Welt vergißt sich am ehesten im Kaffeehause. Berlin hat noch bis zum heutigen Tage keine eigentlichen Kaffeehäuser wie Paris, München, Wien. Die ungemeine Teuerung des baulichen Terrains hat eine Menge kleiner Lokale geschaffen, wo man den oft unausstehlichen

[1] Vgl. S. 106 dieses Bandes, Anm. 2.

Geruch altgewordener Backwaren miteinatmen muß, um mit knapper Not an einer Tischkante seine Tasse Kaffee zu trinken. Zum Bleiben wird man durch die Fülle der vorhandenen Journale und den Mangel an andern Lesekabinetten genötigt. Wurden nun die Blätter oder die „Baisers" der Konditoreien das Anziehendere —? Eines ging mit dem andern. Doch der Sonnabend gehörte ganz der Literatur. Sonnabend nachmittag hatten sich alle Wochenjournale eingefunden; der „Gesellschafter", der „Freimütige", die aus Leipzig gekommenen „Kometen" und „Planeten", vor allen das damals tonangebende Stuttgarter „Morgenblatt". Es währte nicht lange, so war der Primaner in alle schwebenden Streitfragen, in die Personalverhältnisse der zeitgenössischen Literatur, die Produktion des Büchermarktes eingeweiht. In Berlins belletristischer Sphäre tobte damals der helle Krieg. Saphir forderte alle Welt zum Kampfe heraus. Eine Zeitlang schützte ihn der Beifall des mittleren Publikums, sogar des Königs, der Ministerien, ja des damals alles vermögenden Hegel. Man glaubte eine Macht gewonnen zu haben, die dem für unbestechlich geltenden Kritiker Rellstab[1] gewachsen war. Diesem verbündeten sich jedoch die alten literarischen Kräfte Berlins. Die Zahl derer, die darunter für die Bühne geschrieben hatten, stieg auf dreizehn. Saphir sagte: „Ich bin dem Taschenspieler Bosko ähnlich, lasse von dreizehn auf mich schießen und ziehe dreizehn Kugeln aus der Rocktasche!" Er schien unverwundbar. Eine Broschüre folgte auf die andre. Die Offizin des auf der Straße durch seinen schlanken, hohen Wuchs und die abschreckendste Häßlichkeit seiner Gesichtszüge aller Welt auffallenden Mannes war die gegenwärtige der Litfaßsäulen. Aus jenem kleinen Winkel, wo einst Berlins alte Kalandsbrüder[2] gehaust haben, kamen seine „Schnellpost", sein „Courier", „Staffette" und manche spätere Nachahmung.

[1] Ludwig Rellstab (1799—1860), Romanschriftsteller und Kritiker, ließ sich 1823 als Schriftsteller dauernd in Berlin nieder und trat 1826 als Musikreferent in die Redaktion der „Vossischen Zeitung" ein. — [2] Kalandsbrüder, eine der religiösen Brüderschaften, kamen am ersten Tag jeden Monats (Calendae) zusammen, um ihre Vereinszwecke, gegenseitige Unterstützung, zu besprechen und ein Mahl zu halten.

Das königliche Theater bot damals in Oper und Schauspiel denkwürdige Leistungen. Die erhabenen Rollen Glucks und Spontinis gab Frau Milder-Hauptmann[1], in dem jetzigen Fache Lucca[2] glänzte die liebenswürdige Seidler-Wranitzki[3]. Bader[4], Blume[5] waren auf ihrer Höhe. Die Theaterzettel wechselten nur mit „Olympia", „Nurmahal", „Vestalin", „Alcidor"[6], „Iphigenie"[7], bis der „Freischütz"[8] die Alleinherrschaft Spontinis brach. Im Schauspiel herrschte die durch P. A. Wolff[9] eingeführte weimarische Schule, die später durch die jüngeren Brüder Devrient[10] nach Dresden übersiedelte, während in Berlin der Naturalismus zurückblieb. Frau Stich[11] war die weibliche Zugkraft. Die schöne Frau alarmierte damals die Welt durch ihren Liebeshandel mit dem jungen Grafen Blücher, der ihrem Manne in einem Hause der Mohrenstraße, dem jetzigen Hotel Magdeburg gegenüber, einen Dolchstich versetzte. Damals begann Raupach, während noch Albini[12], Frau von Weißenthurn[13], Houwald[14], Clauren, Karl Blum[15] die Lieblingsstücke des Königs lieferten. Eine allzu scharfe Beurteilung derselben in den zensurierten Blättern veranlaßte

---

[1] Vgl. S. 285 dieses Bandes, Anm. 1. — [2] Pauline Lucca (1841—1908), gefeierte Sängerin, betrat mit 15 Jahren 1856 zum erstenmal die Bühne; seit 1861 wirkte sie am Hofoperntheater in Berlin, später in Wien. — [3] Vgl. S. 285 dieses Bandes, Anm. 2. — [4] Vgl. S. 286 dieses Bandes, Anm. 2. — [5] Heinrich Blume (1788—1856), anfangs Sänger, widmete sich später mit großem Erfolg ganz dem Schauspiel. — [6] Opern von Gasparo Spontini (vgl. S. 322 dieses Bandes, Anm. 1). „Die Vestalin" kam am 15. Dezember 1807 zur Erstaufführung und begründete seinen Ruhm. Die „Olympia" ging im Dezember 1819 zum erstenmal in Szene. Aus seiner Berliner Zeit 1820—42 stammen ferner die Opern „Nurmahal" und „Alcidor". — [7] Glucks „Iphigenie in Aulis", nach Racines Tragödie, wurde am 19. April 1774 an der Großen Oper zum erstenmal aufgeführt und erregte ungeheures Aufsehen. — [8] Der „Freischütz" von Karl Maria von Weber (1786—1826) ging am 18. Juni 1821 in Berlin zum erstenmal in Szene. — [9] Pius Alexander Wolff (1782—1827), ein von Goethe sehr geschätzter Schauspieler, der den Ruhm des Weimarer Theaters mit begründen und verbreiten half. — [10] Eduard Devrient (1801—77), anfangs Sänger, dann Schauspieler, Regisseur und Direktor; Emil Devrient (1805—72), berühmtestes Mitglied der weitverzweigten Schauspielerfamilie Devrient, war mit Gutzkow lange eng befreundet. — [11] Vgl. S. 382 dieses Bandes, Anm. 1; das Unglück ereignete sich 1824. — [12] Albin von Meddlhammer (1777—1838), anfangs österreichischer Offizier, später Lehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, schrieb Theaterstücke unter dem Namen Albini. — [13] Johanna Franul von Weißenthurn (1773—1845), Schauspielerin und dramatische Schriftstellerin. — [14] Christoph Ernst Freiherr von Houwald (1778—1845), Vertreter des sogenannten Schicksalsdramas. — [15] Vgl. S. 207 dieses Bandes, Anm. 2.

„Kabinetts-Ordres" mit weithin treffender Wirkung. Einmal wurde sogar befohlen, daß jedes neue Stück erst nach der dritten Vorstellung rezensiert werden durfte. Für den Erzähler dieser Erinnerungen existierte leider diese Kunstsphäre nicht. Sein pietistischer Vater sprach die Verdammungsurteile über Theater in immer heftiger gewordenen Ausdrücken aus, so daß die Frage, ob die Mittel zum Besuch vorhanden gewesen wären, nicht erst nötig hatte, aufgeworfen zu werden. „Nur der Satan hat seine Freude an diesen Possen! Unser Heiland hat nichts vom Theater gelehrt! Sie werden's wohl einst am Jüngsten Tage spüren, ob sie lieber ins Komödienhaus oder in die Kirche gegangen sind!" Das wurde nicht so hingemurmelt und als die schüchterne Privatmeinung eines sich in der Minorität Fühlenden ausgesprochen, sondern stand als christlicher Glaubensartikel an der Haustafel und wurde auch von den überfüllten Kirchen bestätigt, wo die Strauß[1], Couard[2], Jänicke[3], Goßner[4] in jenen Tagen gegen den Geist der Zeit predigten. So konnte an andere Theatereindrücke nicht gedacht werden als an solche, wofür einmal der Zufall ein Billett auf den Tisch warf. Zuweilen war dies beim Königstädter Theater der Fall. Das denn doch augenscheinlich und ersichtlich daliegende Parterrebillett schien schon dem exakten Sinne des Beamten seine Erledigung zu verlangen. Die mütterliche Liebe predigte Toleranz und berief sich auf die Tatsache, daß ja doch auch der König ins Theater ginge. So sind dem Erzähler wenigstens von den Schauspielern der jungen aufstrebenden, leider in ihrer Verwaltung aus einer Krise in die andre geschleuderten Königstädter Bühne einige Erinnerungen geblieben, darunter die besten von Schmelka[5] und Beckmann[6], deren Komik mit dem jetzt üblichen, sich selbst und die Welt parodierenden Ton nichts gemein hatte. Von Paris kam damals der gesungene Refrain, den Holtei im deutschen „Lieder-

---

[1] Vgl. S. 263 dieses Bandes, Anm. 2. — [2] Vgl. S. 263 dieses Bandes, Anm. 4. — [3] Vgl. S. 324 dieses Bandes, Anm. 1. — [4] Vgl. S. 263 dieses Bandes, Anm. 5. — [5] Heinrich Ludwig Schmelka (1780—1837) wurde 1824 als Komiker an das neugegründete Königstädtische Theater in Berlin berufen. — [6] Friedrich Beckmann (1803—66), berühmter Komiker, wirkte 1824 am Königstädtischen Theater in Berlin, bis er 1846 einem Rufe an das Wiener Hofburgtheater folgte.

spiel“ (Vaudeville) einführen wollte[1], von Wien kam das schon ausgebildetere Couplet. Noch mit schwacher Wirkung, da die Mitgabe die Zauberposse war, ein Genre, das in Berlin von je nur für die Kinder existierte. Wer sich damals schon hätte hinstellen wollen und als Hausknecht oder Dienstmagd dem Publikum dumm-dreist-aufdringlich die neusten Zeitereignisse, die Themata der Leitartikel erörtern — die Ablehnung solcher Zumutungen würde vom Publikum selbst gekommen sein. Die Zensur wäre nicht nötig gewesen. Der Janhagel gab nicht wie jetzt den Ton an.

Eine breitspurige Wirksamkeit übten die Übersetzer Louis Angely[2] und Kurländer[3] in Wien. Beide sind die Begründer des „Frei nach dem Französischen“. Der erstere war auch Schauspieler und hatte eine etwas forcierte Komik. Als Ferdinand Raimund nach Berlin kam, 1832 — wo der Erzähler schon Student war —, fand sich nur ein Häuflein Zuschauer im Königstädter Theater ein. Der Beklagenswerte spielte seinen eigenen „Menschenfeind“ vor leeren Bänken. Man konnte annehmen, daß ihm die bitteren Verwünschungen des Schicksals, von denen Rappelkopf, der wienerisierte Timon, durch den „Alpenkönig“, der niemand anders als Kaiser Franzel im Inkognito sein sollte, geheilt wird, recht von Herzen kamen.

Theatereindrücke, denen regelmäßig, wenn der Erzähler bald nach zehn Uhr, wo die Haustür geschlossen wurde, heimkehrte, die Erklärung des Vaters, der jene erst zu öffnen hatte, folgte: „An dir wird Satan seine Freude haben! Du gehst den graden Weg zur Hölle!“ konnten keine dauernde Lust daran erwecken. Die Bühne blieb mir eine Liebe aus der Ferne, die es zu keiner Erklärung kommen läßt. Mochte ich doch auch kaum voraussetzen, daß Shakespeare und Calderon, die ich für mich und mit lautem Rezitieren allein las, im Schauspielhause anders erscheinen würden, als sie vor meinen Augen

[1] Vgl. S. 439 dieses Bandes, Anm. 2. — [2] Louis Angely (1787—1835), Lustspieldichter; die meisten seiner unzähligemal gegebenen Stücke sind Bearbeitungen französischer Werke, die er mit vielem Geschick lokalisierte. — [3] Franz August von Kurländer (1777—1836), dramatischer Schriftsteller; seine Schauspiele und Lustspiele sind freie Bearbeitungen französischer Vorlagen.

standen. Oft hatte ich Regungen, selbst Schauspieler zu werden. Aber die Idealität, in deren Verklärung mir alle Kunst lebte, fehlte zu sehr dem ganzen Theatergebiet. Das Ideal der griechischen Bühne wurde uns in der Klasse täglich vorgeführt, jener unter dem offenen blauen Himmel Griechenlands geführte Kampf heroischer Gestalten mit dem großen erhabenen Schicksal — wo war davon etwas in Schinkels neugebautem „Komödienhause" zu suchen, wo man bei spärlichster Ölbeleuchtung durch ein Gewinde von kellerartigen Gängen und Treppen hindurch mußte, um endlich im zweiten Rang oder auf der Galerie fast immer — allein zu sitzen! Denn der Zuspruch zum Theater war damals in hohem Grade gering, trotzdem daß Friedrich Wilhelm III., wenn nicht grade im Opernhause Ballett angesetzt war, jeder Schauspielvorstellung anwohnte.

Einen wie andern Blick gab, statt auf den Theaterzettel mit „Der Galeerensklave", „Preziosa", „Künstlers Erdenwallen", die Welt des Geistes und der Forschung! Die Nachtstunde mit „unnützerweise verbrauchtem Öl" ließ schönere Gebilde aufsteigen, als sie der an sich nicht mehr gefürchtete „Satan" im Theater zauberte! Die „Prolegomena" F. A. Wolfs[1], von dessen Geist die ganze damalige Altertumswissenschaft durchdrungen war, blieben unserm Kreise nicht fremd und wurden zu häuslichem, privaten Studium erworben. Die kühne Hypothese, daß es keinen Homer gegeben hätte, sondern nur ein homeridisches Zeitalter, eine Alluvion von Dichtungen, die sich durch die Zeiten, durch eine Schule gebildet hätten, und daß zuletzt in Athen, teilweis auf Staatsbefehl, dies große Material geordnet, überarbeitet, ergänzt worden wäre — sie warf — mit Begeisterungsschwingen — den Zweifel in die Brust als Führer fürs ganze Leben. Die gläubige Natur, die angeborene oder anerzogene Verehrung der Tradition, war dahin. Alles in dem jungen Mann stockte und staunte ob dieser Enthüllung eines verführerischen Scharfsinns. Hier gab es

[1] Friedrich August Wolf (1759—1824), der Begründer der neueren Altertumswissenschaft, veröffentlichte 1795 seine „Prolegomena ad Homerum", in denen er die „Ilias" und „Odyssee" nicht als Werk eines einzelnen Dichters, sondern mehrerer Rhapsoden zu erklären suchte.

keinen Glauben an die Unmöglichkeit, daß eine Dichtung wie durch generatio aequivoqua ins Leben gerufen werden konnte. Die Bahn war gebrochen, sich gegenüber allen Anfängen der Geschichte, jedem mythischen, über das Maß der Gegenwart hinausragenden Begriffe, am meisten der Bibel selbst, nur prüfend zu verhalten und alles Ungeheuerliche, Unverhältnismäßige, Wunderbare natürlich zu erklären. Die Teufel kamen immer näher — aber von einer andern Seite! Von der Studierlampe! Diese wandernden Homeriden waren es. Diese tanzten nicht im Ballett vor dem frommen Agendenkönig[1]. Im Geiste sah ich's: Erzogen und gebildet auf einer Sängerschule (vielleicht lag sie in Chios), hinauswandernd, erst zu Schiff und wie Arion die Geister der See beschwörend mit dem Saitenklang goldner Harfen, dann das feste Land betretend in Kleinasien, auf Trojas Trümmern, oder in Argolis, wo sie die Löwenburg der Atriden aufnahm! Alle zerstreut, jeder singend, jeder allein bildend an seinem besondern Stoff, der geschult auf diese Mythe, der auf jene und dann alle vier Jahre zu Olympia sich vereinigend, dort nichts begehrend, nichts sich mühend zu erringen als den Kranz vom wilden Ölbaum auf das lockenumwallte Haupt —! Die Gegenwart hat die Hypothese der Prolegomenen und ihre spätere Anwendung auch auf die Nibelungen verworfen, sie hat wieder für einen wirklich dagewesenen großen Dichter Homer plädiert. Ich kann an diesen nicht glauben. Wer die Schwierigkeiten des Schreibens in den alten grauen Tagen erwägt, wer an die Unmöglichkeit denkt, das Material für weitschichtige Aufzeichnungen aufzutreiben, wer da weiß, daß nur eine Staats- oder Kultushülfe, ein gleichsam gesetzgeberischer Akt die Mittel bot, um lange Bücherrollen zu führen, der wird sich das Bild eines sich schon damals à la Goethe mit ruhiger Federführung hinsetzenden und seine „Iliade“ und „Odyssee“ dichtenden Homer niemals vorstellen können.

Das entschiedenste geistige „Hinter die Schule gehen“ wurde mit den Büchern getrieben, die sich einige stimmungs-

[1] Friedrich Wilhelm III.; vgl. S. 20 dieses Bandes, Anm. 3.

verwandte Schüler zusteckten, mit verbotenen. Sie betrafen die damalige Lebensfrage der akademischen Jugend, ob Landsmannschaft, ob Burschenschaft. Von Schulgenossen, die ihre Eltern am Orte hatten, konnte solche eingeschmuggelte Lektüre nicht kommen, obschon die sich zuweilen in die Klassen verlierenden Spoliationen der väterlichen Bibliotheken, ja selbst der Kupferstichsammlungen merkwürdige Untersuchungen hätten bringen können. Ein Kommilitone „schenkte" mir z. B. mit voller Treuherzigkeit einen Müllerschen Stich des Evangelisten Johannes[1], der später zu hohen Preisen gesucht wurde. Haupts „Burschenschaften und Landsmannschaften"[2] und Herbsts „Ideale und Irrtümer"[3] brachte der schon genannte spätere Pfarrer Böttcher in unsern Kreis. Selbst der Sohn eines Landpfarrers bei Züllichau, wohnte er selbständig. Eine Zeitlang da, wo vielleicht gegenwärtig in der Jägerstraße bei Beyer einer der Leser dieser Zeilen nach dem Theater sein Beefsteak zu verzehren pflegt. Welche Umkehr durch die Zeit! Dieser jetzige Restaurationsgarten war pedantisch gepflegt, an den Beeten rings mit Buchsbaum umfriedigt, die Gänge waren mit gelbem Kieselsand beschüttet; das Haus war eines jener wenigen alten „vornehmen" Berliner Häuser, die ständig geschlossen blieben. Alles ringsum war klösterlich. Bei jedem lautgesprochenen Worte guckten alte Demoisellen mit langen Locken (aus Seide, wie sie damals üblich) entrüstet zum Fenster heraus. An den unheimlichen, schwarzgeräucherten Brandmauern, die in ganzer Länge das Gärtchen einschlossen, schlichen die den Damen wahrscheinlich einzig sympathischen Katzen dahin. Man sollte am Berliner, wenn man seinen Urtypus schildert, seine Pedanterie, eine gewisse mißgünstige Peinlichkeit, die Wahrung des Kleinlichen und die nur langsam kommende Regung zum Leichtnehmen, Generosen und Kulanten

[1] Friedrich Müller (1782—1816), berühmter Kupferstecher, stach 1808 seinen „Johannes" nach dem Gemälde des italienischen Malers Domenichino (1581 bis 1641). — [2] Joachim Leopold Haupt, „Landsmannschaften und Burschenschaft. Ein freies Wort über die geselligen Verhältnisse der Studierenden auf deutschen Hochschulen" (Leipzig 1820). — [3] Friedrich Herbst, „Ideale und Irrtümer des akademischen Lebens in unserer Zeit, oder der offene Bund für das Höchste im Menschenleben, zunächst für die deutsche studierende Jugend" (Stuttgart 1823).

nicht verschweigen. Die meisten Physiologen unserer sozialen Zustände, Skizzen- und Bildermaler über Berlin und die Berliner, vergreifen sich, wenn sie nicht von einer gewissen hypochondrischen, griesgrämlichen, kalt ablehnenden Neigung im Charakter des Märkers überhaupt ausgehen, woraus auch andrerseits die eigentümlichen Tugenden dieses Stammes, das feste Beharren, Mut und Entschlossenheit, herzuleiten sind.

„Haupt" und „Herbst" hatten einen kleinen Kreis, der sich schon durch Studenten rekrutierte, auf dem Gewissen, wenn wir beim „Heil dir im Siegerkranz" uns schon lange das Ohr zuhielten und nur über Barbarossas Erwachen im Kyffhäuser, über die wiederherzustellende Kaiserkrone träumten. Die alten spitznasigen Demoisellen, bei welchen Böttcher von seinem Vater einquartiert worden war, kündigten ihm sogleich nach einem unsrer Nachmittagskaffees, bei denen „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los" entsprechend intoniert wurde. Trotzig zog der Ausgewiesene in die Scharrn-, die Kur-, die Französische Straße. Überall vertrieb ihn unser Lärm. Der Ärmste war krank am Fuß und hinkte. Oft, wenn ich die wilden Ausbrüche seines Zornes sah, mußte ich denken: Wie der Schöpfer so weise voraussorgt! Jedem, der in seiner Art für andere gefährlich werden könnte, legt er einen Dämpfer auf —! Wir folgten diesem Rattenfänger, einer idealen, schwunghaften Natur, mit seiner feurigen Rede, seinen langen, hellblonden, ungelockt auf die Schultern fallenden Haaren, seinen sprühenden Augen von Hausnummer zu Hausnummer seiner Wohnungen, bis er nach seinem rühmlichst bestandenen Abiturientenexamen auf ein halbes Jahr nach Halle ging, dann zurückkehrte und unsern inzwischen umgestalteten Bund mit seinen „Haupt"- und „Herbst"-Ideen beinahe nach — Köpenick geführt hätte. Denn wir hatten trotz unsres „an Eides Statt" gegebenen Gelöbnisses und der drohenden Gefahren durch Pedell, Universitätsrichter und Minister von Kamptz in gewissen Formen eine Burschenschaft errichtet.

IV.

Abschluß.

Es wurde nun mit der Zeit fast unmöglich, die Welt der Schule und des gesteigerten inneren Lebens mit der des Hauses, mit der Welt der täglichen Umgebungen, der herabziehenden Gewöhnlichkeit im Einklang zu erhalten. Die klassischen Ideale im Kopfe, die endlich gewonnene sichere Gewißheit, daß es eine Welt des Schönen, Hochherrlichen, über diesen gemeinen Erdenbedingungen Erhabenen gibt, an welcher die Sterblichen hienieden mitzugenießen, für das Hereinragen derselben ins Erdenleben mitzuleiden und mitzuschaffen berufen sind — und dem dann gegenüber die immer anspruchsvollere, wilde, ja trotzige Durchkreuzung durch eine von Armut, Unwissenheit und fanatischem Wahn bedingte Lebensexistenz — es wurde zuletzt eine Qual, unerträglich, obschon — sie ertragen werden mußte. Sie hatte den immer mehr sich entwickelnden Bruch mit allem im damaligen Berlin Gegebenen im Gefolge.

Die Mittel fehlten, Berlin zu verlassen und etwa dem Beispiel mancher Kameraden zu folgen, die auf die Gymnasien kleinerer Städte gehen durften, wo sie eine beneidenswerte Freiheit gewannen. Konnten doch selbst die Hülfsquellen, die ein Fortwandern auf dem Wege zu dem noch hochliegenden Tempel Minervas ermöglichten, nur dadurch erworben werden, daß zu einigen Stiftungsvergünstigungen, deren Verleihung dem Gemüt des bald wieder mit dem ausgearteten Quartaner versöhnten Zimmermann zu danken war, sich die Erträgnisse einer schon zu l e h r e n anfangenden Laufbahn gesellten.

„Stundengeben —"! Du inhaltschweres, Bilder der Mühe, der in die Ewigkeit hinein erneuerten Sisyphusarbeit weckendes Wort! Prüfungsreicher Kurrendedienst! In sommerlicher Nachmittagshitze die lange Friedrichsstraße von ihrem einen Ende bis ans andre keuchen, im Wintersturm, abends, wenn der Schnee alle Straßen unwegsam machte oder der Frost die Fenster der Häuser undurchsichtig, pünktlich an Ort und Stelle eintreffen, um einen faulen, hinter seinen Mitschülern zurückgebliebenen Untertertianer vorwärtszubringen —

gewiß zum „europäischen Sklavenleben"[1] eine Vorstufe, wenn man die geringe Entgeltung hinzunimmt und die gewaltige Fülle von Pflichten, die sich der junge Lehrer aufbürdet, der doch noch selbst ein Schüler ist und seinen Vorgesetzten gegenüber in der Klasse seinen Mann zu stehen hat. Nach diesen Lektionen begannen erst die eigenen Arbeiten, Präparationen, Übersetzungen, Ausarbeitungen und die mit gesteigertem Eifer betriebenen eigenen philologischen Studien.

Zum Glück gefällt sich der Rigorismus der Jugend in solchen Kraftproben. Noch ist man Anachoret in der Kunst des Abschließens und der Entbehrungen. Am Wintermorgen schon um sechs Uhr, erwärmt nur durch die nachhaltende Bettwärme, noch lange vor dem Frühstück schon in einer Kammer ohne Ofen hinter dem grünen Blechlampenschirm zu sitzen und Meierotto[2] über Roms Sitten und Gebräuche zu exzerpieren, den alten Niewport[3] über die Feste der Römer, die Gedichte der Sappho, die Fragmente des Alcäus zu übersetzen, das war ein selbstauferlegtes Martyrium, nie mit Klage und Mißmut erfüllend. Abends aber kam so manche Störung. Zum Lernen sollten sich sogar Musikübungen gesellen. Die Übungen im Flötenspiel — „unglückselige" Erinnerung — erschienen den Eltern wichtiger als die Lektüre von Raumers „Vorlesungen über die alte Geschichte"[4]. Der Unterricht im Fingergriff und Mundansatz der Flöte war die Folge des sonderbaren Schauspiels, daß sich eine Zeitlang regelmäßig drei Bewerber um die Gunst der Schwester, Rivale, die sich bitter haßten und auszustechen suchten, einfanden. Einer derselben, Militär mit silbernem Portepee, eine nicht gewöhnliche Natur, die es später bis zum Rechnungsrat beim Steuerwesen brachte, war zugleich musikalischer Dilettant. Der abendliche Unterricht im Flötenspiel, den er gab, machte ihn zum umgekehrten Pendant für Schillers Major Walter. Dieser nahm nur Flöten-

---

[1] Anspielung auf den Roman „Europäisches Sklavenleben" (Stuttgart 1854, 4 Bde.) von Friedrich von Hackländer (1816—77). — [2] Johann Heinrich Ludwig Meierotto, „Über Sitten und Lebensart der Römer in verschiedenen Zeiten" (Berlin 1776). — [3] Gemeint ist vielleicht G. H. Niewpoort, „Rituum, qui olim apud Romanos obtinuerant, succincta explicatio ad intelligentiam veterum autorum facili methodo conscripta" (Ofen 1799). — [4] Erschienen Leipzig 1821 (2 Bde.).

stunde, um seiner Liebe nahe zu sein, jener gab welche. Herb löste sich auch hier der Konflikt. Der Flötenspieler hatte Gelegenheit, wöchentlich zweimal zu kommen, und sein Schüler blies schon Verbiguier[1] und Fürstenau[2] mit ihm, aber die Schwester wählte einen andern. Bei ihrer Hochzeit wurde getanzt, ohne daß, wie auf der Hochzeit des Bruders geschehen, der Hauswirt auf die nächste Wache lief und Beistand gegen einen von ihm behaupteten Einbruch der Decke begehrte. Der Berliner ist, wie schon oben gesagt, von Natur nergelnd und mißgünstig.

Beim Stundengeben eröffneten sich wieder allerlei interessante Fernsichten in die Verschiedenheiten der Existenzen. Mit unbefangenem, reinen Sinn wurde in eine wunderlich geartete Welt geblickt, wo die Nähe einer Fürstlichkeit waltete, des freilich schon verstorbenen Staatskanzlers Hardenberg. Bekannt ist des weichlichen und in allem die Signatur des 18. Jahrhunderts tragenden Staatsmannes zerrüttete Häuslichkeit. Hier geriet der junge Stundengeber in die Existenz eines der Schwiegersöhne des Fürsten. Es war ein Witwer, der sich fast im Geiste des Herrn Cleanth gab, nur daß die Veranlassungen zum Podagra, das im Leben des Herrn Legationsrates eine Hauptrolle spielte, bei Cleanth zurücktraten. Die Freimaurerei jedoch, das enge Zusammenhalten geheimnisvoll verbundener Brüder, dabei in Mittagsgesprächen, denen der Primaner nicht selten als à la fortune du pot Geladener anwohnen durfte, die ganze Zeit der Haugwitz[3] in den Auffassungen der Politik, Friedrich Nicolais[4] in Sachen der schönen Literatur und Kunst, das war die nämliche Welt wie auf dem Leipziger Platz. Nach Tisch vereinigten sich die maurerischen

---

[1] Benoît Tranquille Verbiguier (1782—1838), namhafter Flötenspieler und Komponist. — [2] Anton Bernhard Fürstenau (1792—1852), berühmter Flötist und Komponist für sein Instrument. — [3] Graf von Haugwitz (1752—1831), preußischer Staatsmann und Minister, veranlaßte hauptsächlich die schwächliche Politik Preußens vor 1806. Nach der Katastrophe erhielt er seinen Abschied und zog sich ins Privatleben zurück. — [4] Christoph Friedrich Nicolai (1733—1811), Buchhändler und verdienter Schriftsteller, Freund Lessings und Moses Mendelssohns, vertrat wirkungsvoll, von den Engländern beeinflußt, die deutsche Aufklärung. Doch wurde er später wegen seiner Einseitigkeit und seiner Verständnislosigkeit für neue Richtungen in der Literatur (besonders Goethe) heftig befehdet.

Freunde zum Quartettspiel. So lernte ich früh jene unverwüstlichen Haydn- und Mozartschwelger kennen, mit welchen im Bunde die Zelter und die Begründer der Liedertafeln, auch einige Orgelspieler in den Kirchen Berlins, in Tonsachen ein Regiment führten, das sich noch jetzt bei einem kleinen, doch kräftigen Häuflein regt, so oft es gilt, die Anmutungen unsrer musikalischen „Zukunft" abzuwehren. Einer der Hausfreunde war ein Original. In alten Tagen Militär, dann zum Zivilfach übergegangen, hatte er sich auf abstrakte Philosophie geworfen. Auf eigene Kosten ließ er mehr als ein Dutzend kleiner blaubroschierter Hefte drucken, in denen er nach Kantischen Prinzipien der damals in allen Köpfen rumorenden Hegelschen Philosophie eine andere Metaphysik, Logik, Anthropologie usw. gegenüberstellte. Schon wagte der Primaner, mit dem immer freundlichen und sich wegen seiner kostspieligen Torheit zuweilen selbst ironisierenden Mann zu streiten. Wenn er dann seinen Gegner nicht zu überzeugen vermochte, so zog er wieder ein paar neue Hefte einer Onto- oder Teleologie aus der Tasche und empfahl sie zu gelegentlichem Studium. Der Sohn des wackern Mannes war der später bekannt gewordene Schulrat Bormann[1].

Ein Sohn des damals berühmten Kartographen Engelhardt[2] war ebenfalls mein Schüler und lohnte mir, wie die Enkel Hardenbergs, nicht nur durch treue Folgsamkeit, sondern auch durch den Zauber weiblicher Nachbarschaft beim Dozieren. Holde Schwestern, in der Leipziger Straße (jetzt „Leipziger Garten") eine braune, in der Friedrichsstraße (jetzt „Konzertgarten" — allerwärts verwandelt sich Berlin in Wirtshäuser!) eine hochblonde, kredenzten Früchte, Wein, Kaffee. Schon zitterte die Hand, die dargereichte Tasse zu empfangen, die Wange glühte. Der Anrede folgte mit Verlegenheit die Antwort. Nach dem Verschwinden der ach! so flüchtig gewesenen Erscheinungen wurde erst die Toilette geordnet. Xenophons Rückzug der 10000 Griechen, der eben

[1] Karl Bormann (1802—82), preußischer Schulmann, war 1849—72 Provinzialschulrat in Berlin. — [2] Moritz von Engelhardt (1779—1842), Naturforscher, war seit 1820 Professor in Dorpat.

traktiert wurde, konnte als Sinnbild dienen für den schwierigen Rückzug des siebzehnjährigen Lehrers selbst in die wirkliche Welt. Die Russen sollen ein Wort für die ersten Liebesschauer der Jugend haben, Sasnoba. Gewiß ist damit beim Anblick seiner Schönen Gesichtskrampf, Stocken der Redewerkzeuge und das Gefühl urplötzlicher Verdummung verbunden. Schneide doch nicht so schreckliche Gesichter! hatte die Hofratstochter von früher, die halb und halb vergessene, gesagt, als ich eines Tages einen Rückfall in „Sasnoba" bekam, weil ich sie auf der Hochzeit der Schwester mit entblößten Armen erscheinen sah. Bei jenem Hardenbergschwiegersohn trat unter unbestimmter Angabe ihrer Familienstellung eine junge Dame nicht nur von blendender Schönheit auf, sondern auch in einem Kostüm, wie dem Jüngling dergleichen nur vom Theater her bekannt war. Das langflutende Kleid war gelber Atlas, Rot und Schwarz bildete den Besatz, das in Locken frisierte schwarze Haar war mit Perlen geschmückt, die Ohrringe blitzten. Aus einem Garten unter ein Rebendach schlüpfend (die Jetztzeit hat diese Gärten eingerissen bis auf einige Bäume, um den Biertrinkern noch einigen Schatten zu lassen), einen Korb voll Äpfel, Birnen und Trauben unter dem halbnackten, bräunlichen Arm, erschien mir die ausnehmend wohlwollende Dame, die nur zu bald im Hause wieder verschwand, wie eine vom Fest des Dionysos verirrte Bacchantin.

Die Liebesflammen der Schulbank erlöschen glücklicherweise nur zu bald. Amor und Passows „Griechisches Lexikon"[1] reimen sich nicht zusammen. Und doch wurden die Intervalle vom Erlöschen einer Flamme zum Entzünden einer andern immer länger, die Triebe demnach stärker, nachhaltiger. An Erhörung war nirgends zu denken. Vor der „Einsegnung" trug die Hofratstochter kein Bedenken, ihre Auszeichnungen, ihre Neckereien fortzusetzen. Aber vom Konfirmandenfrack an trat Reserve ein und sogar Grobheit auf die Kundgebungen des Sasnoba. Eine sehr unglückliche Liebeswahl traf eine

[1] Franz Passow, „Handwörterbuch der griechischen Sprache" (Berlin 1819 bis 1824, 2 Bde.).

blasse schlanke Morgenbegleiterin beim Schulbesuch, die regelmäßig um denselben Glockenschlag irgendwo aus einem der Häuser der Mohrenstraße schlüpfte, sofort vor den stechenden Augen des Sekundaners die andre Seite der Straße suchte, mittags aber doch auf dem Heimwege wieder dieselbe Parallele mit ihm machen mußte. Ihr jedesmaliges Erröten beim Begegnen war ohne Zweifel Indignation. Der ganze Himmel auf Erden, den ein Sekundaner in seiner Brust zum Angebot auf Lager hält, blieb unabgegeben. Eines Tages ließ sich die blasse Spröde „unter den Palmen nicht mehr sehen“.

Ja, unter den Palmen! Im damaligen „Schulgarten“, dem jetzigen Dreistraßendreieck (Lenné-, Bellevue-, Königgrätzer Straße), grünten zwar keine Palmen, aber Holunderbüsche, Akazien und Äpfelbäume. Militärische Konzerte führten fast immer dieselben Familien mit ihren Angehörigen an dieselben Kaffeetische. Man machte hier Bekanntschaften durch einen Fehltritt auf ein fremdes Hühnerauge und die Bitte um Entschuldigung, oder durch die wacklige Lehne eines Stuhls, für welchen man sich einen weniger defekten und „vielleicht vakanten“ vom Nachbartisch ausbat. Hier war es sogar eine Jüdin aus der Spandauer Straße geworden, die jene ganze verzehrende Kraft des Mondes zu besitzen schien, die Attraktion, die einen abends ohnehin präparationsmüden Primaner rein zum leblosen Schatten machte. Es waren doch etwa sechzig Kaffeetische zugegen, und überall saß jugendlicher Nachwuchs, und grade diese sechzehnjährige schlanke Brünette aus der Spandauer Straße mußte es sein, diese unter Onkeln und Tanten mit dem Bewußtsein, als die erste im Aufgehen begriffene Blüte ihres Familienstammes zu gelten, diese prangende blaßrote Rose, der schon bis zur Kurfürstenbrücke entgegengegangen und nach stummem Gruß ein toggenburgartiges Geleit bis zum Schulgarten gegeben wurde! Ach, wohl sah das Auge, himmeltrunken, die abendliche Heimbegleitung der Familie aus dem Konzert durch eine Kohorte von Referendarien, Auskultatoren, Assessoren und Leutnants. Aber hatte man denn nicht schon Fälle erlebt von Brautständen, die zehn Jahre gedauert? War nicht jede Kandidatenbraut selbstredend auf

sieben gefaßt? Die gesunde Vernunft schwand dahin vor diesem schlanken Wuchs, diesen schönen Augen, dieser sich bald spöttisch, bald im englischen languish[1] ergehenden Koketterie. Verse und die damalige Neuerung der Stadtpost wurden gewagt, Verse, die von einem Tal sangen und von einem einsamen Wandrer darin und von einem Murmelquell, der des Wandrers Geständnis hörte und davon dem Monde Mitteilung machte, aber unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Diese Verse wurden erneuert, bis ein an die Schwester des leichterratenen Dichters gelangter Entrüstungsschrei der Mutter, der sich in die Form einer ästhetischen Kritik kleidete, dem Schwindel des an jedem Dienstag und Freitag, wo die Sommerkonzerte im „Schulgarten" stattfanden, unzurechnungsfähigen Primaners ein jähes Ende bereitete. Eine Dusche auf die erste schriftstellerische Eitelkeit verfehlte ihre Wirkung nicht.

Aus diesen Träumereien für Idole, mit denen niemals auch nur eine Silbe gewechselt wurde, weckte immer noch die strenge Schulordnung und das Übermaß häuslicher Arbeiten und die Revolution, die jedes neugelesene tiefer gehende Buch hervorbrachte. Besonders erkräftigend war der Stolz, der im Staat und den Zuständen ringsum nur die Gegenstände burschenschaftlich vorgeschriebener Verachtung sah. Hatte schon die Hinrichtung Ludwig Sands den Grund zu einer Lebensanschauung gelegt, die mit wohlgemuter Ergebung auf eine Laufbahn der Märtyrerschaft hinausgehen wollte, hatte der Knabe in seiner Kammer — wie oft! — die Situation nachgeahmt, sich auf einen Stuhl zu setzen, den Hals zu entblößen und den tödlichen Streich grade wie auf dem Wiesenrain bei Mannheim zu empfangen, so wurden, wie wohl auch junge katholische Kleriker im Seminar mit Versen, Exaltationen, Nachahmungen der Märtyrerleiden ihre Laufbahn zu beginnen pflegen, durch die glühendste Freundschaft für jenen Hermann Böttcher und einige Gleichgestimmte (mit denen die „korrekten" Gemüter der Beamten-, reichen Kaufmanns- und Bürgersöhne in diametralem Gegensatz standen) die Wirrsale des

[1] Schmachten.

Kopfes immer heißer und bedenklicher. Der einzige Dämpfer, der die Anschauungen nicht über das Maß gehen ließ, war die Rücksicht auf die Eltern. Und hier entschied mehr die Pietät als die Furcht. Das Unvermögen ihrer Bildung, sich zu den Gesichtspunkten des Sohnes, der ihrer Sphäre immer mehr entrückte, aufzuschwingen, entwaffnete diesen, rührte ihn. Manche Unterwerfung kam nach stürmischen Szenen mit dem schmerzlich nachgesprochenen Worte: „Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun!"

Der Lesceifer ging vorzugsweise auf das Romantische. Nicht etwa auf Romane; seit Walter Scotts farbenreichen Gemälden sprach nichts mehr an. Die Periode Cooper[1]-Irving[2], der sich wiederum einige Mitschüler unter den Klassenpulten während der Stunde mit Leidenschaft hingaben, ging an dem Erzähler vorüber wie fast alles, was in gleicher Art die Abendzeitungsnovellisten schrieben, van der Velde[3], Tromlitz[4], Wachsmann[5] u. a. Selbst Tiecks Novellen standen noch zurück gegen dessen „Oktavian", „Blaubart", „Gestiefelten Kater". Achim von Arnim wurde in allem, was an ihm faustisch, mittelalterlich, abstrus polemisch war, insoweit genossen, als wenigstens einiger Sinn und Verstand aus seiner forcierten Weise heraus zu erkennen war. Und E. T. A. Hoffmann, der Matador des Tages, der Gefeierte bei allen Hofräten, allen Stammgästen bei Sala Tarone, war dem Jüngling zu mitternächtlich blasiert. Nur das „Fräulein von Scudery" fesselte durch Grauen. Jean Pauls Charaktere waren es, denen die ganze Hingebung eines gläubigen, noch unkritischen Gemüts gehörte, ein Lesen voll Liebe und Bewunderung. An Jean Paul war so wohltuend, daß der Umgang mit ihm auch die Verbindung mit jener vornehm geistigen Welt erhielt, in der sich der erste wissenschaftliche Eifer der Jugend und so hochmütig bewegt. Jean Paul

---

[1] Der Verfasser der bekannten Indianergeschichten vom „Lederstrumpf". — [2] Washington Irving (1783—1859), amerikanischer Schriftsteller, begründete seinen Weltruhm durch die köstliche Parodie auf das Heldenepos und die Weitschweifigkeit gewisser Lokalhistoriker „A history of New York by Diedrich Knickerbocker" (1809). — [3] Vgl. S. 197 dieses Bandes, Anm. 2. — [4] Vgl. S. 442 dieses Bandes, Anm. 6. — [5] Karl Adolf von Wachsmann (1787—1862), Novellenschriftsteller.

war gelehrt; er vergaß nie über seinen Helden, und wenn sie den untersten Lebensstufen angehörten, die Quellen seiner eigenen Bildung. Bald gibt er ein Zitat aus den Alten, bald eine Vergleichung mit einem kürzlich erst entdeckten Vorkommnis des chemischen Laboratoriums. Dann wieder bringt er nichtsdestoweniger wieder das der Jugend so wohlbekannte Platteste aus der Werkstatt des Schusters und Schneiders, des Schmieds und des Schlossers und bringt es in eine Beziehung zu den Äonen der Geisterwelt. Den Jugendsinn reizt nichts so sehr als der Kontrast. Er wird immer lachen über die Unterbrechung alles Steifen, Feierlichen und Eingelernten durch die Bedingungen der Natur. Jean Paul wies auf Herder hin, und auch dessen Werke wurden erworben, zum Buchbinder gegeben und wenigstens teilweise von der Verklebung des Blätterschnittes durch Lektüre befreit, schon um Fühlung mit der Theologie zu behalten. Denn die Theologie sollte und mußte es werden. Ein geringes Stipendium stand (unter der „Gerichtslaube" des Rathauses, wo sich die Kasse der Stiftungen befand) in Aussicht, aber nur für einen Theologen.

Der regelmäßig eingehaltene Sonnabendnachmittag bei Giovanoly, die dann frisch und neu angekommenen, mit unsrer gegenwärtigen Zeit verglichen so dürftigen, sämtlich streng zensurierten Morgen-, Mittag-, Abend- und Mitternachtszeitungen brachten die laufende Chronik der zeitgenössischen Belletristik, Berichte über Schauspieler und neue Stücke, Kritiken und Antikritiken, Korrespondenzen. Der Wert der Leistungen ging weit auseinander. Von Altenburg, das den Ruhm genoß, die einzige Stadt zu sein, wo die Zensur milde geübt wurde, kamen Zeitbetrachtungen; von Leipzig verbreitete sich die dilettantische Novellenschreiberei und bei literarischen Klopffechtereien eine banausische Sprache. Die Frauennamen fingen an, eine Rolle zu spielen. Anfangs mehr in der Lyrik als im Roman. Wien vertrat ganz nur die Interessen der Bühne. Alledem, verflachend, wie es wirkte, hielt den Widerpart teils die schwäbische Lyrik, teils die im Norden immer mehr aufkommende literargeschichtliche Philologie, wie man die nicht endenden Rückblicke auf Weimar und die Dichterheroen (die hinter-

lassenen „Briefwechsel“ fingen an, eine Rolle zu spielen) nennen möchte. Zwischendurch ertönten schon immer mehr die Zerrissenheitsakkorde, Spuren der ersten Einwirkung Lord Byrons auch auf Deutschland. Wer sich wie der Erzähler in Ludwig Uhland vertiefen, diesen geliebten Sänger der Naturschönheit und der Ritterzeit in den Park von „Bellevue“ mitnehmen, ihn dort auf einer Bank oder am „Schafgraben“ auf einem Rasenfleck mit romantischer Schwelgerei genießen konnte, war unfähig, an Heinrich Heine Gefallen zu finden. Die „Reisebilder“, so manche Heinesche Mitteilung im „Gesellschafter“ widerstanden. Die Empfindung, die in dem einen seiner mir viel zu „loddrig“ gearbeiteten Gedichte herrschte (der Philologe hielt auf Reim und Rhythmus), wurde im andern wieder aufgehoben, ja oft am Schluß der Gedichte selbst schon. Die französelnde Spitze mit „Madame“ und ähnlich erschien dem jungen Kritiker albern, nur für Commis voyageurs berechnet, denen er überließ, darüber zu lachen. Dazu wurde die ganze Haltung des Heineschen Liedes von ihm für ein Plagiat erklärt. Des „Knaben Wunderhorn“ war eines der Bücher, die sich auf unsrer defekten Bibliothek aus der Bernhardizeit[1] des Gymnasiums erhalten hatten. Darin standen ja alle diese Rosen und Lilien und blitzten alle diese Tautropfen und waren auch all diese Balladenwendungen zu lesen: „In Straßburg auf der Schanz“ — und auch sonst schien das Gehabe und Getue vom Tannhäuser und von der Frau Minne usw. nur erborgt. Heines Judentum ergänzte das Bild von alten erborgten Kleidern. Noch drei Jahre später nannte ich seine Blumen in einer meiner ersten Kritiken gemachte und sprach von Taft, aus dem sie gefertigt, und von Odeur, den sie verbreiteten aus daraufgetröpfelten Essenzen. Im wesentlichen ist das meine Meinung immer geblieben, ungeachtet der Kompositionen von Schumann und Mendelssohn, deren Schönheit dem Dichter zugute gekommen. Ich zog mir freilich damit den Haß und die Verfolgung des Mannes bis an sein Ende, ja noch bis über sein Grab hinaus zu. Denn die Herren Her-

[1] Vgl. S. 414 dieses Bandes, Anm. 1.

ausgeber seines Nachlasses nahmen keinen Anstand, nur um Bücher zu machen, all die Unflätereien drucken zu lassen, die sich Heine zu gelegentlicher Einschaltung in seine Schriften notiert hatte.

Das „Morgenblatt" wurde damals in seinem poetischen Teil von dem Professor Gustav Schwab, in seinem kritischen von Dr. Wolfgang Menzel[1] redigiert. An das letztere, dies Bekenntnis bin ich schuldig, schloß alles, was in mir nach Licht und Gestaltung rang, wie mit organischer Notwendigkeit und Zugehörigkeit an. Der Redakteur des „Tübinger" Literaturblattes, wie es genannt wurde, hatte zwar Gegner, wo man hinblickte; die von ihm Getadelten rächten sich in Prosa und Versen; die bekannte Polemik Menzels gegen Goethe, die auf einigen weiter von ihm ausgeführten Sätzen des vom Erzähler schon leidenschaftlich geliebten, oft laut rezitierten Novalis beruhte, hatte ihn vorzugsweise verhaßt gemacht in Berlin, wo grade damals auf Zelters Betrieb der Goethekultus (halb dem großen Genius, halb dem Minister geltend) in vollster Blüte stand; aber ich stand unentwegt zu dem damals patriotisch, deutsch und natürlich urteilenden Manne.

Ratlos noch über die Wahl, die in jenem Konflikt gegen oder für den Dichter des „Faust", „Götz", „Egmont", „Werther" getroffen werden sollte, hielt sich der junge Literaturadept an die wenigstens für ihn bezaubernde Wirkung der Wolfgang Menzelschen Begründung seines kritisch-literarischen Urteils durch die Interessen der Nation im großen und ganzen. Deutschlands tiefster Verfall im 18. Jahrhundert, die Wiedergeburt des Vaterlandes zunächst durch die Belebung unserer geistigen Spannkraft, aber auch da noch selbst in dem Leben der Heroen der idealen Revolution, die wir durchmachten, so vielfach vorkommende Charakterlosigkeit in politischen Dingen, Kriecherei und Schmeichelei gegen Große, alles das hat Wolfgang Menzel meisterhaft geschildert. Er zeigte, wie trotz all unsrer Philosophie und Poesie das Reich in Stücke ging und die Trümmer zum Spielball der Brutalität

[1] Vgl. S. 161 ff. dieses Bandes.

des Korsen wurden. Er schilderte die Keime neuer Hoffnungen, die Gedanken des Tugendbundes, wie sie genährt und verbreitet wurden während des Drucks, die Taten Steins, die Aufrufe Jahns, Arndts, Görres' an ein neues Geschlecht von antiker Bürgertugend und spartanischer Sittenstrenge, den Kampf um die Erhaltung dessen, was aus dem Zusammensturz des Alten noch mit den Erkennungszeichen ehemaliger schönerer Bewährung zu retten war, die Enthüllungen und Neuverklärungen altgermanischer Gedanken und Institutionen, ohne darüber den Rechten der Gegenwart, selbst der Ironie, dem Witze, sogar dem vollsten Gepräge des Modernen, dem Wohlgefallen am Esprit selbst eines Voltaire etwas zu vergeben. Das war die damalige eigentümliche Anschauung Wolfgang Menzels, die in jener dumpfen Zeit ihre vollkommene Würdigung nur in dem politisch vorgeschritteneren Süddeutschland fand. In einem eigenen Buche, „Die deutsche Literatur" (erschienen bei den Gebrüdern Franckh in Stuttgart, die damals die gesamte deutsche Buchhändlerwelt mit ihren Verlagsunternehmungen überraschten), wurde der Status quo des geistigen Schaffens der Deutschen, von der Lyrik an bis in die Naturwissenschaften, mit schlagendem Witz und dem vielseitigsten Wissen festgestellt. Erst spätere Einsicht entdeckte Lücken und Irrtümer, wie sie sich aus dem leichten, desultorischen Gange der Behandlung doch nicht entschuldigen ließen. Doch der erste Eindruck war für ein Jugendgemüt überwältigend. Für jede Form der Dichtkunst, für jede Disziplin der Wissenschaft suchte Menzel die Verbindung mit den teuersten Gütern der Nation herzustellen, mit dem verlorenen und zurückzuerobernden Palladium der Nationalgröße, mit ständischer Freiheit, mit öffentlicher Jugenderziehung, mit Reform nach allen Seiten hin. Das blendende Buch wurde von dem Siebzehnjährigen sofort käuflich erworben und verschlungen.

Die „korrekte Denkerschaft" der Schulkameraden steuerte nur dem Examen zu. Selbst der geniale Hermann Böttcher hatte keinen andern Mitteilungsdrang und keine andre Empfänglichkeit für Poesie, als wenn ihm diese entgegentrat aus

den patriotischen Liedern des neuen Leipziger Kommersbuches, Vossens „Luise", Kosegartens „Jucunde"[1], Tiedges „Urania"[2], Schulzes „Bezauberte Rose" wurden genannt, Werke, die für mich schon Menzels Negation, wie die Kritiker zu tun pflegen, in ein eigenes Schubfach gelegt und „abgetan" hatte. Der Versuch, eine sich wöchentlich einmal versammelnde Gesellschaft zu gründen und aus den „Verhandlungen" derselben eine (geschriebene) Zeitschrift hervortreten zu lassen, gelang für einige Zeit. Die „Blätter für Poesie und Prosa" brachten es auf einige Nummern. Der darin am häufigsten aufgetretene Mitarbeiter war der Sohn des damals in voller Machtblüte stehenden Demagogenverfolgers von Kamptz.

Jünglingsfreundschaften sind gewiß ein erquickender Tau für eine Jugend, die zuletzt unter ihren Büchern und vollzuschreibenden Heften verschmachtet. Wie aber die stille Widerspiegelung gegebener Zustände überhaupt nicht die Art der Jugend ist, sondern ihr alles, was sie unternimmt und erlebt, einen Treffer, einen Zielpunkt haben muß, so verlangt auch jede Jugendfreundschaft eine Nahrung, ein besonderes Band des Interesses. Entweder kletten sich die jungen Herzen aneinander an zum Erproben ihrer Kraft, wo es dann zu Exzessen kommt, worüber die meisten Eltern die Jugendkameradschaften verwünschen — oder es muß eine gleiche Stimmung und Richtung im wissenschaftlichen Streben vorhanden sein, eine liebevolle gegenseitige Förderung und die Anerkennung des gegenseitig erkannten Wertes. Die letztere ist höchst selten. Der Neid, die Mißgunst stellen sich nur allzu früh in Seelen ein, die aus ihren Familien oft in der Tat auch nichts als ein dumpfes, vegetativ-egoistisches Leben mitbringen. Kalt und gleichgültig trottet da das eine dünkelhafte, hoffnungsvolle Muttersöhnchen neben dem andern. Die große Stadt, die weiten Entfernungen, die verschiedenen Lebensweisen der Familien tun für die Isolierung noch das übrige.

[1] Ludwig Theobul Kosegarten (1758—1818), protestantischer Theolog, ahmte in seinen poetischen Versuchen meist den Schwulst der zweiten Schlesischen Dichterschule, in seiner „Jucunde" Voß' „Luise" nach. — [2] Christoph August Tiedges (1752—1841) Lehrgedicht „Urania" (Halle 1800) trägt den Unsterblichkeitsglauben auf rationalistischer Grundlage vor.

Im ganzen hatte der demnächstige Abiturient über den Mangel an Beziehungen nicht zu klagen. Sein eignes Gefühl für Freundschaft ging bis zu Anwandlungen platonischer Leidenschaft. Ihm konnte geschehen, daß er auf den nackten Arm eines im heißen Sommer in Hemdärmeln mit ihm zugleich zu Hause übersetzenden Kommilitonen mit förmlichem Liebesschauer einen Kuß drückte. Aber volle Vertraute des Herzens und der keimenden exklusiveren Bildung gab es nicht. Abgesehen von dem politischen Schwärmen für Jahn, Sand, Herbst, Haupt mit einigen Gesinnungsverwandten, lagerte sich um den romantischen Träumer zuletzt völlige Einsamkeit. Bibliothekar des Gymnasiums geworden, hatte er nach und nach zum Lesen alles mitgenommen, was einen besonderen Reiz an sich zu tragen schien, sowohl aus der rationalistischen Zeit Nicolais, Reisebeschreibungen und die gesamte „Berliner Monatsschrift" Gedikes und Biesters[1], die treffliche, belehrende Aufsätze enthielt, wie aus der romantischen Epoche alles, was noch nicht an die Antiquare der Königsstraße verhandelt war, z. B. sechs Bände „Studien" von Creuzer[2] und Daub[3], eine Fundgrube für die Geschichte der wissenschaftlichen Forschung seit 1806. Die mythologische Frage, über welche der alte Voß und Creuzer in Streit gerieten[4], führte wieder auf Wolfgang Menzel zurück. Denn dieser hatte sich in diesen, ganz Deutschland (schon des Kryptokatholizismus wegen, den Voß in den Beschäftigungen mit Indiens Götterlehre sehen wollte) aufregenden Streit gemischt und war auf die Seite Creuzers getreten[5]. Die jugendliche Hingebung faßte alles nach den Gesichtspunkten ihres Führers. Das Herz des Jünglings marktet und dingt nicht. Ist es für eine Frage, für einen Charakter einmal gewonnen, was kann die Liebe wankend machen! Mittelstraßen werden erst in späteren Jahren gefunden.

[1] Vgl. S. 422 dieses Bandes, Anm. 5. — [2] Georg Friedrich Creuzer (1771 bis 1858) war seit 1804 Professor der Philologie und alten Geschichte in Heidelberg. — [3] Karl Daub (1765—1836), Hauptvertreter der spekulativen Theologie des modernen Protestantismus, gab seit 1805 gemeinsam mit seinem Freunde Creuzer die „Heidelberger Studien" heraus. — [4] Gegen Creuzers wissenschaftliches Hauptwerk, die „Symbolik und Mythologie der alten Völker" (Leipzig u. Darmstadt 1810—12, 4 Bde.), richtete Voß seine „Antisymbolik" (Stuttgart 1824—26, 2 Bde.); der Streit erregte Aufsehen. — [5] In seiner Schrift „Voß und die Symbolik" (Stuttgart 1825); vgl. auch Bd. 4 dieser Ausgabe, S. 100, Z. 8 ff.

„Alles Wissen bläht auf.“ Hochgemutet, wenn nicht hochmütig, wurde die Stimmung, die sich einst bei einem abendlichen Spaziergange mit einem Kameraden, dem späteren Prediger Hache, Unter den Linden sich fast wie im Pharisäergeist an die Brust schlagend, mit dem gemeinen Mann ringsum in Vergleichung bringen und die unermeßliche Vornehmheit, Größe und schon auf Erden verbürgte Unsterblichkeit rühmen konnte, die eine musische Lebensbestimmung dem Menschen gäbe, der Umgang mit der Welt des Großen und Schönen! Glaubten wir nicht beide, wie unter den Säulen des Parthenon, auf der Akropolis zu Athen zu stehen! Wir waren den Menschen um uns her wahre Vollblutjunker des lateinischen und griechischen Selbstgefühls. Glücklicherweise ging der Hochmut auf Gutes und Schönes. Der Vetter Apokalyptiker mußte zuerst daran glauben. „Machen Sie sich doch nicht lächerlich, Vetter!“ hieß es, wenn sich dieser jeden Sonntag nach der Kirche zum bescheidenen Mittagsmahl des Hauses, dessen Regeln die alten blieben, einstellte, am Büchergestell des in einer Kammer hausenden Neffen eine Lektüre ausgesucht hatte und darin mit kritischem Kopfschütteln und jeweiligen Interjektionen bis zum „Gott sei Dank, der Tisch ist gedeckt!“ sich vertiefte. Kant, Jakobi, Fichte und Schleiermacher liefen schon unter — die Bücherstände der Antiquare in den Straßen kannten den eifrigen Rückentitelleser und Käufer. Wurde der Vetter gefragt: „Nun Vetter, wie steht's wieder?“ — „Irrlehren“! hieß es. Jedes Räsonnement, wo nicht sofort Christus ins Treffen rückte, schien ihm auf den Weg gefallen. Die liebste Lektüre blieb ihm die Beckersche „Weltgeschichte“, die Herr Cleanth nicht hatte mit nach Polen nehmen wollen.

Die alle Vierteljahre einmal anlangenden „Briefe aus Warschau“ fielen in ein, nach den Außeneindrücken beurteilt, freudlos und völlig düster gewordenes Jugendleben wie Sonnenstrahlen in einen Regentag. Die Hoffnung auf eine baldige Wiedervereinigung mit dem fernen Freunde wurde nicht erfüllt, auch nicht mehr genährt. Die Familie wurde ostensibel russisch, im stillen polnisch.

Das Abiturientenexamen brachte das möglich beste Zeug-

nis, das gegeben werden konnte. Zum Programm der feierlichen Entlassung gehörte eine lateinische Rede über eine übliche Aktusphrase: Das Studium des Altertums in seinem wohltuenden Einfluß auf die Sitten. Wieviel Beispiele hätten dem pathetischen Redner entgegengehalten werden können vom absoluten Gegenteil, vom erbärmlichsten Charakter der größten Altertumsforscher! Nur allein der dem gefeierten Cicero fast gleichgeachtete Muretus[1], der Verherrlicher der Bartholomäusnacht, brauchte genannt zu werden und die vielen Schwächlinge, Abenteurer, Betrüger unter den späteren Humanisten! Aber die Suada floß, und die Perioden hatten ihr ciceronianisches esse videatur. Der Singchor unsres großen Freimaurer- und Liedertafelmeisters gab vor- und nachher Sätze aus Cherubinis Requiem mit einer Präzision, an welcher der engere Rat der Singakademie seine Freude gehabt haben würde. Auch einige Prämien wurden ausgeteilt. Schließlich trat die hagere Gestalt des Rektors auf und gab mit dem ihm eigenen hochliegenden Nasalton seiner Rede das Bukett des Frühlingsvormittags, wo schon draußen die an den Straßenecken ausgebotenen Veilchen dufteten und auf dem Gendarmenmarkt die Hyazinthentöpfe blühten. Der Sprecher gab Paränesen[2] an die aus der Anstalt Scheidenden, Danksagungen an die hohen Behörden, sowohl an die der Stadt wie an die des Ministeriums, unter denen Johannes Schulze[3], Süvern[4], Nicolovius nicht fehlten.

„Frei ist der Bursch! Halle soll leben!" Ach, wie so gern hätte der junge Fuchs, der am Tage darauf seinen ersten Kommers feierte, den Vers des Rundgesanges wahrmachen mögen. Aber die Losung blieb Berlin, die Fortsetzung der Abhängigkeit

---

[1] Marc Antoine Muret, latinisiert Muretus (1526—85), französischer Humanist, geschätzt wegen des klassischen Lateins seiner Reden. — [2] „Ermahnungen", gute Lehren. — [3] Johannes Schulze (1786—1869), verdienter preußischer Schulmann, wurde 1818 als vortragender Rat ins Ministerium Altenstein berufen, wo er die Angelegenheiten des höheren Schulwesens zu versehen hatte; 1849 wurde er zum Mitdirektor der Unterrichtsabteilung ernannt. — [4] Johann Wilhelm Süvern (1775—1829) war seit 1817 Mitdirektor des neubegründeten Ministeriums für Kultus und öffentlichen Unterricht. Neben Georg Heinrich Nicolovius (1767—1839) hat er den wesentlichsten Anteil an der Umgestaltung des preußischen Volksschulwesens im Geiste Pestalozzis und des höheren Schulwesens im neuhumanistischen Sinn.

von einer immer mehr gesteigerten Reizbarkeit des Hauses, die Fortsetzung jenes Wegwanderns, um lateinische und griechische Elemente zu lehren, deren immer präzise Beherrschung schon in den Hintergrund treten mußte im Gemüt des jungen Lehrers, der für den Zwiespalt seiner Stimmungen, die ihn halb zur schönen Literatur, halb zur Philologie zogen, vergebens nach Vermittelung rang. Vorläufig bot die alte Götterlehre und deren neuere wissenschaftliche Behandlung eine solche. Die Berliner philosophische Fakultät hatte eine Abhandlung über die Schicksalsgottheiten der Alten verlangt. Mit Eifer fiel der Neuling auf das nach allen Seiten hin anregende Thema, dem dann die erste akademische Sommerlust und die Wintermorgenstunden von 6—8, die Abendstunden von 9—12 geopfert wurden. In diesem Thema trafen beide Interessen, die im Gemüt lebten, der künftige Lehrberuf und die gesteigerte Leidenschaft für Dichten und Denken wie in einem Brennpunkte zusammen. Die anregendsten Werke mußten studiert werden, Schlegels „Weisheit der Indier", Windischmann[1], viele Ausläufer der Naturphilosophie. Mit Schelling war man immer wieder dem „Marcos" und „Jon" und den Weimarer Klassikern nahe. Den Alten, Sophokles, Äschylos, ohnehin. Das nächste war, des „unerbittlichen Schicksals" wegen, dem selbst die Götter sich zu beugen hatten, gleich den ganzen Homer mit der Feder in der Hand durchzulesen. Die Theologie schien zu kurz zu kommen. Aber der Muß-Theologe belegte auch seine theologischen Collegia. Überraschend war ihm, als ihm Schleiermacher seine Nummer für die „Einleitung ins Neue Testament" gab, die lange, brennende Tabakspfeife, fast so lang wie der kleine große Mann selbst, die er am Stehpult arbeitend rauchte. Ein näheres Fragen: Wer oder Woher? Wohin? Wie und wodurch? wurde nicht gestellt, nur die Nummer im Auditorium gegeben und der Termin angezeigt. Mehr gesprochen als: „Am achtundzwanzigsten fange ich an!" hätte die Pfeife ausgehen lassen.

[1] Friedrich Heinrich Windischmann (1811—61), katholischer Theolog, veröffentlichte mehrere für ihre Zeit maßgebende Arbeiten auf dem Gebiete der indischen und iranischen Forschung.

Woher und Wohin? Im Innern sah es chaotisch genug aus. Die Zeit war hochtheologisch. „Wissen und Glaube" — darüber drängte sich Buch auf Buch. Homer und die Parzen und Wolfgang Menzels „Literaturblatt" hinderten nicht, daß der theologische Noviz sich sogar auf die Kanzel schwang und predigte. Das geschah schon im Herbst 1829 im Dorfe Weißensee bei Berlin. Was an dieser Begebenheit komisch war — und dessen war genug — findet sich in meinem Roman „Blasedow und seine Söhne", Bd. 1, Kapitel 8, wiedererzählt. („Gesammelte Werke", Bd. 6.)



Anmerkungen des Herausgebers.

Die rote Mütze und die Kapuze (S. 7—75).

Zugrunde gelegt wurde:

RM = Die | rothe Mütze | und | die Kapuze. | Zum Verständnis | des | Görres'schen Athanasius. | Von | Karl Gutzkow. | Hamburg; | bei Hoffmann & Campe | 1838. | [140 S. 8°.]

Verglichen wurde:

W = Gesammelte Werke. Zweite, wohlfeile Ausgabe. Erste Serie (Jena o. J. [1872—76]), Bd. 10: Zur | Geschichte unserer Zeit. | Von Karl Gutzkow. | Zweite Auflage. | Jena, | Hermann Costenoble. | Verlagsbuchhandlung. | [o. J., VI u. 390 S. 8°.] Enthält S. 73—132: Die rote Mütze und die Kapuze.

S. 10, Z. 11. Vgl. „Telegraph“, Jahrg. 1838, Nr. 5, 6, 13, 15 und 16.

Z. 12. Vgl. „Telegraph“, Jahrg. 1838, Nr. 87, 88, 91, 92, 99 und 100.

Z. 21. „Die rote Mütze und die Kapuze“ wurde am 30. Januar 1840 in Preußen konfisziert; vgl. Ludwig Geiger, Das Junge Deutschland und die preußische Zensur, S. 202 (Berlin 1900).

Z. 32. Vgl. „Athanasius“, S. XXXIII ff. (4. Aufl., Regensburg 1838).

S. 12, Z. 16. In der indischen Mythologie wurde der Lingam, das stehende männliche Glied, als Symbol der Zeugungskraft göttlich verehrt; ebenso genoß die Yoni, eigentlich das weibliche Geschlechtsorgan, als Symbol des Mutterschoßes der Natur von den Anbetern des weiblichen Prinzips göttliche Verehrung.

Z. 17. Die altindische Kosmologie dachte sich die Welt aus dem Ei des Brahman entstanden. Die Urweltschlange Ananta trug die Welt und war zugleich der Sitz des höchsten Gottes Vischnu.

S. 17, Z. 9. in] im *RM W*.

S. 25, Z. 31. was der Mensch will *RM*; wir ergänzen im Anschluß an *W*: dazu machen.

S. 29, Z. 3. als ist aus *W* ergänzt.

S. 32, Z. 26. in die Art *RM*; wir folgen *W*.

S. 37, Z. 11 f. Auf Grund dieser verjährten alten Dienste *W*.

S. 38, Z. 20 bis S. 39, Z. 11. Fehlt in *W*.

S. 43, Z. 30. *W* hat dazu die Fußnote: Spätere Anmerkung. Wie beim Staat der Sozialisten!

S. 44, Z. 10. *W* ergänzt noch: das fünfte seine Geltung nach außen.

S. 54, Z. 37. alte *W* alle *RM*.

S. 64, Z. 4. Dazu gibt *W* die Fußnote: Ich erinnere an das 7. Kapitel des III. Buches meines „Zauberer von Rom".

S. 65, Z. 32. denen] deren *RM*; wir folgen *W*.

S. 68, Z. 30. Was *RM*; wir folgen *W*.

Z. 35. Dazu gibt *W* die Fußnote: Spätere Anmerkung. Noch 8 Jahre dauerte es, bis der „Vereinigte Landtag" einen Abschlag auf Erfüllung dieses Versprechens, ständische Vertretung, brachte.

S. 75, Z. 28 und 30. Im „Faust" lauten die von Gutzkow arg entstellten Zeilen:

Aber die Sonne duldet kein Weißes, . . .
Alles will sie mit Farben beleben.

Ansprache an die Berliner (S. 76—86).

Zugrunde gelegt wurde:

W = Gesammelte Werke. Zweite, wohlfeile Ausgabe. Erste Serie (Jena o. J. [1872—76]), Bd. 10: Zur | Geschichte unserer Zeit. | Von | Karl Gutzkow. | Zweite Auflage. | Jena, | Hermann Costenoble. | Verlagsbuchhandlung. | [o. J., VI u. 390 S. 8°.] Enthält S. 190—199: Ansprache an die Berliner.

Verglichen wurde:

A = Ansprache | an | das Volk. | Von | K. G. | Berlin 1848. | Julius Springer | Breitestraße Nr. 20 | [14 S. 8°.]

S. 77, Z. 16. Vgl. Bd. 4 dieser Ausgabe, S. 394, Z. 4 ff.

S. 80, Z. 6. ein ist aus *A* ergänzt.

Charakteristiken (S. 87—150).

Zugrunde gelegt wurde:

W = Gesammelte Werke. Zweite, wohlfeile Ausgabe. Erste Serie. (Jena o. J. [1872—76]), Bd. 9: Oeffentliche Charaktere. | Von | Karl Gutzkow. | Dritte Auflage. | Jena, | Hermann Costenoble. | Verlagsbuchhandlung. | [o. J., 460 S. 8°.]

Verglichen wurde:

O = die bei den einzelnen Aufsätzen näher angegebene Originalfassung der verschiedenen Charakteristiken.

S. 89, Z. 7. Vgl. Bd. 4 dieser Ausgabe: S. 165, Z. 9ff.; S. 181, Z. 7ff.; S. 340, Z. 23ff.

S. 91. **Schleiermacher.** *O* in der „Allgemeinen Zeitung", „Außerordentliche Beilage", Jahrg. 1834, Nr. 77, S. 305f. (Sonntag, den 23. Februar 1834).

S. 98. **Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz.** Der Aufsatz besteht aus drei Teilen, die ursprünglich getrennt veröffentlicht worden waren. Den Abschnitt von S. 98 dieses Bandes, Z. 3 bis S. 103, Z. 37 entnahm Gutzkow aus „Vergangenheit und Gegenwart" im „Jahrbuch der Literatur" (Hamburg 1839); vgl. die Anmerkung zu S. 171 dieses Bandes, Z. 20. Der Abschnitt von S. 104 dieses Bandes, Z. 1 bis S. 109, Z. 28 erschien zuerst im „Literaturblatt" zum „Phönix, Frühlingszeitung für Deutschland", Jahrg. 1835, Nr. 8 (Mittwoch, den 25. Februar) und hat dort den Titel „Cypressen für Karoline Stieglitz". Der Rest war ursprünglich für die „Deutsche Revue" bestimmt; vgl. „Bibliographisches Repertorium", Bd. 3: „Die Zeitschriften des Jungen Deutschlands", herausg. von H. H. Houben, Sp. 448 (Berlin 1906).

S. 104, Z. 1ff. Im „Literaturblatt zum Phönix" hat dieser Abschnitt folgende temperamentvolle Einleitung: Heraus aus deinem Schneckenhause, du deutscher Gallert, Volk genannt! Heraus aus deinen ohnmächtigen Zweideutigkeiten, du lederhäutiger Eunuch! Was wollt ihr mit Moral, mit dem Stolz auf eure gesunde, rotbäckige, lächelnde Vernunft? Wie weit kommt ihr mit eurem Achselzucken, eurer Prüderie und eurer sittlichen Trägheit, die sich gern auf die großen Fragen der Weltgeschichte streckt und sich damit brüstet, die kleinste Pfeife der großen Orgel zu sein? Eure Grundsätze sind morsch geworden, da ihr sie nicht in den Boden der Geschichte mit brennenden Spitzen eingepfählt habt. Zitternd müßt ihr fühlen, daß ihr bei dem ewigen Sichhingeben, gleichviel ob an die Ordnung der Dinge, wie sie ist, oder wie sie verändert werden soll, recht klein, zusammengeschrumpft, unbedeutend und nichts als eine Zahl zu andern Tausenden geworden seid! Ihr erschreckt, daß es noch Menschen gibt, welche den innern Prozeß der Seele durchmachen; die mit blutigem Schweiße daran arbeiten, in den Geheimnissen des Geistes ein Gebäude aufzubauen, und sich lieber unter seinen Trümmern begraben, als daß sie die Welt so hinnähmen, wie sie auf der Straße, in der Schule, in der Kirche, in der Konversation euch geboten wird!

Z. 5f. unsterbliches Seitenstück *O*. — Es ist überhaupt bemerkenswert, wie Gutzkow in diesem Aufsatz mehrfach Stellen, die im „Phönix" einen stärkeren Gefühlston tragen, in *W* abgeschwächt hat; z. B. Z. 28: Frau] das hehre Weib *O*; S. 105, Z. 6: ein anderes Ideal] das höchste Ideal *O*; S. 106, Z. 3: göttlicher Wille *O*; S. 107, Z. 18 hinter Haß: Nicht jener Haß, den wir unglückliche Kinder unsrer Zeit mit einer seltsamen Eiskruste unsrer von Natur weichen Herzen affektieren; S. 108, Z. 32 hinter dachte sie nicht] die stolze Seele *O*.

S. 113. **Ein Besuch bei Bettinen.** *O* im „Telegraphen für Deutschland", Jahrg. 1840, Nr. 12 (Januar).

S. 117. Georg Büchner. *O* im „Frankfurter Telegraphen", Jahrg. 1837, Nr. 42, 43 und 44 (Juni) u. d. T.: „Ein Kind der neuen Zeit." Auch bei diesem Aufsatz hat Gutzkow den warmen Ton des Originals in *W* öfters abgeschwächt.

Z. 3f. Um die Wehmut zu verstehen, die diesen Nachruf . . . durchbebt *O*.

S. 118, Z. 10. Hinter verwandelt ist fügt *O* ein: Mein Herz bebte vor Rührung.

S. 122, Z. 19. *O* schreibt weiter: An dem merkantilischen Titel jedoch: „Dramatische Bilder aus Frankreichs Schreckensherrschaft" bin ich unschuldig. Diesen setzte der Verf. der fortgesetzten Döring'schen Phantasiegemälde darauf. Verklärter Geist, hier wasch ich meine Hände in Unschuld!

Z. 30—32. nehme bis oder fehlt *O*.

S. 122, Z. 32 bis S. 123, Z. 6. Wir bis Samson fehlt *O*.

S. 125, Z. 24. *O* hat hier noch folgenden Zusatz: Ich höre, daß sich in seinem Nachlasse einiges von der Ausarbeitung dieses Stoffes vorgefunden haben soll. Möchte es in fromme Hände gekommen sein, die es durch geordnete Herausgabe zu ehren wissen!

Die „Deutsche Revue", welche von Wienbarg und mir herausgegeben werden sollte, ließ' eine interessante Geschichte ihres Auf- und Unterganges zu. Ich hatte Lust, sie unter dem Titel: „Lebenslauf eines Embryo" herauszugeben, wollte aber diskreter sein, als die noblen Herrn waren, die darin hätten aufgeführt werden müssen. Die Materialien liegen jedoch geordnet dazu da, autographisches Zeug, von welchem bei den Protestationen nur das Unterfutter, welches man plötzlich herauskehrte, sichtbar wurde. G. Büchner sprach dem Unternehmen Mut zu. Er wollte hülfreiche Hand leisten. Seine Motive zu dem Glauben an meinen guten Fortgang sind aber zu persönlich, als daß ich sie wiedergeben könnte. Die auf mich hereinbrechenden Wallstürme machten dem sorglosen Streben für eine Sache, die in ihrem Grunde besser war als ihr öffentlicher Widerschein, ein frühes Ende. Allein auch in Mannheim blieb Georg Büchner dem Freunde treu. Seine Besorgnis irrte um die Haft, welche ihn [Gutzkow] traf, wie eine Braut umher. Er [Büchner] wandte List über List an, um ihm zu raten und gleichsam aus der Ferne mit einem Tuche zu winken. Er kannte die Lokalität und schilderte sie mit einer Einbildungskraft, als wär' er selbst zugegen. Wär' ich seinem ängstlichen Mißtrauen gefolgt, so würd' ich ihm, dem frühvollendeten, vielleicht mit eigener Hand Züricher Erde als frommen, leidtragenden Tribut der Freundschaft auf seinen Sarg nachgeworfen haben.

Eine Abschrift der Lenzfragmente erhielt Gutzkow bald darauf von der Verlobten Büchners, Minna Jäglé; vgl. S. 129 dieses Bandes, Z. 1ff.

S. 126, Z. 14 bis S. 127, Z. 8. Von Es zeigt bis erleben kann fehlt *O*.

S. 129, Z. 1ff. Dieser Schluß fehlt *O*.

S. 130. Tzschoppe. *O* im „Telegraphen für Deutschland", Jahrgang 1842, Nr. 170 (Oktober), u. d. T.: „Tzschoppe, ein Beitrag zur Seelenkunde."

S. 130, Z. 7. Hinter Berlin schaltet *O* ein: Sonderbare Umkehr der Zeiten! Vor einem Jahr wurde dieser rührige Staatsdiener von dem jetzigen Könige pensioniert und ist seitdem, wie Zeitungen berichten, im Zustande einer völligen Geistesauflösung verstorben! Noch mehr! Man macht keiner Zeitschrift mehr ein Verbrechen daraus, wenn sie die vertrauliche Mitteilung bringt, daß Herr von Tzschoppe schon vor Jahren, als er noch in voller Amtstätigkeit wirkte, bedenkliche Spuren von Wahnsinn zeigte. Wir benutzen diesen erfreulichen Fortschritt des freien Wortes und teilen Erinnerungen an diesen Staatsdiener mit, die wir leider nur aus eigner bitterer Erfahrung schöpfen können.

S. 131, Z. 4. Hinter besuchen fügt *O* hinzu: Blutige Tränen weinte mein innerster Mensch.

Z. 8. ich lächelte schmerzlich *O*.

Z. 9. bat Gott mit einem Blick gen Himmel *O*.

S. 133, Z. 24. *O* fährt fort: Wo man hinblickt, sieht man noch die Spuren jenes unglücklichen Systems, durch welches Herr von Tzschoppe seit 1830 die Wissenschaft und Kunst in ihren freiesten und notwendigsten Entwickelungen von Berlin und Preußen exiliert hat. Daß sich der Ursprung jenes Systems in das offene Geständnis des Wahnsinns auflösen mußte, ist wahrlich für den preußischen Staat eine so demütigende Beschämung, daß man sich beeilen sollte, die vielen damals gekränkten Interessen wiederherzustellen und das Verschuldete durch herzliches Vertrauen und wohlwollende Reue wiedergutzumachen.

S. 134. **Karl Immermann in Hamburg.** *O* im „Telegraphen für Deutschland", Jahrg. 1840, Nr. 153 und 154 (September).

S. 135, Z. 1. Augen ab *W*; wir folgen *O*.

S. 136, Z. 29. Vgl. Bd. 2 dieser Ausgabe, S. 471, Anmerkung zu S. 192, Z. 5.

S. 138, Z. 32. einen Schatz *W*; wir folgen *O*.

S. 141, Z. 15. eigne ist aus *O* ergänzt.

S. 143, Z. 6, 11, 17 und 19. *O* hat statt der Namen Sternchen. Z. 17 schaltet *O* hinter aus Unglaubliche ein: Mundt mag ich nicht! Es ist deshalb zu erwägen, ob Gutzkow nicht Z. 19 statt Mundt Laube an die Stelle der Sternchen in *O* hätte setzen müssen.

S. 145. **David Friedrich Strauß.** *O* im „Telegraphen für Deutschland", Jahrg. 1840, Nr. 202 (Dezember) u. d. T.: „Dr. Strauß."

Vergangenheit und Gegenwart (S. 151—210).

Zugrunde gelegt wurde:

O = Jahrbuch | der | Literatur. | Erster Jahrgang. | 1839. | Mit H. Heines Bildnis. | Hamburg, | Hoffmann & Campe. | 1839. | [VI u. 362 S. 8°.] Enthält S. 1—110: Vergangenheit und Gegenwart.

S. 157, Z. 21. durchzustöbern] durchzustören *O*.

S. 162, Z. 3. Vgl. dazu auch Bd. 4 dieser Ausgabe, S. 183, Z. 23. Z. 37. Anblick] Augenblick *O* (wohl Druckfehler).

S. 164, Z. 11. memoirenartig] memorienartig *O* (vermutlich Druckfehler).

S. 166, Z. 4 f. konnten] kannten *O*; wir korrigieren.

S. 171, Z. 20. Die Lyriker. Vor diesem Abschnitt stand ursprünglich der erste Teil des Aufsatzes über „Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz“; vgl. S. 98 dieses Bandes, Z. 3 bis S. 103, Z. 37.

S. 176, Z. 23. nicht ist von uns ergänzt.

S. 183, Z. 4. Vgl. dazu Bd. 4 dieser Ausgabe, S. 431. (Anmerkung zu S. 178, Z. 18.)

S. 206, Z. 11. Über König vgl. auch Bd. 4 dieser Ausgabe: S. 63, Z. 24 ff.; S. 66, Z. 8 ff.; S. 197, Z. 18 ff.; S. 203, Z. 26 ff.

S. 210, Z. 16. Über Alexander Jung und seine „Briefe über die deutsche Literatur“ (Hamburg 1837) vgl. Bd. 4 dieser Ausgabe, S. 193, Z. 35 ff.

Aus der Knabenzeit (S. 211—470).

Zugrunde gelegt wurde:

W = Gesammelte Werke. Zweite, wohlfeile Ausgabe. Erste Serie (Jena o. J. [1872—76]), Bd. 1: Aus der Knabenzeit. | [Wechselnde Stimmung in Liedern und Epigrammen. | Hamlet in Wittenberg. — Winterphantasieen. | Was sich der Buchladen erzählt. |] Von | Karl Gutzkow. | Jena, | Hermann Costenoble. | Verlagsbuchhandlung. | [o. J., 424 S. 8°.] Enthält S. 1—248: Aus der Knabenzeit.

Verglichen wurde:

K = Aus der Knabenzeit. | Von | Karl Gutzkow. | [Motto: „Wer die Menschen nicht in ihren | niedrigen Sphären erkannt hat, der be- | greift sie nimmer in ihren Höhen.“ | Bogumil Goltz. |] Frankfurt am Main. | Literarische Anstalt. | (J. Rütten.) | 1852. | [XII u. 305 S. 8°.]

In *K* fehlt der ganze Abschnitt „1821—1829“ (vgl. S. 411—470 dieses Bandes). Der gemeinsame Teil zeigt in *W* eine unübersehbare Fülle unwesentlicher stilistischer Änderungen sowie kleiner Streichungen und Erweiterungen; wir mußten darauf verzichten, alle diese Abweichungen hier zu verzeichnen.

S. 214, Z. 17. Vgl. Hebbel, Sämtliche Werke, historisch-kritische Ausgabe, besorgt von Richard Maria Werner, Abt. III, Briefe, Bd. 5 (Berlin 1906), Brief Nr. 525.

S. 223, Z. 18. ein ist aus *K* ergänzt.

S. 234, Z. 12. Vgl. über Meidinger auch Bd. 4 dieser Ausgabe, S. 205, Z. 28ff.

S. 247, Z. 11. halb ist aus *K* ergänzt.

S. 254, Z. 16. zum Kampfe *W*; wir folgen *K*.

S. 280, Z. 32. Der Verkehr erfolgt heute vom Lehrter Bahnhof aus. Das Gebäude des hier gemeinten Hamburger Bahnhofs enthält seit 1906 das kgl. Verkehrs- und Baumuseum.

S. 283, Z. 1ff. In *K* werden beide Episoden von Langheinrich erzählt.

S. 284, Z. 8ff. Wird in *K* von Richter erzählt.

S. 285, Z. 5ff. Wird in *K* von Langheinrich erzählt.

S. 295, Z. 20. Bauerjungen *W*; wir folgen *K*, desgleichen S. 296, Z. 11: Bauern statt Bauer.

S. 386, Z. 27. markiert] *W* und *K* schreiben maskiert.

S. 470, Z. 10. Muß heißen: Bd. 5, S. 78—84.

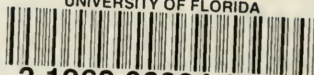


Inhalt.

[Ein Namen- und Sachregister zu „Vergangenheit und Gegenwart" und „Aus der Knabenzeit" befindet sich am Ende des 4. Bandes dieser Ausgabe.]



Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.


UNIVERSITY OF FLORIDA
3 1262 08224 023 4